ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER
DIRECTOR D. REALSCHULE Z. HEIL. GEIST
ZU BRESLAU

UND

DR. JULIUS ZACHER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT
ZU HALLE

ERSTER BAND

HALLE

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES

1869

VERZEICHNIS DER MITARBEITER
welche beiträge zum ersten bande geliefert haben.

Prof. dr. Aug. Anschütz in Halle.
Gymnasiallehrer dr. Ludw. Bossler in Gera.
Dr. Berthold Delbrück in Halle.
Gymnasiallehrer dr. Osk. Erdmann in Graudenz.
Gymnasiallehrer dr. Ge. Gerland in Magdeburg.
Dr. Moriz Heyne in Halle.
Prof. dr. Rud. Hildebrand in Leipzig.
Director dr. Ernst Höpfner in Breslau.
Oberlehrer dr. Oskar Jaenicke in Wriezen.
Prof. dr. C. Fr. Koch in Eisenach.
Bibliothekar dr. Reinhold Köhler in Weimar.
Prof. dr. Adalbert Kuhn in Berlin.
Staatsrath dr. Leverkus in Oldenburg.
Oberlehrer dr. Aug. Lübben in Oldenburg.
Prof. dr. Ernst Martin in Freiburg.
Prof. dr. Konr. Maurer in München.
Dr. Elard Hugo Meyer, lehrer an der handelsschule in Bremen.
Prof. dr. Leo Meyer in Dorpat.
Prof. dr. Theodor Möbius in Kiel.
Dr. Max Rieger in Giessen.
Prof. dr. Ernst Ludw. Rochholz in Aarau.
Prof. dr. Heinr. Rückert in Breslau.
Prof. dr. Rich. Schröder in Bonn.
Prof. dr. Wilhelm Wackernagel in Basel.
Prof. dr. Karl Weinhold in Kiel.
F. Woeste in Iserlohn.
Prof. dr. Julius Zacher in Halle.

INHALT.

DIE DEUTSCHE LAUTVERSCHIEBUNG.

Das problem der deutschen lautverschiebung ist noch nicht vollständig befriedigend gelöst. Noch neuerdings äussert sich darüber einer unserer scharfsinnigsten sprachforscher W. D. Whitney folgendermassen: the phenomenon is perhaps the strangest and most puzzling of all those of its kind which the study of language has hitherto brought to light, and not one of the various explanations offered for it is satisfying to the mind. (North American Review April 1865.)

Auch in diesem aufsatz wird nicht eine befriedigende erklärung der gesammten erscheinung beabsichtigt, sondern nur versucht, bei einem teile des gebietes der lautverschiebung das sichere vom unsicheren zu scheiden. Das verhältnis der hochdeutschen laute zu den urdeutschen soll ununtersucht bleiben, mithin nur die sogenannte erste lautverschiebung behandelt werden.

In der ersten lautverschiebung nun ist nicht — wie die sache bisweilen unklar dargestellt wird — ein verhältnis der urdeutschen laute zu denen der verwanten sprachen ausgedrückt, (welche sprachen selbst sich oft nicht weniger als das deutsche vom ursprünglichen entfernt haben,) sondern ein verhältnis der urdeutschen mutae zu denen der indogermanischen ursprache, aus welchen die deutschen ebenso wie die der verwanten sprachen entstanden sind. Man muss also, ehe man an die untersuchung der lautverschiebung gehen kann, constatieren, welche mutae denn diese ursprache hatte. Unter ursprache aber wird hier verstanden derjenige sprachzustand, welcher der ersten trennung der indogermanischen sprachen unmittelbar vorhergieng. Da ist es nun bis jetzt niemand eingefallen zu läugnen, dass die ursprache in dieser periode besass: k g t d p. (Wegen des b siehe unten.) Ob sie auch aspiraten gehabt habe, ist gegenstand der controverse gewesen. Man hat ihr entweder alle aspiraten abgesprochen, oder nur die weichen gh dh bh zugestanden, oder endlich weiche und harte: gh dh bh und kh th ph. Die ganze frage ist, nachdem G. Curtius in dem bekannten aufsatze „Die aspiraten der indogermanischen sprachen“ in Kuhns Zeitschrift 2, 321 flgd.

den grund gelegt hat, von Grassmann, ebenda 12, 81 flgd., scharf und umfassend behandelt worden, so dass wir unsere leser auf diesen aufsatz verweisen können. Nach seinen ermittelungen ist unzweifelhaft, dass vor der sprachtrennung die weichen aspiraten gh dh bh existierten. Nach Grassmanns sehr wahrscheinlicher hypothese hätte es auch tenues aspiratae, wenngleich in beschränkter anzal gegeben.

Wir gestatten dieser letzteren anschauung noch keinen bestimmenden einfluss auf die anordnung unseres aufsatzes, bemerken aber, dass wenn sie sich weiter bestätigte, sie die im folgenden vorgetragenen ansichten von der entstehung der lautverschiebung nur unterstützen würde.

Aus diesen mutis der ursprache k g gh, t d dh, p b(?) bh, haben sich also die entsprechenden deutschen laute entwickelt, welche in der allen deutschen dialecten zu grunde liegenden deutschen grundsprache wahrscheinlich lauteten: kh k g, th t d, ph p b, und im gotischen lauten: h k g, þ t d, f p b.

Wir beginnen mit den ursprünglichen weichen aspiraten, lassen dann die tenues folgen, und schliessen mit den mediae.

I. Mediae aspiratae.

Die mediae aspiratae der ursprache sind im altindischen (mit ganz geringen ausnahmen) entweder geblieben was sie waren, oder zu h verdünnt, im altbactrischen entweder geblieben, oder mediae (oder weiche spiranten) geworden, im griechischen tenues aspiratae, (einige auch blosse mediae,) im lateinischen f, h, oder mediae, in den slavisch-litauischen sprachen mediae, (oder weiche spiranten,) in den keltischen sprachen mediae, im deutschen mediae. Besonderer beachtung würdig sind die lautveränderungen, welche an solchen wurzeln und wörtern eingetreten sind, die ursprünglich zwei aspiraten hatten. Ueber sie hat Grassmann a. a. o. aufklärungen gegeben, die sich jetzt wol allgemeiner anerkennung erfreuen.

Ein classisches beispil, an dem sich viele dieser verwandlungen zeigen, ist lat. fundus, gr. *πυθμήν*, alts. bodm, altind. budhná. Es muss in der ursprache zwei aspiraten gehabt haben, und hat also vielleicht bhudhna gelautet, obgleich man nicht mit sicherheit sagen kann, ob das u als uralt anzusehen sei. Im altindischen verwandelte sich aus scheu vor der dichten folge zweier asp. das bh in b, im griechischen giengen beide aspiratae regelrecht in ten. asp. über, aus dem vorauszusetzenden phythmēn wurde mit verlust des hauches der ersten asp. pythmēn, im lat. wurde die erste asp. zu f, die zweite zur media, im deutschen beide zu mediae.

Ursprünglich gh = niederdeutsch g.

a) Im anlaut.

Unter den doch so zahlreichen mit g anlautenden gotischen wörtern ist zufällig kein einziges, in dem wir diesem g mit sicherheit ein altindisches gh gegenüberstellen könnten. Leo Meyer in Kuhns ztschrft. 7, 15.

1) gaggan s. unten.

2) gaits ziege, lat. haedus. vgl. Corssen, kritische beiträge zur lateinischen formenlehre, pag. 212. Curtius 183. [1])

3) ahd. gans, altn. gâs, altind. hansá, gr. χήν, lat. anser, russ. gus' gans (u = altem an). Das wort hängt wahrscheinlich zusammen mit ahd. ginên, gr. χαίνω, womit dann wieder got. duginnan verwant ist. vgl. Pauli in Kuhns ztschrft. 14, 97. Pott, beiträge von Kuhn und Schleicher 4, 83. C. 182. Diefenbach, origines europaeae 348.

4) altn. görn f. plur. garnir, eingeweide, altind. hirâ' (aus gharâ), darm, gr. χολάδες, lat. haru in haruspex, lit. zarnà, lett. ſa'rna darm. C. 184. vgl. noch K. Z. 5, 139.

5) gasts gast, russ. gost gast, lat. hostis. Die grundbedeutung ist: der verzehrende. vgl. Corssen, krit. beitr. 217 flgd.

6) ahd. gelo, nhd. gelb, altind. hári, grüngelb, zend zairi, zairina, zairita, gelblich, gr. χλόη, χλωρός, lat. helus. Verwant ist auch gras [und vll. grün (altn. groenn), doch vgl. Kuhn und Schleicher, beiträge 2, 372.] C. 184. ebenso ahd. galla, gr. χόλος etc. C. 185. Max Müller, lect. 2, 215.

7) gistradagis Matth. 6, 30 nach der gew. annahme irrtümlich statt „morgen," altind. hyas gestern (doch vgl. Benfey Sâmaveda Gl. s. v., wonach es auch morgen bedeutet), gr. χθές, lat. heri. Das wort

1) Curtius grundzüge der griechischen etymologie 2. aufl. Leipzig 1865 sind mit C. bezeichnet. Citiert ist nach den seiten. Die übrigen citate stehen in beziehung auf dieses buch, derart, dass die dort angeführte literatur nur bei besonderer veranlassung hier noch einmal notiert ist. Auch die verglichenen sprachformen sind mit rücksicht auf C. gewählt, so dass der leser gut thun wird, die grundzüge jedesmal, wenn sie citiert sind, nachzuschlagen. Das altindische ist transscribiert nach der Brockhaus'schen methode, das zend in der dieser sich anschliessenden von Justi (handbuch der zendsprache, Leipzig 1864). Die russischen wörter sind nicht nach der Schleicherschen art, sondern nach den von Böhtlingk und Wiedemann gemachten „vorschlägen zu einer gleichmässigen umschreibung russischer eigennamen in den schriften der (Petersburger) academie" (Nov. 1860. Bulletin III. pag. 158—175.) transscribiert. Dieses system hat zunächst den vorteil, sich am nächsten an die von mir gewählte transscription des sanskrit und zend anzuschliessen, und den weiteren, mit den zeichen des lateinischen alphabetes auszukommen. Das litauische ist nach Schleichers methode geschrieben (grammatik 1856), das lettische nach Bielenstein, die lettische sprache. Berlin 1863.

muss in idg. zeit mit gh angelautet haben. Eine sichere etymologie fehlt. vergl. Schweizer, K. Z. 3, 390. C. 183.

8) **bi-gitan** finden. gr. χανδάνω, lat. prehendo. Sonstige analogien sind zweifelhaft. C. 179.

9) **gairnei** begehr (gairuni was C. hat, hat sich seitdem als fehlerhafte lesart herausgestellt), altind. har begehren, sich freuen, gr. χαίρω. C. 180.

10) **gramjan** grimmig machen, zend. gram ergrimmt werden, gr. χρόμαδος gebrumm, russ. gremêt' donnern. vgl. Fick, wörterbuch der indogermanischen grundsprache. Göttingen 1868. pag. 68.

11) **grêdus** hunger, russ. golod (aus glad) hunger, altind. gardh gierig sein. Vorauszusetzen ist in der idg. zeit gh und dh. vgl. Grassmann, K. Z. 12, 130.

12) **grêtan** s. unten.

13) **gulþ** gold, altind. híraṇya gold, mit abschwächung von a zu i. Näher steht noch hâṭaka, wenn es nach Ficks sehr wahrscheinlicher vermutung (idg. wört. 66) aus hartaka zu deuten ist; zend zaranya gold, gr. χρυσός für χρυτός (Walter, K. Z. 12, 377.), russ. zlato. Die wurzel ist die von nr. 6. C. 185. vgl. auch Pott, de Lithuano-Borussicae in slav. lettic. ling. principatu. Halis 1837 pag. 64.

14) **guma** mann, lit. zmů, lat. homo, als erdgeborener erklärt C. 180. Eine andere etymologie (von einem idg. ghu verser arroser = altind. hu) versucht Abel Hovelacque, la théorie spécieuse de lautverschiebung. Paris 1868 pag. 9. Die wurzel hu ist sicher erhalten in

15) **giutan** giessen, altind. hu opfer ausgiessen, gr. χυ χέω. Am genauesten entspricht lat. fūd fundo. C. 186. vgl. Aufrecht, K. Z. 14, 268.

b) Im in- und auslaut.

Bekanntlich geht im gotischen bisweilen das inlautende h in g über, so in aigands aus aihands, dessen h durch die etymologie als ursprünglich erwiesen ist. Von diesem in der specialgeschichte des niederdeutschen verlaufenden lautwechsel ist hier nicht die rede, dagegen wird bei besprechung des idg. k noch einmal darauf zurückzukommen sein.

16) **agis** (stamm: agisa) angst, ôg ich bin erschrocken. Bis auf die nasalierung und das suffix a identisch mit altind. ánhas, griech. ἄχος, lat. vll. angus-tus; grundform mit gh. C. 174, wo aber das folgende mit unter dieser nummer behandelt ist. Ebel, beitr. 2, 173.

17) **aggvus** eng. Identisch mit altind. aṅhús, als adj. eng, als subst. enge, drangsal; griech. ἐγγύς mit unregelmässigem verlust der aspiration, während das deutsche regelmässig ist; russ. uzki eng, mit u für an, C. 174. vgl. auch zu 16 und 17 für das keltische: beiträge 2, 159.

18) arg mit urdeutschem g (siehe Grimm s. v.), altind. ṛghây (ṛi = ar) zittern, beben. „arg bedeutet wol eigentlich bebend, sei es nun vor eifer oder aus furcht;“ H. Schweizer, K. Z. 6, 452.

19) bairgan bergen, ksl. bregú ich berge, gr. φραγ in φράσσω einschliessen, altind. barh feist machen, kräftigen, stärken, verstärken, pari-barh umfangen, umschliessen, munire, zend barez wachsen. Die grundbedeutung, woraus sich alle gebrauchsweisen leicht ergeben, ist: dick sein (zend: dick werden). Daran schliesst sich im deutschen am nächsten got. bairgahei, nhd. berg. Auch baurgs gehört wol dazu. Die formen erklären sich vollständig, wenn man in der urgestalt des wortes zwei weiche aspiraten annimmt, die im deutschen regelrecht beide zu mediae geworden sind, in den übrigen sprachen die bekannten wandelungen erfahren haben. vgl. auch C. 272.

20) ags. bôg bug, altind. bâhú arm, vorderarm, gr. πῆχυς, zend. bâzu arm. Das wort der idg. urspr. hatte vorn bh, in der zweiten silbe gh. C. 177.

21) biugan biegen, altind. bhuj biegen, bhugna gebogen, gr. φεύγω, lat. fugio, russ. bêgu ich fliehe. Um der gotischen doppelten media willen schliesst Grassmann auf ursprüngliche doppelte media aspirata. C. 172. Darf man demnach als urwurzel bhugh ansetzen, so wäre eine verwantschaft mit der vorigen (bhagh) wol denkbar.

22) deigan kneten, altind. dih verstreichen, bestreichen, verkitten, salben, gr. θιγγάνω, in abgeblasster bedeutung, berühren, lat. fingere. Die grundform hatte zwei asp. C. 166. τεῖχος und deich vermitteln sich durch zend diz aufwerfen, bedecken.

23) alts. bedriogan verlocken, betrügen, altind. druh, zend druj trügen, schädigen, kelt. drog. Ebel, beitr. 2, 169. Die ursprüngliche wurzelform hatte unzweifelhaft 2 aspiraten (Grassmann, K. Z. 12, 126). Kuhn 1, 179 flgd. bringt dazu noch griech. θέλγω und liugan lügen (russ. lgat' lügen), mit abfall des d, und l für r. Beide vorgänge sind wol denkbar. vgl. laggs.

24) dugan s. nr. 44.

25) altn. hryggr rücken, gr. ῥάχις, wahrsch. aus κράχις. C. 314, wo auch die bedenken gegen diese einzeln stehende deutung angegeben sind.

26) ahd. igil mit unverschobenem g, griech. ἐχῖνος, russ. iój. C. 176.

27) laggs lang. C. 167 stellt laggs mit lat. longus und gr. λογγάζω zaudern zusammen, und vermutet einen weiteren zusammenhang mit wörtern wie langueo, lañjâ etc., deren wurzelauslaut entschieden eine media ist; laggs aber verlangt in den übrigen sprachen parallelen mit gh. Eine

wurzel mit gh findet sich in dem längst verglichenen altind. dîrghá lang. dîrghá führt nach altindischen lautgesetzen auf eine wurzel dargh oder dragh, der wir die bedeutung „sich in die länge ziehen" beilegen müssen. Mit ihr ist offenbar verwant dhraj hingleiten, streichen, ziehen (vom winde, vögeln etc.) dragh und dhraj lassen sich vereinigen zu einer wurzel mit zwei aspiraten dhragh (vgl. auch Grassmann, K. Z. 12, 127). Von dhragh oder dhargh mit suffix a ist gebildet dîrghá, zend daregha, gr. δολιχός, russ. dolgi, lit. ilgàs, lett. ilgi; mit dem suffix -na ist gebildet altpersisch drañga und got. lagga, beide mit rücktritt des suff. nasals in den stamm des wortes, und das gotische mit abfall des d. Mit derselben wurzel ist auch dragan zu vereinigen, dessen bedeutung keine schwierigkeiten macht. Die zusammenstellung mit lat. trahere kann aufrecht erhalten werden, wenn man annimmt, dass trahere aus drahere (älter dhrah) entstanden sei, weil dr eine im lat. sehr unbeliebte anlautsgruppe ist (Kuhn Z. 7, 62).

28) ligan liegen, ligrs lager, gr. λέχος, russ. liágu ich werde liegen. C. 177. Wenn man bei ligrs und λέχος die bedeutung „beilager" als die ursprüngliche ansehen darf, so wäre altind. lañghana beischlaf zu vergleichen, von lañgh springen, bespringen. Mit diesem lañgh hat A. Fick, Orient und Occident 3, 379, liugan heiraten zusammengebracht. Doch macht der vocal schwierigkeiten. vgl. auch beitr. 2, 112.

29) leihts leicht (für leigt wegen des t), altind. laghú (raghú), gr. ἐλαχύς, lat. levis, lit. lèngvas, russ. liógki leicht. C. 175.

30) bilaigôn, altind. rih und lih lecken, lingo aus linghuo, gr. λείχω, russ. lizat', keltisch lígim (lingo); beitr. 2, 161. C. 177.

31) mag ich kann, russ. mogú ich kann. Das oft citierte altindische verbum mah crescere existirt nicht, sondern mah heisst, wie man jetzt aus BR.[1]) sehen kann: ergötzen, erfreuen, beleben. Dagegen lassen allerdings die adjectiva máh, mahá, mahánt, mahâ', máhi, mahín gross, und die subst. mahán, máhas, mahitvá, mahitvaná, mahimán, zend maz gross, mazañt gross etc. auf eine wurzel mah gross sein schliessen, wozu mag und mahts gehören; ob magus, ist zweifelhaft. C. 299.

32) ahd. nagal mit urd. g., gr. ὄνυξ, lat. unguis, lit. nágas, lett. nags nagel. Im altind. nakhá ist das kh höchst wahrscheinlich aus gh entstanden. Grassman, K. Z. 12, 85.

33) ragin rat, ragineis ratgeber, raginôn statthalter sein, stellt Curtius, wie mir scheint mit recht, zu altind. arh wert sein, zend arez verdienen, wert sein, gr. ἄρχω. C. 173.

1) Sanskrit-wörterbuch von Böhtlingk und Roth.

34) rign regen, höchst wahrscheinlich aus vrign, worauf griech. βρέχω aus Ϝρέχω führt, lat. rigare. C. 174.

35) sigis sieg ist bis auf den übergang in die a-declination identisch mit altind. sáhas kraft, (sah besiegen), zend hazanh gewalt, raub. Aufrecht, K. Z. 1, 355.

36) steigan steigen, altind. stigh (noch unbelegt, aber durch die verwanten sprachen sicher gestellt), gr. στείχω, lett stigga fussweg. C. 178.

37) tuggô zunge. Die vergleichung mit altlat. dingua ist alt. Im altindischen heisst jihvâ' zunge. Dieses könnte aus dighvâ entstanden sein, wie Leo Meyer O. u. O. 1, 620 andeutet (z. b. jyut = dyut glänzen, jihmá schief, schräge, aus dihmá, und dieses aus dahma = δοχμό Ilias 12, 148). Aber dem scheint zend hizu zunge zu widersprechen, das zwar selbst in seiner bildung nicht ganz klar ist, aber mit einem vorauszusetzenden dighvâ sich auf keinen fall vereinigen lässt. Es scheint vielmehr nebst dem altindischen jihvâ von hvâ, hu rufen, zu stammen. So bleibt also nur die vergleichung von tuggo mit dingua dessen g aus gh entstanden sein muss. Uebrigens macht selbst hierbei noch got. u = lat. i schwierigkeit. Die etymologie von tuggô ist mithin sehr unsicher. vgl. Lottner, Z. K. 7, 185. Ebel, beitr. 2, 168 und Lottner, ebenda pag. 115 anm.

38) þragjan s. unten.

39) gavigan bewegen, vigs weg, altind. vah vehere, griech. ὀχέομαι, lat. veho. C. 175.

Unregelmässigkeiten in der verschiebung des gh sind mit sicherheit nicht nachzuweisen. Zwar entspricht dem altind. ahám ich das got. ik, dem altindischen mahánt gross das got. mikils, dem altind. hánu das got. kinnus, also scheinbar dem ursprünglichen gh ein got. k. Aber dass diese wörter keine unzweifelhaften ausnahmen begründen, hat Lottner in seinem gehaltreichen aufsatz „Die ausnahmen der ersten lautverschiebung," K. Z. 11, 161 flgd., auf seite 177 nachgewiesen.

Ursprünglich dh = niederdeutsch d.

a) im anlaut.

40) daddjan säugen, altind. dhâ trinken saugen, dhâtrî amme, gr. θῆσθαι, russ. doit' milch geben. C. 227.

41) dars ich wage, altind. dharsh wagen, zend daresh wagen, griech. θάρσος mut. C. 232.

42) daubs taub, verstockt, womit wol dumbs stumm verwant ist, gr. τυφλός. Das deutsche wort weist auf doppelte weiche aspirata.

Im griech. ist nach eingetretener verhärtung beider asp. der hauch der ersten verloren gegangen.

43) **dauhtar** (für daugdar)[1]) tochter, altind. duhitár, zend. dugdhar tochter, gr. *θυγάτηρ*, lit. dukté, russ. dotsch tochter. Die urform hatte zwei aspiraten. (Ueber die etymologie spricht zuletzt Benfey, vorwort zu Fick VII Anm.). C. 233. Zu derselben wurzel gehört nach Grassmann, K. Z. 12, 126, auch

44) **dugan** taugen, wozu **dauhts** gastmal. Die bedeutung taugen lässt sich aus der des altindischen duh (milchen, melken, nutzen ziehen und gewähren) recht wol entwickeln. Auch für dugan und duh wäre also dhugh als wurzelform anzunehmen. Tiuhan und ducere sind mit altind. duh um so weniger zu vergleichen, als auch das altind. h zum lat. c und got. h nicht stimmt.

45) **dauns** dunst, geruch, altind. dhû schütteln, hin und her bewegen, dhûmá rauch, zend dunman nebel, dunst, lat. fumus, russ. dyt hauchen. C. 233.

46) **daur** tor, pforte, gr. *θύρα*, lat. fores, weisen entschieden auf idg. dh. Keine entscheidung giebt zend dvara thür, russ. dver' und keltisch dorus. beitr. 2, 161. Der hauch ist im altind. dvâ'ra, dvâr, dur eingebüsst. C. 233.

47) ga-**dêds** tat, **dôms** urteil, altind. dhâ setzen, legen, tun, zend dâ, gr. *τίθημι*. C. 228. vgl. auch Fick s. v. dhâman.

48) **deigan** s. nr. 22.

49) **driogan** s. nr. 23.

50) **drunjus** schall, gr. *θρόος*, *θρῆνος*. Andere sichere vergleiche fehlen. Altind. dhran tönen ist unbelegt, und steckt auch nicht in bheridhrat, worin es Fick 98, nach BR. unter dhrat, sucht (siehe jetzt BR. 5, 376).

51) **dûne**. Die älteren niederdeutschen formen, aus denen urdeutsches d folgt, sind bei Grimm s. v. verzeichnet. Die hochdeutschen formen mit d sind wol aus Niederdeutschland, wo allein dünen vorkommen, entlehnt. Altind. dhánvan dürres land (wol eigentlich vom winde aufgehäufter sand), samúdrasya dhánvan RV. 1, 116, 4 „an der wüste des meeres," d. i. am strande, an der düne. gr. *θίς θινός*. Verwant ist dhánvan bogen, so dass die grundbedeutung anschwellung, rundung ist. C. 230. vgl. auch K. Z. 2, 236, wo einige combinationen gemacht werden, welche hinter die zeit der sprachtrennung zurück-

1) altind. duhitár, gr. *θυγάτηρ*, got. dauhtar lassen sich nur aus dhughatar erklären. Daraus wurde im deutschen zuerst dugaþar, dann dugadar (wie fadar), vll. dugidar, dugdar, und aus gd entstand ht, wie in mahta aus magda.

gehen. Für unseren zweck ist das resultat ausreichend, dass das wort in der periode der ursprache, von der hier die rede ist, mit dh anlautete.

51[b]) **dulþs** fest (stamm dulþi). Nachweise über bisherige etymologische versuche siehe Grimm wtb. s. v. Es ist nach laut und sinn identisch mit altind. dhṛtí (von dhar) 1) das festhalten, 2) ein bestimmtes opfer, also ein sicheres beispiel für das vorkommen der wurzel dhar im deutschen. gr. *θαλία* lässt sich vergleichen, wenn gr. *θαλ* = dhar, was Sonne, K. Z. 14, 327 flgd., behauptet.

52) ags. **dynjan** oder **dynnan** tönen, dröhnen, altind. dhvan tönen, zend dvan tönen, dhúni rauschend brausend.

b) im in- und auslaut.

53) ags. **âd** scheiterhaufen, altind. idh anzünden, édha brennholz, zend aêçma brand, zu einer wurzel id brennen, gr. *αἴθω*, lat. aedes feuerstätte. C. 225.

54) ags. **beard** bart, ksl. bradá, russ. borodá bart, lett. ba'rda bart. Das litauische barzdà scheint eingeschobenes z zu haben. Diese formen gewähren keine entscheidung über die ursprüngliche beschaffenheit der dentalis, dagegen lat. barba ist mit ihnen nur zu vereinigen unter der voraussetzung eines urspr. dh (Corssen, krit. beitr. 201, wo auf Lottner, K. Z. 7, 27, verwiesen wird). Um das b zu rechtfertigen, könnte man eine urform bhardh annehmen, von übrigens ungewisser etymologie. Sicher ist nur das d für dh.

55) **bindan** binden. Altind. bandh binden, zend (wie so häufig auf einer lautstufe mit dem deutschen) band, binden, gr. *πενθερός* verwanter. Die wurzel ist bhandh. C. 236.

56) **bodom** s. oben pag. 2.

57) ana-**biudan** entbieten, alts. anbiodan „entbieten, durch einen boten wissen lassen“ (Heyne Gl. z. Hel. s. v.), altind. budh erwachen, wissen; das caus. „jemand zur besinnung, zur vernunft bringen, belehren, jemand etwas zu wissen tun, mitteilen“ (BR. s. v.). Hinsichtlich der bedeutung macht also die vergleichung von biudan und budh keine schwierigkeit. Das zendwort bud heisst auffallenderweise, ausser wittern, bemerken, erwecken (im caus.), auch riechen, duften. Zur erklärung des b muss man eine urspr. wurzel mit 2 asp. annehmen, wozu man auch durch gr. *πυθ*, *πυνθάνομαι* genötigt wird, russ. budit' erwecken. Celtische parallelen Ebel, beitr. 2, 174. C. 236.

58) **grêdus** s. nr. 11.

59) **hairda** heerde, altind. çárdhas, çárdha schaar, besonders von der schaar der marutas gebraucht, zend çaredha art. vgl. Fick, Wör-

terb. 35, der unter „kardh“ auch got. haldan, haldis vergleicht. Sehr wahrscheinlich!

60) ags. hŷdan verbergen, gr. κυθ κεύθω, altind. guh ist aus kuh = kudh entstanden. vgl. C. 234.

61) liudan wachsen, altind. ruh für rudh aufsteigen, zend rud emporsteigen, wachsen, russ. rodit' hervorbringen, dazu alts. liudî volk, leute (Heyne Gl. z. Hel. s. v.), russ. liud volk. vgl. auch Fick s. v. rudh.

62) ags. medu met, altind. mádhu süss, honig, zend madhu honig, russ. miód honig, lit. medùs met. C. 235.

63) midjis mitten, altind. mádhya dass., zend maidhya dass., madhema der mittelste, gr. μέσσος, lat. medius, russ. mejdu zwischen (die slavische grundform ist medja (j = deutschem j), Schleicher, beitr. 1, 24). C. 298.

64) mizdô. Dass zend mizhda lohn, gr. μισθός lohn, russ. mizda lohn, verwant sind, liegt auf der hand. C. 235. Das î des zendwortes scheint zusammengezogen aus ya, und myazda opferfleisch mit mîzhda identisch zu sein. Diesem worte entspricht nun genau altind. miyédha opfermahl (vgl. BR. s. v.), das wol aus myédha gedehnt ist. Das e entspricht einem as, wie in edhi sei, von as. Auch altind. médha ist wol dasselbe wort (s. BR.). Das wort scheint zusammengesetzt aus dhâ setzen, geben, und einem substantivum, das „fleisch“ bedeutete; vgl. altind. mâṅsa, got. mimz, russ. miáso fleisch (vgl. K. Z. 5, 233). Doch ist das i in myazda und miyedha freilich auffallend. Sollte die ableitung richtig sein, so ergäbe sich der höchst passende sinn: fleischspende.

65) rauds rot, altind. rudhirá rot, der form nach noch näher altind. loha kupfer für rodha, was Fick 157 beibringt, gr. ἐρυθρός, lat. rûber, lett. ruds rotbraun. C. 227.

66) ga-rêdan sorge tragen, mit schon ziemlich abgeblasster bedeutung. Die ursprüngliche ist: kräftig sein, vorrat haben für etwas, was schon aus den deutschen parallelen (Diefenbach 2, 168) gefolgert werden kann. Unzweifelhaft wird es durch die treffliche ausführung, K. Z. 6, 390, wo râ'dhas reichthum, wolstand, kraft, zend râdaṅh opfergabe, mit lat. robur (aus rodhus) und mhd. rât schlagend vermittelt wird. Weitere slavische und keltische parallelen s. Ebel, beiträge 1, 426.

67) sidus sitte, altind. svadhâ', gewohnheit, in der formel svadhâ'm ánu „nach eigentümlicher kraft, nach gewohnheit,“ gr. ἔθος. C. 226. Vielleicht celtisch síd pax; Ebel, beitr. 2, 167.

68) ags. ûder euter, altind. û'dhan und û'dhar dass., gr. οὖθαρ dass., lat. uber. C. 235.

69) **vadi** pfand, gr. ἄεϑλον, lat. vadimonium; von unbekannter wurzel.

70) **vaurd**, lett. wa'rds wort. Das d verhält sich zum lat. b wie in ags. beard zum lat. barba. Eine grundform vardha ist vorauszusetzen.

71) ags. **veder** wetter, eigentlich blitzschlag, altind. vadh schlagen, vádhas blitzwaffe, zend vadare, mittel, waffe zum schlagen, töten. Delbrück, K. Z. 16, 266.

71b) altn. **veiða** venari, weidman, altind. vyadh durchbohren (vyath, beitr. 4, 281), vyâdha jäger. vll. lat. vênari aus vednari. Bopp Gl. s. v.

72) **viduvô** witwe, altind. vidhavâ, lat. vidua, altpreussisch widdevu, russ. vdova. Kuhn, in Webers ind. stud. 1, 325. Die ableitung aus vi und dhava (mann) ist zu verwerfen, da nach Böhtlingk-Roth und Weber, in Kuhns beiträgen 4, 281, das wort dhava erst aus vidhava fälschlich erschlossen, und so zu einem eben so unberechtigten dasein gekommen ist, wie z. b. die wurzel gup hüten aus gopâ (kuhschützer, behüter). Weber a. a. o. bringt vidhavâ zusammen mit vidh (vyadh) durchbohren, dividere, teilen, also die „abgetrennte, einsame."

73) got. **triggvs** treu, das man gewöhnlich mit altind. dhruvá vergleicht, könnte mit altind. darh festmachen, befestigen, zusammenhängen, zend derezvan das fesseln (worauf auch Fick 85 gekommen ist), wenn man nicht für darh eine grundform mit zwei aspiraten annehmen muss. Jedenfalls ist die vergleichung mit dhruvá nicht richtig.

Sichere ausnahmen fehlen in der vertretung des dh so gut wie in der des bh. Dass **vaurts** zu vardh wachsen gehöre, wird jetzt bestritten; eine sichere etymologie ist indessen noch nicht gefunden; (doch vgl. Sonne, K. Z. 12, 367 anm.).

Ursprünglich bh = niederdeutsch b.

a) im anlaut.

74) **bagms** baum. bagms pflegt gewöhnlich mit bhû vermittelt zu werden, und soll dann „wesen, gewächs" bedeuten. Aber die entwickelung eines g aus u im gotischen ist nicht nachgewiesen. Wenigstens darf triggvs nicht dafür angeführt werden. Mir scheint (mit Grassmann) bagms „der dicke, starke" zu bedeuten, und mit altind. banh caus. befestigen, stärken zu vereinigen. banh hatte ursprünglich zwei aspiraten, das ergiebt sich aus der parallele von bahú (welches von banh abstammt) und gr. παχύ (Grassmann, K. Z. 12, 121). Dass aber παχύς von bahú nicht zu trennen ist, dafür zum beweise vergleiche man bánhishṭha und πάχιστος, bâ'dham und πάγχυ.

75) **bai** beide, altind. ubhâ'u beide, aus einem vorauszusetzenden ambhâu, zend uba, gr. ἄμφω, lat. ambo, russ. oba, lett. abbi. C. 265.

76) **balgs** balg, keltisch bolg (Ebel, beitr. 2, 173.) ist wol mit lat. follis verglichen worden, aber dann ist das g unerklärt. Es scheint ursprünglich zu bedeuten „das bergende," und zu der oben nr. 19 erschlossenen wurzel bhargh zu gehören, so dass balgs mit bairgan verwant ist, wie haldan mit hairda. vgl. altind. barhís und zend barezis matte, flechtwerk.

77) **balvjan** quälen, balveins qual, balvavêsei bosheit. Identisch mit altind. bharv, das nur an zwei stellen des Rigveda belegt ist. Roth im wb. bringt es etymologisch zusammen mit wurzel bhas, was lautlich auf grosse schwierigkeiten stösst, und erklärt es durch kauen, verzehren. In der einen stelle: agnír jámbhais tigitaír atti bhárvati „das feuer mit seinen spitzen zähnen frisst, verzehrt" 1, 143, 5 passt indess „kauen" nicht, vielmehr verlangt man eine steigerung des átti, also etwa verzehrt, vernichtet. Ebenso ist in der andern stelle yáḥ pâvakáḥ purutámaḥ purû'ni prithû'ny agnír anuyâ'ti bhárvan „der flammend vielfältig viele flächen verheerend durchwandelt" 6, 6, 2. von eigentlichem kauen nicht die rede. Man darf deshalb den begriff durch feuer verzehren als den ersten annehmen, und balvjan wird ursprünglich heissen durch feuer martern, lit. balavójůs toben, sich schlecht aufführen, könnte nur schwer vermittelt werden; gr. *φαῦλος* darf wegen seiner beziehung zu att. *φλαῦρος* nicht herangezogen werden. vgl. Benfey, griech. wurzell. 1, 596.

78) **banja** wunde, gr. *φεν*, *ἔπεφνον* töten. C. 269. Ebel, beitr. 2, 167; sanskrit han und gr. *θείνω* sind wol hinzuzufügen. Ein alter wechsel der weichen aspiraten ist nicht auffallend; (vgl. nah knüpfen = nadh und nabh; Böhtlingk-Roth s. v. nâbhi.)

79) **bansch** mundartlich für bauch, s. Grimm s. v. Zwar ist es nicht ganz sicher, ob das b urdeutsch ist, aber die vergleichung mit altind. bháṅsas ein bestimmter teil des unterleibes scheint dafür doch beweisend. Ist got. bansts scheuer zu vergleichen?

80) **batiza** besser, **batists** der beste. Eine sichere parallele weiss ich nur im altind. bhadrá erfreulich, löblich, glücklich, günstig, gut, das nach BR. von bhand „jubelruf empfangen" abzuleiten ist. Dies bhand mag wieder zusammenhängen mit bhan ertönen, schallen, laut rufen.

81) ags. **beán**, altn. baun bohne. Grimm s. v. bohne giebt viele parallelen, die aber nur zum teil sicher sind; gr. *πύανος* ist abzuweisen, da *π* hier aus älterem *κ* entstanden ist (Curtius 480). Aus russ. bob und lat. faba kann man schliessen, dass auch das deutsche wort ein b verloren hat. (Grimm, kl. schrift. 3, 157.)

82) **bidjan** bitten. Grimm s. v. vermutet, dass die ursprüngliche bedeutung „sich neigen" sei, und also verwantschaft mit badi bett. Könnte man annehmen, dass die wurzel von bodom, bhudh, aus bhadh entstanden sei, so könnte man bidjan sehr gut davon ableiten. Es heisst etwa

sich tief machen, sich neigen. Doch ist auch zusammenhang mit C. 236 (327) möglich.

83) ags. **bifian** beben, wozu Grimm s. v. beben ein got. biban voraussetzt; altind. bhî, zend bî erschrecken, gr. *φέβομαι*, lit. bijaú, russ. boiat'sia sich fürchten. C. 269.

84) **birke**. Die deutschen und slav. formen sind bei Grimm s. v. aufgeführt; altind. bhûrja, russ. berióza birke, offenbar von bharj glänzen s. bairhts.

85) **bairan** tragen, altind. bhar, zend bar, gr. *φέρω*, lat. fero, russ. brat', keltisch. wurzel bar. Ebel, beitr. 2, 159. Dazu u. a. baris gerste, nebst far. Mit got. barn kind vgl. lett. bérns kind. C. 270.

86) **bairgan** s. nr. 19.

87) **bairhts** (h aus k) hell, offenbar, deutlich, altind. bhárgas, bhárga glanz (vgl. bhrâj glänzen), gr. *φλέγω*, lat. fulgeo. C. 171. dazu auch mhd. blic. vgl. Kuhn, herabkunft des feuers etc. s. 9.

88) **beitan** beissen, altind. bhid spalten, lat. findere. *φείδομαι* gehört nicht hierher, denn es hat nicht die grundbedeutung „jemand etwas abzwacken, abbeissen," sondern eher „gegen jemand gütig sein."

89) (uf)-**blêsan** blasen lässt sich sicher nur mit lat. flare vergleichen (vgl. K. Z. 12, 418). Vielleicht gehört zu dieser wurzel auch blôþ blut, das „aufsprudelnde."

89b) ahd. **blao** blau, wahrsch. lat. flavus, und ir. blà. vgl. Grimm wtb. s. v. und W. S. three irish glossaries pag. LXIII. London 1862.

90) **bodm** s. p. 2.

91) **bôg** s. nr. 20.

92) ags. **bôc** in bôc-vudu buche, gr. *φηγός* eiche, lat. fagus buche. C. 171.

93) altn. **brim** rauschendes meer, **bremse** brummendes insect, altind. bhram umherschweifen, bhramará biene. Der begriff des lärmenden ist im altindischen nicht mehr so deutlich erkennbar wie in den verwanten sprachen, gr. *βρέμειν*, *βροντή*, lat. fremitus. Kuhn, Z. 6, 152. Verwant hiermit ist jedenfalls

94) got. **brinnan** brennen. Das nn ist assimilation aus nv oder nu, dem classencharacter. Es bleibt also von bri-nu-an bri als wurzel übrig, was etwa einem altindischen bhar entsprechen würde. Dies ist in der bedeutung brennen nicht vorhanden, wohl aber bhur „züngeln" (vom feuer), dessen u durch r hervorgerufen sein kann. Man vgl. auch C. 273.

95) **brauen** mit urdeutschem b (s. Grimm s. v.), altind. bhrajj rösten, gr. *φρύγω*, lat. frigo. Kuhn, herabk. d. f. 165.

96) altn. **brûnn** braun, altind. babhrú rotbraun, gr. *φρύνη* kröte. C. 273.

97) ags. **breáv** braue, altind. bhrû, zend brvat braue, gr. ὀφρύς, russ. brov' braue. C. 266.

98) **brôþar** altind. bhrâ'tar, zend brâtar, gr. φράτηρ, lat. frater, russ. brat, keltisch bráthair, brathir. beitr. 2, 159. C. 273. vgl. Böhtlingk, Sanscrit-Chrestomathie 283.

99) **bûc** bauch. Während das altind. bhuj biegen aus einem alten bhugh zu erklären ist, leitet bhuj geniessen auf einfaches bhug. Denn bûc bauch ist von Pauli, benennung der körperteile s. 16, gewis richtig als der geniessende, erfreuende gedeutet worden.

100) **biudan** s. nr. 57.

101) **biugan** s. nr. 21.

102) alts. **bium** ich bin, altind. bhû, zend bû, gr. φύω, lat. fu, russ. byt' sein. C. 273.

b) im in- und auslaut.

103) a**b**rs stark, heftig, altind. ambhṛiṇá gewaltig, wozu BR. auch gr. ὄβριμος stellen.

104) ags. älf, altn. âlfr, wofür man mit Grimm s. v. elb ein gotisches al**b**s, jedenfalls ein wort mit b erwarten muss, altind. ṛibhú, grundbedeutung: glänzend. vgl. gr. ἀλφός weisse flecken auf der haut, lat. albus; Kuhn, Ztschrft. 4, 110. C. 264.

105) ar**b**i erbteil, arbinumja erbnehmer, arbja erbe. Die vergleichung mit altind. arbhaká klein, gr. ὀρφανός verwaist, lat. orbus, würde allenfalls für arbja dem sinne nach passen, aber nicht für arbi, das offenbar so viel bedeuten muss als „an sich genommenes" und zu gr. ἀλφάνω stimmt. Mithin ist verwant altind. rabh „heftig ergreifen, sich zu eigen machen." C. 263. Ob arbaiþs hierher gehört, ja ob es überhaupt ein deutsches wort ist, ist doch wegen des wunderlichen suffixes zweifelhaft. Wegen celtischer parallelen vgl. Ebel, beitr. 2, 173.

106) dau**b**s und dum**b**s s. nr. 42.

107) gra**b**an = γράφειν, russ. grebsti graben. Ueber das g später.

108) kal**b**o s. unten.

109) liu**b**s lieb, altind. lubh begierig sein. Die eigentliche bedeutung ist wol „heftig an sich reissen," (vgl. auch lubdha und lubdhaka jäger,) und verwantschaft mit rabh warscheinlich. Darum scheint auch got. bi-rau**b**ôn rauben hierher zu gehören. lat. libet, lubet, russ. liubít' lieben. C. 330, der auch lobôn vergleicht.

110) ahd. ne**b**ul, alts. nebal, altind. nábhas nebel, dunst, gewölk, lat. nûbes, gr. νέφος, russ. nébo, plur. nebesá himmel. C. 265. vgl. beitr. 2, 164 u. 178.

111) **nabel**, mit urdeutschem b, altind. nâ'bhi nabel, zend nabi nabel, verwantschaft, gr. *ὀμφαλός*, lat. umbilîcus. Die wurzel ist nabh binden; siehe BR. s. v. nâ'bhi. C. 266.

112) **sibja** gemeinschaft vermittelt Kuhn, Z. 4, 370 mit altind. sabhâ' versammlung.

113) **skiuban** = altind. kshubh; s. unter k.

114) **stabs** element, kindheitslehre, eig. stufe, glied einer reihe, altind. stabh festigen, gr. *ἀστεμφής*, *στέμβω*, lat. stabilire, lett. stabs pfosten. C. 178.

115) **weben**. Aus alts. vebbi gewebe folgt urdeutsches b. Darum ist an der vergleichung mit *ὑφαίνω*, wofür aus griechischen mitteln eine ältere wurzelform *ϝαφ* erschlossen werden kann, nichts auszusetzen. Auch an einem altindischen vabh ist wol nicht zu zweifeln. vgl. Aufrecht, K. Z. 4, 274. C. 267.

Ausnahmen sind auch bei der verschiebung des bh kaum mit sicherheit nachweisbar. In einigen fällen scheint freilich die gotische tenuis p einem indogermanischen bh zu entsprechen. So steht neben

116) got. **greipan** das altind. grabh ergreifen, altpers. grab nehmen, lit. grëbti greifen, ksl. grabiti rauben (C. 433), Die volle identität der bedeutungen lässt eine abtrennung des gotischen worts von den übrigen nicht zu. Das g erklärt sich, wenn man ghrabh als urform (und zwar als weiterbildung von har, ghar) ansetzt, das p ist mir unklar.

117) Ebenso das p in got. **gaskapjan** gegenüber dem altind. skabh (K. Z. 1, 138).

II. Tenues.

Ursprünglich k = niederdeutsch h.

Dem indogermanischen k entspricht im altind. die gutturale tenuis k oder die palatale tenuis c oder der palatale zischlaut ç. Vereinzelt ist die vertretung eines indogermanischen k durch altind. h oder p. Im zend entspricht ebenfalls gutturale oder palatale tenuis, unter gewissen verhältnissen tenuis-asp. der gutturalreihe, ferner der palatale zischlaut, vereinzelt die labiale tenuis. Das griechische zeigt für idg. k meist k (selten zu *γ* erweicht), ferner *π* und *τ*. Im lateinischen finden wir c und q, im altslavischen k und s, im litauischen k und sz, im deutschen h und hv. Die gruppe sk wird besonders besprochen werden.

a) im anlaut.

118) altn. **hafr** bock, gr. *κάπρος* eber, lat. capra ziege. C. 132. Corssen, krit. nachtr. pag. 32. Ebel, beitr. 2, 168.

119) **hafjan** heben, gr. κώπη griff, lat. capio. C. 131.

120) **hahan** hängen, schweben lassen; hinhalten, in zweifel lassen, bringt Fick pag. 24 geistreich zu altind. çank zweifeln, das ursprünglich „hangen und bangen" bezeichnet habe, wofür er auch çakuna der vogel (der schwebende) beibringt, lat. cunctari. Nach C. 638 wäre auch ὄκνος für κόκνος zuzuziehen.

121) alth. **hahsa** kniekehle, altind. káksha versteck, achselgrube, gr. κοχώνη hinterteil, lat. coxa hüftbein. C. 141.

122) ags. **hân** wetzstein (aus Bosworth), altnord. hein f. schleif-, wetzstein, Möbius 174, engl. hone. Damit ist von Pott und Grimm (C. 146) verglichen altind. çâṇa wetzstein, von altind. çâ (çyáti) schleifen, wozu die nebenform çi schleifen, gr. κῶνος spitzstein, kegel, lat. cŭneus. Die vocale sind freilich nicht deutlich, hân würde ein gotisches ai voraussetzen, also ein analoges verhältnis zu κῶνος, wie in haims zu κώμη.

123) altn. **hefna** rächen, hefnd rache, altind. çap fluchen, çâpa fluch. Vielleicht gehört auch got. haifsts streit dahin.

124) **haihs** einäugig, lat. caecus blind C. 154, kelt. cuic luscus, monophthalmus; Ebel, beitr. 2, 168.

125) **hails** heil, heilsam, gesund, altind. kalja gesund, angenehm, gr. καλός. haila ist also aus halja entstanden. C. 130.

126) **haims** dorf, flecken. Die nächst verwanten litauischen wörter kẽmas dorf, kaimýnas nachbar, szeimýna familie, weisen auf ein i im stamm, also wol wurzel çî, womit freilich gr. κώμη schwer zu vereinigen ist. C. 134.

127) **hallus** stein, altind. çarkarâ griesz, lat. calculus. Andere vergleiche C. 134.

128) **haldan** und hairda s. nr. 59.

129) **halm**, altind. kalama schreibrohr, gr. κάλαμος, lat. calamus. Freilich sind diese worte von so verdächtiger ähnlichkeit, dass man an frühe entlehnung (wahrsch. aus dem arabischen) und umdeutschung denken könnte.

130) **hals** der hals, lat. collum aus colsum? Or. u. Occ. 2, 88.

131) **halts** lahm vergleicht Fick 35 hübsch mit altind. kûrd (aus kard) springen, das vll. ein s vorn verloren hat. claudus stimmt in den consonanten. Das au ist noch nicht aufgeklärt.

132) ahd. **hamar** hammer, altind. áçman schleuderstein, griech. ἄκμων. C. 123. Dazu got. **himins**, zend açman 1) stein, 2) himmel, russ. kamen' stein. vgl. K. Z. 2, 45. und nr 122.

133) ga**hamôn** anziehen, altn. hamr, ahd. hamo in lik-hamo. Die wurzel lautete idg. wol skam, und ist eine nebenform von sku bedecken. verwant ist σῶ-μα, aus ξῶμα, für σκῶ-μα. (K. Z. 17, 238.)

134) **hana** hahn, gr. καναζω, καναχή, lat. căno. C. 130. celtisch wurzel can singen; beitr. 2, 156.

135) altn. **hanpr**, ahd. hanf, wird jetzt (C. 130) als lehnwort aus dem lat. cannabis betrachtet, und dieses, nebst κάνναβις, als aus dem orient geborgt, wo skrt. çaṇam übrigens auch noch keine einheimische etymologie gefunden hat.

136) alts. **hâr** haar gehört wol zu altind. késara und keçara haar, nebst lat. caesaries. Man hätte dann anzunehmen, dass das dentale s im altind. das ursprüngliche ist, und dass das wort im gotischen etwa hês hêzis gelautet habe. Die wurzel ist unklar.

136[b]) **hardus** hart, strenge, zunächst aus harþus (ahd. herti mit t spricht nicht dagegen, vgl. fatar neben fadar aus faþar), lit. kartùs, bitter, streng von geschmack. Fick bringt dazu pag. 34 auch altind. kaṭú (aus kartu). Die wurzel ist kart schneiden.

137) **haubiþ** haupt. Die deutschen wörter sind nicht alle unter einen hut zu bringen. got. haubiþ, ahd. houbit, alts. hôbit, ags. heáfod, fries. hâved zeigen, dass ihre grundform au und b hatte und etwa haubath lautete. Dagegen altn. höfuð und das jedenfalls verwante hafela weisen auf hafuth (d?), oder allenfalls habuth; indessen die identität mit caput entscheidet für hafuth. caput aber ist von altind. kapâ'la hirnschale wol nicht zu trennen, mithin einer wurzel kap zuzuweisen (C. 137); haubiþ dagegen hat Kuhn schon längst (Z. 1, 137), der sicheren analogie von naus tot folgend (aus nahu = νεκυ), aus hahubiþ oder urdeutsch hahubaþ erklärt. hahub- aber entspricht genau dem altindischen kakubh gipfel, kakuha (aus -bha) hervorragend. Das würde nicht eine wurzel kap, sondern kubh, oder vielleicht kabh, voraussetzen. Im letzteren falle könnte man damit gr. κεφαλή vereinigen, für das man sonst eine aspirierung annehmen muss. Das suffix des deutschen wortes ist dasselbe wie in liuhaþ.

138) **haurn** horn, gr. κέρας, lat. cornu. C. 136. Dass ags. heorot hirsch hierher gehört, ist von Leo Meyer O. u. O. 1, 197 nachgewiesen.

139) ags. **härfest** herbst, gr. καρπός, lat. carpo. C. 138.

140) **hilpan** helfen, altind. kalp in rechter ordnung sein, gelingen, dienen zu, caus. in ordnung bringen, verhelfen zu, lit. szelpiù für jemand sorgen, helfen. Das p in hilpan ist ohne ersichtlichen grund unverschoben.

141) **himins** s. unter hamar.

142) **heivafrauja** hausherr, altind. und zend çî liegen, gr. κεῖμαι liegen. C. 134. Wegen haims s. oben.

143) **hairda** s. nr. 59.

144) **hairtô** herz, altind., mit auffallendem h, hṛidaya, hṛid herz, dem h entsprechend im zend z: zaredhaya herz (das dh ist hysterogen), gr. *καρδία*, lat. cor, russ. sérdtze, kelt. cride. C. 132. Ebel, beitr. 2, 160.

145) **hairus** schwert, altind. çar verletzen, gr. *κείρω*, lat. curtus. Die wurzel hat wohl anlautendes s verloren, wie vielleicht (Kuhn Ztschr. 4, 13) auch die wörter der vorigen nummer. C. 137. O. u. O. 2, 87.

146) **hlaifs** s. unten.

147) **hlija** zelt, ags. **hlin-bed** lager, gr. *κλίνη* lager, *κλίνω* lehnen, *κλισία* zelt, lat. clinare, altind. çri (Sonne K. Z. 15, 105) niçrayanî' leiter, gr. *κλίμαξ*, ags. hläder. C. 138. Auch hlains und hlaiv gehören wol hierher. vgl. Pfeiffers Germ. 1, 81 flgd.

148) **hlifan** stehlen, gr. *κλέπτω*, lat. clepo. C. 138.

149) **hliuma** gehör, ohr, altind. und zend çru hören, gr. *κλύω*, lat. cluo. C. 139.

150) **hlutrs** lauter, gr. *κλύζω* spülen, lat. cluere (purgare), cf. cloâca. C. 139.

151) **hneivan** neigen, **hnaivs** niedrig, gr. *νεύω* nicken, neigen, lat. nuo, coniveo. Eine urform knu oder kni ist vorauszusetzen.

152) ags. **hnit** nisse, gr. *κονίς* (*κονίδ*), böhm. hnida, lit. glindas, lat. lendes. C. 218.

153) ahd. **hnazza** nessel, gr. *κνίδη* und *κνίζα* dass. Fick 46. Hinzuzufügen ist lett. knèſt jucken, dessen nebenform nèſt das initiale k abgeworfen hat, was auch Bielenstein, die lettische sprache 1, 210 vom rein lettischen standpunkt aus für möglich hält.

154) ahd. **hof**, gr. *κῆπος* garten, lat. campus. C. 137.

155) alts. **holm** hügel, ags. holm, auch meerflut (das sich erhebende), gr. *κολωνός*, lat. collis, celsus, lit. kálnas höhe. C. 141.

156) ahd. **hraban** rabe (aus hravan), gr. *κόραξ*, lat. corvus. C. 141.

157) **hramjan** kreuzigen, gr. *κρέμαμαι* hange, *κρεμάννυμι* hänge, lit. kariù hänge. Eine sichere altind. parallele fehlt. C. 143.

158) ags. **hrâv** leichnam, got. hraiv (stamm hraiva) in hraivadubô, Grimm Gr. 3, 398. altind. kravís rohes fleisch, aas, krávya dasselbe, kravyâ'd fleischessend, gr. *κρέας*, lat. caro, cruor, russ. krov' blut. C. 143.

159) ags. **hridder** sieb, lat. crîbrum dass., altir. glosse: criathar dass. K. Z. 14, 215. Die wurzel ist die in *κρίνω* enthaltene. C. 143.

160) **hrukjan** krähen, altind. kruç schreien, kreischen, wehklagen (auch von vogelgeschrei gebraucht), lat. crocire und crocitare. Das k scheint freilich dem altindischen und lateinischen gegenüber unverschoben. Aber Lottner, K. Z. 11, 185 macht darauf aufmerksam, dass das griech. *κραυγή* diesen wörtern entspricht. Wahrscheinlich existierten also bei diesem schallnachahmenden worte formen mit k und g in der ursprache neben einander.

161) **huljan** verhüllen, niederdeutsch **hille** „ort über den viehställen wo gesinde und kinder zu schlafen pflegen", gr. *καλιά* hütte, lat. cella, altind. khála tenne. Kuhn Z. 5, 455. C. 129. Mit diesen wörtern ist verwant hulistr decke, hulundi höhle. Sie haben, wie ahd. hol zeigt, kurzes u, und können also mit C. 144 (79) nicht vereinigt werden. kelt. parall. Ebel, beitr. 2, 169.

162) ags. **hŷd**, altniederd. hûd haut, altind. sku bedecken, gr. *σκῦτος* haut, lat. scûtum. C. 154. Das s ist abgefallen und das k regelrecht verschoben.

163) **hunds** hund, altind. çvan, zend çpâ, lat. canis, lit. szú, kelt. cú. Beitr. 2, 160. C. 146.

164) **hund** (nur pl.) hundert, altind. çatá, zend çata, gr. *ἑκατόν*, lat. centum, lit. szimtas. C. 126.

165) ahd. **hûn** hüne, riese bringt Gerland, K. Z. 10, 276 flgd. zusammen mit altind. çvi wachsen, gr. *κυ*. (C. 144).

166) ags, **hŷdan** s. nr. 56.

167) ahd. **huosto**, ags. hvôsta der husten, altind. kâs husten, kâs und kâsa der husten. lett. kâsét husten. Pictet, K. Z. 5, 347.

Eine im deutschen nicht seltene lautverbindung ist hv im anlaut und inlaut, die hier gemeinsam behandelt werden mögen. Sie tritt u. a. auf in folgenden wörtern: hvairban wandeln, hvairnei hirnschädel, af-hvapjan löschen, ersticken, hvas wer, hvassaba mit schärfe und hvassei strenge, hvaþjan schäumen nebst hvaþô schaum, hveila weile, hveilan weilen, altn. hvîla ruhen, hveits weiss nebst hvaiteis waizen, hvilftri bahre, sarg, alts. bi-hwelbian bewölben, ags. behvyl-fan, hvôpan sich rühmen mit hvôftuli ruhm, hvôta drohung, wol zu hvassaba (Aufrecht, K. Z. 1, 471), altn. hvalr walfisch, hveól scheibe, rad, hverr kessel, alts. hwelp junges tier; im inlaut: ahva wasser, aihva in aihvatundi dornstrauch, vielleicht equisetum *ἵππουρις*, so dass aihva pferd bedeutet (Gramm. I[3], 50), arhvazna pfeil, brahv das blinken, nêhva nahe, leihvan leihen, fairhvus welt. Sie zerfallen in zwei classen. In der ersten classe entspricht das hv indogermanischem kv, in der zweiten einem einfachen k-laut. Zur ersten classe gehören

168) **hveits** weiss und hvaiteins waizen, zu altind. çvit, çveta weiss, zend çpaêta weiss. Das gotische t stützt vielleicht die unbelegte sanskritwurzel çvid.

169) isl. **hvâsa** und hvaesa schnaufen, altind. çvas schnaufen, altsl. kvasit' *ζυμοῦν* aufblähen; eingehend erörtert von Kuhn Z. 15, 318.

170) **aihva-** in aihvatundi, altind. açva, zend açpa, gr. *ἵππος* aus *ἴκκος*, lat. equus. Reiche nachweise bei Diefenbach Orig. Europ. 337.

Zur zweiten classe gehören, ausser dem höchst interessanten ags. hvôsta (nr. 167), von dem es zweifelhaft ist, ob das v sich nur im

ags. entwickelt hat, oder ob es schon im urdeutschen vorhanden war und nur im ags. blieb, das aber das einzige sichere beispiel ist, in welchem deutsches hv einem **reinen** altindischen k entspricht:

171) altn. **hvîla** ruhen, altind. çî, zend çî, gr. *κεῖμαι*, lat. quiesco.

172) **hvairnei** gehirn (falls nicht hvairneins adjectivisch ist, wie Leo Meyer O. u. O. 2, 280 annimmt), altind. çíras haupt, gr. *κάρα* und *κρανίον*, lat. cerebrum. C. 132.

173) **ahva** wasser, lat. aqua, gr. *ἀπ* in *Μεσσάπιοι*, altind. und zend ap wasser C. 411.

174) **leihvan** überlassen, altind. ric, gr. *λείπω*, lat. linquo. Die wurzel rik ist also im deutschen vertreten durch lih lif (af-lifnan) und aus lif abgeschwächt lib (laibôs).

175) **nêhv**, lat. **nêhva** nahe, altind. naç erlangen, lat. nanciscor, gr. *ἐνεγκεῖν*. Das ê entspricht wol einem ursprünglichen an, wie bei flêka.

176) **saihvan** sehen, ursprünglich: mit dem auge nachgehen. altind. sac, zend hac, nebst einer in der vedischen sprache auftretenden nebenform sap, gr. *ἕπομαι*, lat. sequi. Aufrecht K. Z. 1, 352.

177) ags. **hveól** (die weiteren formen siehe Zacher, runenalphabet 113, flgd.), altind. cakra, zend cakhra rad, gr. *κύκλος*. Hier könnte man, wegen des griechischen *υ*, für das griechische eine form kvaklos annehmen. (vgl. auch Kuhn herabk. d. f. 54).

178) Das pron. **hva** ist nicht mit erwähnt worden, weil man zweifeln kann, ob man diesen stamm mit altindischem ka oder ku (= kva) zusammenstellen soll, welcher letztere in altind. kútas woher? kuha wo wohin? kúvid ob etwa, kúha wo, kvà wo? hervortritt.

Dem gotischen hv entsprechen also in diesen beispielen die altindischen laute: k c ç p, die griechischen *κ π*, die lateinischen c qu; alle, mit ausnahme des lateinischen qu, solche laute, bei denen von einem v nichts zu verspüren ist. Sie sind vielmehr sämmtlich vertreter des indogermanischen k. Um nun die gotischen und lateinischen laute (übereinstimmend bei saihvan hvîla ahva) mit denen der übrigen indogermanischen sprachen zu vereinigen, hat man angenommen, dass in der ursprache überall kv stand, dass dies v im lateinischen und deutschen blieb, in den übrigen sprachen dagegen abfiel, und in der modification des k-lautes eine spur seines daseins zurückliess (vgl. Grassmann, K. Z. 9, 1 flgd., Leo Meyer, vergl. gr. 1, 29). Es wird also angenommen, dass das altindische c ç p und das gr. *π τ* durch die einwirkung eines v auf k entstanden seien. Zum beweise, dass das v eine solche wirkung üben könne, darf man natürlich die hier erwähnten formen, deren erklärung ja eben fraglich ist, nicht verwenden. Man darf auch nicht von erschlossenen formen der ursprache ausgehend wirkliche formen irgend welcher

einzelsprachen, z. b. des sanskrit, vermittelst solcher einwirkungen eines früheren v erklären wollen. Vielmehr müste durch wirklich existierende unzweifelhaft zusammengehörende formen derselben sprache bewiesen werden, dass z. b. im sanskrit c ç p aus k durch einwirkung eines v entstehen kann. Ich kann an dieser stelle auf die dafür beigebrachten beispile nicht eingehen, befürchte aber keinen widerspruch, wenn ich behaupte, dass ein solcher beweis noch nicht erbracht ist.

Und selbst angenommen der schwer glaubliche fall, es brächte jemand altindische wörter bei, die unzweifelhaft zusammengehören, von denen die eine classe kv, die andere c oder ç oder p an derselben stelle des wortes zeigten, so würde noch durchaus nicht entschieden sein, dass das kv als die ältere gestaltung anzusehen sei. Denn wie wäre doch — um das p, das allenfalls anders erklärt werden könnte, zunächst bei seite zu lassen — wie wäre doch physiologisch die entstehung eines ç und c aus kv zu denken? k wird gesprochen am gaumen, v an den lippen, c und ç zwischen diesen beiden articulationsstellen. So wären c und ç also gewissermassen durch compromiss zwischen beiden mundstellen entstanden, das k wäre etwas nach vorne gerückt, das v etwas nach hinten, in der mitte hätten sie sich getroffen, und so seien entstanden die laute c und ç. Indessen ein solcher vorgang, wie der eben phantasierte, ist nicht wol denkbar. Alle bewegung der konsonanten geschieht in der richtung von hinten nach vorn, nicht umgekehrt. Ist einmal ein kv geschaffen, so dreht man nicht wieder um zum c und ç, vielmehr sind c und ç nichts weiter als eine station des für k bestimmten hauches in seinem vorrücken nach einer vorderen articulationsstelle hin. Ein solches vorrücken des k-hauches begann vielleicht schon in der ursprache bei gewissen wörtern. Im sanskrit stellte sich für den in bewegung befindlichen hauch der verschluss ein an der articulationsstelle von c ç und p, im griechischen an der von τ und π. Das lateinische und deutsche halten die articulationsstelle des k am zähesten fest, (obgleich man sich leicht überzeugt, dass das k in ka weiter hinten gesprochen wird als das q in qa,) und bekunden die tendenz des verschiebens des k hauptsächlich in der bereitmachung der lippen zur aussprache des vorderlautes v.

Warum nun das k schon in der ursprache anfieng zu rücken, ist bei dem einzelnen worte nicht zu erweisen, im ganzen aber behaupten wir doch nichts undenkbares, wenn wir meinen, dass das k sich in derselben richtung zu bewegen angefangen habe, in der hauptsächlich die bewegung der consonanten vor sich geht. (Vgl. zu dieser behauptung auch C. 399).

HALLE. (Fortsetzung folgt.) B. DELBRUECK.

DER TANNEWETZEL UND BÜRZEL.

Das 54ste fastnachtspiel in Ad. Kellers samlung ist überschrieben: *Hie hebt sich ain guot vasnachtspil von aim siechtung, den hies man den Tanaweschel, der was überall in allen teutschen landen. nu sicht man her nach wie er vertriben ward. der siechtag was in dem monat februario āō. dom. etc. quadringentesimo quarto decimo.* — Das spiel ist ein prozess gegen Tanawäschel den poesen man, der gar viel leut gekränkt hat, dass ein mensch ist siech, das ander tot. Der farende schuler, der ritter, die jungfrau, der kaufmann, die klosterfrau, der bauer erheben klagen. Tanawäschel sucht sich zu verteidigen, indem er krankheit und tod auf die unmässigkeit oder das alter der menschen schiebt. Aber er wird des lebens durch geschöpftes urteil losgesprochen, und meister Pausenhart schlägt ihm das haupt ab.

Aus den klagesätzen erhellt, dass die krankheit mit mattigkeit (469, 25), kopfweh (471, 12), heftigem husten und auswurf (472, 1), und leibweh (472, 18) auftrat. Der ausgang war mitunter tötlich (470, 7. 29. 474, 17).

Geschichtliche nachrichten über diese katarrhale epidemie liegen zunächst vor in einer Nürnberger und einer Augsburger chronik, beide zu dem j. 1414 unsers fastnachtspiels. Die Augsburger chronik meldet: *darnach in demselben winter was der bürczel als weit die christenheit was, desgleich in der heidenschaft* (Mone, anzeiger 6, 736); die genauere Nürnberger, leider lückenhaft erhalten, sagt: *anno* 1414 — *do was zwischen weichennacht und ostern in allen landen iederman im hopt we, und hiesz mans den pürczel, oder den taunweczschel und mocht nieman doran weder essen noch trincken.* (Chroniken der fränkischen städte 1, 472). Aus Frankreich haben wir ebenfalls von der epidemie im j. 1414 kunde; sie hiess damals coqueluche, und war so allgemein, dass schulen und gerichtshöfe geschlossen wurden.[1]) Sehr heftiger husten, appetitlosigkeit, fieber und nierenleiden bilden die erscheinungen der auch 1403, 1411 und 1427 grassierenden krankheit, die nach vierzehn tagen mit genesung endete. Im j. 1411 hiess sie le Tac und le Horion, 1427 Ladendo.[2])

Wir vermögen die krankheit aber bis in das vierzehnte jahrhundert zu verfolgen. Schon 1366 durchzog der tanawetzel Süddeutschland, wie die genealogia princip. austr. (Rauch, script. rer. austr. 1, 384)

1) *Mezeray, abrégé de l'histoire de France* 3, 190, citiert bei Hecker, die grossen volkskrankheiten des mittelalters, herausgegeben von A. Hirsch S. 244.

2) ebd. 245.

berichtet: *MCCCiiij item darnach uber zway jar do kam ain tusl*[1]) *uber alle welt, daz allermenniklich siech wart, und was an der vasenaht. die da stachen, den wart so we daz sy ab dem plan musten ziehen; die da tanczen wolten, den geschach auch also. gar alte lewt sturben, des andern volk starb wenig. ettlich siechten zwo wochen oder drey, ettlich drey manod. daz geschach uber alle welt auf ain tag und man hiez den selben siechtumb den Tanabeczl.* Diese epidemie trug nicht bloss einen katarrhalen, sondern auch einen typhösen character, wie die beschreibung erkennen lässt. Dasselbe gilt für den aus dem jahre 1387 erwähnten Bürzel, den nahen verwanten des Tanawetzel. In Gassers Augsburg. annalen lesen wir: mira quaedam epidemia hanc urbem totamque superiorem Germaniam corripiebat, qua aegri quatuor vel quinque ad summum dies molestissimis destillationibus laborabant ac ratione privati instar phreneticorum furebant, atque inde convalescebant paucissimis ad orcum demissis. Dazu wird der deutsche name gunbyrzelen angeführt. Auch die vorhin benutzte Augsburger chronik (bei Mone, anzeiger 6, 257) spricht von dieser seuche beim j. 1387: *do kam ain wetag, den hiez man den burczel. der kam in alle stet und in allu lant und in allu dorfer, und lågen die låut drei tag oder vier, und stůnden dan wider auf. es vergiengen alle tag an diser sucht acht bis zehen personen. ja es meret sich diser burzel von tag zu tag.* Hier wird die krankheit nur als grippe geschildert.[2]) Bei Königshofen (s. 303) heisst dieser selbe siechtag *ganser* oder *burtzel* und zeigt sich als husten und *flosse in der kelen.* Ohne nähere beschreibung scheint eine von Schmeller b. wb. 1, 204 aus Senders chronogr. angeführte stelle: infirmitas generalis vulgo *pertzel* grassabatur. War nun auch die krankheit nicht gefährlich, so blieb sie doch unbequem, und die sympathie ward auch gegen sie angerufen. Dieselbe Münchener sammelhandschrift, welche den merkwürdigen nachtsegen enthält, verzeichnet auch eine formel *contra pircil: stribraras † iob traezon zcorobon connubia iob † et pone eqv* — — (Konr. Hofmann in den Münchener sitzungsber. phil. philol. kl. 1867. juni s. 171.)

Tannewetzel und bürzel gehören nach allem diesem zu der sippe der katarrhalischen seuchen, welche im 14—16 jahrhundert unter verschiedenen namen durch die europäischen länder zogen, im 16 jahrhundert besonders Frankreich heimsuchten,[3]) und nie ganz erloschen. Seit dem 18 jahrhundert kam der name influenza oder grippe dafür auf.

1) So lese ich für das *lust* des druckes: *tusel,* schwindel, Fieber. Schmeller 1, 402.

2) Die stelle in Wurstisens Basler chronik 664 stimt zu dieser Augsburger.

3) Hecker-Hirsch a. a. o. 243. 246. Biermer in Virchows handbuch der spec. pathol. und therapie 5, 1, 596 f.

Ueber unsere namen seien bemerkungen angefügt.

Wir finden die formen *tanabeczl*, *taunweczschel*, *tanawäschel;* daraus schliesse ich auf ein echteres *tannewezel*. Der zweite teil des compositums ist das in *ôrwezelîn* (Heinrich Tristan 5478) nachweisliche deminutiv zu *wetze*, heute *watsche*, backenstreich. Der erste teil scheint mir ein bis jetzt nicht nachgewiesenes *tanne*, die schläfe, wozu wir mit i und u im stamm die bekannten *tinne* und *tunne* besitzen. Demnach bedeutet *tannewezel* schlag vor die schläfe, und wir gedenken der erklärung des französischen namens der epidemie von 1411 *le horion*, der schlag vor den kopf.

Der andere name, *burzel*, wird auch für andere krankheiten gebraucht (Grimm, wörterb. 2, 554); genügend vermag ich ihn nicht zu deuten. Er hat sich übrigens bis heute erhalten, da um Göttingen, so wie südlich von Halle *bürzel* der gewöhnliche name des schnupfens ist.

KIEL. KARL WEINHOLD.

ZUR GOTISCHEN PRONOMINALFLEXION.

Holtzmann hat mit seiner entdeckung neuer grammatischer formen des gotischen entschieden kein glück. Was er im achten jahrgang der Pfeifferschen Germania, seite 261, über eine bisher für nichts geachtete gotische weibliche participform *nimands* statt des allein richtigen *nimandei* lehrte, muste seite 145 des neunten jahrgangs derselben zeitschrift von mir als auf einem irrtum beruhend bezeichnet werden. Nicht besser ergeht es der nur wenige seiten früher von ihm gemachten bemerkung, dass Timotheus 1, 1, 10 in *hva* eine pluralform des fragepronomens belegt sei. Als alle dem, was wir sonst von gotischer pronominalflexion wissen, gegenüber zu ungeheuerlich ist diese annahme meines wissens bisher noch von keinem anderen gewagt. Nun steht denn auch sie als ein entschiedener irrthum da. Aus den von Uppströms sohne, dem candidaten der philologie Wilhelm Uppström aus Uppsala mir freundlichst übersanten aushängebogen der neuen ausgabe der Paulinischen briefe, die jetzt eben ihrer vollendung schon sehr nahe gerückt ist, ergiebt sich als richtige lesart der fraglichen Timotheusstelle: *jabai hva aljis* [nicht *alja*] *þizai hailôn laiseinai andstandiþ* [nicht *andstandand*]. Jenes *hva* also ist und bleibt singularform.

DORPAT. LEO MEYER.

ÜBER DIE NORWEGISCHE AUFFASSUNG DER NORDISCHEN LITERATURGESCHICHTE.

Efterladte Skrifter af R. Keyser. Förste Bind. Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen. Christiania. P. T. Mallings Forlagsboghandel, 1866; VIII und 588 ss. 8.

In den letzten jahren hat das studium der einheimischen sprache und geschichte in Norwegen eine reihe der schwersten verluste erlitten. Von den gewaltigen forschern, welche jene vorher so wenig, und zumal so wenig methodisch betriebene disciplinen in ein paar jahrzehnten auf jenen stattlichen höhepunkt gebracht haben, auf welchem sich dieselben jetzt in jenem lande befinden, sind drei in rascher folge gestorben, Christian Christoph Andreas Lange nämlich (geb. 1810, gest. 1861), Peter Andreas Munch (geb. 1810, gest. 1863), und Rudolf Keyser, (geb. 1803, gest. 1864). Der letztere, wenn auch im auslande bei weitem weniger gekannt und gefeiert als der ungleich glänzendere Munch, ist doch, wie der älteste unter jenen drei koryphäen, so auch derjenige gewesen, welchem die beiden anderen gutentheils ihre richtung verdankten, und er darf somit als der eigentliche stifter jener vielgepriesenen und vielbekämpften, jedenfalls aber hochverdienten schule angesehen werden, welche man als die „neunorwegische“ zu bezeichnen pflegt.

Allerdings ist die zahl der von Keyser veröffentlichten werke keine sehr bedeutende. Sehe ich ab von einer reihe von quellenausgaben, welche er mit Munch, oder mit Unger, oder mit beiden gemeinsam veranstaltete [1]), von ein paar berichten über antiquarische funde und über die antiquitätensamlung der universität Christiania [2]), von ein paar zusammenstellungen und übersetzungen von quellentexten [3]), endlich von ein paar kleineren abhandlungen über einzelne punkte der norwegischen geschichte und alterthümer [4]), so bleiben nur zwei umfangreichere

1) *Norges gamle Love, bd. I—III*, 1846—49; *Konúngs-skuggsjá*, 1848; *Ólafs saga hins helga*, 1849; *Strengleikar*, 1850; *Barlaams ok Josaphats saga*, 1851.

2) *Annaler for nordisk Oldkyndighed*, 1836—37, 1838—39, 1842—43; *Urda, I u. II.*

3) Ueber Þorgils skarði, in *den Samlinger til det norske folks sprog og historie, I*, 1833; zur geschichte des königs Sigurð Jórsalafari, *ebenda*.

4) Zur Geschichte des königs Hákon Magnússon, in der *Norsk tidsskrift for videnskab og literatur, I*, 1847; über das wappen und die flagge Norwegens, 1842; über die norwegische kleidertracht der älteren zeit, als beilage zu J. Frichs abbildungen norwegischer nationaltrachten 1847 erschienen; über die religionsverfassung der nordmänner im heidenthume (1847); über die wohnungen und täglichen verrichtungen der nordleute in den älteren zeiten (*Norsk tidsskrift I*); über deren belusti-

schriften übrig, nämlich die tiefeinschneidende abhandlung über die herkunft und stammverwantschaft der Nordmänner (1839)[1], und die geschichte der norwegischen kirche in der katholischen zeit (1856—58). Aber sehr irren würde, wer des mannes geistige wirksamkeit und wissenschaftliche bedeutung lediglich nach diesen wenigen schriften bemessen wollte. Ungleich mehr als mit der feder wuste Keyser durch das gesprochene wort und persönliche anregung zu wirken, und selbst von dem wenigen, was er im druck erscheinen liess, war das meiste von ihm ursprünglich zum behufe der vorlesungen ausgearbeitet worden, welche er an der norwegischen landesuniversität zu halten pflegte. Dabei kann es keinen schärferen gegensatz geben als den, welcher zwischen seiner art zu arbeiten und der Munch's bestand. Des letzteren litterarische productivität war eine ganz erstaunliche und die zahl seiner schriften ist kaum anzugeben, trotz des sehr stattlichen umfanges mancher unter ihnen; aber gewöhnt wie er war, auf sein fabelhaftes gedächtnis unbedingt zu bauen, und zugleich seine manuscripte bogen für bogen mit noch nasser tinte in die druckerei zu senden, liess er sich gar manche übereilungen, versehen und widersprüche dabei zu schulden kommen. Keyser dagegen pflegte selbst seine vorträge mit einer pünktlichkeit auszuarbeiten, welche andere für ihre bücher nicht nothwendig finden, und die wenigen von ihm veröffentlichten werke sind auf das sorgsamste und sauberste durchdacht und geglättet; er liebte es, immer und immer wider zu seinen alten arbeiten zurückzukehren, um an ihnen zu bessern und zu feilen, und selbst nach widerholten revisionen entschloss er sich nur schwer, dieselben der vollen öffentlichkeit zu übergeben. Eine folge zugleich jener ungewöhnlichen sorgfalt für seine akademischen vorträge und dieser ebenso seltenen zurückhaltung im veröffentlichen der eigenen studien ist aber die, dass die bekanntschaft mit den leistungen Keysers, welche dem ausländischen publikum unzugänglich, aber den sämmtlichen gelehrten Norwegens ganz geläufig waren, gar vielfach in den schriften dieser letzteren vorausgesetzt wird; gar manche originelle ansicht des mannes ist auf diese weise in die werke anderer übergegangen, ohne dass doch deren eigentlicher urheber jemals genannt worden wäre, gar manche besondere theorie desselben als feststehend behandelt und nur im vorbeigehen berührt worden, von welcher doch nirgends eine zusammenhängende darstellung und begründung in der litteratur zu finden ist.

gungen in der vorzeit (*ebenda* II, 1848); über die entwicklung der norwegischen gesellschaftsordnung im mittelalter (*Nor*, III, 1847).

1) Ursprünglich in den *Samlinger VI* erschienen, ist diese abhandlung auch gesondert herausgegeben worden.

Einen sehr willkommenen einblick in diese verborgene wirksamkeit Keyser's und zugleich einen schlagenden beweis für deren tiefe sowohl als umfang gewährt aber dessen reicher litterarischer nachlass, mit dessen veröffentlichung nunmehr glücklich begonnen wurde. Eine bis auf das jahr 1340 herabgeführte geschichte Norwegens wird so eben von der gesellschaft zur förderung der volksaufklärung herausgegeben; die sämmtlichen übrigen theile des nachlasses dagegen hat professor O. Rygh unter seine umsichtige obhut genommen, und sollen dieselben in drei bänden erscheinen, deren erster eine geschichte der altnordischen litteratur, deren zweiter eine darstellung der staats- und rechtsverfassung Norwegens vor der unionszeit, und deren dritter eine schilderung des privatlebens der alten Norweger bringen soll. Wie von der geschichte Norwegens nur ein kleines bruchstück schon früher gedruckt war,[1]) so ist auch von dem das privatleben der Norweger behandelnden werke nur ungefähr die hälfte,[2]) und von dem das staatsleben derselben besprechenden nur der einleitende abschnitt bereits in einer älteren bearbeitung veröffentlicht gewesen;[3]) die litteraturgeschichte aber ist für das grössere publikum vollkommen neu. Die abhandlung über die religionsverfassung des heidenthumes scheint der herausgeber ebenso wie die über die herkunft der Nordmänner und die andere über Norwegens flagge und wappen darum nicht aufnehmen zu wollen, weil sich in Keyser's nachlass von derselben keine von der bereits veröffentlichten verschiedene bearbeitung vorfand, und sogar eine arbeit über die verfassung der norwegischen kirche in der katholischen zeit, welche derselbe enthält, will darum von der veröffentlichung ausgeschlossen werden, weil sie in verbesserter, wenn auch etwas abgekürzter gestalt in die betreffenden abschnitte seiner kirchengeschichte vom verfasser bereits verarbeitet worden sei. Ich möchte indessen wünschen, dass der letzteren wenigstens noch nachträglich eine stelle vergönnt werden möchte; eine zugleich ausführlichere und übersichtlichere darstellung des gegenstandes derselben wäre auch nach dem in jenem grösseren werke gebotenen immerhin noch für den rechtshistoriker sowohl als für den kirchenhistoriker von hohem interesse. — Die herausgabe jener schriften hatte der verfasser selbst beabsichtigt, nnd sogar bereits deren schliessliche revision zu solchem behufe begonnen; seine litteraturgeschichte insbeson-

1) Nämlich die oben, s. 25, anm. 4, angeführte erörterung der geschichte des königs Hákon Magnússon.

2) Vgl. die ebenda angeführten abhandlungen über die kleidertracht, die wohnungen und beschäftigungen, sowie über die belustigungen der alten Norweger.

3) Siehe die ebenda angeführte abhandlung über die entwicklung der norwegischen gesellschaftsordnung im mittelalter.

dere, welche im jahre 1846—47 zuerst entworfen und dann im jahre 1856—57 revidiert und theilweise von grund aus umgearbeitet worden war, hat später noch mehrfache verbesserungen durch ihn erfahren, so dass deren abdruck fast wörtlich nach der handschrift erfolgen konnte, und die vom herausgeber beigefügten (übrigens durch klammern gekennzeichneten) zusätze fast nur eine ergänzung der litterarischen nachweise zu erstreben hatten. Da diese litteraturgeschichte nunmehr vollendet vorliegt, will ich versuchen über deren reichen inhalt einigen bericht zu geben, zumal aber den geist und standpunkt zu prüfen, von welchem dieselbe bestimmt und geleitet wird; da höchst eigenthümliche grundanschauungen hier zum ersten male im zusammenhange vorgetragen werden, welche unverkennbar schon früher für eine reihe mehr gelegentlicher äusserungen der verschiedensten norwegischen schriftsteller massgebend geworden waren, dürfte eine kritische erörterung derselben in der that um so mehr am platze sein. Der kürze wegen, und um nicht gesagtes nochmals sagen zu müssen, erlaube ich mir aber bezüglich der näheren begründung so mancher einzelnheiten auf einen vortrag „über die ausdrücke altnordische, altnorwegische und isländische sprache“ zu verweisen, welchen ich im December 1865 in der hiesigen akademie hielt, und welcher nunmehr endlich im drucke sich befindet.

Die ökonomie des zu besprechenden werkes ist eine sehr einfache. Eine einleitung (s. 3—60.) giebt einen geschichtlichen überblick über die entwicklung der altnordischen litteratur und wissenschaft, und fasst die altnordische sprache, dann die schreibkunst, endlich das erziehungswesen noch besonders ins auge, soweit dieselben auf jenen entwicklungsgang bestimmenden einfluss geübt haben. In einem ersten abschnitte, (s. 61—342), wird sodann die dichtkunst und die poetische litteratur behandelt, wobei wie billig die jüngere Edda als ein lehrbuch der dichterkunst gleich mit besprochen wird. Ein zweiter abschnitt, (s. 343—530), handelt von der sagenkunde und sagenschreibung, wobei die mythisch-heroischen, die historischen und die romantischen sagen unterschieden, den letzteren aber, etwas wunderlich, auch die heiligenlegenden beigezählt werden. Ein dritter und letzter abschnitt endlich, (s. 531—579), bespricht alle übrigen zweige der wissenschaft und litteratur, also die theologie, jurisprudenz und medicin, die geographie, mathematik und naturkunde, endlich die philosophie und die sprachwissenschaft, worauf ein register (s. 581—588) das werk schliesst. Mir will diese eintheilung, beiläufig bemerkt, keine ganz glückliche scheinen. Der herausgeber hat dem letzten abschnitte die überschrift „die gelehrten wissenschaften und deren litteratur“ gegeben, weil er meinte, der verf. habe in demselben die fremde wissenschaftliche

litteratur in ihrem gegensatze zu den nach entstehung und wesen rein nationalen litteraturzweigen zusammenfassen wollen. Aber so gefasst durfte dann nicht nur, was er selber anerkennt, die norwegisch-isländische jurisprudenz nicht den producten der ausländischen gelehrsamkeit beigezählt, sondern auch umgekehrt die isländische annalistik, dann die gesamte übersetzungslitteratur, nicht in dem von den sagen handelnden abschnitte mit besprochen werden, möge diese letztere nun mit legenden, mit ritterromanen, oder mit wirklich historischen werken sich befasst haben, von welchen letzteren freilich der verfasser so gut wie keine notiz nimmt. Freilich mag ein abriss der weltgeschichte als *Veraldar saga*, mögen paraphrasen Sallusts und Lucans als *Rómverja sögur*, übersetzungen der *Historia Britonum* Geoffroy's von Monmouth oder der *Alexandreis* des Philippus Galterus als *Breta sögur* und *Alexanders saga*, und bearbeitungen der geschichtlichen bücher des alten testamentes als *Gyðinga sögur* bezeichnet werden; aber zur „rein nationalen" litteratur des nordens gehören solche werke darum doch nicht. Umgekehrt würde man nicht nur die nach fremden mustern gearbeiteten annalen, sondern auch genealogische aufzeichnungen und die an solche sich anschliessende *Landnámabók*, so entschieden nationalen charakter diese letzteren auch tragen, in der älteren Zeit kaum zu den *sögur* gerechnet haben, und der titel der Skálholter ausgabe (1688): „*Sagan landnama*" ist sicher nur ein erzeugnis späteren misverstandes; „*áttvísi*" scheidet der erste grammatische tractat in der jüngeren Edda ausdrücklich von den „*fræði*," welche Ari Þorgilsson geschrieben hatte, und die vorrede zur *Húngurvaka* führt „*mannfræði*" neben den „*sögur*" als einen lesenswerthen gegenstand auf, ganz wie bischof Þorlákur Þórhallsson von seiner mutter „*ættvísi ok mannfræði*" lernte. Schwankend zwischen dem gegensatze nationaler und ausländischer bildung, welcher eine nationale gliederung wenigstens der ersten wissenszweige gefordert hätte, und zwischen einer lediglich objectiven gesichtspunkten entnommenen scheidung der einzelnen litteraturgebiete, kommt weder die eintheilung des werkes noch auch die behandlung des stoffes innerhalb seiner einzelnen abschnitte zu voller ruhe und klarheit; aber freilich fragt sich, ob jener erstere gegensatz sich überhaupt mit voller schärfe durchführen lasse, da fremde kulturelemente schon von den ersten anfängen einer nordischen litteratur an diese zu durchdringen begonnen haben.

Der standpunkt, von welchem aus der verfasser die altnordische litteraturgeschichte behandelt, ist ein sehr eigenthümlicher. Auf der einen seite statuiert er, und zwar in weit schärferer ausprägung noch als diess bereits von P. E. Müller und seinen nachfolgern geschehen war, die existenz so zu sagen einer litteratur vor der litteratur, indem er annimmt,

dass die im 12. und 13. jahrhunderte geschriebenen werke bereits längst vorher nach form und inhalt in der mündlichen überlieferung gelebt hätten, und dass somit ihre aufzeichnung nur als ein akt der schreiber-, nicht der verfasserthätigkeit zu gelten habe. Auf der anderen seite aber spricht er nicht nur den Dänen und Schweden jeden antheil an der altnordischen litteratur ab, sondern er leugnet auch, hierin von Müller weit abweichend, deren vorherrschend isländischen charakter, um dafür vielmehr einen norwegischen zu substituieren, und als „*gammelnorsk*“ wird demgemäss die wissenschaft und litteratur jener zeit von ihm bezeichnet. Nach beiden seiten hin fordern Keyser's behauptungen eine eingehendere prüfung heraus; ich glaube dieser aber vorerst ein eingehenderes referat über seine eigene argumentation vorausschicken zu müssen.

Der verfasser geht aber von einigen allgemeinen bemerkungen über die entwicklung aller und jeder litteratur aus. Lange vor dem aufkommen der schrift, nimmt er an, bilde sich bei den völkern eine mündliche überlieferung aus, welche stets namenlos sei, weil der urheber jedes einzelnen beitrages zu derselben sich selber in seinem wirken als vertreter der gesammtheit fühle, und jedenfalls nur das von dieser aufgenommene in der zukunft fortzuleben vermöge; durch dichterische form gefestigt, lasse diese tradition nur secundär prosaische ergänzungen und erläuterungen an die verse sich anschliessen. Komme nun einem volke, dessen mündliche tradition sich als solche bereits hinreichend entwickelt habe, von aussen her die schreibkunst oder doch eine zu umfassenden aufzeichnungen brauchbare schreibkunst zu, so handle es sich zunächst nur um das niederschreiben jener mündlich umlaufenden überlieferungen, und bilde sich hierdurch, da die hierfür thätigen eben nur als schreiber in betracht kämen, eine verfasserlose litteratur, während erst weit später einzelne weiter vorangeschrittene es wagten, ihre besonderen geistesprodukte als solche niederzuschreiben, und damit zur scheidung einer wissenschaftlich gebildeten classe von dem übrigen volke den grund legten. Von diesen allgemeinen sätzen wird sodann die nutzanwendung für die altnordische litteraturgeschichte gezogen. Da die Nord- und Südgermanen in religion, recht und sitte ein bedeutendes maass von übereinstimmung zeigen, während doch beide hauptzweige des gesamtvolkes zu verschiedener zeit und auf verschiedenen wegen gewandert, und nach ihrer wanderung mit einander in keinen tiefer greifenden beziehungen mehr gestanden seien, nimmt der verfasser an, dass beide noch vor ihrer trennung von einander und vor dem beginn ihrer wanderung einen ziemlich hohen culturgrad erreicht haben müsten. Hieraus folgert er weiter, dass insbesondere die Nordgermanen zahlreiche und umfangreiche überlieferungen über götterlehre, sittenlehre und recht, über geschichte und genealogie

über die natur und ihre kräfte, die zeit und deren eintheilung u. dgl. m. aus ihrer urheimat mitgebracht haben müsten, welche, durch späteren zuwachs vermehrt, jahrhunderte hindurch nur von mund zu mund gegangen seien, ohne je durch die schrift fixiert zu werden. Anfangs habe sich die dichtkunst jenes stoffes bemächtigt und denselben in gebundene form gebracht; später aber habe sich neben der dichtkunst auch eine tradition in ungebundener form gebildet, und diese habe sich, erst jener dienstbar, bald von ihr emancipiert, um sie schliesslich an ausdehnung sogar zu überbieten. In diesen zuständen hätten sich die Nordgermanen bei ihrem eintritte in die geschichte, also im 8. und 9. jahrhundert, befunden; in der nächstfolgenden zeit aber seien sie, zumal soweit der norwegische zweig derselben in betracht komme, nicht unerheblich weiter entwickelt worden. Einerseits nämlich hätten die heerfahrten und eroberungen im westen der nation fremde culturelemente zugeführt, welche nicht ohne einfluss auf den fortschritt des geistigen lebens in der heimat bleiben konnten; andererseits habe die bildung eines grösseren gesamtstaates dessen entwickelung einen einheitlichen mittelpunkt beschafft und das bestreben erzeugt, die bisher zerstreuten wissensschätze zu sammeln und in verbesserter form allgemeiner zugänglich zu machen. Extensiv wie intensiv habe sich demnach für die überlieferung ein sehr erheblicher aufschwung ergeben; aber da die runenschrift, an deren ursprung in einer hinter der trennung der Nordgermanen von den Südgermanen zurückliegenden zeit der verfasser allerdings festhält, wegen ihres unbequemen schreibmateriales zu grösseren aufzeichnungen wenig brauchbar gewesen sei, habe die tradition sich den mündlichen character bewahrt, wiewol sie bereits jetzt „eine so abgerundete und bestimmte äussere form“ erlangt habe, dass ihr im grunde nur eine taugliche feder gefehlt habe, um sofort als litteratur auftreten zu können. Da seien endlich mit dem christentume die lateinischen schriftzeichen, und zugleich pergament und tinte als ein handlicheres schreibmaterial nach Norwegen gekommen, und damit erst sei hier der gebrauch der schrift überhaupt ein bedeutsamerer geworden. Für steininschriften zwar habe man die für sie passenden runen beibehalten, und sei der gebrauch, verstorbenen solche zu setzen, sogar erst durch die christliche sitte veranlasst worden, während man sich vordem mit der errichtung unbeschriebener *bautasteinar* begnügt habe; im übrigen aber habe man, abgesehen etwa von heimlichen mittheilungen und den wunderlichkeiten einiger weniger schreiber, lediglich das lateinische alphabet verwendet, und zumal nur dieses zu litterarischen zwecken gebraucht. Freilich habe man zugleich auch die lateinische sprache als die gelehrte und kirchensprache aufgenommen, und diese werde denn auch ganz vorzugsweise als *bókmál*, d. h. bücher-

sprache, bezeichnet; aber da in England, von woher die meisten missionäre gekommen waren, die angelsächsische sprache längst neben der lateinischen zu litterarischen zwecken benützt worden war, konnte es nicht fehlen, dass die fremden sowohl als die einheimischen kleriker, welche die ersteren mit der zeit ablösten, der volkssprache auch im norden keineswegs feindselig gegenübertraten, vielmehr diese ganz wie in England neben der lateinischen zur schriftsprache erwachsen und selbst für gelehrte zwecke verwendung finden liessen. Seit der mitte des 11. jahrhunderts seien demnach die nordleute im besitze der mittel gewesen, um sowohl die überlieferungen der vorzeit als auch die geistigen erzeugnisse der gegenwart durch die schrift fixieren zu können; indessen habe theils das hängen an der altgewöhnten mündlichen überlieferung und der noch geringe grad der schreibfertigkeit, theils auch die zumal dem klerus obliegende pflicht, vor allem für die nöthigen lateinischen messbücher, breviere, psalter u. dgl. zu sorgen, erst um etwa ein jahrhundert später eine nationale litteratur aufkommen lassen, während die mündliche tradition zu immer höherer vollendung sich gesteigert habe. Erst als die letztere mit geistesproducten „so zu sagen überladen" gewesen sei, sei die schreibkunst für die erzeugung einer einheimischen litteratur recht wirksam geworden, und habe diese ihren höhepunkt unter könig Hákons des alten langer regierung (1217—63) erreicht. Aber die so vollkommen ausgebildete mündliche tradition habe bis in diese zeit herein fortgewirkt, und sei von der schriftlichen im grunde nur abgelöst worden, ohne dass sich in bezug auf form und inhalt irgend etwas geändert habe. „Der niederschreibende brauchte in der regel nur die feder; die gedanken und worte gehörten der tradition. Da konnte selten oder nie von einer eigentlichen verfasserthätigkeit die rede sein; sammler- und schreibergeschick war in der hauptsache das einzige erforderliche. Die litteratur war namenlos, aber dafür im höchsten grade volksthümlich und erhielt sich auf diese weise den character der tradition in seiner weitesten ausdehnung." Nur soweit die hofdichtung einerseits und die gelehrtere wissenschaftliche forschung andererseits reiche, habe sich die persönlichkeit in höherem maasse geltend gemacht; doch sei es auch beim hofdichter mehr seine angesehene stellung am hofe bestimmter fürsten, und seine bedeutung als musterbild für bestimmte kunstformen, was seinen namen zu erhalten pflegte, und der gelehrte arbeiter hinwiderum werde weniger als verfasser, denn als gewährsmann für bestimmte einzelne ansichten, als berichtiger einzelner irrtümer, oder höchstens noch als ordner des von früher her überkommenen stoffes genannt. Beides sei auch bereits unter der noch ungebrochenen herrschaft der mündlichen überlieferung vorgekommen, und anderenteils seien auch später

noch die werke nur gering an umfang und zahl, welche man mit sicherheit bestimten verfassern zuzuschreiben vermöge. — Weiterhin unterscheidet der verfasser sodann zunächst was die sprache betrifft, zwei sich coordinierte hauptzweige des germanischen gesamtvolkes, einen südgermanischen oder deutschen und einen nordgermanischen, skandinavischen oder nordischen. Jeder von beiden zerfällt ihm sodann wider in drei abteilungen, und zwar der deutsche zweig in einen gotischen, hochdeutschen und niderdeutschen, der nordische dagegen in einen norwegischen, schwedischen und dänischen stamm. Der gotische stamm, unter allen der gemeinsamen ursprache aller Germanen am nächsten kommend, sei schon frühzeitig verschwunden, der hochdeutsche liege unserer heutigen deutschen schriftsprache, der niderdeutsche aber dem niderländischen, dem friesischen, samt allen sonstigen plattdeutschen dialecten, endlich gutenteils auch dem englischen zu grunde; anderenteils dagegen lebe der norwegische in der isländischen schrift- und redesprache, sowie in den dialekten Norwegens und der Faröer fort, der schwedische in der schriftsprache und den dialekten Schwedens, der dänische endlich in den dänischen dialekten, sowie in der dänisch-norwegischen schriftsprache. Die verwantschaft, welche diese drei nordischen sprachstämme unter einander verbinde, soll dabei eine ungleich innigere sein, als die, welche unter den drei deutschen bestehe, und eine weit innigere auch, als welche irgend einer der ersteren mit irgend einem der letzteren zeige. Unentschieden lässt der verfasser, ob die sonderung jener drei nordgermanischen stämme bereits zur zeit ihrer einwanderung in Skandinavien bestanden, oder ob dieselbe sich etwa erst später dadurch gebildet habe, dass die sprache der Dänen und Schweden sich von der in Norwegen im wesentlichen erhaltenen gemeinsamen ursprache allmälig abgetrennt und selbstständiger entwickelt hätte; dagegen spricht er mit voller bestimtheit aus, dass jene absonderung jedenfalls zu der zeit schon längst entschieden gewesen sei, in welcher eine literatur im norden zu entstehen begonnen habe, und er zieht hieraus die weitere folgerung, dass die altnorwegische literatur, die isländische mit inbegriffen, keineswegs ein gemeingut aller Nordgermanen, vielmehr das ausschliessliche eigentum Norwegens und der in der geschichtlichen zeit von Norwegen aus bevölkerten länder zu nennen sei. Was sodann das verhältnis Islands zu Norwegen in bezug auf sprache und literatur betrifft, so geht Keyser von der annahme aus, dass die nationale gemeinschaft, welche von anfang an die Isländer mit den Norwegern verband, trotz der selbständigen entfaltung des staatlichen lebens auf der insel dennoch die volle einheit des geisteslebens für beide länder forterhalten habe, und dass dieses, wie dessen grundlagen aus Norwegen nach Island hin-

übergebracht worden waren, so auch sich hier ganz in derselben richtung und ganz mit denselben hilfsmitteln weiter entwickelt habe wie dort. So sei zunächst schon die sprache während der ganzen blütezeit der literatur auf Island ganz dieselbe gewesen wie in Norwegen. Während nämlich die sprache der Schweden und der Dänen von anfang an in eine reihe von dialekten sich getheilt habe, sei das gleiche bei der norwegischen sprache nicht der fall gewesen. Der grund dieser verschiedenheit soll in der grösseren reinheit des blutes der Norweger liegen. Es sei ein erfahrungssatz, dass die veränderung einer sprache von innen heraus stets nur sehr unmerklich und langsam vor sich gehe, während sie sich leicht und hurtig vollziehe in folge äusserer einwirkungen, zumal verwanter sprachen; dass ferner die einmal begonnene zersplitterung in dialekte schnell fortschreite, wenn ihr nicht eine gemeinsame schriftsprache einhalt thue, welche doch selbst erst nach und nach zu erwachsen pflege, nachdem zuvor die schrift an die einzelnen dialekte sich angeschlossen habe. Da nun die Norweger bei ihrer einwanderung keine namhafte urbevölkerung vorgefunden hätten, während in Südskandinavien, Jütland und auf den dänischen inseln eine solche, und zwar von südgermanischem stamme vorhanden gewesen sei, habe hier die dialektbildung schon sehr frühzeitig, und lange vor dem aufkommen einer schriftsprache vor sich gehen müssen, während sie dort noch nicht begonnen gehabt habe, als die lateinischen buchstaben eingeführt wurden. Demgemäss sollen denn vom 12. bis zum anfange des 14. jahrhunderts nicht nur die schriftwerke aus den vier hauptteilen Norwegens wesentlich dieselben sprachformen zeigen, sondern auch zwischen der schriftsprache Norwegens und Islands, sowie der übrigen von Norwegen aus bevölkerten lande sollen nur ganz unbedeutende differenzen bestehen, welche durchaus nicht genügten um eine dialektverschiedenheit annehmen zu lassen, und nicht nur für die schriftsprache soll diese übereinstimmung gelten, sondern ganz gleichmässig auch für die redesprache, die sprache also des täglichen lebens. Als beweis aber für diese letztere behauptung soll eben die gleichheit der schriftsprache in Island und Norwegen dienen; da nämlich diese hier wie dort sich erst längst nach der abtrennung Islands vom mutterlande ausgebildet habe, setze deren übereinstimmung nothwendig auch die gleichheit der redesprache in den verschiedenen teilen dieses letzteren voraus, aus welchen die insel ihre bevölkerung erhalten habe, und zwar nicht nur für die zeit ihrer besiedelung, sondern auch für die spätere zeit bis in das 12. jahrhundert herab, indem ja eine schriftsprache, welche aus der verschmelzung verschiedener von den einwanderern gesprochener dialekte sich erst hinterher gebildet hätte, unmöglich so völlig gleich mit einer anderen schriftsprache hätte ausfallen können, welche,

sei es nun auf demselben wege, oder auch durch die einem einzigen dialekte auf kosten aller anderen zu teil gewordene bevorzugung gleichzeitig in Norwegen entstanden wäre. Aber auch hinsichtlich der geistigen production und insbesondere der literatur behauptet der verfasser das bestehen einer ebenso vollkommenen einheit zwischem dem mutterlande und tochterlande, und er meint sogar, dass bei den fortwährenden einwirkungen des einen landes auf das andere Norwegen eher das vorwiegend gebende als das vorwiegend empfangende gewesen sei, da der Isländer zwar Norwegen und seinen königshof stets aufgesucht habe, um sich zu bilden und zu schulen, und um nicht blos geschliffenere sitten, sondern auch höhere geistescultur sich anzueignen, der Norweger dagegen nie nach Island gekommen sei um zu lernen, sondern immer nur um handel zu treiben. Demgemäss erkennt er zwar die grosse geistige regsamkeit der Isländer und ihre lust zum lernen sowohl wie zur mitteilung des gelernten an; er rühmt ihnen auch eifrige förderung der mündlichen tradition nach, und gesteht zu, dass ihnen die schreibkunst ziemlich gleichzeitig mit den Norwegern zugekommen sei. Aber die ganze richtung der geistigen entwicklung sei auf Island keine andere, und das aufblühen der literatur kein rascheres gewesen als in Norwegen; vielmehr sei die insel in der zeit ihrer blüte wie ihres verfalles eben nur dem vorbilde des mutterlandes gefolgt, und selbst mit der allgemein europäischen cultur des südens und westens nur durch dieses in verbindung gekommen. Freilich habe der Isländer, dem die heimischen verhältnisse zu eng wurden, an auswärtigen herrenhöfen sich ruhm zu verdienen gesucht, als dichter, erzähler und später auch schreiber so gut wie als tapferer kämpfer, und die übung habe ihm gewantheit, die gewantheit hinwiderum ansehen verschafft sogar in Norwegen selber; aber von der allgemeinen geistesbewegung, wie sie sich im mutterlande durch die tradition aussprach, habe sich seine sei es nun dichterische oder erzählende thätigkeit zu keiner zeit abgetrennt. Für den isländischen skalden sei sprache, dichtform und vortrag altnorwegisch geblieben, wie sie diess schon vor der entdeckung Islands gewesen waren; der isländische sagenerzähler aber habe in Norwegen über norwegische begebenheiten eben zumeist nur erzählt, was er aus erster oder zweiter hand der norwegischen tradition entnommen habe, und ein tüchtiges gedächtnis sei neben der gabe, fliessend widerzugeben was in der norwegischen tradition schon eine „mehr oder minder" bestimte form angenommen hatte, sein einziges verdienst gewesen. Als man dann später zu schriftlichen aufzeichnungen fortgeschritten sei, habe sich das verhältnis der Isländer zu dem geistesleben im norden nicht wesentlich verändert. Wie früher das gedächtnis und die zunge, so habe man fortan die feder der

Isländer benützt, und der unterschied sei im grunde nur der gewesen, dass diese nunmehr auch von ihrer heimat aus zu gunsten des norwegischen publikums thätig werden konnten. Auf dieses bescheidene mass beschränke sich die vielgepriesene literarische wirksamkeit der Isländer, und so viele isländische männer sich auch als dichter, sagenerzähler, geschichtsforscher, dann auch als samler oder schreiber einen namen gemacht hätten, könne doch ihre geistige thätigkeit immer nur als ein einzelner zweig der norwegischen in betracht kommen. Aber allerdings habe sich die alte sprache auf Island erhalten, als sie in Norwegen verfallen sei, und habe man dort die alten geisteserzeugnisse noch abgeschrieben, als hier der gebrauch ihrer sprache schon aufgehört gehabt habe; ein eigentümliches verdienst um die alte literatur, welches den Isländern allein und ungeteilt zukomme, liege somit darin begründet, dass sie es gewesen seien, welche jene durch ihre treue pflege vom untergange errettet hätten. — Das zuletzt bemerkte leitet von selbst zu den eigentümlichen anschauungen hinüber, welche der verfasser über den verfall der literatur im norden ausspricht. Ihren vollen glanz hat diese nach ihm nur so lange behauptet, als sie im dienste der mündlichen tradition verblieb; dagegen habe sie von dem momente an zu kränkeln und hinzusiechen begonnen, da die schätze dieser letzteren erschöpft gewesen seien. Die vorboten einer krisis sollen sich bereits am ausgange des 13. und am anfange des 14. jahrhunderts verspüren lassen. Der traditionell überkommene stoff sei damals bereits ziemlich vollständig aufgezeichnet gewesen; für die neu entstehenden geistesproducte aber habe man, da solche gleich von ihrem verfasser nidergeschrieben oder dictiert, oder wenigstens, sowie sie nur erst im vortrage die nöthige rundung erhalten hatten, aufgezeichnet werden konnten, natürlich nicht mehr eine mehrere generationen durchlaufende mündliche überlieferung in anspruch zu nehmen gebraucht. Die kraft der tradition sei bereits hierdurch in eben dem masse geschwächt worden, in welchem sich umgekehrt die persönliche verfasserwirksamkeit gesteigert habe. Einen weiteren einfluss habe sodann das hinübergreifen nach ausländischen stoffen geübt. Dieses habe begonnen, sowie man erst mit den einheimischen überlieferungen weit genug vorangekommen war; an der übersetzerarbeit aber habe sich der volksgeist selbstverständlich nicht betheiligen können, und sei diese nothwendig ausschliesslich sache der gelehrten kreise geblieben. Endlich habe in der gleichen richtung auch noch das umsichgreifen der gelehrten schulbildung gewirkt, und das hierdurch bedingte zurücktreten des gemeinen mannes. Diesem punkte widmet der verfasser eine eingehendere betrachtung, welche originel genug ist, um hier etwas näher berücksichtigt werden zu müssen. Im heidentume, meint er, seien die

häuptlinge des volkes zugleich die hauptträger der überlieferung in recht und religion, geschichte und dichtkunst gewesen, also auf Island die *goðar*, in Norwegen aber die *hersar* und später die *lendirmenn*, dann vor allem die könige; andere männer hätten sich kraft inneren berufes zu ähnlicher geltung aufgeschwungen, und solche *spekíngar* oder *fróðir menn* hätten dann nicht nur als unterhaltende erzähler, dann ratgeber in öffentlichen wie in privatangelegenheiten des grösten ansehens genossen, sondern auch als erzieher der jugend eine wichtige rolle gespielt. Ihre häuser seien die schulen gewesen, in welchen jurisprudenz, geschichte, religion und poesie gelehrt worden seien, durchaus in praktischer richtung gelernt und gelehrt; von öffentlichen unterrichtsanstalten dagegen zeige das heidentum nicht die mindeste spur. Der übertritt zum christentume habe aber zunächst schon die trennung des priestertums von der weltlichen häuptlingschaft hervorgerufen, und überdiess auch noch den religiösen unterricht, sowie die bildung des klerus zur sache der kirche gemacht, da diese zur wahrung ihrer einheit notwendig auf eine gewisse conformität mit dem anderwärts üblichen halten muste. Die bischöfe übernahmen sofort die überwachung des religiösen unterrichts, sowie die prüfung der angehenden kleriker, und wenn auch die erteilung des unterrichtes selbst zunächst noch ganz privatsache einzelner qualificierter geistlicher blieb, so erhielt doch damit das geistliche unterrichtswesen bereits einen gewissen öffentlichen anstrich, welcher in verbindung mit der verschiedenheit der unterrichtsgegenstände fortan die geistliche erziehung von der weltlichen schied, welche letztere nach wie vor ohne alle einmischung der geistlichen gewalt in der altherkömmlichen weise betrieben wurde. Allerdings konnte es auch jetzt noch vorkommen, dass ein weltlich gebildeter sich zugleich auch gelehrte geistliche kenntnisse erwarb, oder dass umgekehrt ein priester nebenbei auch in der jurisprudenz, historik oder poesie sich tüchtig zeigte; beides wurde gern gesehen und hoch geachtet, ja auf Island, wo die sämtlichen kirchen privatbesitz waren und deren inhaber, um ihnen selber vorstehen zu können, oft genug in eigener person die priesterweihe nahmen, blieb die vereinigung beider arten des wissens sogar auf lange hinaus ganz gewöhnlich. Aber doch muste jener gegensatz, einmal begründet, mit der zeit in beide zweige der erziehung eine ganz verschiedene richtung bringen. Bald forderte die weitere entwicklung der kirche besondere schulen, und solche wurden denn auch auf Island wie in Norwegen zumal von den bischöfen je an ihren kathedralen errichtet; wenn auch ihr besuch nicht erzwungen und die private ertheilung des unterrichts keineswegs ausgeschlossen wurde, bildeten diese domschulen doch fortan den schwerpunkt für die gesamte erziehung des klerus, und da für den

unterricht in den weltlichen wissenszweigen durch keinerlei ähnliche einrichtungen gesorgt war, ergab sich bald ein sehr fühlbares übergewicht der geistlichen bildung über die weltliche. Nur die klerikale bildung erfreute sich fortan des ansehens und namens einer gelehrten, und die alten *spekingar* büssten die frühere achtung ein, wenn sie nicht etwa zugleich auch *klerkar* waren, weshalb denn auch höher stehende männer im 12. und 13. jahrhundert vielfältig um gelehrte kenntnisse sich bemühten. In den gelehrten schulen aber wurde ganz wie anderwärts nur auf latein und theologie werth gelegt, und neben der grammatik, rhetorik und musik höchstens noch dem kanonischen recht und dem kalenderwesen einige aufmerksamkeit geschenkt; dagegen fand weder die nationale rechtskunde, noch die nationale geschichtswissenschaft oder dichtkunst in dem herkömmlichen schulunterrichte eine stelle, und die letzteren beiden disciplinen zumal, welchen nicht dieselbe unmittelbar practische bedeutung inne wohnte wie jener ersteren, musten in folge dessen rasch an bedeutung verlieren, ja diese völlig einbüssen, sowie die lebendige teilnahme des volks und seiner regenten an ihnen schwand. Diess sei nun im laufe des 14. jahrhunderts der fall gewesen, und von da ab sei denn auch der sieg der gelehrten schulbildung in Norwegen entschieden. Aber wenn der übergang zu dieser letzteren zwar allerdings die entwicklung des nationalen geisteslebens in Norwegen unterdrückt haben soll, so will doch unser verfasser dieser schulbildung hierfür die schuld nicht beimessen. Der übergang zu einer zeit, in welcher die mündliche überlieferung durch die schrift überwuchert und verdrängt wurde, und da im zusammenhange damit eine gebildete klasse aus dem übrigen volke sich aussonderte, um fortan die literatur als ihren ausschliesslichen besitz an sich zu reissen, gilt ihm als ein durchaus unvermeidlicher; derselbe würde aber nach seiner meinung unter gewöhnlichen umständen auch nur zu einer vorübergehenden erschlaffung geführt haben, während bald ein erneuter fortschritt mit einiger änderung seines charakters und vielleicht auch seiner richtung dem scheinbaren rückschritt gefolgt wäre. Auch habe sich die schulbildung der nationalen litteratur keineswegs feindselig gegenübergestellt, vielmehr umgekehrt dieselbe gefördert, durch erweiterung und klärung der begriffe sowohl als durch veredelung und abschleifung der landessprache, und was dieselbe gehindert habe, selber mit der zeit ein nationales gepräge anzunehmen, sei demnach lediglich in umständen begründet, die unabhängig von dem wollen und wirken der gelehrten kreise eingetreten seien. Auf der einen seite habe es an höheren bildungsanstalten im lande gänzlich gefehlt, so dass, wer mehr zu lernen wünschte als was die einheimischen dom- und klosterschulen zu lehren vermochten, ins ausland, nach Paris etwa,

oder Orleans, oder Bologna ziehen muste. Dieser mangel habe im vereine mit der abgelegenheit Norwegens von allen centralsitzen der mittelalterlichen gelehrsamkeit ein durchaus ungenügendes wachstum dieser letzteren zur folge gehabt, und dieselbe vollends verhindert, die durch die erschlaffung der nationalen literatur entstandene lücke auszufüllen, was ihr ohnehin schon schwer genug gemacht war, da sie mit ihrer ganzen theologisch-philosophischen und kirchlich-juristischen richtung von haus aus weder national noch gründlich war. Auf der andern seite aber sei die mit dem übergange von der alten volkstümlichen zu der neuen gelehrten stufe der literatur nothwendig verbundene krisis für Norwegen unglücklicher weise in eine so ungünstige periode gefallen, dass die erkrankte literatur, statt neu belebt aus derselben hervorzugehen, in derselben nur ihren frühzeitigen tod habe finden können. Schon seit der mitte des 13. jahrhunderts habe nämlich der norwegische volksgeist angefangen zu erstarren. Durch die einseitige machtentfaltung des königtums sei die selbstregierung im lande verkümmert worden; der gemeinsinn sei abhanden gekommen und mit ihm jene schöpferische kraft der volkstümlichkeit, wie sie zu einer fortentwicklung der literatur in nationaler richtung nöthig gewesen wäre. Eine kurze zeit noch habe die protection der könige die einheimische litteratur zu halten vermocht; mit dem tode des königs Hákon Magnússon aber (gest. 1319) sei auch diese stütze weggefallen, und die wenn auch zunächst nur lose verbindung, in welche Norwegen nunmehr zu Schweden, und späterhin auch zu Dänemark getreten sei, habe dessen nationalität vollends erdrückt. Durch diese union nämlich habe erst die schwedische, dann aber die dänische sprache in Norwegen eingang gefunden, und auf die dortige schriftsprache einfluss gewonnen. Begünstigt durch die bemühungen der machthaber, die drei verbundenen völker zu voller nationaler einheit zu verschmelzen, und nicht gehemmt durch irgend welchen nationalen widerstand des immer tiefer sinkenden volkes, habe der verfall der einheimischen sprache in Norwegen bereits um die mitte des 14. jahrhunderts begonnen und an dessen schluss überhand genommen, um im laufe des 15. jahrhunderts mit deren völligem verkommen als schriftsprache zu endigen. Bis gegen den anfang dieses letzteren jahrhunderts hin habe sich zunächst neben der dänischen und schwedischen schriftsprache, welche sich damals bereits aus den ursprünglichen dialektsprachen zu einheitlicher gestaltung emporgearbeitet gehabt hätten, dann neben der auf Island und annähernd rein auch wohl im gebrauch einzelner Norweger fortbestehenden altnorwegischen sprache, auch noch eine neunorwegische herangebildet, welche erst in schwedischer, später aber in dänischer richtung von jener abweichend, die eigentliche officielle sprache im nor-

wegischen reiche geworden sei, und wenn zwar Schweden aus der union noch rechtzeitig ausgeschieden sei, um seine sprache vor den wirkungen jenes verschmelzungsprocesses retten zu können, habe doch Norwegen, in der verbindung mit Dänemark verbleibend, demselben nicht zu widerstehen vermocht; die dänische sprache habe sich auch in Norwegen zur schriftsprache emporgeschwungen, und wenn zwar Norwegen den wortvorrat dieser ihm fortan mit Dänemark gemeinsamen schriftsprache auch seinerseits vielfach bereichert, und zumal eine noch durchgreifendere verdeutschung erfolgreich von derselben abgewehrt habe, so sei eben doch deren vocalsystem und deren ganze grammatische form im altdänischen, nicht im altnorwegischen begründet. Im zusammenhange mit dem verfalle der einheimischen schriftsprache sei dann auch jene sonderung der dialekte bezüglich der redesprache eingetreten, welche sich in Norwegen mit der mitte des 14. jahrhunderts bemerklich mache, und welche noch jetzt daselbst bestehe; mit jenem durch die allgemeine erschlaffung des norwegischen volksgeistes ermöglichten verfalle der einheimischen schriftsprache sei andererseits natürlich auch der völlige und endgiltige untergang der einheimischen literatur entschieden gewesen, und müsse demnach mit ihm die alte, nationale periode der norwegischen literaturgeschichte als abgeschlossen, dagegen eine neue, durch dänische einflüsse bestimmte als eröffnet betrachtet werden. Das zusammentreffen also jener anderweitigen so ungünstigen umstände mit der oben besprochenen inneren krisis der literargeschichtlichen entwicklung des landes sei es gewesen, welches den traurigen verlauf dieser letzteren zur folge gehabt habe. — Etwas anders, meint der verfasser, sei die sache freilich auf Island gegangen. Allerdings sei auch hier die literarische thätigkeit mit dem schlusse des 14. jahrhunderts ins stocken gerathen, und seit dem anfange des 15. jahrhunderts vollends habe man sich hier fast nur noch mit dem abschreiben älterer werke befasst; wogegen die originalproducte aus dieser zeit nur wenig zahlreich und ohne alle bedeutung seien. Aber die abgesonderte lage sowohl als die politische bedeutungslosigkeit der insel habe diese vor fremden einflüssen geschützt, und hier habe sich somit die alte sprache erhalten können; jene stockung im nationalen und geistigen leben sei darum für Island nur eine vorübergehende gewesen, und als im 16. jahrhundert die mit der reformation zusammenhängende bewegung auch dieses land zu neuem leben erweckte, sei sofort auch die hier erhaltene norwegische sprache wieder in den dienst der wiedererwachenden literarischen thätigkeit getreten. Aber diese neuere literatur in der alten sprache sei eine ausschliesslich isländische, und gehe Norwegen nichts mehr an; eben darum falle sie auch über des verfassers aufgabe ganz und gar hinaus.

So der verfasser. Wende ich mich nunmehr zu einer erörterung der haltbarkeit seiner neuen aufstellungen, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich den von ihm befolgten gedankengang völlig verlasse, und als ausgangspunkt für meine besprechung seine äusserungen über das verhältnis Norwegens zu den übrigen ländern des germanischen nordens in bezug auf sprache und literatur wähle. Da kann ich mich nun zunächst mit seiner auseinandersetzung über das verhältnis der Nordgermanen zu den Südgermanen, dann des norwegischen zweiges der ersteren zu dem schwedischen und dänischen vollkommen einverstanden erklären, und zumal das ausschliessliche anrecht des ersteren auf die gesamte sogenannte altnordische literatur erkenne auch ich als durchaus begründet an; nur möchte ich gegen eine gewisse überhebung des norwegischen selbstgefühles einsprache erheben, welche sich den dänischen und schwedischen nachbarn gegenüber in nebenpunkten gelegentlich bei ihm geltend macht. Warum soll z. b. gerade die norwegische sprache der gemeinsamen ursprache treuer geblieben sein als die schwedische und dänische, während doch diese letzteren unverkennbar in ihren lautverhältnissen mehrfach dem südgermanischen sprachzweige, und somit doch wohl auch der mit diesem gemeinsamen grundsprache, näher stehen? Warum sollen ferner gerade die Norweger im besitze der reichsten und unverfälschtesten überlieferungen aus der vorzeit gewesen sein, und zwar nicht nur im vergleiche zu dem mischvolke der Dänen, sondern auch gegenüber dem kernvolke der Schweden? Auf die grössere reinheit ihres blutes sich zu berufen, wie der verfasser diess öfters thut, scheint denn doch mislich, da selbst nach allem dem, was derselbe in einer früheren arbeit über diesen punkt ausgeführt hat[1]), die frage nach der existenz und beschaffenheit der urbevölkerung in den verschiedenen teilen der skandinavischen halbinsel immerhin noch eine sehr problematische bleibt; überdiess will mir scheinen, als ob eine vergleichung der rechtsordnung wenigstens der drei nordischen stämme eher für den schwedischen als für den norwegischen die vermutung zäheren festhaltens an der alten überlieferung begründen würde. — Principielleren bedenken dürfte aber die art unterliegen, wie der verfasser sich über das verhältnis der Isländer zu den Norwegern ausspricht, und will mir wenigstens seine desfallsige auseinandersetzung in allen ihren einzelnen teilen ganz und gar nicht einleuchten. Was zunächst die sprache betrifft, so will ich dahingestellt lassen, ob die dialektbildung wirklich in der älteren zeit in Schweden und Dänemark weiter vorgeschritten gewesen sei als in Norwegen, und nur im vorbeigehen möchte

1) vgl. Samlinger, VI, s. 450—62.

ich darauf hingewiesen haben, dass Munch[1]) umgekehrt eine einheitliche sprache in den sämtlichen altschwedischen sprachdenkmälern mit einziger ausnahme des Gutalag als „unleugbar“ vorhanden betrachtet, und nicht minder auf dänischem gebiete nur den dialekt des *Jytske Lov* von dem der seeländischen und schonischen rechtsbücher abgetrennt wissen will. Ebenso lasse ich unerörtert, ob die vorhandenen älteren aufzeichnungen norwegischen ursprungs wirklich keinerlei dialektische verschiedenheiten zeigen, eine frage, die ganz und gar nicht leicht zu erledigen ist, da ausser ein paar wenig umfangreichen bruchstücken von rechtsbüchern und einigen wenigen urkunden keine schriftwerke erhalten zu sein scheinen, deren herkunft aus der östlichen reichshälfte, aus den hochlanden also oder aus Vigen, sich auch nur annähernd sicherstellen liesse. Endlich will ich auch nur angedeutet haben, dass die abweichungen, welche die ältere isländische sprache von der norwegischen zeigt, doch wol etwas bedeutender und principieller sein dürften als dies der verfasser wort haben will. Zugegeben nämlich, dass blosse verschiedenheiten in der betonung und in der aussprache einzelner laute, dann im gebrauche dieser oder jener wörter zur begründung einer dialektverschiedenheit noch nicht genügen, dass es vielmehr, um eine solche annehmen zu können, feststehender unterschiede in den lautübergängen, den flexionsformen, der wortbildung oder anderen wesentlichen theilen der formenlehre bedürfe, so fragt sich eben doch, ob nicht unterschiede dieser letzteren art zwischen der isländischen und norwegischen sprache sich nachweisen lassen, und zwar unterschiede, welche ganz in derselben weise auf eine dem schwedischen und dänischen näher stehende gestalt der norwegischen ursprache zu schliessen erlauben, wie widerum die vergleichung der norwegisch-isländischen sprache mit der schwedisch-dänischen auf eine noch ältere, den sämtlichen Nordgermanen gemeinsame sprachstufe zurückschliessen lässt, welche diese mit der gemeinsamen ursprache der Südgermanen in nähere verbindung setzt.[2]) Ein genaueres eingehen auf diesen punkt unterlasse ich schon darum, weil bei der

1) *Forn-Swenskans och Forn-Norskans Språkbyggnad, s. XLI-XLII.*

2) Hiefür nur ein paar beispiele. Während die schwedisch-dänische sprache das **vr** im anlaute festhält, welches die norwegisch-isländische schon sehr frühzeitig fallen gelassen hat, hält umgekehrt die isländische sprache das anlautende **hl, hr, hn** fest, welches das schwedisch-dänische nicht bewahrt hat; in Norwegen aber schrieb man unbedenklich ganz wie in Schweden oder Dänemark auch im anlaute ein blosses **l** oder **r**. Den flexionsumlaut, vermöge dessen ein nachfolgendes **u** das vorhergehende **a** in **ŏ** verwandelt, kennt das schwedische und dänische nicht; im isländischen dagegen ist er, freilich wie es scheint erst seit dem 11. jahrhunderte, völlig durchgedrungen, und im norwegischen zeigt sich ein schwanken, doch so, dass der umlaut häufiger zu fehlen scheint. Die verwandlung des **a** zu **u**, welche das Isländi-

geringen zahl von handschriften, welche in buchstäblichem abdrucke veröffentlicht sind, und bei der unmöglichkeit, eine grössere menge von solchen persönlich einzusehen, von mir um so weniger sichere ergebnisse gewonnen werden könnten, je grösser einerseits das schwanken der norwegischen handschriften in solchen fällen zu sein pflegt, und je häufiger andererseits die isländischen handschriften des 14. und 15. jahrhunderts dem norwegischen brauche sich fügen. Um so entschiedener muss ich dagegen den anderen umstand betonen, dass, die richtigkeit der behauptung zugegeben, dass in den aus Island und in den aus den verschiedenen provinzen Norwegens stammenden aufzeichnungen die sprache eine wesentlich gleiche sei, damit doch immerhin nur die gleichheit der schriftsprache, nicht aber auch die gleichheit der redesprache als bewiesen gelten könnte. Trotz aller ausführungen des verfassers erscheint es mir schon von vornherein als undenkbar, dass bis ins 14. jahrhundert herab alle dialektbildung in Norwegen gefehlt habe. Mag man nun mit Keyser[1]) annehmen, dass der norwegische stamm bereits vor Christi geburt das ganze Norwegen in besitz genommen habe, oder mit Munch[2]) dafür halten, dass nur die feste begründung dieses besitzstandes um das jahr 500 n. Chr. gewiss, und jeder auf eine frühere zeit gezogene schluss als unsicher anzusehen sei, immer würde sich bis in das genannte jahrhundert herab wenigstens noch eine periode von 8—900 jahren ergeben, während deren das volk in seinen jetzigen wohnsitzen gesessen sein müste, ohne dass sich in dieser langen frist irgend welche dialektbildung ergeben hätte, und zwar ein volk, welches sogar heutiges tages noch auf einem areale von 5800 □meilen nur etwa anderthalb millionen seelen zählt! Allerdings meint unser verfasser, das beispiel von Island, welches bei einem flächenraume von ungefähr 1870 □m. auch nur etwa 70,000 einwohner zählt, und dennoch in den nahezu 1000 jahren, während deren es bewohnt ist, ebenfalls nur sehr dürftige spuren von dialektverschiedenheiten hervorgebracht hat, zeige, dass selbst bei einer über weite strecken zerstreuten und spärlichen bevölkerung die entstehung von solchen wol auf lange dauer unterbleiben könne; aber dieses beispil will in keiner weise zutreffen. In Norwegen ist von alters her der ackerbau eine hauptnahrungsquelle des volkes gewesen, und auf die verschiedenheit der besitzrechte an grund und boden war darum hier schon in der ältesten nachweisbaren zeit die abstufung der verschiedenen volksklassen gebaut; ein zähes festhalten der einzelnen familien am

sche in ableitungssilben durch ein nachfolgendes u bewirken lässt, kennt vollends auch das norwegische ganz und gar nicht. U. dgl. m.

1) Samlinger, VI, s. 440—41, und 460—61.

2) *Det norske Folks Historie*, I, 1, s. 103.

ererbten grundbesitze war hiervon die natürliche folge, und dieses spricht sich denn auch sehr klar in dem institute des *óðal* aus, dessen begriff ursprünglich ein grundstück voraussetzt, welches schon mindestens fünf generationen hindurch in absteigender linie vererbt worden ist, während andererseits auf dem besitze eines solchen der anteil an dem hoch geachteten stande der *höldar* beruht. Auf Island dagegen war der feldbau nie von irgend welcher bedeutung, vielmehr von jeher neben dem fischfange die viehzucht die wichtigste nahrungsquelle des volkes; daher denn auch keinerlei einfluss der grundbesitzverhältnisse auf die gliederung der stände, keine spur von *óðal* im rechte des freistaats, und bis auf den heutigen tag herab kein gedanke an jene anhänglichkeit des bauern an die ererbte scholle, oder an jenes stolze selbstgefühl des grundeigentümers gegenüber dem blossen pachtbesitzer, welche uns beide so sehr natürlich scheinen. Noch gegenwärtig wechselt der isländische bauer seinen besitz und seine niederlassung ohne das geringste bedenken, ganz wie es ihm der augenblickliche vorteil mit sich zu bringen scheint, und die „*fahrtage*“ sind von nicht geringerer bedeutung für die hauswirthe selbst als für ihre dienstleute. Die bevölkerung ist demgemäss in steter bewegung, und kein bezirk der insel hat auf die dauer seine geschlossene einwohnerschaft; vielmehr ist der übergang von einzelnen wie von ganzen familien aus einem landesviertel in das andere noch heute ganz ebenso gewöhnlich, wie er diess nach dem zeugnisse unserer geschichtsquellen bereits von der zeit der ersten einwanderung an gewesen war. Ferner, kaum 60 jahre nach dem beginne der niederlassungen auf Island einigten sich hier die häuptlinge, welche an der spitze der einzelnen ansiedelungen standen, über die annahme eines gemeinsamen landrechtes, sowie über die bestellung gemeinsamer gerichte und einer gemeinsamen legislative; ein einheitlicher staat war damit gegründet, welcher das land politisch und rechtlich als eine einheit erscheinen liess, mochte auch das mass seiner consistenz und centralisation ein noch so geringes sein. In Norwegen dagegen standen sich jahrhunderte lang 25—30 unverbundene landschaften als ebenso viele selbständige staaten gegenüber, und nur sehr allmälig entstanden die grösseren verbände der landschaft *Þrándheimur*, des *Gulaþing*, *Eiðsifjaþing* und des *Borgarþing*, an welche sich dann nach und nach auch die länger für sich stehenden volklande anschlossen. Auch die durch Harald hárfagri begründete alleinherrschaft gewann nicht sofort bleibenden bestand; vielmehr muste dieselbe noch bis auf die zeit des heiligen Ólafs herab oft genug der vielherrschaft weichen, und die hochlande zumal standen widerholt sogar unter schwedischer oberhoheit, was nicht ohne einfluss auf deren rechtsverfassung geblieben zu sein scheint. Endlich betrachtete sich jedes

einzelne volkland, oder doch jeder einzelne dingbezirk selbst noch nach völliger sicherstellung der reichseinheit als ein geschlossenes ganzes, und hatte sein besonderes recht für sich, bis endlich in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts ein für das ganze reich gemeinsames landrecht entstand, und dieser verschiedenheit der provinzialrechte ein ende machte. Es begreift sich, dass bei jener beweglichkeit der bevölkerung und jener frühen ausbildung eines einheitlichen staates mit einheitlicher rechtsordnung dialekte sich auf Island nicht ausbilden, oder selbst, wenn bei der einwanderung vorhanden, nicht auf die dauer erhalten konnten, zumal da die frühzeitige und kräftige entwicklung einer gemeinsamen schriftsprache auch ihrerseits jeder zersplitterung der redesprache entgegentreten muste; allein was beweist diess für Norwegen, wo die sesshaftigkeit der bauerschaft, die politische zerrissenheit des landes und die trotz der endlichen bildung eines gesamtstaates noch lange fortdauernde isolierung der einzelnen provinzen jeder verschmelzung der bevölkerung die ernstesten hemmnisse bereitete? Sollte hier wirklich eine nahezu vier jahrhunderte dauernde völlige, und eine ziemlich ebenso lange währende halbe isolierung der einzelnen landesteile nicht im stande gewesen sein, jene dialektbildung zu erzeugen, welche dann hinterher innerhalb einer frist von kaum 150 jahren der blosse einfluss einer lockern politischen verbindung mit Schweden und Dänemark, und die auf deren erhaltung gerichtete speculation einiger unionskönige zu stande gebracht hätte, und diess, obwohl während des weitaus grösseren teiles jener ersteren periode der sprachеinheit die mächtige stütze einer schriftsprache völlig gefehlt hatte, welche ihr doch während dieser zweiten periode schützend zur seite stand? Da ist denn doch die umgekehrte annahme ungleich wahrscheinlicher, dass die sonderung der dialekte in Norwegen eine weit ältere gewesen, und dass die schriftsprache daselbst zu dem grade von einheitlichkeit, welchen sie überhaupt zeigt, nur durch ihren anschluss an eine einzelne unter diesen mundarten gelangt sei, woneben natürlich ein untergeordneter einfluss anderer mundarten auf die einzelnen schriftwerke je nach ihrem entstehungsorte recht wol bestehen kann; ganz ebenso ist ja für das angelsächsiche der westsächsische, für das mittelhochdeutsche der alemannisch-schwäbische, und für das neuhochdeutsche der obersächsische dialekt vorzugsweise bestimmend geworden, während an so mancherlei mitunterlaufenden provinzialismen doch immerhin zumeist noch zu erkennen steht, ob eine einzelne aufzeichnung in diesem oder jenem teile des gesamtlandes entstanden sei. Auffällig bleibt freilich auch so noch die andere thatsache, dass die norwegische schriftsprache bis ins 14. jahrhundert herab bis auf jene oben besprochenen, doch immerhin nur vereinzelten differenzen auch mit der isländischen zusam-

menfiel; ihre erklärung glaube ich indessen einfach in dem umstande suchen zu sollen, dass die schriftsprache sich auf Island zuerst feststellte, und von hier aus erst nach Norwegen übertragen wurde.

Der beweis der letzteren thesis nötigt mich, auf die anfänge der isländischen wie der norwegischen literatur in etwas anderem sinne einzugehen, als in welchem diess von unserem verfasser geschehen ist. Wir wissen aber mit voller bestimtheit, dass auf Island in den Jahren 1117—18 das unter dem namen der *Hafliðaskrá* bekannte rechtsbuch, und dass nur wenige jahre später daselbst das ältere christenrecht aufgezeichnet wurde; überdiess steht zu vermuten, dass auch schon das im jahre 1096 entstandene zehntgesetz sofort nidergeschrieben worden sein werde. Dass Ari hinn fróði (geb. 1068, gest. 1148) sein Isländerbuch in den jahren 1122—33 verfasste, erfahren wir ferner aus seinem eigenen munde, und wenn nicht innerhalb derselben frist, so doch nur um wenige jahre später muss dasselbe von ihm zu dem uns allein erhaltenen Isländerbüchlein umgearbeitet worden sein; ausdrücklich wird uns aber gesagt, dass Ari der erste Isländer gewesen sei, welcher in einheimischer sprache über geschichte geschrieben habe. Widerum erzählt uns die vorrede, welche den grammatischen traktaten in der jüngeren Edda vorausgesetzt ist, dass eben dieser Ari, sowie Þóroddur rúnameistari, für die einheimische sprache zuerst ein alphabet construiert hätten, welches einerseits an die 16 zeichen der alten runenschrift, und andererseits an das lateinische alphabet, wie man es beim Priscianus fand, sich angelehnt, jedoch ungleich zahlreichere lautzeichen als dieses letztere enthalten habe. Wir dürfen wol unbedenklich jenen Þórodd für identisch mit einem Þóroddur Gamlason halten, welcher im ersten viertel des 12. jahrhunderts für den bischof Jón Ögmundarson die domkirche zu Hólar baute, und welcher während dieser bauführung durch gelegentliches zuhören bei dem den domschülern erteilten unterrichte sich tüchtige kenntnisse in der grammatik erworben haben soll; er wird sich demnach mit dem isländischen alphabete wol erst etwas später als Ari befasst haben, und da in dem ersten der auf jenes vorwort folgenden traktate wirklich der versuch gemacht wird, das lateinische alphabet der isländischen sprache anzupassen, und deren grösserem lautreichtume teils durch aufnahme neuer zeichen, wie etwa des runischen þ, teils aber durch den alten beigefügte punkte und striche gerecht zu werden, dürfen wir wol gerade in dieser abhandlung eine von Þórodd herrührende überarbeitung jener älteren versuche Aris erkennen. Möge übrigens Þóroddur oder irgend ein anderer gleichzeitiger Isländer diese schrift verfasst haben, jedenfalls ist deren angabe wol zu beachten, dass man eben erst angefangen habe in der isländischen muttersprache zu schreiben, und zu beachten auch, dass der verfasser neben

den schriften Aris nur gesetze, genealogische aufzeichnungen und übersetzungen kirchlicher stücke als bereits vorhanden nennt. Da derselbe andererseits seinen versuch einer anpassung des lateinischen alphabetes an die isländische sprache nur durch die berufung auf das beispil der stammverwanten Engländer zu rechtfertigen sucht, ohne der Norweger auch nur mit einem worte zu gedenken, so ist denn doch klar, dass zwar auf Island am anfange des 12. jahrhunderts eine schriftsprache sich festzustellen und eine literatur sich zu bilden begann, dass aber in Norwegen dazumal von beidem noch ganz und gar nicht die rede war. Man wird sich freilich dieser schlussfolgerung gegenüber auf die gesetze berufen wollen, welche der heilige Ólaf (gest. 1030) in der landessprache habe schreiben lassen[1]), oder auf das dem guten Magnús (gest. 1047) zugeschriebene gesetzbuch, welches man noch im 13. jahrhundert in Drontheim unter dem namen der *Grágás* aufbewahrt haben soll[2]); aber beide legislationen sind einigermassen apokryph, und somit nicht geeignet jenen einwand zu stützen. Allerdings rühmt eine reihe von quellen die legislative thätigkeit könig Ólafs, der ein dienstmannenrecht erlassen, die von könig Hákon Aðalsteinsfóstri gegebenen *Frostaþingslög* revidiert und auch mit dem rechte der hochlande sich beschäftigt, endlich mit bischof Grímkels beirat das christenrecht geordnet haben soll[3]), und auf einzelne von ihm und bischof Grímkell erlassene bestimmungen berufen sich sogar gelegentlich die norwegischen legalquellen.[4]) Aber mit einziger ausnahme des mönches Theodorich nennt keine einzige dieser quellen die sprache, in welcher der könig seine gesetze erlassen habe, und sogar von deren schriftlicher aufzeichnung wissen ausser ihm nur noch ein paar von Langebek mitgetheilte kirchliche stücke und vielleicht der dänische Saxo. Bedenkt man nun, dass nicht nur von diesem letzteren, sondern auch von Theodorich, von der Fagurskinna und von dem altnorwegischen homilienbuche ausdrücklich die fortdauernde geltung dieser

1) So nach dem mönche *Theodorich*, cap. 16, bei Langebek, script. rer. Dan., V, s. 324.

2) Nach der *Heimskringla*, *Magnúss s. góða*, cap. 17, s. 23 der folioausgabe, und nach der *Sverris s.*, cap. 117, in den *FMS.*, VIII, s. 277.

3) *Heimskr.*, *Ólafs s. ens helga*, cap. 55 und 56, dann 120, s. 60—61 und 179; *geschichtliche sage*, cap. 43 und 101, s. 43—44 und s. 110, dann *FMS.*, IV, cap. 58 und 109, s. 108—9 und 250, sowie *Flateyjarbók*, II, s. 48 und 192. Ferner die *legendarische sage*, cap. 31, s. 23, und die *Fagurskinna*, §. 98, s. 79. Endlich die *Gammelnorsk Homiliebog*, s. 147—48, das *Fornswenskt legendarium*, I, s. 862, das stück *de S. Olavo*, das *lübische Passionale* und das *Breviarium Nidrosiense* (diese drei bei Langebek, II, s. 530—31, 536 und 542), sowie den *Saxo Grammaticus*, X, s. 514—15.

4) *Gulaþ. L.*, §. 10, 15 und 17, *Frostaþ. L.*, III. §. 1.

gesetze betont wird, und dass nicht nur jene vorerwähnten kirchlichen stücke mit diesem homilienbuche augenscheinlich aus derselben quelle geflossen sind, sondern auch Theodorich, und wohl auch die Fagurskinna und Saxo ähnliche kirchliche aufzeichnungen vor sich gehabt haben mögen, so liegt die annahme nahe genug, dass jene fortdauernde geltung der gesetze Ólafs, von der solche ältere kirchliche quellen gesprochen hatten, ursprünglich nur auf deren materiellen inhalt hatte bezogen werden wollen, welcher sich ja wirklich, wie jene citate in den späteren rechtsbüchern zeigen, bis in das 12. und 13. jahrhundert gutenteils vererbte, und dass erst hinterher einzelne bearbeiter jener älteren notizen aus misverstand die zu ihrer zeit wirklich vorhandenen, aber ungleich jüngeren rechtsaufzeichnungen als von dem heiligen Ólaf selbst herrührend bezeichneten, von welchem deren inhalt ihnen herzustammen schien. Die worte der Fagurskinna sowohl als des altnorwegischen homilienbuches lassen sich in der that noch recht wohl in jenem unverfänglichen sinne verstehen; Theodorichs ganz isolierte angabe dagegen würde selbst dann, wenn man diesen erklärungsversuch für allzu gewagt halten sollte, um nichts glaubhafter, da ja Ólafs gesetze, welche ohnehin, soviel sich erkennen lässt, vorwiegend mit der regelung der kirchlichen verhältnisse sich beschäftigt zu haben scheinen, falls sie überhaupt aufgezeichnet wurden, recht wol auch in lateinischer sprache aufgezeichnet worden sein konnten. Aber auch die schriftliche aufzeichnung der *Frostaþíngslög* durch könig Magnús, von welcher ohnehin nirgends gesagt ist, dass sie in der landessprache erfolgt sei, unterliegt ähnlichen bedenken. Von vornherein tritt die annahme einer solchen mit der nachricht, dass schon könig Ólaf diese gesetze revidiert habe, in einen auffälligen widerspruch, sofern die übereinstimmung der gesetze des sohnes mit denen des vaters uns ausdrücklich hervorgehoben wird, und nichts berechtigt uns, dem vater die abfassung, dem sohne dagegen nur die aufzeichnung derselben zu vindicieren; darüber hinaus fällt aber auch noch auf, dass nicht nur der Norweger Theodorich von keiner gesetzgeberischen thätigkeit des königs Magnús weiss, sondern auch eine reihe isländischer quellen nur erwähnt, dass derselbe, an sein versprechen, den gesetzen seines vaters gemäss zu regieren, ernsthaft erinnert, die ermahnung beherzigt und solche fortan beobachtet habe.[1]) Da regt sich denn der verdacht, dass jene notiz über die sogenannte *Grágás* erst durch den

1) So die *Fagursk.* §. 131, s. 98—99, die *Magnúss s. góða* cap. 22, in den *FMS.*, VI, s. 44—45, und jene andere recension dieser sage, welche in die *Flateyjarbók* hineingerathen ist, Bd. III, s. 269—70. Die ausdrücke des Ágrip, cap. 30, in den *FMS.*, X, s. 402, sind mehrdeutig.

compilator der *Heimskríngla* in deren text aufgenommen worden sein möge, und zwar nur auf grund jener anderen in der *Sverris s.* vorgefundenen bemerkung; in der *Sverris s.* aber, welche ja im auftrage eben jenes königs Sverrir geschrieben worden war, der gelegentlich seiner streitigkeiten mit erzbischof Eiríkur auf die *Grágás* sich berufen hatte (1190), erklärt sich deren zurückführung auf jenen könig recht wohl daraus, dass es jenem schlauen regenten gerathen erscheinen mochte, durch die bezugnahme auf einen so glänzenden, vielleicht von losen volkssagen an die hand gegebenen ursprung des thröndischen rechtsbuches gegen das von seinem gegner angerufene kanonische recht ein gegengewicht zu gewinnen. Pflegte man doch in Norwegen das ganze mittelalter hindurch die gesetze des heiligen Ólafs als das palladium aller landesfreiheiten zu betrachten;[1]) warum sollte nicht auch auf die gesetze seines sohnes ein theil dieses glanzes fallen? — Aber auch in etwas späterer zeit, als die litterarische thätigkeit auf Island längst in gang gekommen war, wollte dieselbe in Norwegen noch immer keine rechte wurzel schlagen. Ein Isländer war der benedictinerabt Karl Jónsson, von welchem könig Sverrir seine eigene lebensgeschichte schreiben liess; ein Isländer auch Eiríkur Oddsson, welcher, wohl im auftrage desselben königs, die geschichte des königs Haraldur gilli (1130—36) und seiner söhne Sigurður, Eysteinn und Ingi (gest. 1155, 57 und 61), vielleicht auch noch einiger weiterer norwegischer könige, bearbeitete. Zwei isländische benedictinermönche, Oddur Snorrason und Gunnlaugur Leifsson, waren es ferner, welche am schlusse des 12. jahrhunderts, freilich zunächst in lateinischer sprache, die lebensbeschreibung des königs Ólafur Tryggvason verfassten, und auch der augustinerprior Styrmir Kárason (gest. 1245) war ein Isländer, welcher neben so manchen anderen werken auch eine lebensgeschichte des heiligen Ólafs auf grund älterer, aber unzweifelhaft auch von isländischer hand herrührender aufzeichnungen schrieb, von deren existenz andererseits auch unsere legendarische sage dieses königs zeugnis ablegt. Der norwegische mönch Theodorich aber, welcher in den jahren 1176—88 sein lateinisches werk über die norwegische königsgeschichte schrieb, sagt uns mit dürren worten, dass vor ihm niemand in Norwegen über den von ihm behandelten gegenstand geschrieben habe, während er zugleich ganz ebenso wie der wenig später schreibende Däne Saxo unumwunden ausspricht, dass die Isländer dazumal im norden als die vorzugsweisen besitzer alles geschichtlichen wissens gegolten hätten, und er benützt denn auch oft genug, wenn auch ohne sie namentlich zu citieren, ältere

1) Vgl. meinen Artikel „*Grágás*" in der Ersch und Gruberschen Encyklopädie, Bd. LXXVII, S. 102.

isländische schriftwerke, während alles, was er von aufzeichnungen anführt, denen sich allenfalls ein norwegischer ursprung zuschreiben liesse, sich auf einen „catalogus regum norwagiensium," einige von der translation und den wundern des heiligen Ólafs handelnde stücke, endlich auf die bereits besprochenen apokryphen gesetze dieses letzteren beschränkt, und selbst von jenen ersteren dürftigen aufzeichnungen sagt er uns nicht einmal, ob sie in lateinischer oder nordischer sprache, und ob sie von norwegischer oder isländischer hand verfasst seien. Nun beziehen sich zwar allerdings die sämtlichen soeben zusammengestellten zeugnisse lediglich auf die geschichtschreibung. Aber es leuchtet denn doch ein, dass man in Norwegen, wenn sich eine einheimische schriftstellerei auch nur einigermassen kräftig entwickelt gehabt hätte, die sorge für die norwegische historiographie sicherlich nicht den Isländern überlassen, und dass zumal ein norwegischer könig sich ganz gewiss nicht an ausländer gewant haben würde, wenn er zur beschreibung seiner eigenen lebensgeschichte und der seiner vorgänger befähigte autoren im inlande zu finden gewusst hätte; überdies fällt auch noch der andere umstand verstärkend ins gewicht, dass wir auch ausserhalb der geschichtschreibung von irgend welcher in das 12., oder auch nur in den anfang des 13. jahrhunderts hinauf reichenden norwegischen litteratur kaum die dürftigsten spuren nachzuweisen vermögen. Von den nicht geschichtlichen sagen, den mythisch-heroischen sowohl als den frei erdichteten, scheint überhaupt keine vor der mitte des 13. jahrhunderts aufgezeichnet worden zu sein, und wenn wir zwar erfahren, dass einzelne unter ihnen, wie etwa die sage von Hrómundur Greipsson, schon am anfange des 12. mündlich im umlaufe waren, so lauten doch auch die desfallsigen zeugnisse nur auf Island, nicht auf Norwegen. Die dichtkunst ferner, welche im 10. jahrhunderte in Norwegen noch in voller blüte gestanden war, finden wir im 11. daselbst bereits völlig in verfall gerathen. Isländische skálden, nicht norwegische sind es, welche den heiligen Ólaf, den guten Magnús, den harten Harald feiern, und gerade die zahlreichen ehrenlieder, durch welche ihn jene verherrlichten, machten den letzteren zu einem besonderen freunde und gönner des entlegenen freistaates. Es ist eine seltene ausnahme, wenn sich zwischen hinein etwa auch noch einmal ein einheimischer verskünstler in Norwegen vernehmen lässt, und bezeichnend genug sind es zuletzt fast nur noch einzelne fürsten, wie etwa könig Harald selbst, oder um ein jahrhundert später der Jarl Rögnvaldur kali (gest. 1164), welche die dichtkunst, allenfalls unterstützt von isländischen hofpoeten, betreiben; eine art höfischer modesache oder nobler passion war deren betrieb in Norwegen eben so gut geworden, wie dies unser verfasser selbst (s. 87) bezüglich

der dänischen, schwedischen und englischen fürstenhöfe annimmt. In der zeit also, da in Island und Norwegen eine einheimische litteratur zu erstehen begann, war eine volkstümliche pflege der poesie in diesem letzteren lande jedenfalls schon längst erloschen, und diejenigen gedichte älterer norwegischer dichter, welche nunmehr zur aufzeichnung gelangten, verdanken diese regelmässig isländischen schriftstellern, wie etwa des Þorbjörn hornklofi lieder auf könig Harald hárfagri, die *Hákonarmál* und das *Háleygjatal* des Eyvindur skáldaspillir, die *Eiríksmál* u. dgl. m. in der *Fagurskinna*, *Heimskríngla* u. s. w., oder nicht wenige andere verse norwegischer skálden in der jüngeren Edda uns aufbewahrt sind. Unter den uns erhaltenen norwegischen rechtsbüchern ferner gehören die *Gulaþíngslög*, so wie sie uns vorliegen, frühestens dem äussersten ende des 12., wahrscheinlicher aber erst dem anfange des 13. jahrhunderts an,[1]) und angenommen selbst, dass der uns vorliegenden eine ältere textesgestaltung vorhergegangen sei, so liegt uns doch immerhin keinerlei grund vor, dieser letzteren ein höheres alter als etwa das letzte viertel des 12. jahrhunderts zuzuschreiben. Die bruchstücke der *Eiðsifjaþíngslög* und der *Borgarþíngslög*, welche uns übrig sind, in der zeit weiter hinaufzusetzen sind wir, so viel ich sehen kann, durch nichts berechtigt; die *Frostaþíngslög* aber vollends gehören, so wie wir sie haben, erst der regierungszeit des königs Hákon gamli, also den jahren 1217—63 an, und wie es mit jener älteren, um das jahr 1190 bereits vorhandenen *Grágás* beschaffen war, lässt sich nicht mehr feststellen. Trotz aller frische der auffassung zeigen dabei diese älteren norwegischen rechtsbücher doch noch eine ungleich geringere litterarische gewantheit, als welche sich so manchen ungleich älteren abschnitten der isländischen compilationen, wie z. b. dem zehntgesetze oder dem christenrechte, nachrühmen lässt; und ganz ebenso lässt der von einer norwegischen hand in der ersten hälfte des 13. jahrhunderts geschriebene haupttext der legendarischen *Ólafs saga hins helga* sich nur als eine ganz heillos ungeschickte compilation bezeichnen, während die von isländischer hand geschriebenen, etwa 50 jahre älteren membranfragmente einer zu deren herstellung gebrauchten vorlage ungleich bessere arbeit zeigen. Wenn also Norwegen an zweien hauptzweigen der nordischen litteratur, an der sagenschrei-

1) Ihr text beginnt nämlich mit der übereinkunft, welche könig Magnús, oder vielmehr dessen vater Erlíngur jarl, im jahre 1164 mit erzbischof Eysteinn schloss, und enthält an seinem ende eine wergeldstafel, welche derselbe Bjarni Marðarson verfasst hatte, den die *Sverris s.* am schlusse des 12. jahrhunderts widerholt nennt, und den wir im jahre 1223 auf dem herrentage zu Bergen unter die *lögmenn* gezählt finden (*Hákonar s. gamla*, cap. 86, s. 325). Ob diese beiden stücke aber nicht etwa bloss spätere einschiebsel in einen älteren text seien, lässt sich aus den dürftigen fragmenten einer älteren handschrift, die uns erhalten sind, nicht bestimmen.

bung und an der dichtkunst, im laufe des 12. jarhunderts sich so gut wie gar nicht, und an dem dritten, der abfassung von rechtsbüchern, ebenfalls nur spät und in ziemlich unvollkommener weise betheiligte, was bleibt dann für jene frühere zeit an einheimischen literarischen leistungen noch übrig? Aller wahrscheinlichkeit nach nur ein bischen theologie, d. h. einige legenden, homilien u. dgl. m., obwol ich auch von solchen kein einziges stück nachzuweisen wüste, welches sich mit einiger sicherheit zugleich auf das 12. jahrhundert und auf einen norwegischen verfasser zurückführen liesse, — ausserdem aber etwa noch der Königsspiegel und die streitschrift über die stellung der kirche zum staate, zwei allerdings ganz vortreffliche werke also, welche aber gerade der zeit eben jenes königs Sverrir angehören, welcher, selber ein Färing, sich nachweisbar zu der ihm am herzen liegenden officiellen schriftstellerei isländischer federn zu bedienen pflegte! — Man sieht, eine einfache zusammenstellung der einschlägigen quellenzeugnisse führt zu einem ganz anderen ergebnisse als dem unseres verfassers. Sie zeigt uns, wie auf Island zuerst die feststellung einer einheimischen schriftsprache erfolgte, indem man mit vielem geschicke, dem vorgange der Angelsachsen folgend, das lateinische alphabet den eigenen lautverhältnissen anzupassen wuste, und wie dann diese schriftsprache, anfangs nur im dienste der kirche und der rechtsordnung stehend, und höchstens noch zu ein paar dürftigen genealogischen aufzeichnungen gebraucht, bereits in der ersten hälfte des 12. jahrhunderts vereinzelt zu umfassenderen historischen und philologischen werken benützt wurde, an welche sich dann bald eine sowohl mannichfaltigere als reichhaltigere litteratur anschloss. Sie lässt aber auch erkennen, dass man in Norwegen das ganze 12. jahrhundert hindurch, von einigen juristischen und theologischen versuchen etwa abgesehen, noch gar nichts niedergeschrieben hatte, und dass man sich hier, wenn man irgend welche litterarische aufgabe gelöst wissen wollte, dazumal ganz in derselben weise an isländische schriftsteller zu wenden pflegte, wie man es isländischen dichtern und erzählern überliess, die norwegischen könige zu preisen und für die unterhaltung ihrer höfe zu sorgen. Es begreift sich leicht, dass unter solchen umständen die auf Island fixierte schriftsprache auch für Norwegen maassgebend werden muste, wenn auch der einzelne norwegische verfasser oder abschreiber sich nicht jedesmal von allen norwegischen provinzialismen frei machen konnte; das schwanken der in Norwegen entstandenen schriftstücke in den meisten punkten, in welchen die isländische sprachform von der norwegischen abgegangen zu sein scheint, dürfte gerade dem umstande zuzuschreiben sein, dass in bezug auf sie die schriftsprache und die redesprache in Norwegen von einander abwichen.

Aber wenn das bisherige gezeigt hat, dass die altnordische litteratur auf Island, nicht in Norwegen ihren anfang genommen, und dass dieselbe erst von dort aus und nur in der dort für sie festgestellten schriftsprache auf das letztere reich übertragen worden ist, so bleibt noch immer die andere frage zu erörtern übrig, wieweit denn die innere selbständigkeit jener isländischen litteratur gereicht, oder wie weit dieselbe etwa umgekehrt formell wie materiell von der angeblich so festen ausprägung der norwegischen tradition abhängig gewesen sei? Die erwägung dieser frage setzt zunächst eine nähere prüfung der sätze voraus, welche der verfasser über den charakter und die bedeutung dieser tradition im allgemeinen aufstellt, und zu dieser wende ich mich demnach zuerst. Da halte ich nun den schluss, welchen Keyser aus der principiellen übereinstimmung von recht, religion und sitte bei den beiden hauptzweigen des germanischen gesamtvolkes auf das hohe alter einer ziemlich bedeutenden culturstufe derselben zieht, auch meinerseits für vollkommen begründet; vollkommen einverstanden bin ich auch mit dem, was der verfasser einerseits über das hohe alter und andererseits über die geringere anwendbarkeit der runenschrift sagt, vermöge deren dieselbe auf den gang der nordischen litteraturentwicklung nahezu ohne allen einfluss geblieben ist. Auch ich nehme demgemäss an, dass massenhafte überlieferungen von mund zu mund gegangen sein müssen, lange ehe man daran dachte oder denken konnte, zu deren aufzeichnung zu schreiten; aber diese massenhaftigkeit der überlieferung und deren rein mündlichen charakter zugegeben, ist darum doch noch keineswegs gesagt, dass dieselbe, an eine bestimmte form gebunden, in aller mund und zu allen zeiten im wesentlichen gleichmässig weitergetragen worden sei, und diese vom verfasser so sehr betonte annahme will mir in der that nicht nur unerwiesen, sondern auch unerweislich und ganz und gar unstatthaft erscheinen. Warum sollten jene traditionen nicht ganz ebenso, wie dies noch heutiges tages zu geschehen pflegt, in individueller mittheilung, und dadurch bedingt in stets wechselnder form von mund zu mund gegangen sein, und auch ihrem inhalte nach zu verschiedenen zeiten und im munde verschiedener personen die mannigfachsten wechsel erlitten haben? Allerdings muss in einer zeit, da die schreibkunst noch nicht oder wenig geübt wurde, das gedächtnis noch ungleich treuer gewesen sein als in unseren schreibseligen tagen; allerdings muste ferner, was besonders begabte männer etwa über die grenze des gemeinverständlichen hinaus producierten, meist bald aus dem gedächtnis verschwinden, da dergleichen von der menge nicht weitergetragen wurde, und doch auch, weil durch keine schrift fixiert, nicht wohl auf anderem wege den wenigen begabteren auf die dauer

erhalten werden konnte; allerdings muste endlich der zwischen den gebildetsten und den ungebildetsten angehörigen der nation bestehende unterschied eben darum ein vergleichsweise geringer bleiben, weil ein solcher nur durch die stetige ansamlung der erzeugnisse hervorragender geister und deren fortwährende benützung durch andere ähnlich geartete naturen sich erweitern kann. Aber bei allem dem handelt es sich eben doch nur um unterschiede des grades, nicht der art. Auch das verlässigste gedächtnis besitzt immerhin nur eine beschränkte aufnahmsfähigkeit, und es ist demnach ebenso natürlich, dass je nach der begabung, neigung, lebensstellung des einzelnen die in ihm lebende überlieferung nach ihrem inhalte wie umfange sich verschieden begrenzte, als dass, da stets neu sich bildende traditionen an die seite der älteren traten, diese letzteren auf die dauer nicht neben jenen ersteren fortleben konnten. Ein ewiges kommen und gehen von altem und neuem muste sich also geltend machen, vermöge dessen die überlieferung stets im flusse blieb, und die erinnerung immer nur auf eine bestimmte reihe von generationen zurückreichen konnte, hinter der ihr aller feste umriss und jeder sichere halt schwand; andererseits aber kam sicherlich auch schon dazumal dem individuum wie an der überlieferung so auch an der geistigen production sein persönlicher antheil zu, ganz wie umgekehrt auch heutiges tages noch bis zu einem gewissen grade jeder einzelne ein kind seiner zeit und seines volkes heissen mag. Spricht diese flüssigkeit der tradition bereits ganz entschieden gegen die annahme, dass dieselbe sich nothwendig in bestimt festgestellter form von geschlecht zu geschlecht fortvererbt haben müsse, so kann ich auch nicht finden, dass die dichterische überlieferung, welcher jene bestimte formelle ausprägung allerdings wesentlich ist, so schlechthin älter sein müsse als die prosaische. Richtig will mir vielmehr nur scheinen, dass der harmonische tonfall der gedichte deren erlernen erleichtert und die festigkeit der gebundenen form die treue der überlieferung stützt, während andererseits das gefallen an der künstlerischen einkleidung zur folge hat, dass lieder auch wol blos um ihretwillen noch gern aufbewahrt werden, wenn auch das interesse an ihrem inhalte schon längst abgeschwächt oder ganz verschwunden ist. Dass dichterische erzeugnisse länger als prosaische in der erinnerung zu haften pflegen, und dass somit für uns die dichterische überlieferung weiter in die vergangenheit hinaufreichen mag als die prosaische, erklärt sich hieraus zur genüge; aber dass jene in früherer zeit als diese begonnen habe, ist daraus denn doch eben so wenig zu folgern als aus der anderen thatsache, dass die volksmässige redeweise der älteren wie der neueren zeit auch in der prosa alliterationen, assonanzen, reime und ähnliche von der dichtkunst gebrauchte behelfe auch ihrerseits zu benützen liebt. Mit der

annahme einer nach form und inhalt vollkommen fesstehenden mündlichen überlieferung fällt aber natürlich auch die ganze weitere ausführung Keysers über das sclavische abhängigkeitsverhältnis, in welchem die nordische litteratur zu dieser überlieferung gestanden haben soll. In der that hat der verfasser denn auch für die einschlägigen behauptungen, auf denen doch der ganze schwerpunkt seiner construction der altnordischen litteraturgeschichte ruht, keinerlei beweis aus den für diese letztere verfügbaren quellen zu erbringen versucht; dieselben treten bei ihm vielmehr nur als allgemeine regeln auf, welche für den gang der litterarischen entwicklung bei allen und jeden völkern maassgebend sein sollen. Aber woher stammen diese regeln? Kennen wir denn die anfänge der geistigen entwicklung aller, oder auch nur einer grösseren anzahl von völkern so genau, dass wir aus dieser kentnis jene allgemeinen gesetze abstrahieren können, ja ist auch nur für ein einziges volk jener vom verfasser statuierte gang der dinge bewiesen oder beweisbar? — Trete ich aber von jenem schwanken boden auf das etwas festere terrain der nordischen vorzeit herüber, so kann ich die frage nach dem verhältnisse der einheimischen litteratur zur tradition nicht mehr von der anderen frage nach dem anteile der Isländer an eben dieser litteratur getrennt behandeln, wenn ich nicht in ganz ungebührliche widerholungen und weitschweifigkeiten verfallen will. Ich schicke aber meiner besprechung dieser doppelten frage erst noch ein paar bemerkungen über einige einleitende punkte voraus, auf welche der verfasser gewicht legt, und deren vorläufige bereinigung mir wünschenswert scheint. Da kann ich nun zuvörderst von dem günstigen einflusse nirgends eine spur entdecken, welchen die begründung der alleinherrschaft in Norwegen auf die entwicklung der tradition in diesem lande geäussert haben soll; vielmehr will mir sogar scheinen, als ob die wirkung jenes momentes auf die volksüberlieferung eine gerade umgekehrte gewesen sei. Der gewaltsame bruch mit allen verfassungszuständen der vorzeit, die vertreibung einer menge der angesehensten männer aus dem lande und der untergang einer nicht geringeren zahl anderer, die unruhe endlich, welche eine reihe von generationen hindurch in Norwegen herrschte, bis sich die neuen zustände ihrerseits zu consolidieren vermochten, lassen von vornherein nichts anderes erwarten, und bestätigt wird diese erwartung durch den anderen umstand, dass nachweisbar keine sichere geschichte über die zeit des schönhaarigen Haralds sich hinaufführen lässt; der ihm gelungene staatsstreich hat augenscheinlich alle erinnerung an die hinter ihm zurückliegenden zeiten überdeckt und verwirrt, so dass jenseits seiner regierungsperiode alles in nebelhaftem dämmerlichte verschwimmt. Ganz unrichtig scheint mir ferner aufgefasst, was der ver-

fasser über die reiselust der Isländer sagt. Allerdings nämlich galt ihnen das reisen als eine schule der weisheit; aber das reisen überhaupt, nicht etwa bloss, oder auch nur vorzugsweise, das reisen nach Norwegen wurde als solche betrachtet. Man legte eben werth darauf, fremde länder und die sitten fremder völker kennen zu lernen, und als wenig weise galt, wer nicht über Island hinaus gekommen war; man meinte, dass der verkehr mit der aussenwelt und der umgang mit fremden, denen gegenüber er lediglich auf sich selber gestützt sei, den jungen mann bilde, während das daheimsitzen niemanden erziehe, und wenn ein neueres isländisches sprichwort sagt: *„heimskt er heima-alið barn,“* so fehlt es auch schon in den *Hávamál* und anderen älteren quellen nicht an ganz ähnlichen aussprüchen. Daneben spielte auch die allen Germanen eigne lust am abenteuern ihre rolle, und nebenbei speculierte man etwa auf den ruhm oder den gewinn, welchen man durch handelschaft, heerfahrt oder herrendienst zu erwerben hoffte; endlich betrachtete man auch wol die höfe angesehener fürsten als die beste schule glatter umgangsformen und feiner sitten. Aber nirgends zeigt sich die mindeste spur davon, dass man in allen diesen beziehungen sein augenmerk mehr auf Norwegen als auf andere länder gerichtet hätte, und wenn zwar jenes reich allerdings ohne vergleich am häufigsten besucht wurde, so war dies doch nur eine folge seiner geographischen lage, der zwischen diesem lande und Island bestehenden stamgemeinschaft, endlich der vielfachen verwantschaftlichen anknüpfungspunkte, welche hier mehr als anderwärts dem Isländer sein fortkommen erleichterten, ganz und gar nicht aber eine folge irgend welcher besonderen gelegenheit zur erweiterung seines wissens, die ihm hier im gegensatze zu anderen ländern geboten gewesen wäre. Ebensowenig ist die andere behauptung richtig, dass lediglich Norwegen es gewesen sei, welches die verbindung Islands mit der gesamten cultur des christlichen abendlandes vermittelt habe. Zu Herford in Westfalen hatte bereits bischof Ísleifur gelernt, und in Sachsen auch dessen sohn, bischof Gizurr, seine geistliche erziehung genossen. In Frankreich studierte Sæmundur fróði, und doch wol auch bischof Jón Ögmundarson, der jenen wider nach Island heim brachte. In Paris uud in Lincoln lernte bischof Þorlákur Þórhallsson, in England auch bischof Páll Jónsson, und wenn die *Húngurvaka* von Hallur Teitsson, der im jahre 1150 zu Utrecht starb, erzählt, dass er allerwärts auf seinen reisen die landessprache gesprochen habe wie ein eingeborener, oder wenn die *Sturlúnga* von Gizurr Hallsson berichtet, dass derselbe in Rom besser angesehen gewesen sei als irgend welcher andere Isländer, so zeigt auch diess, dass es keineswegs an directen verbindungen Islands mit dem ferneren auslande fehlte. Wurde doch die isländische kirche

erst am eingange des 12. jahrhunderts aus dem alten metropolitanverbande mit Bremen, und erst um die mitte desselben jahrhunderts aus dem neueren mit Lund gelöst, um schliesslich dem neugegründeten norwegischen erzbistume untergeben zu werden; nach der beseitigung aber jener unmittelbaren kirchlichen verbindung der insel mit dem süden hörten wenigstens die wallfahrten isländischer männer nach Italien, Spanien, Jerusalem nicht auf, und das Reichenauer nekrologium mit seinen zahlreichen namen von angehörigen der *„Hislant terra“* zeigt, wie frühe schon ein massenhafter derartiger verkehr mit der fernen insel sich gebildet hatte. Ausserdem wurden auch die handelsfahrten nach Dänemark und zumal nach England nicht aufgegeben, und so wenig es je an den höfen von Schweden oder Dänemark, der Orkneys oder der Ostmannenfürsten in Irland an isländischen hofdichtern und reisläufern fehlte, so wenig kann es auch im entfernteren auslande je an isländischen klerikern und studenten gefehlt haben. Die behauptung, dass die Isländer all ihr wissen und ihre ganze geistige bildung lediglich aus Norwegen zu beziehen genötigt gewesen seien, erweist sich demnach als ebensowenig begründet, wie jene annahme einer besonders vorteilhaften einwirkung des norwegischen alleinkönigtumes auf die einheimische tradition.

Soll aber nunmehr des verfassers cardinalsatz ins auge gefasst werden, dass die isländische litteratur nicht nur nicht früher begonnen und keinen rascheren aufschwung genommen habe als die norwegische, sondern dass sie auch keine andere richtung verfolgt habe als diese und fortwährend von der norwegischen tradition abhängig geblieben sei, so glaube ich, während in der ersteren beziehung einfach auf das oben schon bemerkte verwiesen werden darf, in der zweiten beziehung am zweckmässigsten zu verfahren, wenn ich die verschiedenen hauptzweige der nationalen litteratur gesondert betrachte. Da ist nun freilich bezüglich der älteren g e d i c h t e vollkommen richtig, dass die mündliche überlieferung für deren spätere aufzeichnung massgebend war, und auch bei solchen liedern, welche erst zu einer zeit entstanden, da man mit der feder umzugehen bereits gelernt hatte, mag wol nur sehr ausnahmsweise der dichter selbst zugleich auch der schreiber gewesen sein. Aber nur zum geringeren theile sind solche lieder je als ein für sich bestehendes ganzes, oder auch als bestandteile von liedersamlungen auf uns gekommen; ungleich häufiger dagegen sind sie nur, sei es nun im ganzen oder auch in blossen bruchstücken, in umfassendere prosawerke eingestellt erhalten, in welchen sie dann als belege für einzelne behauptungen des verfassers, oder auch wol nur als ein gern gesehener schmuck seiner darstellung in betracht kommen. Zum beweise dieser thatsache genügt eine einfache verweisung auf die mehrzahl der *Íslendinga sögur* und

Noregs konúnga sögur, dann auf die *Jarla sögur* und die jüngere Edda; niemand wird aber allen diesen werken darum ihre originalität abstreiten wollen, weil in dieselben derartige belegstücke aus der mündlichen tradition wörtlich hinübergenommen worden sind. Die meisten der uns erhaltenen gedichte sind überdies nachweisbar von isländischen skálden gedichtet, und selbst unter denen, welche älteren persönlichkeiten in den mund gelegt werden, gar viele erst hinterher von isländischen sagenschreibern ganz in derselben weise verfertigt worden, wie etwa Thucydides oder Tacitus ihre helden selbstverfasste reden halten zu lassen pflegen; beiderlei verse dürfen dann natürlich nicht benützt werden, um der isländischen poesie ihre selbständigkeit zu bestreiten, welches auch bei deren ersterer kategorie das verhältnis des aufzeichnenden zur mündlichen überlieferung gewesen sein möge. Mit gedichten aber, deren entstehung man nach ort und zeit nicht sicher zu stellen vermag, darf von vornherein nicht argumentiert werden, und gilt dies insbesondere auch von den liedern der sogenannten älteren Edda samt allen den anderen stücken, welche die neuere zeit denselben zuzugesellen beliebt hat. Schon ihrer zahl und ihrem umfange nach sind diese zu wenig bedeutend, um für unser urteil über den gang der litterarischen entwicklung im norden massgebend werden zu können, und überdiess bedarf deren alter und herkunft trotz aller vertrauensseligkeit, mit welcher man auch bei uns noch an deren uralt heidnischem ursprunge festzuhalten pflegt, in sprachlicher wie in sachlicher beziehung noch viel zu sehr einer sorgfältigen prüfung, als dass sich auf sie zur zeit irgend ein sicherer schluss bauen liesse. Unser verfasser freilich hält die entstehung der sämtlichen eddalieder in einer hinter Harald hárfagri zurückliegenden zeit, also vor der mitte des 9. jahrhunderts, für bewiesen, und meint, dass die mehrzahl der auf den heldenkreis der Völsungen und Gjukungen bezüglichen lieder jedenfalls nicht nach dem beginne dieses jahrhunderts, das *Hyndluljóð* nicht nach der ersten hälfte des 8., und die *Völuspá* nicht nach dem 5. jahrhundert gedichtet sein werde (s. 269); aber einer der gründlichsten kenner der alten nordischen poesie, Guðbrandur Vigfússon, erklärt umgekehrt den grösten theil der lieder von den Völsungen für nicht vor dem 11. oder 12. jahrhundert, *Skírnismál, Harbarðsljóð* und *Lokasenna* wenigstens nicht vor dem ende des 10. jahrhunderts gedichtet, — die *Sólarljóð*, welche Keyser an der grenzscheide des heidentums und christentums entstanden glaubt (s. 259), sezt Guðbrandur etwa in den anfang des 14. jahrhunderts herab,[1]) — wie weit endlich die unsicherheit in derartigen zeitbestimmungen heutiges tages noch geht, zeigt sich sehr schla-

1) Vgl. die vorrede zu seiner ausgabe der *Eyrbyggja*, s. XXXVII, Anm. 1.

gend darin, dass der *Gunnarsslagur* noch immer von vielen ohne anstand als ein echtes und gerechtes eddalied hingenommen wird, obwol derselbe erst in der zweiten hälfte des vorigen jahrhunderts von dem gelehrten propste sèra Gunnarr Pálsson (gest. 1791) gedichtet ist, und dass unser verfasser selbst, meines erachtens mit vollem rechte, sich geneigt erklärt, den von den meisten unbedenklich den eddaliedern zugezählten *Hrafnagaldur Óðins* für das werk irgend eines isländischen poeten aus dem 18. jahrhunderte zu halten, welcher mit der nachahmung der alten dichtweise sein spiel getrieben habe (s. 262). In der that wird es kaum gelingen, über das alter und die herkunft derartiger dichtungen zu sicheren ergebnissen zu gelangen, ehe die sämtlichen erzeugnisse der älteren norwegischen und isländischen poesie in kritisch gesichteten texten zu einem gesamtwerke vereinigt vorliegen, und überdies die je nach ort und zeit in sprachlicher und metrischer beziehung sich ergebenden abweichungen einigermassen festgestellt sind; glücklicher weise brauche ich aber auf diesen meinen studien ohnehin fernliegenden punkt hier nicht weiter einzugehen, da es für meinen zweck sehr gleichgiltig ist, ob die nicht sehr grosse zahl der nachweisbar von norwegischen skálden gedichteten gesänge noch durch hinzurechnung von ein paar eddaliedern erhöht werden dürfe oder nicht. Dagegen glaube ich noch ausdrücklich darauf hinweisen zu sollen, dass es denn doch zu weit gegangen ist, wenn unser verfasser auch die unzweifelhaft von isländischen skálden gedichteten lieder lediglich darum nicht als selbständige geistesproducte gelten lassen will, weil deren sprache und dichtform bereits bei der ersten besiedelung Islands aus dem mutterlande mitgebracht worden sei. Es fehlt nicht an beispilen selbständiger neuerungen, welche von isländischen dichtern in metrischer beziehung vorgenommen wurden,[1]) und jene gelehrte behandlung der dichtkunst, wie sie die jüngere Edda uns kennen lehrt, ist lediglich auf Island, nicht auch in Norwegen nachweisbar; ganz abgesehen hiervon wird aber niemand dem einzelnen dichter darum mangel an originalität vorwerfen wollen, weil er in der sprache und im metrum seines volks und seiner zeit dichtet, und wird andererseits die gleichheit von sprache und metrum bei den isländischen und norwegischen dichtern überhaupt zwar den ausschlag geben können, wenn es gilt, beide als eine masse den dänischen und schwedischen, oder vollends den südgermanischen dichtern gegenüberzustellen, aber ganz und gar nicht die möglichkeit ausschliessen, dass in engerem rahmen jene wieder von diesen geschieden werden mögen, wenn diess die verschiedenheit der zeit,

1) Vgl. z. b. was die jüngere Edda, *Háttatal*, nr. 35 (ed. Arnam. I, s. 646) von Þorvaldur veili, einem isländischen dichter des 10. jahrhunderts, erzählt.

in welcher hier und dort die dichtkunst blühte, oder irgend welche andere umstände räthlich machen. — Gehe ich sodann zu der vom verfasser so gut wie gänzlich ignorierten jurisprudenz über, so ist die selbständigkeit der entwicklung Islands Norwegen gegenüber, und zugleich das walten eines frei schöpferischen geistes neben aller festigkeit der tradition gar nicht schwer zu beweisen. Wohl wird uns berichtet, dass das erste isländische landrecht nach dem muster der *Gulaþingslög* eingerichtet gewesen sei; aber es wird auch nicht verschwiegen, dass gleich von anfang an gar vielfältig dieses muster verlassen wurde, indem man allerlei zusätze, auslassungen und veränderungen an demselben beliebte, und überdiess wissen wir ja, dass in der heidnischen wie in der christlichen zeit dieses ältere landrecht schritt für schritt durch neuere gesetze umgebildet oder auch weiter entwickelt wurde. Wir haben ferner zwar allerdings allen grund anzunehmen, dass das sogenannte zweite isländische landrecht, die *Hafliðaskrá*, eigentlich nur in einer dem römischen edictum perpetuum vergleichbaren aufzeichnung der wichtigsten theile der *uppsaga*, d. h. des dem gesetzsprecher obliegenden feierlichen rechtsvortrages bestund, und manches spricht dafür, dass auch von den norwegischen provinzialrechten einige, vielleicht durch schwedischen einfluss bestimmt, in ähnlicher weise entstanden sind;[1]) aber wenn wir hierin in der that einen sehr eigentümlichen einfluss der mündlichen überlieferung auf die schriftliche fixierung des rechtsstoffes zu erkennen haben, so ist doch weder zu leugnen, dass neben der *uppsaga* auch den *nýmæli*, d. h. neu gewillkürten gesetzen, eine sehr erhebliche bedeutung zukam, noch auch zu übersehen, dass selbst auf die feststellung jener ersteren der jederzeit regierende gesetzsprecher einen sehr erheblichen einfluss äusserte, sodass also auch sie neben dem constanten einen sehr flottierenden bestandteil hatte. Ueberdiess zeigte sich der juristische geist des volkes neben der gesetzgebung und den officiellen rechtsvorträgen auch noch in privatarbeiten juristischen inhaltes thätig, und wenn diese zwar zumeist nur das sammeln, ordnen und glossieren des vorhandenen rechtsstoffes, sowie etwa die construction für den rechtsverkehr passender formeln oder die entwerfung von buss- und wergeldstafeln ins auge gefasst haben mögen, so scheint es doch auch nicht an einzelnen erzeugnissen einer sich freier bewegenden jurisprudenz gefehlt zu haben, und liegt sogar schon in jenen unvollkommneren arbeiten eine weit über das mass einer blossen aufzeichnung der tradition hinausgehende thätigkeit begründet. Jedenfalls erscheint das recht des isländischen freistaates, so wie es uns in den sagen sowol als in der soge-

1) Vgl. meinen artikel über die *Grágás*, s. 53—55.

nannten Graugans entgegentritt, als ein dem norwegischen gegenüber durchaus selbständiges, wenn auch eine zwischen beiden bestehende enge verwantschaft nicht zu verkennen ist. Die staatliche sowol als die gemeindliche verfassung ist auf Island eine völlig andere als in Norwegen, und selbst das kirchenrecht hat sich hier und dort gar sehr verschieden gestaltet. Das isländische strafrecht weicht sehr erheblich von dem norwegischen ab, wie denn zumal das compositionensystem und theilweise auch das strafsystem in dem letzteren ziemlich entwickelt ist, während in dem ersteren das system der friedlosigkeit eine weitaus überwiegende herrschaft behauptet. Im gerichtlichen verfahren ist auf Island der gebrauch der popularklagen ebenso ausgedehnt, wie in Norwegen beschränkt, und hinsichtlich des beweissystems ist dort der geschwornenbeweis massgebend wie hier der beweis durch eidhelfer; überdiess ist die anwendung der ausserstaatlichen gerichte im isländischen rechte durchaus anders geregelt als im norwegischen, und die sehr verständige einrichtung eines obersten gerichtshofes, der in fällen einer urteilsscheltung nach einfacher mehrheit der stimmen entscheidet, nur dem ersteren bekannt. Im privatrechte zeigt das isländische recht nicht nur, wie früher schon bemerkt, von dem für Norwegen so überaus wichtigen stammgüterrechte keine spur, sondern es ist auch das eheliche güterrecht, dann wider das institut der vormundschaft hier und dort sehr verschieden entwickelt, und das gebiet der verwantschaftlichen sowol als der öffentlichen armenpflege hat nur auf Island eine sorgsamere ausbildung gefunden, u. dgl. m. Ja sogar die juristische terminologie ist vielfach eine andere in Island als in Norwegen, und ausdrücke, wie z. B. *frjálsgjafi, hornúngr, hrísúngr, landnám, lýritr, útlegð, vápnatak* u. dgl. m. haben in den norwegischen legalquellen eine ganz andere bedeutung als in den isländischen. Die selbständigkeit der juristischen entwicklung Islands gegenüber Norwegen ist durch derartige differenzen schlagend erwiesen; da aber ein gemeinsamer ausgangspunkt für beide rechte unzweifelhaft angenommen werden muss, kann deren verschiedene gestaltung im 12. und 13. jahrhundert nur das product eines späteren abgehens des einen oder des anderen, oder beider von jenem ursprünglichen ausgangspunkte gewesen sein, womit dann widerum von selbst die wenigstens theilweise unabhängigkeit wenigstens des isländischen, und vielleicht auch des norwegischen rechtes von der tradition bewiesen ist. — Hinsichtlich der sagenschreibung endlich, bezüglich deren der verfasser seinen standpunkt ganz besonders eifrig zu verfechten gesucht hat, vermag ich seine beweisführung ebenfalls in keiner weise überzeugend zu finden. So fehlt zunächst seiner ganzen darstellung der thätigkeit und des wirkens der „sagamänner,“ trotz alles details, mit welchem er sie

schildert und trotz aller lebhaftigkeit der farben, mit welchen er sie ausmalt (s. 399—471), alle und jede quellenmässige begründung. Es sind recht anmutige phantasiestücke, welche er uns über die „historische schule“ am hofe des schönhaarigen Haralds und seiner nachfolger, dann wider über die allmälige entstehung geschlossener sagen über ganze königsreihen aus älteren biographien einzelner könige, und dieser letzteren aus noch älteren erzählungen über einzelne geschichtliche vorgänge vorträgt, u. dgl. m.; aber von irgend welcher überzeugenden beweisführung bezüglich ihrer geschichtlichen wahrheit ist nichts zu entdecken. Das zwar kann natürlich keinem zweifel unterliegen, dass wie jede geschichtschreibung, so auch die isländisch-norwegische in soweit von der älteren tradition abhängig sein muste, als sie ihren stoff, soweit sie ihn nicht etwa in ganz unhistorischer weise durch eigene erfindungen zu ergänzen suchte, nur aus jener zu entnehmen vermochte, und nicht minder ist auch das selbstverständlich, dass diese tradition, soweit nicht etwa ausländische schriftwerke wie des *Abbo Floriacensis passio S. Eadmundi*, des *Guilelmus Gemeticensis historia Normannorum*, des *Adamus Bremensis gesta Hammenburgensis ecclesiæ pontificum* oder des *Honorius Augustodunensis imago mundi* benützt werden konten, bis in das 12. jahrhundert herein eine lediglich mündliche, von da an dagegen theils eine mündliche, theils eine schriftliche war. Aber ganz und gar nicht folgt hieraus, dass jene mündliche tradition irgendwie an eine bestimte form gebunden war, und dass nicht vielmehr jedem einzelnen sagenschreiber überlassen blieb, durch einzelne fragen bei einzelnen unterrichteten personen seinen stoff zusammen zu bringen, und diesem dann eine form zu geben, wie sie ihm selber beliebte; diesen punkt aber, auf welchen doch geradezu alles ankomt, hat Keyser ganz und gar unbewiesen gelassen. Man betrachte sich einmal die art, wie der erste isländische geschichtschreiber, Ari hinn fróði, seine gewährsleute citiert. Hinsichtlich der amtsperioden der einzelnen gesetzsprecher beruft er sich, soweit dieselben hinter seiner eigenen erinnerung zurücklagen, auf die angaben des gesetzsprechers Markús Skeggjason, welcher in den jahren 1084—1107 im amte war, und er fügt bei, dass dieser die über sein eigenes gedächtnis hinausfallenden thatsachen von seinem bruder Þórarinn, von ihrer beider vater Skeggi, oder auch von anderen kundigen männern erfahren habe, welchen sie sein grossvater Bjarni hinn spaki erzählt habe, dessen erinnerung bis zu dem gesetzsprecher Þórarinn (950—69) zurückreichte.[1]) Auf den gesetzsprecher Úlfhèðinn Gunnarsson, (1108—16)

1) *Íslendingabók*, cap. 10, s. 15—16. Da wir aus der *Landnáma*, V, cap. 5, s. 291 und cap. 11, s. 309 wissen, dass Bjarni mit den gesetzsprechern Þorkell máni

beruft er sich ferner bezüglich der ersten einrichtung des *Alldinges*, sowie bezüglich der ordnung der bezirksverfassung der insel.[1]) Auf seinen pflegebruder Teit, einen sohn bischof Ísleifs, bezieht er sich hinsichtlich des herganges bei der gesetzlichen einführung des christentums auf Island, bei welcher dessen grossvater, Gizurr hinn hvíti, eine hauptrolle gespielt hatte, und er verfehlt nicht gelegentlich eines incidenzpunktes ausdrücklich hervorzuheben, dass Teit seine kunde von einem augenzeugen habe;[2]) ferner bezüglich der ausländischen bischöfe, welche Island besucht hätten, und bezüglich der geschichte bischof Ísleifs selbst;[3]) endlich noch bezüglich einiger angaben über die Úlfljótslög, so wie in bezug auf die berechnung der zeit, in welcher die einwanderung nach Island begonnen habe.[4]) Ueber die weihung des Gizurr Ísleifsson bezieht er sich auf dessen eigenen bericht;[5]) hinsichtlich der missionsthätigkeit Dankbrands auf Island beruft er sich aber auf die angaben seines pflegevaters Hallur þórarinsson, welcher sich noch daran zu erinnern wuste, wie er selber im jahre 999 als dreijähriges kind von dem deutschen priester getauft worden war, und von demselben Hallur hatte er auch mancherlei berichte über die regierungsgeschichte des heiligen Olafs erhalten, mit welchem jener wol bekannt, und eine zeit lang sogar in geschäftlicher verbindung gewesen war.[6]) Hinsichtlich der zeit, in welcher die besiedelung Islands begann, wird ausser dem schon genanten Teit auch noch die þuríður in bezug genommen, welche ihren vater, den berühmten Snorri goði, noch gekannt hatte, der im jahre 1031 als 66jähriger greis verstorben war, und von welcher Ari auch noch über andere punkte aufschluss erhalten haben soll;[7]) ferner Aris vaterbruder, þorkell Gellisson, welcher letztere auch hinsichtlich des aufkommens der *landaurar*, sowie hinsichtlich der zeit als gewährsmann citiert wird, in welcher Grönland colonisiert wurde, und zwar letzteres mit der bemerkung, dass derselbe seine kenntniss in Grönland selbst von einem manne

(970—984), þorgeirr Ljósvetníngagoði (985—1001) und Skapti þóroddsson (1004—1030) verwant war, und mit dem letzteren genealogisch auf gleicher linie, hinter dem zweiten aber nur um ein glied und hinter dem ersteren nur um zwei glieder zurückstand, ist seine genaue kenntnis sehr begreiflich.

1) *Íslendíngabók*, cap. 3, s. 6, und cap. 5, s. 9.

2) *ebenda*, cap. 7, s. 10 und 12.

3) *ebenda*, cap. 8, s. 13, cap. 9, s. 15.

4) *ebenda*, cap. 2, s. 5, und cap. 1, s. 4; vgl. auch über Teit als gewährsmann Aris den prolog, welcher der *Heimskringla* und einigen bearbeitungen der isolierten lebensbeschreibung des heiligen Ólafs vorgesetzt ist.

5) *ebenda*, cap. 10, s. 15.

6) *ebenda*, cap. 9, s. 15; vgl. ferner den erwähnten prolog.

7) *ebenda*, cap. 1, s. 4; prolog.

erhalten habe, welcher selber unter den ersten ansiedlern daselbst gewesen sei.[1]) Hinsichtlich der bestimmung des jahres, in welchem könig Ólafur Tryggvason gefallen und das christentum auf Island gesetzlich eingeführt worden sei, beruft sich Ari auf Sæmundur fróði, und bezüglich eines dem ostviertel Islands angehörigen vorfalles auf einen gewissen Hallur Úrækjason;[2]) ist endlich meine vermutung richtig, dass eine im anhange zur jüngeren *Melabók* und im eingangscapitel zur älteren recension der *Þórðar s. hreðu* gleichmässig enthaltene stelle aus der uns verlorenen älteren recension der *Íslendíngabók* geflossen sei, so hat Ari in dieser auch noch den Þormóður allsherjargóði, bei dessen lebzeiten die gesetzliche einführung des christentums erfolgt war, als gewährsmann für die formel angeführt, mittelst deren in der heidnischen zeit die hegung des alldinges vorgenommen worden war. Ausserdem wissen wir, dass Ari hinsichtlich der norwegischen königsgeschichte sich gutenteils auf die erzählungen des Oddur Kolsson, eines enkels des Síðu-Hallur, stützte, welcher selber wider auf die aussagen eines gewissen Þorgeirr afráðskollur sich berief, der schon am schlusse des 10. jahrhunderts zu Niðarós im Drontheimischen gelebt hatte,[3]) und wider anderer gewährsleute scheint derselbe sich in der ersten ausgabe seiner *Íslendíngabók* in bezug auf den einfall der Jómsvíkíngar in Norwegen bedient zu haben.[4]) Man sieht, bei den verschiedensten leuten, die er für wol unterrichtet, verständig und wahrhaftig hielt, suchte Ari sich sein wissen zusammen, soweit seine eigene persönliche erinnerung nicht mehr reichen wollte, und selbst auf die gewährsmänner seiner gewährsmänner erstreckte sich dabei noch sein behutsam prüfender blick. Dabei suchte er über rechtsgeschichtliche fragen zunächst aufschluss bei den gesetzsprechern; über kirchengeschichtliche thatsachen erkundigte er sich bei seinem pflegevater Hallur, der noch selber den Dankbrand gesehen hatte, oder bei angehörigen des für die isländische kirchengeschichte so bedeutsamen hauses der Mosfellíngar; bezüglich der grönländischen geschichte wante er sich an leute, die in Grönland, und bezüglich der norwegischen an solche, die in Norwegen gewesen waren, und welche dessen könige persönlich gekannt, oder doch mit alten, wohlerfahrenen männern im lande genauen verkehr gehabt hatten. Immer sind es also nur einzelne thatsachen, welche Ari einzeln erfragte, je nachdem gerade ein einzelner gewährsmann über diesen oder jenen punkt wohl unterrichtet war; in alle weite ist aber daran nicht zu denken, dass er „nach form und inhalt“ bestimmt

1) *ebenda*, cap 1, s. 4, und s. 5; cap. 6, s. 9.
2) *ebenda*, cap. 7, s. 13, und cap. 3, s. 6.
3) vgl. den mehrerwähnten prolog.
4) vgl. die *Flateyjarbók*, I, s. 194.

abgeschlossen in der mündlichen überlieferung umlaufende erzählungen vor sich gehabt, und nur als schreiber aufs pergament gebracht hätte. Allerdings rechnet unser verfasser auch seinerseits den Ari weniger zu den eigentlichen sagenschreibern, als zu den gelehrten geschichtsforschern (s. 436—40), und er bemerkt auch, dass derselbe seine isländischen gewährsmänner immer nur für einzelne geschichtliche angaben anführe, und nicht als zusammensetzer ganzer sagen bezeichne; indessen will er doch in bezug auf Þorgeirr afráðskollur eine ausname machen, und dieser wenigstens soll ein ächter und gerechter sagamann gewesen sein, wenn auch vielleicht zugleich noch ein kritischer geschichtsforscher. Was den verfasser bestimmt, bezüglich seiner diese ausname zu machen, soll nun aber lediglich der umstand sein, dass bezüglich seiner gesagt wird *„en Oddr nam at Þorgeiri afráðskoll;“* in diesem *„nam“* soll nämlich ausgesprochen liegen, dass es nicht einzelne, unzusammenhängende berichte gewesen seien, welche Odd bei Þorgeir eingezogen habe, sondern dass er aus dessen mund eine bereits vollständig geformte sage gelernt habe (s. 424). Das ist denn doch etwas viel gefolgert. Richtig ist allerdings, dass *„nema“* lernen bedeutet, und je nach den umständen auch speciell auswendig lernen bedeuten kann; aber diese letztere, engere bedeutung ist keineswegs die allgemein oder auch nur vorzugsweise giltige. Die bekannten worte der schrift, (Matth. 11, 29,) übersetzt die *Sverris s.*, cap. 20 s. 54 (und ähnlich die *Þorláksbiskups s.*, cap. 6, s. 268): *„nemi pèr af mèr, þvíat ek em lítillátr ok mjúklyndr í hjarta,“* und man braucht den ausdruck ganz unbedenklich sogar in bezug auf fertigkeiten, die ihrer natur nach jede möglichkeit eines auswendiglernens ausschliessen, (vgl. z. B. *að nema siðu, íþróttir, kunnáttu, fjölkyngi*); warum soll demnach derselbe an unserer stelle nicht einfach bedeuten können, dass Odd sein geschichtliches wissen bei Þorgeir in ungebundenster weise erworben habe, ganz wie derselbe prolog dem Ari selber nachrühmt, dass er wissbegierig (*námgjarn*) gewesen sei, und seine kenntnisse von alten, erfahrenen männern erworben (*numit*) habe, oder wie eine andere stelle der *Heimskríngla*[1]) die von Ari angeführten gewährsleute als leute bezeichnet, von denen er kunde erlangt *(fræði af numit)* habe? In ganz ähnlicher weise wie Ari verfahren aber auch noch Oddur und Gunnlaugur, sofern beide neben den ihnen bereits vorliegenden werken Ari's und Sæmunds, dann etwa noch eines sonst nicht nachweisbaren priesters Rufus (Rauður?) sich auf eine reihe namentlich genannter gewährsmänner berufen. Aus der zahl der angeführten lässt sich entnehmen, dass auch von ihnen jeder einzelne nur für einzelne theile der erzählung citiert werden wollte, wenn

1) *Ólafs s. ens helga*, cap. 189, s. 313.

auch die sorgfalt, mit welcher Ari seinen betreffenden gewährsmann bei jedem einzelnen punkte nannte, hier nicht beobachtet und in folge dessen ein nachgehen im einzelnen nicht möglich ist; jedenfalls schliesst, ganz abgesehen sogar von der zahl der in bezug genommenen gewährsleute, schon die öftere bezugname auf verschiedene, sich widersprechende berichte, sowie die ganze, vielfach mehr legenden- als sagenmässige haltung der darstellung jede möglichkeit der von P. E. Müller aufgestellten annahme aus,[1]) dass die beiden mönche nur mit wenigen betrachtungen vermehrt und ins lateinische übersetzt hätten, was ihnen bereits in zusammenhängender erzählung vorgetragen worden sei. Ebenso war das verfahren derjenigen verfasser kein anderes, welche in der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts die geschichte ihrer eigenen oder der der ihrigen unmittelbar vorhergehenden zeit schrieben. Eiríkur Oddsson, dessen werk uns freilich nicht in unveränderter gestalt erhalten ist, beruft sich neben seinen eigenen beobachtungen auf den norwegischen landherrn Hákon magi und dessen söhne, — auf den Hallur þorgeirsson, einen dienstmann des königs Ingi, — auf den Einarr Pálsson und die Guðríður Birgisdóttir, beide ebenfalls aus Norwegen, — endlich auf den propst Ketill an der marienkirche zu Aalborg. Also auch hier wieder dieselbe berufung auf einzelne gewährsmänner für einzelne thatsachen, und nicht die entfernteste spur davon, dass Eiríkur eine „nach form und inhalt" bereits fertige erzählung nur einfach nidergeschrieben habe; wenn es von Hákon, und wider von Hall heisst, sie seien dabei gewesen, als derselbe diese oder jene vorgänge aufgezeichnet habe, so kann daraus selbst bei der strengsten auslegung dieser worte doch höchstens nur gefolgert werden, das Eiríkur hin und wieder im beisein seiner gewährsmänner sich vorläufige notizen niderschrieb,[2]) aber ganz und gar nicht, dass derselbe sein gesamtes werk sich habe in die feder dictieren lassen, wogegen ja schon die thatsache entscheidend spricht, dass für verschiedene theile der erzählung verschiedene gewährsleute angeführt werden, und darunter manche, wie z. b. der propst Ketill, nur für ganz vereinzelte umstände. In ähnlicher weise schrieb der abt Karl Jónsson nach den prologen zur *Sverris s.* den ersten theil dieser sage unter den augen des königs Sverrir und nach dessen angaben, deren zweiten theil dagegen auf grund der erzählungen, und theilweise auch schriftlichen aufzeichnungen von augenzeugen, und ausserdem zeigen sich auch wol noch urkunden und sonstige denkmäler gelegentlich benützt; wir dürfen hiernach allerdings annehmen, dass der könig auf den inhalt und die färbung der

1) *Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed*, I, s. 42.
2) vgl. die worte: „*er ritat var fyrsta sinne*," in den *F. M. S.*, VII, s. 339.

sage massgebenden einflus geübt, und zumal dafür gesorgt haben werde, dass keine ihm allzu ungünstigen züge in dieselbe hinein kommen möchten, aber darum sind wir doch noch keineswegs befugt, mit dem verfasser (s. 449) anzunehmen, dass ihm der isländische abt im grunde nur als schreiber gedient habe. Die ersten geschichtlichen werke, welche die nordische litteratur aufzuweisen hat, sind demnach augenscheinlich erzeugnisse einer ganz individuellen verfasserthätigkeit, und es gilt dies eben sowohl bezüglich derjenigen werke, welche die geschichte der norwegischen könige vor dem jahre 1130 behandeln, die nach dem verf. (s. 434 flg.) bereits „ihre vollständige form im mündlichen vortrage erhalten und in dieser vorher gegebenen form aufgezeichnet“ worden sein soll, als auch bezüglich jener andern, eine spätere zeit behandelnden, welche von augenzeugen dem einzelnen angeblichen verfasser nur in die feder dictiert sein sollen. Dieser ausgesprochene character gerade der ältesten geschichtswerke will aber ganz und gar nicht zu Keysers behauptung stimmen, dass jene literatur ihren ausgangspunkt von der aufzeichnung der in der mündlichen überlieferung umlaufenden sagen genommen, und erst hinterher zu einer freier und selbständiger gearteten verfasserthätigkeit gediehen sei. P. E. Müller, welcher die abhängigkeit der isländischen geschichtschreibung von der tradition zuerst zu einem glaubensartikel gemacht hat, hatte das misliche dieses umstandes bereits richtig erkannt; aber er hatte den aus demselben herzunehmenden einwendungen durch die behauptung zu begegnen gesucht, dass Ari gar nicht der erste geschichtschreiber, sondern nur der erste geschichtsforscher Islands gewesen sei, und dass jedenfalls viele, ja vielleicht die meisten *Íslendínga sögur* und *Noregs komínga sögur* bereits „spätestens im laufe des 12. jahrhunderts“ aufgezeichnet worden seien.[1]) Die von ihm versuchte beweisführung darf nun freilich als vollkommen mislungen bezeichnet werden, da einerseits die von ihm angeführte stelle der *Sturlúnga*, II, cap. 38 s. 106—7 von ihm falsch gelesen und gründlich misverstanden worden ist[2]) und die gleichfalls von ihm angeführte vorrede der *Húngurvaka* uns nur sagt, was wir ohnehin schon wissen, dass nämlich einzelne sagen am ende des 12. jahrhunderts bereits geschrieben waren, andererseits aber die schon mehrfach angeführte grammatische abhandlung in der jüngeren Edda ausdrücklich feststellt, dass gegen die mitte desselben jahrhunderts weitere geschichtliche aufzeichnungen als Aris schriften noch nicht vorhanden waren, und auch der prolog der *Heimskríngla* und geschichtlichen *Ólafs s. ens helga* zwischen geschichtschreibung und

1) a. a. o., s. 31—36, und 40—41.

2) vgl. Guðbrands anmerkung in den *Annaler for nordisk Oldkyndighed*, 1861, s. 236—37.

geschichtsforschung bei der erwähnung dieser letzteren nicht scheidet. So wagt denn auch Keyser, obwohl er an der falschen lesung und auslegung jener stelle der *Sturlúnga* auch seinerseits festhält, doch nicht dem Ari den ruhm, der erste isländische geschichtschreiber gewesen zu sein, abzustreiten, und er beschränkt sich auf die behauptung, dass von ihm der anstoss zu einer massenhaften aufzeichnung der mündlich umlaufenden sagen, und vielleicht auch der erste versuch einer solchen ausgegangen sei, während die sagenschreibung im engeren sinne des wortes nach seiner meinung vorzugsweise der mitte und der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts zufiel (s. 439—40 und 441); eben darum kommt er aber auch über den widerspruch in keiner weise hinaus, welcher darin liegt, dass er eine freiere verfasserthätigkeit erst als eine spätere entwicklungsstufe der geschichtlichen litteratur gegenüber einer ursprünglich sclavischen abhängigkeit derselben von der mündlichen tradition auffassen will, und doch sich genötigt sieht, an die spitze eben dieser litteratur einen mann zu stellen, welcher, wenngleich mit den beschränktesten mitteln operierend, doch die selbständige historische forschung im eminentesten masse vertritt! — Gehe ich aber von jenen ältesten werken zu der grossen masse jener anderen herab, welche erst dem ende des 12., dann dem 13. und 14. jahrhundert ihre entstehung verdanken, so finde ich auch bezüglich ihrer die auffassung Keysers in keiner weise bestätigt. Soweit solche werke die zeitgeschichte behandeln, wie dies z. b. bei nicht wenigen der bischofssagen, bei der *Hrafns s. Sveinbjarnarsonar* und der *Arons s. Hjörleifssonar,* bei einem guten theile der *Sturlúnga*, dann bei der *Hákonar s. gamla* und *Magnúss s. lagabætis* der fall ist, berufen sie sich auf die unmittelbare kenntnis ihrer verfasser oder auf diesem vorliegende urkunden eben so gut wie auf das zeugnis namentlich genannter oder ungenannter gewährsmänner, und nichts berechtigt uns zu der annahme, dass es mehr als einzelne angaben über einzelne vorgänge gewesen seien, welche der sagenschreiber diesen letzteren verdankte, und welche er dann erst seinerseits mit dem, was er aus anderweitigen quellen entlehnte, zu einem ganzen verband und in eine ihm selber gefällige form brachte. In denjenigen sagen dagegen, welche von längst vergangenen zeiten handeln, wie dies bei der weitaus grösseren zahl derselben der fall ist, kehrt zwar neben der berufung auf ältere schriftwerke ebenfalls noch die bezugnahme auf mündliche erzählungen wider, nur dass jetzt seltener als früher die gewährsmänner genannt werden; aber auch bezüglich ihrer fehlt aller anhaltspunkt für die annahme, dass solche erzählungen grösseren umfanges, und dass sie an eine bestimmte, geschlossene form gebunden gewesen seien. Die klage, welche der prolog zur *Heimskríngla* und zur geschichtlichen

Ólafs s. ens helga über die gefahr der verderbnis ausspricht, welcher die mündliche überlieferung im gegensatze zu den skáldenliedern ausgesetzt sei, spricht sogar sehr bestimmt gegen die annahme, dass die sagenerzählung auch ihrerseits in fest abgegrenzter form aufgetreten sei, und andererseits ist auch Keysers versuch, die sagen mit den liedern durch die behauptung in engere beziehungen zu setzen, dass die hofdichter zugleich die vorzugsweisen träger der sagenkunde gewesen seien, und dass die prosaische geschichtserzählung ursprünglich nur accessorisch an den von den skáldenliedern ihr gebotenen stützpunkt sich angeschlossen habe, (z. b. s. 402—3.), in keiner weise begründet.[1]) Eine unbefangene vergleichung der verschiedenen quellen unter sorgsamer beachtung der zwischen ihnen bestehenden altersunterschiede würde meines erachtens vielmehr gerade umgekehrt zeigen, dass in den ältesten geschichtswerken des nordens verse überhaupt nicht angeführt werden, es sei denn dass sie zur geschichtserzählung selber gehören, wie diess z. b. bei den bekannten spottversen der fall ist, welche Hjalti Skeggjason am alldinge gegen die heidnischen götter aussprach, oder bei der schmähenden strophe, welche Stefnir Þorgilsson auf den Sigvaldi jarl dichtete; dass dann später die benützung von versen zur ausschmückung der darstellung aufkam, aber freilich gutentheils von versen, die der verfasser der sage selber erst zu diesem behufe gedichtet hatte; dass endlich die benützung älterer lieder zum beweise der geschichtlichen wahrheit des erzählten anfänglich nur sehr vereinzelt und schüchtern auftritt, bis endlich in der ersten hälfte des 13. jahrhunderts die gebrauchsweise derselben geradezu ins system gebracht wird, und zwar wie es scheint durch Snorri Sturluson, welcher selbst poet und gelehrtester kenner der dichtkunst, zu einer derartigen verwendung der alten liederschätze ganz vorzugsweise befähigt und berufen war. Die art, wie der mehrerwähnte prolog zur *Heimskríngla* über eine derartige benützung der skáldenlieder zu zwecken der geschichtlichen forschung sich ausspricht, zeigt deutlich, dass diese anwendungsweise derselben zu der zeit, da die betreffenden worte geschrieben wurden, noch völlig neu war, und wir dürfen uns an dieser überzeugung auch dadurch nicht irre machen lassen, dass diese neuere weise der liederbenützung hin und wider auch schon in ältere quellen, (wie z. b. die *Ólafs s. Tryggvasonar Odds*) durch interpolationen hineingetragen sich findet; in der that konnte das bedürfnis, nach den liedern als geschichtlichen documenten zu greifen, sich nicht wol vor einer zeit ergeben, welche von den zu erzählenden begebenheiten bereits weit genug abstand, um dieselben durch ein zurückgehen an der hand bestimmter

1) vgl. was Möbius in seiner abhandlung über die ältere isländische saga, s. 6, über diesen punkt sagt.

einzelner gewährsmänner nicht mehr erreichen zu können. Ganz verkehrt ist es aber vollends, wenn der verfasser nun sofort alle die hofdichter, deren verse irgendwie zu historischen zwecken sich benützt finden, zu sagamännern machen will, und auch das ist nicht richtig, wenn er aus dem beinamen hinn fróði, welcher dem þjóðólfur hvinverski beigelegt wird, auf dessen besondere geschichtskenntnis schliessen will (s. 420). Die worte fróður, fræði deuten auf das wissen überhaupt, nicht aber auf eine bestimte art des wissens, und wenn der geschichtskundige speciell dæmafróður heissen mag, wird der rechtskundige, genealog, zauberkünstler, verskundige als lögfróður, ættfróður, margfróður, kvæðafróður bezeichnet; so mag denn auch das einfache fræði das eine mal, wie im prologe der *Heimskringla*, das geschichtliche wissen bezeichnen, — ein andermal, mit heilög fræði gleichbedeutend, das christlich-religiöse,[1] wie denn noch heutzutage auf Island Luthers kleiner katechismus diesen namen trägt, — wider ein andermal ein zauberlied,[2] oder auch ein lied schlechthin,[3] und wenn einmal von einer unterhaltung mit neuen „fræði" die rede ist,[4] sind die gedichte wenigstens mit inbegriffen. Stúfur skáld, welcher dem könige Harald harðráði an einem abende erst 30 flokkar vorgetragen, dann aber erklärt hatte, noch eben so viele drápur und darüber zu können, wird von diesem als „mikill fræðimaðr á kvæði" und als „kvæðafróðr maðr" gerühmt;[5] warum sollte þjóðólfur nicht aus demselben grunde hinn fróði heissen können? Widerum scheint mir nur wenig zu des verfassers ansicht zu stimmen, dass widerholt von der bildung von sagen über lebende männer gesprochen wird. So wird einmal erzählt, dass sich über des Bolli Bollason tapferes auftreten auf seiner reise im nordlande sofort neue sagen bildeten, und dass dadurch die achtung, deren er genossen, sehr gestiegen sei;[6] ein andermal sprechen zwei knaben zu einem sie begleitenden manne, sie seien begierig darauf am dinge die mächtigeren häuptlinge zu sehen, über die es grosse sagen gebe;[7] der Grönländer þorgrímur trölli erzählt in seiner heimat einmal eine sage, welche die tödtung des þorgeirr Hávarsson durch ihn selber betraf;[8] eine sage, welche die heerfahrten des königs Haraldur harðráði

1) z. b. im *þorvalds þ. víðförla*, cap. 6, s. 45; *Flbk.*, II, s. 348.

2) so im *þorfinns þ. karlsefnis*, cap. 3, s. 109, und in der *Vegtamskviða*, str. 8.

3) so z. b. in der *Grettis s.*, cap. 52, s. 119: „*fræði þat er Grettis færsla hét,*" und öfter.

4) *Vígaglúms s.*, cap. 24, s. 385.

5) *FMS.*, VI, cap. 110, s. 391—92.

6) *Laxdæla*, cap. 88, s. 362.

7) so die kürzere *Gísla s. Súrssonar*, s. 54—55.

8) *Fóstbræðra s.*, cap. 9, s. 87—88 (*Hauksbók*).

behandelte *(útfarar saga Haralds konungs)* wurde von dem Isländer Halldórr Snorrason, des königs begleiter, im hause des Einarr þambaskelfir,[1]) und von einem andern Isländer namens þorsteinn fróði sogar vor dem genannten könige selbst erzählt.[2]) Da lässt sich denn doch nicht annehmen, dass unter derartigen sagen „nach form und inhalt" bestimmt festgestellte erzählungen zu verstehen seien; vielmehr kann man wol nur an der form nach völlig ungebundene erzählungen denken, welche jeder einzelne beliebig in der ihm zusagenden form vortrug, wogegen natürlich dem inhalte nach alle erzählungen, welche denselben gegenstand betrafen, eben darum auch eine gewisse ähnlichkeit mit einander zeigen musten. Gerade jener Halldórr, welcher könig Haralds reisesage in Einars haus erzählt haben soll, brachte nach der *Heimskríngla* zuerst die nachricht über dessen fahrten nach Island,[3]) und auch þorsteinn antwortet auf des königs frage, woher er über diese so genauen bescheid wisse, dass er eben diesen Halldórr jahr für jahr am allding davon habe erzählen hören; wer wollte aber glauben, dass Halldórr, der uns überall als ein rauher kriegsmann derbsten schlages geschildert wird,[4]) sich damit befasst habe, eine kunstgerecht stylisierte sage zusammenzusetzen, und diese dann jahr für jahr am alldinge herzusagen, bis sie endlich þorsteinn stück für stück auswendig gelernt hatte? Der umstand aber, auf welchen Keyser so ungemein viel gewicht legt, dass wir nämlich von den wenigsten älteren schriftwerken die verfasser kennen, und dass somit die altnordische litteratur, und zumal sagenlitteratur grösstenteils eine namenlose sei, dürfte denn doch eine ganz andere als die von ihm nach dem vorgange von Möbius[5]) versuchte erklärung fordern und zulassen. Wir wissen, dass die um das jahr 965 entstandenen *Hákonarmál* von Eyvindur skáldaspillir gedichtet wurden, während der dichter der um höchstens zwei jahrzehnte älteren und ungleich kraftvolleren *Eiríksmál* uns unbekannt ist; und doch wurde auch dieses letztere lied auf bestellung gemacht, und war somit auch seinerseits ganz gewiss kein unmittelbares erzeugnis des „volksgeistes." Wir kennen den Ari þorgilsson als den verfasser der *Íslendingabók;* aber der verfasser des um 70—80 jahre jüngeren Königsspiegels, oder des diesem ungefähr gleichzeitigen *Anekdoton Sverreri* wird uns nirgends genannt, während doch beide werke viel zu sehr den stempel einer scharf ausgeprägten

1) *Flbk.*, III, s. 428—29.

2) *FMS.*, VI, cap. 99, s. 355—56; den namen des erzählers nennt nur die *Morkinskinna.*

3) *Haralds s. harðráða*, cap. 9, s. 63.

4) vgl. seine personalbeschreibung in den *FMS.*, VI, cap. 46, s. 250.

5) a. a. o., s. 13—14.

verfasserindividualität und den character von gelegenheitsschriften an sich tragen, als dass wir in ihnen nur aufzeichnungen alter volkstraditionen erkennen könnten. Oddur Snorrason wird uns als der verfasser der legendarischen biographie des königs Óláf Tryggvason genannt; den verfasser der legendarischen *Ólafs s. hins helga* kennen wir dagegen nicht, und doch sind beide werke offenbar ganz gleichen schlages und ihrem grundstocke nach ziemlich gleichzeitig entstanden. Widerum erfahren wir, dass Bjarni Marðarson der verfasser jener wergeldstabelle war, welche den *Gulaþíngslög* angehängt ist; verschwiegen bleibt uns dagegen, von wem dieses rechtsbuch selber herrühre, während doch die gleichzeitige berücksichtigung älterer und neuerer bestimmungen in demselben und die hervorhebung ihrer widersprüche auch bezüglich seiner auf einen in sehr individueller weise arbeitenden verfasser schliessen lässt. U. dgl. m. Man sieht, zufälligkeiten sind hier unverkennbar mit im spiele; im übrigen aber ist denn doch klar, dass in einer zeit, in welcher die litterarische wirksamkeit, zumal beim gebrauche einer nur wenig verbreiteten sprache, nothwendig auf ziemlich enge kreise beschränkt bleiben muste, für den verfasser selbst nur wenig grund vorlag, sich ausdrücklich als solchen zu nennen, oder auch nur, wie diess ja ebenfalls vorkam, in versteckterer weise als solchen zu bezeichnen, selbst wenn ihn nicht die eigene bescheidenheit, oder andere mehr zufällige gründe zur wahl der anonymität bestimten,[1]) — klar überdiess auch, dass bei dem vorzugsweisen gewichte, welches man der samlung eines möglichst vollständigen stoffes, und bei dem geringen werthe, welchen man dem gegenüber (bei prosawerken) der form seiner verarbeitung beizulegen pflegte, die einzelnen werke durch fortwährende einschiebsel, zusätze, anhänge, oder auch veränderung ihrer anordnung und einteilung zumeist rasch ihre ursprüngliche gestalt einbüssen musten, wobei dann der name des ursprünglichen verfassers leicht selbst da in vergessenheit gerathen mochte, wo derselbe sich genannt, oder wo man ihn doch anderweitig gekannt hatte. Nicht darum also sind uns die verfasser so mancher werke unbekannt geblieben, weil sie sich selbst nicht als deren urheber, sondern nur als die aufzeichner einer schon längst vor ihnen existierenden arbeit betrachteten, sondern aus dem ganz anderen grunde, weil dieselben aus bescheidenheit oder aus anderen gründen es nicht für der mühe werth hielten, sich selber zu nennen, oder auch weil ihr name bei widerholter überarbeitung ihrer werke, wo er genannt gewesen war, oft ausfiel, und wo diess nicht der fall gewesen war, oft ungenannt blieb,

1) wie das letztere z. b. nach s. 3 des Königsspiegels bei dessen verfasser der fall war.

wenn nicht etwa gar das überarbeitete werk als ein selbständiges und neues weiter lief, ohne auch nur der von dem überarbeiter benützten vorlagen zu gedenken. Endlich geht es auch nicht an, den unvollkommneren und mehr fragmentarischen charakter, welchen die eine ältere zeit behandelnden sagen im vergleiche mit den eine spätere behandelnden zeigen, wie unser verfasser will (s. 417), auf die allmälige entwicklung der sagenkunst von einer niedrigeren zu einer höheren stufe zurückzuführen. Ich wenigstens kann mir die mündliche überlieferung der vorzeit unmöglich so vollkommen schulgerecht discipliniert vorstellen, dass jede tradition nicht nur in festgeschlossener form zur welt gekommen, sondern auch in dieser jahrhunderte lang ohne alle änderung weitergetragen worden wäre, unberührt durch jeden einfluss der steigenden bildung und des wechselnden geschmackes; glücklicherweise bietet sich mir aber auch sofort eine ganz andere und ungleich einfachere erklärung für jene verschiedenheit im charakter der verschiedenen sagen dar. Es ist oben bereits darauf aufmerksam gemacht worden, dass selbst das geübteste gedächtnis doch nur eine gewisse masse von stoff bewältigen könne, und dass somit, wenn im laufe der zeiten demselben sich mehr und mehr neue überlieferungen aufdrängen, dafür ältere in entsprechendem masse fallen gelassen werden müssen, so lange nicht die schrift der mündlichen tradition zu hilfe kommt. Eine unausbleibliche folge dieser thatsache ist nun aber die, dass die erinnerung an die der zeit nach näheren begebenheiten stets eine frischere, genauere und zumal auch detailliertere sein wird als die an weiter zurückliegende vorgänge, und wenn zwar die hervorragendere bedeutsamkeit oder die eindringlichere erscheinungsform einzelner thatsachen von dieser regel einzelne ausnahmen begründen mögen, so sind doch auch diese ausnahmen wider an gewisse, nur etwas weiter gezogene schranken gebunden. Nicht eine allmälige steigerung der sagenkunst liegt also der grösseren vollständigkeit der auf die späteren zeiten bezüglichen sagen zu grunde, sondern umgekehrt eine allmälige abschwächung der erinnerung an die entlegeneren zeiten, vermöge deren der spätere geschichtschreiber sich auf ein um so dürftigeres material beschränkt sah, je weiter er mit seiner forschung in die vorzeit zurückzugreifen suchte. — Die form freilich der sagenschreibung ist unzweifelhaft durch den gebrauch des mündlichen vortrags bestimmt; hieraus aber folgt doch nur, dass der gewohnheit, sagen zu schreiben, die gewohnheit, sagen zu erzählen, vorhergegangen ist, und dass die durch die letztere grossgezogene darstellungsform auf die erstere sich hinübervererbte, aber in alle weite nicht, dass jede einzelne sage bereits ganz ebenso mündlich erzählt worden war, wie sie später nidergeschrieben wurde, und dass, wie Keyser annimmt (s. 415), der zusammensetzer

der einzelnen sage der regel nach eine ganz andere person war als deren schreiber. Setzt doch auch die einkleidung eines romans in die form von briefen den gebrauch des briefschreibens, und das schreiben einer hauspostille den gebrauch des predigens voraus, ohne dass doch irgend jemand hieraus wird folgern wollen, dass jene romanbriefe sofort auch nur getreue abschriften wirklich geschriebener briefe, und diese postillenpredigten genaue copien wirklich gehaltener predigten sein müsten! Allerdings will unser verfasser (s. 418) auch noch aus dem anderen umstande auf die abhängigkeit der sagenschreibung von der mündlichen tradition schliesen, dass sich, wo immer uns mehrfache bearbeitungen eines und desselben stoffes erhalten sind, unter diesen regelmässig sehr auffällige übereinstimmungen neben nicht minder auffälligen abweichungen vorzufinden pflegen. Aber dergleichen deutet meines erachtens eben doch nur darauf hin, dass von diesen mehrfachen bearbeitungen entweder eine die andere benützt, oder dass beide mittelbar oder unmittelbar gleichmässig aus einer dritten quelle geschöpft haben; ob aber letzterenfalls diese ältere quelle eine mündliche oder schriftliche gewesen sei, ist damit noch keineswegs gesagt. Für nicht wenige fälle lässt sich nachweisen, dass es eine schriftliche und nicht eine mündliche quelle war, welche benützt wurde. Wenn z. b. eine reihe von stellen unserer *Íslendingabók* in der *Landnáma* ganz gleichmässig widerkehrt, so erklärt sich dies einfach daraus, dass die ältere, uns verlorene redaction jener ersteren, wie uns die *Hauksbók* andeutet, zugleich die erste grundlage dieser letzteren gebildet hat. Wenn die *Fagurskinna*, §. 188, s. 126—27, und die *Heimskringla*, *Haralds s. harðráða*, cap. 36, s. 95—96, mit fast gleichlautenden worten über könig Haralds persönlichkeit und seine beziehungen zu Island sich aussprechen, so ist diess ebenso gut aus der gemeinsamen benützung eines älteren geschichtswerkes zu erklären, als die widerkehr derselben worte in den *FMS.*, VI, cap. 54, s. 265—66, und der *Flbk.*, III, s. 343—44, auf eine benützung der *Heimskringla*, oder ihrer vorlage zurückweist. Wenn im *Ágrip*, cap. 17, s. 394—95, dann bei *Theodorich*, cap. 14, s. 322, eine fromme floskel über könig Ólaf Tryggvason's tod fast wörtlich ebenso widerkehrt, wie bei *Oddur*, cap. 60, s. 60 (ed. Munch), so lässt sich auch dies nur aus der benützung dieses letzteren schriftwerkes für die beiden ersteren erklären. Die massenhaften übereinstimmungen, welche sich zwischen den späteren abschnitten der *Heimskringla*, der *Fagurskinna*, des *Ágrip* und einiger in den *FMS.*, VII, gedruckten sagen ergeben, deuten auf das *Hryggjarstykki Eiriks* als die gemeinsam benützte quelle, u. dgl. m. Lässt sich doch auch die widerholte aufnahme verschiedener versionen einer und derselben erzählung in ein und dasselbe schriftwerk, ohne dass die iden-

tität des zu grunde liegenden vorganges von dessen verfasser erkannt worden wäre, nur aus einem gedankenlosen abschreiben älterer bücher, nicht aus einem combinieren verschiedener mündlicher erzählungen erklären; die letzteren, die der schreiber doch unmöglich alle zu gleicher zeit vor sich haben konnte, hätten sich unwillkürlich in dessen kopfe ausgleichen müssen.[1] Umgekehrt können wir in einigen wenigen fällen nachweisen, dass trotz der benützung derselben mündlichen überlieferungen seitens verschiedener schriftwerke in diesen dennoch sehr verschiedene darstellungen der betreffenden vorgänge sich vorgetragen finden. So ruft z. b. die *Fagurskinna*, §. 61, s. 49, das zeugnis einiger in der Jómsvíkingaschlacht mitkämpfender Isländer an, welche die kunde von derselben mit heimgebracht hätten, und sie nennt den Vígfús Vígaglúmsson, die brüder Skúmr und þórðr örvhönd, des þorkell auðgi söhne, und in der einen ihrer handschriften auch noch den Tindr Hallkelsson; die *Jómsvíkinga s.*, cap. 42, s. 127—30, und cap. 49, s. 158, beruft sich ihrerseits ebenfalls auf die ersteren drei männer, denen sie nur noch den Einarr skálaglam, wie es scheint irrtümlich, beifügt, während den Tind ebenfalls wider nur eine ihrer recensionen nennt. Aber trotz dessen geht die darstellung der schlacht in beiden quellen weit auseinander, natürlich nicht, wie unser verfasser wunderlich genug annehmen will (s. 421—22), weil die *Fagurskinna* die norwegische, die *Jómsvíkinga s.* dagegen die isländische tradition über dieselbe enthielt, sondern weil trotz der gleichheit der in letzter instanz benützten gewährsmänner

1) Auch hiefür ein paar beispiele. Oddur erzählt, cap. 28, s. 31, dieselbe geschichte von einem gewissen Hróaldur zu Góðey, welche er, cap. 42, s. 42, von einem gleichnamigen manne im Moldafjörður berichtet. Die legendarische *Ólafs s. ens helga* erzählt einen vorfall, der sich zwischen könig Ólaf und dem isländischen dichter Gizurr svarti begeben haben sollte, in cap. 90, s. 67 zum zweiten male, nachdem sie ihn in cap. 85, s. 64, bereits mit nur wenig veränderten umständen erzählt gehabt hatte. In die kurze erzählung, welche die älteren fragmente dieser sage, cap. 75, s. 95, und mit ihnen übereinstimmend die *Fagurskinna*, §. 107, s. 88, über könig Ólafs flucht aus dem Slygsfjörður in die hochlande geben, schiebt deren haupthandschrift, cap. 71, s. 55 — cap. 75, s. 58, ein langes stück ein, welches augenscheinlich mit einer bereits in cap. 33—39, s. 23—28 eingestellten erzählung zusammenhängt, und das eben erst erzählte verlassen der schiffe zum zweiten male berichtet. Die jüngeren handschriften der *Heimskringla* erzählen in der *Magnúss s. berfœtta*, cap. 15—16, s. 216—19, von einer doppelten schlacht bei Foxerni, und ihnen folgt die *Hrokkinskinna* und das jüngere *Hryggjarstykki*, *FMS.*, VII, cap. 27—28, s. 55—59; dem gegenüber weiss aber die *Fagurskinna*, §. 237, s. 156—57, der von der *Morkinskinna* benützte text und die älteste handschrift der *Heimskringla*, die sogenannte *Kríngla*, nur von einer einzigen schlacht bei dem genannten orte, während das *Ágrip*, cap. 42, s. 413, und *Theodorich*, cap. 31, s. 338—39 noch weiter abliegen. U. dgl. m.

die von ihnen gleichmässig herstammende überlieferung im munde verschiedener erzähler ein sehr verschiedenes aussehen gewonnen, oder auch weil die verfasser der beiden schriftlichen aufzeichnungen beim widergeben der gehörten erzählungen sich ziemliche willkürlichkeiten erlaubt hatten. Uebereinstimmungen in der wortfassung deuten demnach, (von versen natürlich immer abgesehen) wo sie nicht rein zufällig sind, auf die benützung schriftlicher quellen; die benützung gemeinsamer mündlicher traditionen dagegen führt nicht nur nicht zu solchen, sondern sie gestattet sogar immer noch ein weites auseinandergehen sogar in bezug auf den inhalt der erzählung. Endlich aber möchte ich auch darauf noch aufmerksam machen, dass schon der umfang der meisten unserer sagen jede möglichkeit ausschliesst, dass dieselben jemals so wie sie uns vorliegen mündlich vorgetragen worden sein könnten. An könig Haralds reisesage erzählte Þorsteinn die vollen 13 abende des julfestes, und doch beträgt der ihr gewidmete theil der *Haralds s. harðráða* in der *Fagurskinna* nur wenig über $^1/_4$, in der *Heimskríngla* aber und den *FMS.* gar nur knapp $^1/_6$ der ganzen sage; wer wollte nun kraft und geduld zum erzählen und hören des ganzen haben? Es wird wohl ein hoffnungsloses unternehmen genannt werden müssen, wie Möbius diess an der *Vígaglúms s.* versucht hat, auszuscheiden, in wie vielen und in welchen stücken jede einzelne sage zum gegenstande von erzählungen gemacht worden sein möge, und wird wol je nach der lust und gelegenheit des orts und der personen bald mehr, bald weniger, bald so, bald anders erzählt worden sein; aber so viel steht denn doch fest, dass sagen wie die *Njála* oder *Laxdæla*, die *Ólafs. s. helga* oder *Ólafs s. Tryggvasonar* unmöglich zu irgend einer zeit so erzählt worden sein können, wie sie schriftlich auf uns gekommen sind. — Zum schlusse habe ich noch einen blick auf die stellung zu werfen, welche die Isländer im gegensatze zu den Norwegern in bezug auf die sagenschreibung einnahmen, welcher punkt im bisherigen ziemlich ausser augen gelassen werden muste. Da ist nun zunächst so viel vollkommen klar, dass die ganze masse der *Íslendínga sögur*, die kirchlichen mit eingeschlossen, lediglich ein erzeugnis isländischen fleisses gewesen sein kann. Was hätte norwegische verfasser bestimmen können, sich mit der geschichte der für sie sehr wenig bedeutsamen insel zu befassen, und wie hätten sie überdiess zu jener detaillirten lokal- und personalkenntnis in isländischen dingen kommen können, welche in allen jenen sagenwerken sich ausspricht? Will man nicht etwa das ehrenlied hierher ziehen, welches Eyvindur skáldaspillir auf die Isländer dichtete, oder mit unserem verfasser (s. 466) den ritter Hauk Erlendsson aus einem Isländer zu einem Norweger

machen,[1]) so findet sich in der that nirgends eine spur davon, dass man sich in Norwegen mit der geschichte der insel beschäftigt hätte. Aber auch bezüglich der *Noregskonúnga sögur* steht die sache meines erachtens nicht anders, was auch unser verfasser dagegen auszuführen sucht. Durch fast alle diese sagen zieht sich eine ganz vorzugsweise berücksichtigung der geschicke isländischer männer hindurch, welche irgendwie mit dem norwegischen hofe in berührung kamen, und zwar handelt es sich dabei ganz und gar nicht blos, wie Keyser die sache darstellt (s. 413), um episoden, bezüglich deren eine spätere einschaltung in eine ältere sage angenommen werden könnte, sondern oft genug um notizen, die in den ganzen gang der erzählung so fest verwebt sind, dass sie augenscheinlich mit zu deren ursprünglichem bestande gehört haben müssen. Ebenso ist es zu viel gesagt, wenn Keyser behauptet (s. 413), die anschauungen und urteile über begebenheiten und personen in den betreffenden sagen seien stets die des norwegischen volkes, nicht die der Isländer. Allerdings wird in der regel der fremde nicht nur dann, wenn er im auslande dienst nimmt oder sonst sich einbürgert, die auffassung der eingeborenen über die dortigen verhältnisse sich aneignen, sondern auch bei kürzerem aufenthalte seine beurteilung derselben wesentlich durch das urteil und die stimmung der eingeborenen bestimmen lassen, und insoweit werden denn auch die isländischen sagenschreiber ihre königssagen gutentheils mit zuhilfenahme norwegischer brillen geschrieben haben. Aber ganz anders stellt sich die sache, so wie ausnahmsweise specialinteressen Islands in frage kommen, oder auch nur in solchen interessen begründete speciell isländische sympathien und antipathien; in solchen fällen macht sich regelmässig sofort der specifisch isländische standpunkt geltend, der möglicher weise von dem norwegischen weit genug abliegen kann. So vergisst weder die *Fagurskinna* noch irgend eine der anderen bearbeitungen der *Haralds s. harðráða* gelegentlich der charakteristik dieses königs zu erwähnen, dass und warum er der Isländer besonderer freund gewesen sei, und welche wohlthaten er ihrem lande erwiesen habe. Die verschiedenen bearbeitungen der *Hákonar s. herðibreiðs* versäumen weder das lob einzuregistrieren, welches Gregorius Dagsson der isländischen tapferkeit erteilte, noch auch ausdrücklich hervorzuheben, dass seit dem tode des königs Eysteinn Magnússon kein norwegischer häuptling den Isländern so freundlich gesinnt gewesen sei wie er.[2]) Wenn der Isländer Þórálfur sterki als der einzige mann

1) vgl. hierüber Jón Þorkelsson, *Nokkur blöð úr Hauksbók*, s. III — VI.

2) *Heimskr.*, cap. 3 und 14, s. 380 und 398; *FMS.*, VII, cap. 3 und 15, s. 254 und 273. Die *Fagurskinna* ist hier defect.

gerühmt wird, welcher sich an kraft mit könig Hákon Aðalsteinsfóstri habe messen können,[1]) so war diess sicherlich ein isländisches und kein norwegisches urteil, u. dgl. m. Widerholt wird ferner in diesen sagen darauf hingewiesen, dass diese oder jene personen die erste kunde von den erzählten vorgängen nach Island gebracht hätten, und der prolog zur geschichtlichen *Ólafs s. ens helga* entschuldigt an seinem schlusse das öftere besprechen isländischer männer in der sage sogar ausdrücklich damit, dass es Isländer gewesen seien, welche als augen- und ohrenzeugen der betreffenden vorgänge die nachricht von denselben heimgebracht hätten, welche sich dann von ihnen aus weiter verbreitet habe; wofür das, wenn der sagenschreiber selber ein Norweger und aus norwegischer überlieferung zu schöpfen im stande gewesen wäre? Die nicht unbedeutende lokalkenntnis aber, welche die meisten der hierhergehörigen sagen, (nicht alle und nicht in allen punkten!) in bezug auf Norwegen zeigen, kann nicht auffallen, wenn wir bedenken, welche grosse zahl von Isländern sich fortwährend in Norwegen aufhielt, und welche gute gelegenheit diese, mochten sie nun als kaufleute oder als hofdichter und dienstleute des königs im lande sein, haben musten, um mit diesem genaue bekanntschaft zu machen.[2]) Von geradezu ausschlag gebendem gewichte sind endlich die oben bereits besprochenen äusserungen des mönches Theodorich. Nicht nur das geht nämlich aus seinen worten unzweifelhaft hervor, dass zu seiner zeit noch kein eigentliches werk über die einheimische geschichte in Norwegen geschrieben war, sondern auch dafür macht seine stete berufung auf die Isländer als die oberste autorität in fragen der norwegischen geschichte, sowie seine fleissige benützung der bereits vorhandenen isländischen geschichtsbücher vollen beweis, dass zu seiner zeit sogar die mündliche überlieferung hinsichtlich der älteren einheimischen geschichte in Norwegen bereits so gut wie gänzlich erloschen war. Vergeblich müht sich unser verfasser (s. 407—8 und 443—45) ab, den werth dieser äusserungen Theodorichs herunterzusetzen; vergeblich kommt er immer und immer wieder auf seine lieblingstheorie zurück, vermöge deren z. b. Snorris *Ynglinga s.* „in der hauptsache" ein werk des Þjóðólfur hvinverski sein soll, da die kurzen angaben seines liedes „unzweifelhaft" von einer ausführlicheren prosaischen erzählung begleitet gewesen seien, welche „offenbar" die grundlage jener sage gebildet habe (s. 420—21), — vermöge deren ferner die lebensbeschreibungen der beiden Ólafe „mit vol-

1) *Heimskr., Hákonar s. góða*, cap. 30, s. 157; *Fagurskinna* §. 25, s. 14; jüngere *Ólafs s. Tryggvasonar*, cap. 28 (*FMS.*, I, s. 43 und *Flbk.*, I, s. 60).

2) Unter könig Magnús berfætti z. b. sollen einmal in Niðarós allein gleichzeitig 360 Isländer gewesen sein; *FMS.*, VII, cap. 16, s. 32, und *Gunnlaugs Jóns s. helga*, cap. 9, s. 221.

lem rechte“ wesentlich als ein werk jenes þorgeirr afráðskollur sollen gelten können (s. 425), u. dgl. m. Sicherlich hätte Theodorich, der sich ja an mehrfachen stellen seines werkes als ein geborener Norweger zu erkennen gibt, das einziehen mündlicher nachrichten bei einheimischen sagamännern nicht verschmäht, wenn es zu seiner zeit solche in Norwegen gegeben hätte, und sicherlich lieber bei seinen landsleuten sich raths erholt als bei fremden, wenn nur bei jenen dieselben aufschlüsse wie bei diesen zu finden gewesen wären. Es kann auch gar nicht schwer halten, den grund dieses frühen erlöschens der tradition in Norwegen aufzufinden. Er liegt in der unruhigen zeit, welche bereits durch die kriege des heiligen Olafs, des guten Magnús und des harten Haralds, dann wider durch die fortwährenden heerfahrten des baarfüssigen Magnús, zuletzt aber, und am durchgreifendsten, durch die langwierigen bürgerkriege über das land gekommen war, welche mit könig Sigurðs des jerusalemfahrers tod losbrachen; ganz wie vordem die von könig Harald hárfagri bewirkte staatliche revolution haben auch diese ewigen kämpfe den zusammenhang der gegenwart mit der vergangenheit gelockert, den blick von der letzteren abgezogen und eben damit auch die erinnerung an dieselbe ausgehen lassen. Aber mit der geschichtlichen überlieferung der vergangenheit scheint auch die neigung und befähigung zur beschäftigung mit der zeitgeschichte ertödtet worden zu sein, und wenn ich kein einziges werk über die ältere einheimische geschichte nachzuweisen vermag, welches in Norwegen in der landessprache geschrieben worden wäre,[1]) so steht die sache für die spätere zeit um nichts besser; noch in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts wante sich könig Magnús lagabœtir an den Isländer Sturla þórðarson, um seine eigene und seines vaters lebensgeschichte schreiben zu lassen,[2]) und die königssagen, welche könig Hákon gamli auf seinem todbette sich vorlesen liess, waren die *Sverris s.* und die ebenfalls von isländischer hand geschriebene *Fagurskinna.*[3])

Ich übergehe die nicht geschichtlichen sagen, da bezüglich ihrer entstehungszeit und herkunft der einzelnen aufzeichnungen ungleich

1) Eine scheinbare ausnahme bildet die legendarische *Ólafs s. ens helga*, wie sie in unserer haupthandschrift vorliegt; aber sie ist eine höchst rohe compilation aus älteren materialien, die, wie die noch erhaltenen membranfragmente zeigen, isländischen ursprungs waren, und kann somit kaum als ein selbständiges werk in betracht kommen, gesetzt auch, dass ihr zusammensetzer ebenso ein Norweger war wie ihr schreiber.

2) *Sturlúnga*, X, cap. 17 und 18, s. 306.

3) *Flbk.*, III, s. 229 und 230. Bezüglich der *Fagurskinna* lässt die angabe über den titel und die begrenzung des vorgelesenen werkes kaum einen zweifel.

schwerer festzustellen ist, und bemerke nur im vorbeigehen, dass wenn einmal der isländische priester Íngimundur Einarsson als ein tüchtiger sagenmann gerühmt und von ihm erzählt wird, wie er im jahre 1119 bei einem gastmahle die sage von Ormur Báreyjarskáld erzählt habe, sofort auch beigefügt wird, dass er am ende der sage ein von ihm selber gedichtetes lied habe folgen lassen, — dass ferner, wenn bei derselben gelegenheit ein anderer tüchtiger erzähler, der bauer Hrólfur von Skálmarnes, die sage von Hrómundur Greypsson zum besten gab, dabei ausdrücklich bemerkt wird, dass er dieselbe selber zusammengesetzt habe;[1]) wenn dabei erzählt wird, dass dieselbe sage auch dem könig Sverrir vorgetragen worden sei, und wenn uns noch eine *Saga af Hrómundi Greypssyni* erhalten ist, so ist damit doch noch keineswegs gesagt, dass beide mit der von Hrólf erzählten mehr als den inhalt gemein gehabt haben, und von der uns vorliegenden ist diess sogar höchst unwahrscheinlich,[2]) so dass auch von hier aus auf ein dauerndes fortleben mündlich überlieferter sagen in bestimmt ausgeprägter form nichts zu schliessen ist. Ebenso unterlasse ich es, auf die sonstigen zweige der litteratur einzugehen, deren erzeugnisse ohnehin an zahl wie bedeutung ungleich geringer sind, während dieselbe schwierigkeit einer sicheren bestimmung von ort und zeit ihrer entstehung auch bei ihnen widerzukehren pflegt. Ich beschränke mich lediglich auf die bemerkung, dass wir auch bezüglich ihrer zu der annahme berechtigt sind, dass die isländische litteratur ein ähnliches übergewicht über die norwegische und eine ähnliche unabhängigkeit von dieser behauptet haben werde wie bezüglich der bisher erörterten litteraturgattungen. Keyser freilich nimmt auch hier

1) *Sturlúnga*, I, cap. 6, s. 9 und cap. 13, s. 23.

2) Da P. E. Müller, *Sagab.*, II, s. 555—56, das gegenteil annimmt, und auch sonst vielfach auf die *Hrómundar s.* ein besonderer werth gelegt wird, bemerke ich folgendes. Keine handschrift der sage reicht meines wissens über das ende des 17. jahrhunderts hinauf (vgl. *Arwidsson, Förteckning*, s. 92, und *F. A. S.*, II, s. XII—XIII), und deren text zeigt worte, die kaum in ächten quellen vorkommen, (z. b. *soddan*, d. h. dänisch: *saadan*, cap. 3, s. 368, und cap. 4, s. 370; *skálkr* als scheltwort, cap. 4, s. 370, was in norwegischen gesetzen und urkunden erst seit dem 14. jahrhundert, offenbar nach deutschem muster, vorkommt); derselbe ist übel in sich zusammenhängend und bezeichnet weder den Hraungviðr als berserk, noch den Ólaf als liðsmanna konúng, wie diess die *Sturlúnga* thut, wogegen sich letztere bezeichnung in der *Gríms s. loðinkinnu*, cap. 2, s. 154 widerfindet. Die angabe der art, wie Þráinn in cap. 4, s. 371 seiner begegnung mit Sæmíng erwähnt, stimmt nicht zu dem, was die *Hervarar s.*, cap. 3, s. 416, über diese sagt, und Sæmíngur wird hier anders bezeichnet als dort; die namen des vaters und der schwestern könig Ólafs werden in der *Göngu-Hrólfs s.*, cap. 38, s. 362—63, anders angegeben als in unserer sage, obwol jene sich auf die *Hrómundar s. Greypssonar* ausdrücklich bezieht, u. dgl. m.

wider das gegentheil an; aber er macht es sich leicht mit seiner beweisführung. Soweit nur irgend möglich vindiciert er den einzelnen von ihm besprochenen werken unmittelbaren norwegischen ursprung, und zwar nicht blos solchen, bei welchen wirklich gewichtige gründe für denselben sprechen, wie dies z. b. beim *Königsspiegel* und *Anekdoton Sverreri* der fall ist; geht aber diess nicht an, so muss wider die schon so oft besprochene theorie herhalten, wonach die isländische litteratur eigentlich nur aus aufzeichnungen altnorwegischer volksüberlieferungen bestehen soll. Sogar *Gylfaginníng*, das erste stück in der jüngeren Edda soll „ein in mündlicher überlieferung aufbewahrtes glaubenssystem aus dem heidentum selbst, eine systematische zusammenstellung der lehrsätze des asaglauben" enthalten, „wie diese in ungebundener rede zur erklärung und vervollständigung der uralten glaubensgedichte vorgetragen wurden" (s. 70; vgl. s. 107—8)[1], und wenn die *Íslendíngabók*, cap. 4, von einer verbesserung des kalenders erzählt, die auf Island im laufe des 10. jahrhunderts durch Þorsteinn surtur durchgeführt worden sei, so soll auch diese, freilich mit der litteratur in keiner directen beziehung stehende entdeckung eigentlich nur eine widerbelebung in vergessenheit gerathenen altnorwegischen wissens gewesen sein! (s. 562—63). Zu so verzweifelten auskunftsmitteln zu greifen, ist nicht jedermanns sache; wer sich aber dazu nicht entschliessen will oder kann, dem bleibt meines erachtens in der that nichts anderes übrig, als das zugeständnis, dass das isländische volk, wenn es auch seine sprache und metrik, die form seiner sagenerzählung und zum theil auch die sagenstoffe wie den rechtsstoff ihren grundzügen nach aus der alten heimat in Norwegen mit herübergenommen hatte, doch alle diese keime erst seinerseits und durchaus selbständig entfaltet und litterarisch verwerthet habe, während man in Norwegen in der zeit, da eine einheimische litteratur auf Island sich zu bilden begann, an deren entwicklung sich noch gar nicht, und auch in der späteren zeit nur in sehr geringem umfange betheiligte. Höchst charakteristisch ist in der letzteren beziehung, dass man in dem letzteren lande selbst zu der litterarisch thätigsten zeit von dem eigentlichen nationalen geistesleben sich durchaus abwendete, um nach fremdländischen stoffen und mustern zu greifen. Die altherkömmliche dichtkunst überliess man isländischen skálden, und selbst die abfassung norwegischer königsgeschichten übertrug man sagenkundigen Isländern, um höchstens ein paar unumgängliche rechtsbücher, ein paar kirchliche erbauungs-

1) Wegen der hier nochmals aufgewärmten bezugnahme auf *Arngrímur lærði* und dessen berufung auf „nostra monumenta," in welchen *Sæmundur fróði* als der erste verfasser der *Snorra-Edda*, vgl. meinen artikel über die *Grágás*, s. 98, Anm. 86.

schriften, die nicht minder zum täglichen bedarfe gehörten, dann etwa ein paar kirchenstaatsrechtliche streit- und gelegenheitsschriften selber zu verfassen, soweit man sich nicht etwa auch dabei wider der hilfe isländischer männer bediente; aufs eifrigste dagegen war man bestrebt, allerlei ritterromane und legenden aus fremden sprachen in die einheimische zu übersetzen, oder auch fremde sagenstoffe in einheimischer sprache zusammenzustellen und zu bearbeiten. Allerdings benützte man auch zu solchen übersetzungen hin und wider isländische hilfsarbeiter, wie denn z. b. Brandur Jónsson, der spätere bischof von Hólar, im auftrage des königs Magnús lagabætir sowol die *Alexandreis* des Philippe Gautier, als auch eine reihe von stücken der *Vulgata* aus dem lateinischen übersetzte; der regel nach scheint man sich aber norwegischer federn bedient zu haben, und jedenfalls war der geschmack an derartiger litteratur lediglich dem norwegischen hofe eigen, während man auf Island noch lange an den nationalen stoffen festhielt, und erst spät der gleichen ausländischen mode sich anbequemte. So liess könig Hákon der alte die *Ivents s.* und die *Lais* der Marie de France aus dem französischen übersetzen, und die *Duggalsleizla* aus dem lateinischen; für ihn übersetzte der mönch und spätere abt Robert die *saga af Tristram ok Ísodd*, sowie die *Elis s.*, und unter seiner regierung scheinen auch die sagen über Dietrich von Bern und seine genossen auf grund von erzählungen hansischer kaufleute zusammengestellt worden zu sein, deren rohe bearbeitung mich eher auf einen norwegischen als isländischen arbeiter schliessen lässt. Die *Barlaams s. ok Josaphats* soll könig Hákon der junge selber übersetzt haben, und ist darunter doch wohl eher könig Hákons des alten gleichnamiger sohn (gest. 1257), als könig Hákon Sverrisson zu verstehen (1202—4). König Magnús lagabætir (1263—80) liess, wie bemerkt, die *Alexanders s.* und die *Gyðinga sögur* übersetzen. Unter könig Eiríkur Magnússon (1280—99) soll Herr Bjarni Erlíngsson einen abschnitt der *Karlamagnús s.* aus dem englischen haben übersetzen lassen, und auch die übersetzung der *Blómsturvalla s.* aus dem deutschen wird, wiewol fälschlich, auf denselben herrn zurückgeführt. König Hákon Magnússon endlich (1299—1319) liess einerseits eine biblische geschichte und eine samlung von heiligenlegenden auf grund lateinischer vorlagen bearbeiten, andererseits aber auch eine reihe von ritterromanen aus dem französischen und griechischen übersetzen. U. dgl. m. Diese unnationale richtung des litterarischen geschmackes in Norwegen lässt sich übrigens leicht erklären. Sie beruht einesteils auf dem bereits erwähnten umstande, dass eine nationale litteratur, wie sie auf Island im laufe des 12. jahrhunderts herangewachsen war, sich hier in folge der fortwährenden bürgerkriege, welche gerade um jene zeit das volk verwildern liessen und

dessen ganze kraft verzehrten, nicht hatte bilden können; anderntheils aber auf der weiteren thatsache, dass auch Norwegen, durch einen ausgedehnten handel zumal mit Deutschland und England in lebhaften verkehr gebracht, als mächtiges reich in die geschicke der übrigen länder verflochten, endlich durch wechselheiraten seines königshauses mit den regierenden familien des südens und westens verbunden, ungleich früher, unmittelbarer und massenhafter den einflüssen der für das ganze abendland massgebenden culturströmungen ausgesetzt sein muste, als das, vermöge seiner nach mittelalterlichem masstabe gemessen ganz abnormen verfassung der ritterlich-religiösen romantik ohnehin sehr unzugängliche, arme und entlegene Island. Es ist also in letzter instanz das bewegtere und reicher entfaltete staatsleben, welches in Norwegen der selbständigen literarischen entwicklung sich ungünstig erwies; es ist die politische bedeutungslosigkeit Islands, welche das nordische geistesleben gerade hier eine ruhige und gesicherte zufluchtsstätte finden liess!

Wende ich mich aber schliesslich zum verfall der litteratur im norden, so will mir auch in bezug auf diesen Keysers auffassung ganz und gar nicht befriedigend vorkommen. Betrachte ich nämlich zunächst den gang der dinge auf Island, so finde zwar auch ich, dass im laufe des 14. jahrhunderts daselbst eine gewisse erlahmung der litterarischen thätigkeit sich geltend machte, auf welche die unterwerfung der insel unter die norwegischen könige mir nicht ohne einfluss gewesen zu sein scheint; aber diese erlahmung äusserte sich meines erachtens nicht so sehr, wie der verfasser annimmt, in einer verminderung der litterarischen production, als vielmehr in einer veränderung ihrer richtung und wenn man will verschlechterung derselben. Nur die einheimische jurisprudenz verfiel gänzlich, seitdem das landrecht ein norwegisches geworden war. Die dichtkunst dagegen wante sich nunmehr theils geistlichen stoffen zu, theils romantischen. Die sagenschreibung beschäftigte sich theils mit der umarbeitung der älteren geschichtswerke, die man zumal durch allerlei einschaltungen zu vervollständigen suchte, theils mit der heiligenlegende oder auch mit völlig ungeschichtlichen stoffen, mochten diese nun der älteren einheimischen sage oder dem auslande entlehnt sein; hinsichtlich der zeitgeschichte dagegen tritt seit dem 14. jahrhundert an deren stelle die annalistik. U. dgl. m. Erst seit dem anfange des 15. jahrhunderts scheint sich neben der veränderung auch eine erhebliche verminderung der litterarischen production ergeben zu haben, wie denn namentlich die annalenschreibung um diese zeit mit einem male wider abbricht; aber man kennt ja die durchaus localen gründe dieses stillstandes, und weiss, dass sie lediglich in der furchtbaren verödung des landes durch eine reihe der schrecklichsten seuchen zu suchen sind,

welche damals in rascher folge dessen bevölkerung lichteten. In den jahren 1401—4 gieng der schwarze tod über das land, in welchem nicht weniger als zwei drittel der bevölkerung der ganzen insel umgekommen sein sollen; kaum 50 priester sollen im ganzen bisthum Skálholt die seuche überlebt haben, und an der einzigen kirche zu Kirkjubær will man im jahre 1403 bis zu 675 leichen, die zur bestattung kamen, gezählt, die übrigen dann aber ungezählt gelassen haben. Im jahre 1430 folgte eine blatternepidemie, an welcher widerum gegen 8000 menschen gestorben sein sollen, und in den jahren 1493—95 kam eine zweite grosse seuche, welche im bistum Hólar nur 20 priester übrig gelassen haben soll, so dass deren jeder an 5—7 kirchen den dienst zu versehen genötigt war; geringere epidemien, die dazwischen zum öfteren eintraten, lasse ich unbesprochen.[1]) Solche heimsuchungen musten natürlich auf die litterarische thätigkeit hemmend wirken; aber völlig unterbrochen wurde dieselbe keineswegs. Von der *Lilja* des mönches Eysteinn Ásgrímsson (gest. 1361) zieht sich durch die marienlieder des Lóptur ríki (gest. 1432), und des sèra Jón Pálsson mit dem beinamen Maríuskáld (gest. 1472) eine ununterbrochene kette geistlicher lieder herab bis zu den *Niðurstigníngarvísur* und der *Píslarminníng* des letzten katholischen bischofs der insel, Jón Arason (gest. 1550). Die zahlreichen *rímur* brechen nicht ab, mögen dieselben nun mythisch-heroische stoffe behandeln wie die *Þrymlur* oder *Völsúngsrímur*, oder geschichtliche und legendenhafte, wie etwa die *Skáld-Helga rímur* oder die *Ólafsríma* des Einarr Gilsson, oder auch völlig erdichtete, wie z. b. die höchst originelle *Skíða ríma*. Björn Einarsson aus dem *Vatnsfjörður* (gest. 1415) beschrieb seine ausgedehnten reisen, welche ihn einerseits nach Grönland, andererseits aber bis nach Rom, St. Jago de Compostella und Jerusalem geführt hatten. U. dgl. m. Ueberdies lebte die schriftstellerei sofort wider in weiterem umfange auf, sowie das land, und zumal dessen geistlichkeit, von jenen schweren schicksalsschlägen sich wider einigermassen erholt hatte, und wenn zwar die kirchliche bewegung, welche um die mitte des 16. jahrhunderts die insel erfasste, widerum eine neue richtung in deren litteratur brachte, indem diese sich nunmehr sehr vorwiegend auf bibelübersetzungen, geistliche lehrbücher und tractate, sowie dichtung oder übersetzung evangelischer kirchenlieder warf, so trat doch mit dem ende des 16. jahrhunderts, nachdem wider einige ruhe in die gemüter zurückgekehrt und das dringendste kirchliche bedürfnis befriedigt war, auch das weltliche element wider in seine rechte ein, und jetzt begann jenes widererwachen der alten nationalen litteratur sich zu voll-

1) Vgl. Jón Espólín, *Íslands árbækur*, I, s. 125; II, s. 24; II, s. 127.

ziehen, welches, wenn auch anfangs nicht ganz frei von fremden einwirkungen geblieben und zumeist nur durch die lateinischen schriften des gelehrten propstes Arngrímur Jónsson vertreten, doch rasch genug sich populär zu machen wuste, und schon in der ersten hälfte des 17. jahrhunderts sehr gefeierte und auf lange hinaus nachwirkende werke in der landessprache zu tage förderte, unter denen es genügt an die zahlreichen schriften des vielkundigen bauern Björn Jónsson von Skarðsá (gest. 1665) zu erinnern. Es ist wunderlich, dass Keyser, welcher doch selber jahre lang auf Island sich aufgehalten hatte, und somit auch das spätere geistige leben auf der insel sicherlich genau genug kannte, dieses fortleben der alten sprache auf derselben und deren fortwährende anwendung zu litterarischen zwecken im gegensatze zu dem raschen und völligen verfalle von sprache und litteratur in Norwegen nicht schärfer hervorgehoben und nicht tiefer gewürdigt hat, als dies in seinem werke geschehen ist. Hier wie dort gab es gleichmässig domschulen mit ihrer mittelalterlich beschränkten erziehung, und der übergang von einer lediglich volkstümlichen zu einer individueller gearteten gelehrtenlitteratur, welcher nach seiner meinung für die norwegische litteratur so verhängnisvoll geworden sein soll, muste denn doch auf Island ebenso gut gemacht werden wie in Norwegen. Die erschlaffung des volksgeistes ferner war, soweit das staatsleben reicht, auf Island unter der norwegischen und dänischen herrschaft leider gottes keine geringere als in Norwegen, und bis auf den heutigen tag herab hat die insel an deren nachwehen noch mehr als genug zu tragen. Endlich musten auch die politischen bestrebungen der unionskönige auf Island ziemlich in gleicher weise wie auf Norwegen drücken, und wenn wir ihnen überhaupt jene sprachschulmeisterliche bedeutung beimessen wollen, wie solche etwa in unseren tagen die bemühungen des nationaldänentums in Schleswig an sich trugen, so muste die isländische wie die norwegische sprache unter ihnen gleichmässig leiden. Woher nun die verschiedenheit der wirkung bei dieser gleichheit der ursachen? Offenbar hat der verfasser ein sehr wirksames weiteres moment ausser ansatz gelassen, und in der that vermöge seiner ganzen auffassung der nordischen litteraturgeschichte ausser ansatz lassen müssen, den umstand nämlich, dass die litterarische thätigkeit in Norwegen selbst in ihrer besten zeit eine nur sehr wenig intensive, und zumal eine nur sehr wenig nationale gewesen war. Diese thatsache muss bereits wol im auge behalten werden, wenn es gilt, den verfall der einheimischen sprache in Norwegen richtig zu würdigen. Offenbar fühlt sich unser verfasser selber in bezug auf diesen punkt nicht ganz sicher, da er bemerkt, der hergang bei jenem verfalle sei mit einem dichten und vielleicht undurchdringlichen schleier bedeckt (s. 39); mir meinerseits

aber will geradezu unbegreiflich scheinen, dass eine völlige verdrängung der einheimischen schriftsprache und eine tiefgreifende dialectische zersplitterung sogar der redesprache sich binnen kaum 150 jahren lediglich durch den einfluss einer politischen union mit den beiden nachbarreichen hätte ergeben können, wenn diese zersplitterung nicht vorher schon angebahnt, und wenn jene schriftsprache in Norwegen überhaupt volkstümlich und so zu sagen bodenständig gewesen wäre. Vollkommen begreiflich wird mir dagegen, dass die schriftsprache jenen fremden einflüssen erlag, wenn ich daran festhalte, dass dieselbe von anfang an aus Island nach Norwegen herübergekommen, und zu eigener litterarischer production hier zu allen zeiten nur in sehr beschränktem masse verwendet worden war; begreiflich auch, dass die norwegischon dialecte, der stütze dieser schriftsprache beraubt, sofort in schroffster weise auseinanderfielen, wenn ich mich daran nicht beirren lasse, dass die dialectische zersplitterung in Norwegen uralt, und selbst im 13. jahrhundert nur mühsam durch die recipierte schriftsprache im zaume gehalten worden war. Zeigt sich doch auch bei uns in Deutschland die sonderung der dialecte in erhöhtem grade in der zeit wirksam, da die alemannische mundart ihre geltung als hofsprache eingebüsst, und die obersächsische ihre geltung als kanzleisprache noch nicht völlig errungen hatte. Von einem verfalle der einheimischen litteratur in Norwegen kann aber, meine auffassung des litterargeschichtlichen verhältnisses dieses landes zu Island als begründet angenommen, ohnehin nur in sehr beschränktem sinne gesprochen werden, sofern ja eine eigentliche norwegische litteratur von einiger bedeutung schon früher nicht existiert hatte. Der abfall von dem geschmacke an der isländischen, allerdings dem norwegischen volksgeiste durchaus stamverwanten, dichtung und sage zu der süd- und westeuropäischen ritterromantik und der kirchlich gelehrten schulung war ja ohnehin bereits seit dem anfange des 13. jahrhunderts im gange gewesen; warum sollte ihn da nicht die spätere hinneigung der höheren klassen zu der schwedischen oder dänischen hofsprache vollenden, indem sie auch die sprachgemeinschaft mit Island für diese aufhob? War es doch nicht so fast eine einheimische litteratur, welche man aufgab, als vielmehr ein wechsel in dem gefallen an zweien fremden, welcher sich vollzog, so dass es dem nicht tiefer dringenden blicke gleichgiltig erscheinen mochte, ob man sich an isländischen *drápur* und *sögur*, an übersetzten englisch-französischen ritterromanen, oder an den schwedischen *Eufemia-visor* ergötzte.

Die grundanschauungen, von welchen der verfasser sich bei seiner behandlung der altnordischen litteraturgeschichte leiten lässt, sind hiermit erörtert. Ich habe geglaubt, denselben von anfang bis zu ende ent-

gegentreten, und um so entschiedener entgegentreten zu müssen, je mehr bei der hohen autorität Keysers selbst und bei der weiten verbreitung, welche dessen ansichten in den neueren norwegischen geschichtswerken gefunden haben, ein nachtheiliger einfluss auf die ansichten auch bei uns in Deutschland zu befürchten ist. Aber ich möchte nicht, dass die schärfe dieses meines widerspruches in den augen meiner leser die tiefe achtung verdunkele, welche ich, wie vor Keysers gesamter persönlichkeit, so auch insbesondere vor dessen hier in frage stehendem werke hege. Nicht nur dem anfänger kann dieses letztere wegen seiner eben so warmen als lichtvollen und übersichtlichen darstellung zu ernstem, einlässlichem studium nicht genug empfohlen werden, sondern auch der kundigste und belesenste wird aus demselben im einzelnen manche willkommene belehrung schöpfen, auch wo er mit des verfassers grundgedanken sich nicht einverstanden erklären kann, und häufiger noch sich freuen, hier in klarer, wolgeordneter zusammenstellung das material vereinigt zu finden, welches sonst nur mühsam aus den verschiedensten quellen- und litteraturwerken zusammenzusuchen wäre; über die beiden Edden zumal wüste ich nirgends das wissenswerthe so übersichtlich und angenehm lesbar zusammengetragen nachzuweisen, als dies in unserem werke der fall ist. Darüber hinaus aber ist es zumal ein sittliches moment, welches dieses letztere auf mich einen ganz besonders wolthuenden eindruck machen lässt, und um dessentwillen ich demselben vor allem die eingehendste beachtung und allgemeinste verbreitung wünschen möchte. Ich habe widerholt auf die kühnen, aller quellenmässigen begründung mangelnden constructionen des verfassers, und hin und wider auch auf ganz wunderbarliche auskunftsmittel hinzuweisen gehabt, zu welchen derselbe greift, wenn es gilt, seine theorien irgend welchen spröden quellenangaben gegenüber zu halten. Wie ich wird wohl auch jeder andere leser seines buches, welcher, an den rivalitäten der verschiedenen nordgermanischen stämme unbetheiligt, an dessen studium ohne voreingenommenheit herantritt, aus dessen lectüre den eindruck davontragen, dass für Keysers ganzes system ein allzu überreiztes nationalgefühl massgebend geworden sei. Aber rein unmöglich ist bei allem dem, dass irgend jemand auch nur für einen augenblick den verdacht schöpfe, es möge dabei eine auf die verherrlichung des eigenen volkes bewusst berechnete tendenz im spiele sein, oder überhaupt irgend etwas gemachtes mitunterlaufen. Nirgends wird darauf hingearbeitet, den leser, ich sage nicht zu täuschen, sondern auch nur zu blenden oder zu überraschen, — nirgends eine der eigenen meinung im wege stehende quellenstelle verschwiegen, oder einem zu erwartenden einwande aus dem wege gegangen; selbst bei den gewagtesten auslegungen und hypothesen des ver-

fassers leuchtet überall dessen grundehrlicher glaube an seine eigenen lehrsätze und dessen wenn auch nicht immer glückliches, so doch jederzeit gleich unbestechliches streben nach voller und reiner geschichtlicher wahrheit aus seinen worten hervor. Es steckte augenscheinlich neben aller schärfe seines verstandes eine tiefpoetische anlage in Rudolf Keyser, und diese war es, welche in verbindung mit seinem ungewöhnlich warmen vaterlandsgefühle ihn in naivster weise über alle schwierigkeiten sich hinwegsetzen liess, wenn es galt seine überzeugungen von der vergangenen grösse seiner heimath, so wie er sie verstand, durchzuführen. Gerade diesem poetischen schwunge seiner gedanken und dieser patriotischen wärme in deren vortrage ist der mächtige einfluss zuzuschreiben, welche dessen lehren in seinem vaterlande zu einer zeit gewannen, da die endliche befreiung von dem drucke einer jahrhunderte lang fortgesetzten fremdherrschaft das nationalgefühl in Norwegen aufs äusserste gesteigert hatte, — ein einfluss, welcher hinwiderum bei der redlichkeit und dem pflichttreuen ernste der forschung, welche für des mannes eigene arbeiten so charakteristisch sind, auch auf die ganze von ihm gegründete schule in der günstigsten weise wirken muste. Jene auswüchse eines seinem innersten kerne nach durchaus wolberechtigten nordischen nationalstolzes werden sich bei kälterem blute von selbst abstreifen, und auch in Norwegen wird man mit der zeit einsehen, dass hier ganz ebenso wie in Schweden oder Dänemark das bewegtere staatliche leben und die höhere politische bedeutung des reiches die entfaltung einer selbständigen litteratur mit einziger ausnahme des rechtsgebietes verhinderte, während Island umgekehrt seine litterarische blüte durch die vollste politische bedeutungslosigkeit erkaufen muste. Aber auch dann wird die förderung unvergessen bleiben, welche Keysers ebenso fleissige als schwungvolle arbeiten dem studium der altnordischen sprache, litteratur und geschichte, und damit der pflege der eigenen volkstümlichkeit gewährt haben, und die anerkennung wird dem trefflichen manne unversagt bleiben, dass selbst da, wo er irrte, aus seinen irrtümern mehr zu lernen gewesen sei, als aus so manchen ungleich vorsichtigeren, aber auch bei weitem weniger selbständig durchdachten und warm gefühlten besprechungen des gleichen gebietes.

MÜNCHEN, 12. JULI 1867. KONRAD MAURER.

DER SCHUSS DES WILDEN JÄGERS AUF DEN SONNENHIRSCH.

EIN BEITRAG ZUR VERGLEICHENDEN MYTHOLOGIE DER INDOGERMANEN.

Die sagen erzählen uns bekanntlich in grosser übereinstimmung, wie der wilde jäger sich die ewige jagd statt des himmels gewünscht habe, in betreff der jagd aber, bei der er den wunsch gethan, weichen sie mehrfach von einander ab. Hackelbergs eberjagd nimmt unter den sagen dieser art eine hohe stellung ein und Jacob Grimm so wie andere haben ihre bedeutung nachgewiesen. Ihr stellen sich eine reihe anderer sagen zur seite, die nicht minder bedeutend sind, und, wie im folgenden dargelegt werden soll, auf eben so uralte anschauungsweisen zurückdeuten. Es sind die sagen von der jagd auf hase und hirsch, durch die der wilde jäger seinem verhängnis entgegen geführt wird. Wir beginnen mit der darlegung des stoffes, und stellen, da dieser zug jedenfalls ebenso alt als bedeutsam ist, diejenigen sagen voran, in welchen die verwünschung ohne erwähnung des gejagten thieres wegen der jagd am sonntag oder festtag eintritt.

In der gegend von Kohlstedt an der Egge erzählt man, Hackelberg müsse darum ewig jagen, weil er an einem hohen festtage gejagt habe (westf. sag. 2, 6 n. 11). Zu Velmede und Eisborn erzählt man, der ewige jäger habe am sonntag gejagt und müsse darum ewig jagen; ebenso in der gegend von Marsberg (westf. sag. 2, 10 n. 18; 11 n. 26) und Frankenau in Hessen (ebd. 2, 11 n. 22). Der Böddenjäger hat sonntags unter der kirche gejagt und ist darum verwünscht ewig zu jagen (ebd. 2, 12 n. 27). Das weltschjägerle hat immer sonntags gejagt und muss darum geisten (Meier, schwäb. sag. n. 125). Der buchjäger hat an keinen gott geglaubt nnd sonntags während der kirche sich immer mit der jagd belustigt, dafür muss er nun ewig jagen (ebd. n. 130. 2). Ein edelmann hat am ostertag ein wildbrät haben wollen und hat seine diener ausgeschickt, ihm eins zu erjagen. Sie sind aber unverrichteter sache heimgekehrt, deshalb hat er sie furchtbar bedroht und zum zweitenmal weggeschickt; da sind sie aber nicht widergekehrt und jagen seitdem unablässig (westf. sag. 1, 25 n. 28). Der Hodenjäger hat am heil. ostertag gejagt, darum ist er verwünscht ewig zu jagen (ebd. 1, 95 n. 95).

In dem verfallenen schlosse 't ôle borch bei Engelrading hat der jäger de Joẽ gewohnt, der die jagd so leidenschaftlich liebte, dass er sogar am heiligen ostertag auf die jagd gieng und sich vermass, er wolle einen *hasen* erlegen, der ihm zu gesicht gekommen, solle er auch ewig

jagen müssen. Da ist's alsbald mit ihm in die luft gegangen und seitdem jagt er ewig (westf. sag. 1, 110 n. 116). — Der jäger in Bernkes jachte hat an einem ostertag einen hasen gejagt und ist deshalb verdammt ewig zu jagen (ebd. 2, 13 n. 31). — Die engelske jagd muss in Münsterland darum in der fastenzeit umziehen, weil der wilde jäger am feiertag hat einen hasen erlegen wollen (westf. sag. 2, 13 n. 33). So müssen auch der Türst, welcher auch der nachtjäger heisst (Lütolf sag. d. fünf orte s. 462), und die Sträggele ewig jagen, weil die letztere an ihrem namensfest, das auf einen freitag in der fastenzeit fiel, eberfleisch essen wollte, und deshalb ihren buhlen zur jagd bewog (Lütolf s. 28. b).

Zwei dänische sagen schliessen sich an die vorstehenden an, indem edelleute sich von ihrer jagdlust so verblenden lassen, dass sie am charfreitag oder ostertag jagen; da erscheint ihnen der teufel in gestalt eines hasen und sie finden im eifer der jagd ihren tod (Thiele Danm. folkes.² 2, 78. 1, 238).

An die stelle des hasen als gejagten thieres tritt nun mehrfach ein *hirsch*; so jagt der wilde jäger, der sich ewig zu jagen gewünscht, schon in einem alten meistergesang einem hirsch nach (Grimm, DS. n. 308), ebenso bei Lyncker (hess. sag. n. 18). Ebenso jagt in einer, wenn auch erst dem 17. oder 18. jahrhundert angehörigen, doch unzweifelhaft echte sagenzüge enthaltenden saga könig Odhin einen mit *goldringen geschmückten hirsch*, durch den er in das reich der Hulda gelockt wird.[1]) Besonders ist der gejagte hirsch ein solcher, der ein *kruzifix* zwischen dem geweih trägt. So erzählt eine sage aus Westfalen (westf. sag. 1, 122 n. 136): der jäger Goï ist ein so leidenschaftlicher jäger gewesen, dass er selbst der hohen festtage nicht geschont, und, als er einmal am stillen freitag auf der jagd gewesen und nichts hat erjagen können, gesagt hat, er müsse heut noch ein wildbrät haben und sollte es ein hirsch mit einem kruzifix sein. Da ist ihm sein vermessener wunsch sogleich erfüllt, und ein schöner hirsch mit mächtigem geweih und zwischen demselben ein kruzifix hat vor ihm gestanden, er hat losgedrückt und das thier ist zusammengesunken. Als aber das blut aus der wunde geströmt ist, da ist reue über ihn gekommen und er hat es mit der hand zurückhalten wollen, aber nun ist es zu spät gewesen und er muss darum ewig jagen. Zum andenken an die ruchlose that hat man ihn, wie er das blut mit

1) P. E. Müller, sagabibliothek 1, 364 hat: „var han bleven lokket af en med Guldringe prydet Hiort til en afsides Egn.“ Lachmanns übersetzung lautet: „war er von einem ins gedränge gezerrten hirsche in eine entlegene gegend verlockt worden.“ Offenbar ist „ins gedränge gezerrt“ nur ein arger druckfehler für „mit goldringen geziert.“

der hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet und dies bild vor der stadt Recklinghausen aufgestellt. — In einer andern westfälischen sage (westf. sag. 1, 180 n. 193) verfolgt ein böser graf einen hirsch und als er ihn endlich erreicht, erblickt er zwischen dem geweih ein schönes goldenes kreuz. Der hirsch war Christus, welcher jetzt zum grafen sagte: „Nun sollst du jagen bis an den jüngsten tag." Der graf ist der wilde jäger. — Andre sagen (westf. sag. 1, 315 n. 357, nordd. sag. 250 n. 281) berichten gleichfalls von dem schuss auf den hirsch mit dem leiden Christi, die eine nennt aber ausdrücklich als den jäger den *heil. Hubertus*, welcher bekanntlich nach der legende durch die erscheinung des hirsches zur reuigen umkehr bewegt wurde; diese legende von der begegnung des hirsches ist aber, wie Wolf (beitr. 2, 112) nachgewiesen hat, in der älteren fassung des lebens dieses heiligen nicht vorhanden und erst aus der volkssage und dem mythus, wie dies so häufig geschehen, in die heiligensage übergegangen. Und in der that zeigt die weite verbreitung der sage vom gejagten hirsch ohne erwähnung des heil. Hubertus, wie vertraut der stoff dem volke gewesen sei und wie leicht daher ein solcher übergang war; so wird auch die stiftung des klosters Preetz in Holstein und der wallfahrtskapelle in der Jagdmatt bei Erstfelden, Kt. Uri, auf sie zurückgeführt (Müllenhoff, schlesw. holst. sag. n. 134. Lütolf, sag. d. fünf orte n. 483), und ähnliches berichtet auch die legende von der gründung des klosters Lehnin (märk. sag. n. 73), nur dass diese sich in ihrer fassung mehr den dänischen sagen von der hasenjagd anschliesst. Einen letzten niderschlag der sage zeigt die erzählung westf. sag. 1, 186 n. 204 von schmallenberger jägern, die während der hochmesse jagen, und durch das erscheinen des hirsches mit dem kruzifix von ihrem frevel abzulassen bewogen werden.

Auf das innigste verwant mit der sagengruppe vom schuss auf den hirsch mit dem kruzifix ist die vom *freischützen;* beide schützen richten ihr geschoss auf den crucifixus, wodurch jener zum wilden jäger, dieser zum nie fehlenden schützen wird; beider eigenschaften vereinigt Wuotan, der einmal an der spitze der wilden jagd steht, dann den nie fehlenden, immer in seine hand zurückkehrenden speer Gungnir besitzt. Die *freikugel* wird nun aber auf doppelte weise erlangt, entweder dadurch, dass der schütze die an die wand oder an einen baum geheftete oblate trifft, und sich selbst nicht durch die an die stelle der oblate tretende leibliche erscheinung des gekreuzigten warnen lässt (vgl. beläge in westf. sag. 1, 340 n. 376 und vgl. noch Birlinger, schwäb. sag. 1, 424 n. 649 und Wucke, Werrasag. 2, 59), oder dadurch, dass er die oblate in die büchse ladet und von da ab nicht mehr fehlt. Ausser dem schuss auf die oblate wird dann auch drittens noch der auf die sonne genannt, wie ich zu

westf. sag. 1, 340 n. 376 nachgewiesen habe und vor mir schon Wolf, beitr. 2, 19 f. gethan hatte; man vgl. noch zu dem dortigen material Mülhause (die urreligion des d. volkes s. 38): „Um ein freischütz zu werden und in besitz der sogenannten freikugeln zu gelangen, muss man auf die sonne, den mond und auf eine geweihte hostie schiessen. Treten hierbei die erforderlichen bedingungen ein (diese bestehen darin, dass aus der sonne drei blutstropfen herabfallen und die hostie sich in den persönlichen Christus verwandelt, auf den geschossen werden muss), so ist man ein freischütz." Von diesem schuss auf die sonne oder den mond sehen wir hier noch einstweilen ab, in jenem auf den gekreuzigten kommen also der wilde jäger und der freischütz überein, daher fallen sie denn auch in einigen sagen geradezu zusammen. So wird in der sage bei Müllenhoff s. 366 n. 492, die übrigens wol nicht ohne ausschmückungen des erzählers ist (vgl. Müllenhoffs anmerkung s. 368), wenngleich sie viel altertümliches enthält, der jäger, der den *freischuss erlangen* will durch ausführung des ihm vom teufel angegebenen verfahrens (schuss mit der oblate gegen die sonne), zum *wilden jäger* und eine jütische sage bei Thiele (D. f.² 1, 319 f.) erzählt, wie schatzgräbern ein schlanker, grüngekleideter jäger erschien, gefolgt von einem schützen und einer ungeheuren menge wind- und dachshunde, deren bellen sie so in schrecken setzte, dass sie sich eiligst entfernten. Dieser jäger wird graf Otto genannt, und er jagt in den Bollerguts- und Rosenvolds-wäldern mit juchzen, rufen und hundegebell, wie einige sagen, weil er sich bei seinen lebzeiten *kein andres himmelreich gewünscht,* nach andern weil er *einmal das brot vom altar genommen und es aus seiner büchse geschossen haben soll.* Ebenso spricht eine andre mitteilung bei Thiele (D. f.² 2, 112) die enge verbindung zwischen freischützen und wildem jäger aus: „Um den freischuss zu erlangen, d. h. stets zu treffen worauf man zielt, legt man gewisse gebete oder geheime worte unter die krautkammer in der büchse.[1]) Andre bewirken dasselbe, indem sie den *wind an einem donnerstag morgen in den lauf wehen lassen.* Solche freischützen stehen *im pakt mit dem bösen oder dem wilden jäger* und sei es, dass sie gegen osten oder westen schiessen, so bringt ihnen ihr schuss stets die eine oder andre beute. — Auf dem edelhofe Thiele in Jütland war einmal ein alter schütze, welcher oft auf der jagd, besonders wenn er etwas angetrunken war, die büchse hinterwärts herauszustecken und sie abzuschiessen pflegte und das nie that, ohne dass auf seinen schuss ein stück wild gefallen wäre." Diese letzte mitteilung hat schon in einem wesentlichen punkt ganz heidnische färbung, indem sie den freischuss

1) Vgl. die runen auf Gungnirs spitze, Sigrdrifumál 16.

nicht mehr durch die geweihte oblate, sondern dadurch, dass der wind des heidnischen feiertags in die büchse weht, erlangen lassen. An diese heidnische weihe des büchsenlaufs schliesst sich die christliche in Podlachien, welche Woicicki (übersetzt von Lewestam s. 155) mitteilt, wonach der jäger am dreikönigstag, wenn ein fluss oder teich durch den priester zum Jordan geweiht ist, ihre geladenen gewehre halb ins wasser stecken. Diese gewehre werden Jordansflinten genannt und man kann niemals mit ihnen das ziel verfehlen. So verbindet auch endlich die schwedische sage christliches und heidnisches, wobei doch das letztere bei weitem überwiegt. Hyltén-Cavallius (Wärend och Wirdarne 1, 215 f.) erzählt nach dem heutigen volksglauben in Schonen: *Oden als nächtlicher jäger* fährt entweder zu fuss oder zu ross daher, ein jagdhorn an der seite und einen speer, oder in den jüngeren sagen eine büchse, in der hand. Er ist ein könig der vorzeit, welcher auf diese art so lange die welt steht dahin fahren oder jagen muss, zur strafe für seine vielen und grossen sünden, während er hier auf erden lebte. Aber unter diesen sünden war die grösste, dass er *die jagd über alles liebte*, so dass er, um nur jagen zu können, *sich nicht einmal die zeit liess die heilige messe zu hören*. Ausführlicher als Hyltén-Cavallius berichtet Dybecks Runa 1844 s. 33 über Odhin, sein untergegangenes schloss und seine umwandlung zum wilden jäger. Bei Röstånga in Schonen liegt ein see, der der Odensee (Odensjø) heisst. „Hier geht, sagt ein älterer berichterstatter, unter dem gemeinen mann eine alte sage, dass zur heidenzeit hier im kirchspiel ein herrenhof gewesen ist, der *Odins hof* geheissen hat und da belegen war, wo jetzt der Odensee ist.“ Ein berichterstatter aus diesem jahrhundert erzählt: „Ein mann, der *Oen* heisst, hatte in früheren zeiten sein schloss an der stelle, wo jetzt der Odensee ist. Er begab sich eines *sonntagsmorgens*, gefolgt von seinen hunden, auf die jagd. Damit er um so sicherer treffen könne, *hatte er sich wein aus der kirche verschafft, den er in den flintenlauf goss*. Aber so wie er den ersten schuss that, versank das schloss, wasser stieg aus der tiefe und bildete den Odensee. Man sah wie Oen mit seinen hunden in die wolken empor fuhr und denselben anblick hat man seitdem oft in der gegend gehabt, so z. b. im j. 1824.“ Aus dem berichte des verfassers des aufsatzes in der Runa ist noch zu bemerken, dass man bei hellem wetter das *dach* des versunkenen schlosses noch in der tiefe zu sehen meint. Das erinnert an das glänzende schilddach von Valhöll. — Während hier der schuss aus der frevelhaft gefeiten büchse den alten gott mit seinem schloss versinken und ihn dann zum wilden jäger werden lässt, berichtet die hannöversche sage vom ritter Tils (westf. sag. 1, 317 n. 359), der seinen jäger an einem christtage zum schuss auf den

hirsch mit dem krucifix treibt, dass sein schloss darüber untergegangen sei und er nun in dem versunkenen schlosse an einem steinernen tische sitze, durch den sein weisser bart hindurchgewachsen ist (Harrys niders. sag. 1, 6 n. 2, vgl. Grimm, myth. 880).[1]

Wenn in den beiden behandelten sagengruppen der schuss auf den hirsch mit dem krucifix und auf die hostie ein ganz christliches element zu sein scheint, während der schütze sich durchweg als die gestalt eines heidnischen gottes verräth und so auch ganz unzweifelhaft in mehreren sagen, namentlich der zuletzt besprochenen schwedischen, bezeichnet wird, so finden wir denn endlich auch noch eine dritte sagengruppe, in welcher das ziel des schusses nicht mehr ein christliches ist, sondern ein allem anschein nach heidnisches, das der ältesten anschauung des naturdienstes entstammt, das ist die sonne (daneben auch der mond, sowie, ob christlich, ob heidnisch? gott). Wir haben schon oben (s. 91 ff.) einige beispiele davon kennen gelernt und fügen hier noch einige bei. Ein jäger bei Rauenberg thut die drei freischüsse so, dass er auf ein tuch kniet und das erste mal gegen die sonne, das zweite mal gegen den mond und das dritte mal gegen gott schiesst; da fallen drei blutstropfen vom himmel auf das tuch und seitdem geht er mit gewehr, büchsenranzen und jagdhund um. Bader, bad. sag. s. 348 n. 393. Ein anderer jäger schoss bei der sommersonnenwende um mittag in die sonne, da fielen drei tropfen blutes herab, die musste er aufbewahren und jeder schuss gelang ihm. Man hat den jäger später noch oft, zwei hunde zur seite und einen auf dem schoos, am wege sitzen sehen. Das herabfallende blut war der fahrsamen (farnsamen.). (Bechstein, thür. sagenb. 2, 18 n. 161,[2]) vgl. auch herabk. d. feuers 221). Ein andrer erhält vom teufel eine wurzel und thut nun drei schüsse gegen die sonne, grade auf

1) Die beiden sagen darf man unbedenklich mit einander verbinden und die schwedische so ergänzen, dass der schuss auch in ihr ursprünglich auf den hirsch erfolgt sei. Uebrigens ergibt die beschreibung und abbildung des Odensees auch in der beschaffenheit des sees und seiner umgebung eine grosse ähnlichkeit mit dem Tilsgraben; beide sind von geringem umfang, sind sehr tief, haben ganz grün aussehendes wasser und sind von steilen felswänden umschlossen. Dabei wird auch vom Odensee wie vom Tilsgraben die sage von dem grossen fisch erzählt (er hat augen wie grosse schalen), der nicht gefangen und fortgebracht werden darf (Runa a. a. o. s. 34**). Auch von der messung der tiefe beider wird erzählt (Harrys a. a. o), doch mit verschiedenem resultat; zu der schwedischen version, nach welcher beim heraufziehen des seiles ein widderhorn statt des hinabgelassenen pflugeisens an demselben erscheint, stimmt eine dänische sage bei Thiele, D. f.² 2, 15, statt des widderhornes erscheint ein pferdeschädel ebd. 2, 6 und bei Niederhöffer mekl. volkss. 2, 105.

2) Ich bemerke, dass bei Bechstein die kleinen zusätze am schluss nicht in den thür. sag. 3, 188 stehen.

in die höhe gegen den lieben gott und auf einen steinernen bildstock und erhält so täglich drei sichere schüsse. Wolf, hess. sag. n. 124. Der ewige jäger im Buhwald bei Neuenbürg, der auch als schimmelreiter, seinen eigenen kopf unterm arm tragend, gesehen wird, hat einst im frechen übermut gegen die *sonne* geschossen und muss deshalb umgehen. Meier, schwäb. sag. s. 115 n. 126. 1. In der umgegend von Freudenstadt erzählt man, der ewige jäger habe in der weihnacht oder charfreitagsnacht (!) gegen die *sonne* geschossen, worauf blut herabgeflossen sei. Dies blut habe er in einem tuche aufgefangen und bleikugeln damit benetzt; mit solchen kugeln habe er alles treffen können, was er nur habe erreichen wollen. Seien die kugeln verschossen gewesen, so habe er einen frischen schuss gegen die sonne gethan. Dafür muss er nun jagen und zieht mit hundegebell und jagdgetöse in der ganzen welt umher. Meier, schwäb. sag. s. 116 n. 126. 3. Ein jäger in Luzern schoss einen hirsch mit einer freikugel, die er grade im lauf stecken hatte, weil er aber dem schusse auf ein blosses thier nicht zuvor den zauber gelöst hatte, muss er nun selbst in thiergestalt in den wäldern umgehen. Auch erzählt man, da er alle thiere zu bannen verstand, so habe er nicht mehr nach ihnen, sondern mit freikugeln gegen die *sonne* geschossen; darauf seien ihm die blutstropfen auf die hand gefallen und er erlahmte. (Rochholz, aarg. sag. 2, 51 n. 280. Die sage hat manche unklarheiten). Was endlich vom *einzelnen* schützen erzählt wird, überträgt eine elsässische sage auf ein ganzes *heer*. Bei Ruffach im Oberelsass ist ein grosses thal, das man das ochsenfeld nennt. In diesem thale soll vor vielen hundert jahren unter kaiser Karl ein kriegsheer gestanden haben, das in allen schlachten gesiegt hatte, aber dadurch mit samt seinem anführer so stolz und übermütig geworden war, dass es eines tages aus allen kanonen und gewehren zumal gegen den himmel feuerte. Und das geschah auf befehl des anführers. Kaum hatten sie aber losgeschossen, so versank das ganze heer in die erde. Alle sieben jahre sieht man es an demselben platze, wo es versunken ist, wider zu pferde exercieren. Meier, schwäb. sag. s. 122 n. 137. 1.

Ehe wir zu einer prüfung des so gewonnenen materials der sagen weiter gehen, wenden wir uns zu einigen in den indischen brâhmaṇas enthaltenen mittheilungen, die mit unseren sagen im engsten zusammenhang stehen. Schon bei einer früheren gelegenheit (zeitschr. f. vgl. sprachf. 4, 22) habe ich auf den mythos vom Prajâpati und seiner tochter und dem ihn verwundenden Rudra aufmerksam gemacht und die ähnlichkeit desselben mit dem durch den Kronos entmannten Uranos berührt. Jetzt liegt uns ausser der dort obenhin besprochenen form der sage noch eine ausführlichere vor, die im ganzen vollständig zu der vor-

stehend besprochenen sage vom wilden jäger stimmt, aber zugleich zeigt, dass jene früher angedeutete ähnlichkeit sich nur zum theil aus gleicher mythischer anschauung erklärt, also vorläufig auf sich beruhen mag.

Die erzählung des Çatapatha-brâhmaṇa 1. 7. 4. 1 (ed. Weber p. 73) lautet folgendermassen: „Prajâpati hatte ein auge auf seine tochter geworfen (den himmel oder die Ushas); „ich will mich mit ihr paaren" so dachte er und wohnte ihr bei. Das war den göttern ein ärgernis, „dass er so seine tochter, unsere schwester beschreitet," so (redeten sie). Die götter sprachen zu dem gotte, der da über die thiere gebietet: „gegen die festgesetzte ordnung handelt er, da er seine tochter, unsere schwester beschreitet, schiesse auf ihn." Da spannte Rudra seinen bogen auf ihn und schoss auf ihn und die hälfte seines samens fiel zu boden. So war das nun. Darum hat der seher in bezug darauf gesagt: „Als der vater seiner tochter beiwohnte, sprengte er bei der begattung seinen samen auf die erde" (Rv. 10, 61, 7). Das ist nun die auf den Agni und die Maruts sich beziehende liturgie, darin wird das erzählt, wie die götter den samen weiter förderten" u. s. w.

Noch an einer anderen stelle erwähnt das Çatapatha-brâhmaṇa den schuss auf den Prajâpati (2, 1, 2, 9) und sagt, dass das mṛigaçîrsha der kopf desselben sei (etad vai prajâpateḥ çiro yan mṛigaçîrsham), der mit dem aus drei theilen bestehenden pfeile verwundet wurde (yatra vâ enaṃ tad avidhyaṅs tad ishuṇâ trikâṇḍene 'ty âhuḥ). Sâyana gibt dann zu dieser stelle in seinem commentar dieselbe legende; die einzige von Weber benutzte handschrift desselben hat aber zahlreiche fehler, daher ist der wortlaut nicht überall ganz sicher herzustellen, doch ergibt sich im ganzen so viel, dass Prajâpati sich in eine schwarze antilope verwandelt (kṛishṇamṛigarûpam âsthâya) und so seiner ebenfalls zu einer antilope gewandelten tochter (mṛigîbhûtâm) nahte, worauf die götter einen zornigen mann schufen und der ihm mit dem pfeil den kopf spaltete; kopf und pfeil flogen aber in die luft empor und werden dort als sternbilder stehend gesehen (ishuḥ çiraçce 'ty etad ubhayam antariksham utplutya nakshatrâtmanâ 'vasthitaṃ saṃdṛiçyate).

Ausführlicher berichtet das Aitareya-brâhmaṇa 3, 33 denselben mythos: „Prajâpati hatte ein auge auf seine tochter geworfen; den himmel, so sagen einige, die Ushas, so andre. Ein riçya ward er und suchte die zu einer rohit gewordene auf. Ihn sahen die götter. „Unerhörtes wahrlich thut Prajâpati," so sprachen sie. Sie suchten einen solchen, der ihn schädigen sollte. Einen solchen fanden sie nicht unter sich. Die furchtbarsten gestalten, welche sie hatten, die vereinigten sie zu einer.

Diese vereinigten wurden *jener gott.*[1]) Deshalb enthält sein name das wort bhûta; es gedeiht, wer also diesen seinen namen weiss. Die götter sprachen zu ihm: „Prajâpati hier hat unerhörtes gethan, triff ihn." Er sagte es zu, sagte aber zugleich: „ich verlange aber einen wunsch von euch!" — „Verlange ihn," sagten sie. Da sprach er den wunsch nach der oberherrschaft über die thiere aus. Das ist sein mit (dem worte) thier verbundener name; reich an thieren (vieh) wird, wer diesen seinen namen kennt. Da spannte er den bogen und traf ihn. Als er getroffen war, sprang er aufwärts (an den himmel); diesen nun nennt man mṛiga (das wild), der aber, welcher der mṛigavyâdha (wildjäger) war, das wurde eben der (nämlich das gleichnamige sternbild), und die, welche die rohit war, das wurde die rohiṇî (name eines sternbildes), was aber der aus drei theilen bestehende pfeil war, das wurde der aus drei theilen bestehende pfeil (name eines sternbildes). Der same aber, der dem Prajâpati entflossen, lief (hinab) und ward ein see. Die götter sprachen: „Dass dieser same des Prajâpati nicht verloren gehe (idaṃ me mâ dushat)." Weil sie sprachen, „dass dieser same des Prajâpati nicht verloren gehe," ward er ein mâdusham, das ist des mâdusha mâdusha-thum. Dies (wort), welches eigentlich mâdusham ist, spricht man mânusham (das menschliche) in mystischer weise, denn die götter lieben das mystische.

Den samen umgaben die götter mit feuer, die Maruts erschütterten ihn, aber Agni (etwa: das elementare feuer), liess ihn nicht zur bewegung kommen. Sie umgaben ihn mit Agni Vaiçvânara (hier etwa: lebensfeuer), die Maruts erschütterten ihn, Agni Vaiçvânara liess ihn zur bewegung kommen. Was nun von diesem samen zuerst aufleuchtete, das ward jener Âditya. Was das zweite war, das ward Bhṛigu, den zog Varuṇa zu sich, darum heisst Bhṛigu Vâruṇi (d. i. sohn des Varuṇa). Was zum dritten etwas erglänzte, das wurden die Âdityas. Was kohlen waren, das wurden die Angirasas; die verlöschten kohlen, welche wieder aufleuchteten, wurden Bṛihaspati. Was (ganz verglommen) kohlenstaub war, das wurden schwarze thiere, was rother lehm, das wurden rothe. Was asche geworden, das vertheilte sich mannichfach als hirsch, büffel, rehbock, kameel, esel und als alle die thiere, die rothbraun sind. Zu diesen sprach jener gott: „Mein ist dies, mein ist was an der stelle zurückgeblieben." Sie baten ihn mit jenem verse um verzicht, welcher dem Rudra geweiht ist: „möge es dir gefallen, o vater der Maruts, trenne uns nicht vom anblick der sonne; du, o held, mögest unserm

1) Aus scheu vor dem verderblichen Rudra spricht man seinen namen nicht aus; vgl. d. schluss.

rosse gnädig sein." So soll man sprechen, nicht abhi naḥ, dann wird jener gott kein nachsteller gegen die geschöpfe. „Nachkommenschaft mögen wir erleben, durch nachkommen, o Rudriya," so soll man sagen, nicht Rudra, aus scheu vor diesem namen. Oder man möge auch blos sagen: „möge er uns gnädig sein."

Ehe wir zu einer vergleichung dieser brâhmaṇas mit den deutschen sagen übergehen, müssen noch einige punkte erörtert werden. Zunächst steht, schon durch den fast wörtlich übereinstimmenden eingang beider erzählungen, soviel fest, dass in beiden derselbe mythos behandelt wird, nur dass je nach den überlieferungen der betreffenden schule und den zwecken der brâhmaṇas (deren hauptaufgabe darin besteht, die religiösen gebräuche durch das in liedern und sagen überlieferte leben der götter zu begründen), abweichungen eingetreten sind. Die erste dieser abweichungen ist die, dass das Aitareya die gestaltverwandlung des Prajâpati und seiner tochter zu ṛiçya und rohit angibt, während das Çatapatha an der hauptstelle nichts davon meldet, doch sahen wir, dass es dieser verwandlung an einer anderen stelle erwähnt, durch welche wenigstens die wandlung des Prajâpati in einen mṛiga auch für das Çatapatha br. unzweifelhaft wird. Während ferner das Aitareya-brâhmaṇa die götter über die vermischung des Prajâpati mit seiner tochter nur in die worte „unerhörtes wahrlich thut Prajâpati" ausbrechen lässt, legt ihnen das Çatapatha-brâhmaṇa den ausdruck „dass er seine tochter, unsre schwester beschreitet" in den mund, bezeichnet also den sittlichen grund genauer, der die götter zum zorne bewegt. Wenn ferner das Çatapatha-brâhmaṇa die götter an den gott, der über die thiere gebietet (yaḥ paçûnâm îshṭe), die aufforderung richten lässt, auf den Prajâpati zu schiessen, also damit, wenn auch mit scheuer umschreibung, unzweifelhaft den Rudra bezeichnet, dessen häufig vorkommender namen paçupati, herrscher der thiere, ist und nachher den namen Rudra als den des schützen ausdrücklich nennt, so ergibt sich aus der darstellung des Aitareya-brâhmaṇa zwar unzweifelhaft dasselbe, aber für die eigentliche erzählung und die erklärung des rituals wird der name des Rudra vermieden, da schon das blosse aussprechen seines namens verderben bringen kann; er ist jedoch auch im text durch die bezeichnungen „sein das wort bhûta und das wort paçu enthaltender name" schon deutlich genug bezeichnet, denn damit sind die beinamen Rudra's Bhûtapati, herr der wesen, namentlich böser wesen und gespenster, und Paçupati, herr der thiere, gemeint. Während ferner das Çatapatha den Rudra bereits als von den göttern anerkannten herrn der thiere bezeichnet, lässt ihn das Aitareya erst den wunsch danach aussprechen und legt den göttern die gewährung bei, nachdem er auf ihr verlangen, den Prajâpati zu verwunden,

eingegangen ist, wie er denn überhaupt in diesem brâhmaṇa erst als das geschöpf der götter erscheint, in dem sie alle ihnen eigenen züge und eigenschaften der furchtbarkeit vereinigen. Man darf aus der ganzen darstellung vermuthen, dass die erzählung des Çatapatha die ältere sei, da sie die einfachere und natürlichere ist, während die des Aitareya, da sie auf bereits entwickelterer mythenbildung beruht, als einer jüngeren zeit angehörig anzusehen sein wird, ohne dass jedoch darum der wesentliche inhalt der Aitareya-erzählung ebenfalls jüngerer zeit anzugehören brauchte.

In betreff der verwundung und des samenausflusses stimmen dann beide erzählungen überein, wenden sich dann aber nach verschiedenen seiten auseinander, da sie verschiedene zwecke verfolgen; die weitere erzählung des Çatapatha konnte hier unberücksichtigt bleiben, dagegen musten wir die des Aitareya aufnehmen, wie sich weiter unten zeigen wird. Wenden wir uns nun zu einer vergleichung der erzählungen der brâhmaṇas und unserer sagen.

Ich habe schon bei früheren gelegenheiten nachgewiesen, dass Rudra, an dessen stelle später Indra getreten ist, in seinen grundzügen mit Wuotan als wildem jäger übereinstimme; beide sind die götter des sturmes und ursprünglich auch der nacht, weshalb Wuotan häufig in Deutschland, aber auch in Schweden (vgl. Wärend och Wirdarne v. Hyltén Cavallius s. 215) den namen nachtjäger führt. Über einige ihrer gemeinsamen züge, namentlich auch über das besondere wesen des Rudra vergleiche man Grohmanns aufsätze in der zeitschr. f. vgl. sprachforschung 10, 271 f. 12, 69 f. Sie werden beide bei fortschreitender entwicklung der religiösen anschauungen an der spitze einer schaar ihnen gleicher wesen gedacht, welche bei den Indern Rudras oder Maruts heissen, weshalb Rudra auch pitâ marutâm, vater der Maruts, genannt wird, welche aber bei uns als wüthendes heer, wilde jagd, nachtvolk und unter anderen namen auftreten. In dem vorliegenden mythos erscheinen beide einzeln, ohne die sonst gewöhnliche begleitung. Dagegen geht uns hier besonders an, dass die ausrüstung, in welcher Rudra gewöhnlich erscheint, die mit pfeil und bogen ist (Rv. 2, 33, 10 arhan bibharshi sâyakâni dhanva), der letztere wird golden genannt (Ath. 11, 2, 12, dhanur bibharshi haritaṃ hiraṇyayam), weshalb er auch die beiwörter der mit schönem pfeil und bogen versehene erhält (svishu und sudhanvan Rv. 5, 42, 11).[1]) Freilich erscheint Odhin gewöhnlich nur mit dem speer ausgerüstet, aber der eigentliche bogengott (boga âs) Ullr ist längst von Wolf (beitr. 1, 145) und ganz besonders von Simrock (myth.[2] 318 ff.)

1) Man vgl. die Ribhus, die söhne des gleichnamigen Sudhanvan.

als ursprünglich mit Odhin identisch nachgewiesen und wir dürfen daher auch ihm diese ausrüstung zuschreiben, und um so mehr als auch der in englischen volksgebräuchen auftretende Hooden (der dann zum Robin Hood geworden), ebenfalls mit pfeil und bogen ausgerüstet erscheint (über Wodan als gott mit pfeil und bogen vgl. besonders Pfannenschmid in Pfeiffers Germ. 10, 14 ff.) Dabei sei denn gleich hier bemerkt, dass Wolf (a. a. o.) den Ullr im heiligen Hubertus nachzuweisen bemüht war und auch Simrock diese ersetzung des nordischen gottes durch den heiligen nicht unwahrscheinlich findet (s. 321). Ferner vergleicht sich Rudra als mann im schwärzlichen oder schwarzen kleide (purushaḥ kṛishṇaçavâsî, die passende farbe des nächtlichen himmelsgottes oder des im sturme daherschreitenden), wie er in einer andern weiter unten zu erwähnenden erzählung erscheint, mit Oðin als heklumaðr, der diesen namen von seinem dunkelblauen oder schwarzen mantel (hekla blâ) führt; man vgl. auch den Apollo νυκτὶ ἐοικώς der Ilias. Endlich erscheinen Rudra und der wilde jäger in gleicher weise von wilden hunden begleitet; der wilde jäger hat bekanntlich deren zwei, auch drei, zuweilen mehrere, die sich durch klaffen und gier auszeichnen; von Rudras hunden heisst es, dass sie lärmen, gierig schlingen und grossen rachen haben (rudrasyai' labakârebhyo 'saṃsûktagilebhyaḥ idam mahâsyebhyaḥ çvabhyo akaraṃ namaḥ Ath. 11, 2, 30.) Wenden wir uns nun zur betrachtung des schusses, so unternimmt ihn Rudra nach beiden erzählungen zur sühnung der durch Prajâpati verletzten sittlichen ordnung der götter, welche den umgang mit der eigenen tochter verbietet; dies motiv scheint aber erst ein speciel brahmanisches, obwol ich nicht leugnen will, dass es schon in der indogermanischen urzeit erdacht sein könnte, da zwar die geschwisterehe, doch, wenn ich mich recht erinnere, nicht die vermischung der eignen ältern mit den kindern in unseren mythologieen auftritt. Die deutsche sage jedoch weiss von diesem motive nichts, sondern sie legt im gegenteil dem *schützen*, nicht dem geschossenen die frevelthat bei, indem sie ihn am sonntag oder festtag jagen und selbst vor der erscheinung des hirsches mit dem kruzifix nicht zurückschrecken oder indem sie ihn die hostie, oder nach der schwedischen sage den abendmahlswein zu seinem schusse verwenden lässt. Dagegen treffen die indische und deutsche erzählung in einem andern punkte in dem grundgedanken sichtlich überein. Nach der deutschen sage wird nämlich der schütze in folge des schusses entweder zur strafe zum wilden jäger, er muss ewig jagen, oder er wünscht sich nach den sagen, die von einer solchen einzeljagd nichts wissen, für sein theil himmelreich ewig jagen zu dürfen, oder er verwünscht sich selbst im eifer das gejagte thier zu erlangen zu ewiger jagd. Das stimmt doch merkwürdig mit dem wunsche des Rudra über-

ein, dass er für seinen schuss die herrschaft über die thiere erlangen möge.

Man könnte nun zweierlei hiergegen einwenden, nämlich, dass das wort paçu thier in der regel nur die hausthiere, namentlich kleinvieh, bezeichne, und dass Rudra paçupati daher zwar herr der zahmen, aber nicht der wilden thiere sei, dass der wilde jäger dagegen in der regel nur wilde thiere jage; allein die ursprüngliche auffassung beider gottheiten hat diesen unterschied offenbar noch nicht gekannt, wie mehrere umstände klar ergeben.

Was nämlich den ersten einwurf rücksichtlich des Rudra paçupati betrifft, so wird paçu auch ganz im allgemeinen von allen thieren gebraucht, was ausser einigen für diese bedeutung angeführten stellen im petersburger wörterbuch schon am deutlichsten die mehrfach widerkehrende bezeichnung grâmyâḥ und âraṇyâḥ paçavaḥ haus- und wald- oder wilde thiere ergibt. Dann aber geht auch aus dem zweiten theil der obigen erzählung des Aitareya deutlich hervor, dass seine herrschaft sich auch über die wilden thiere erstreckt, da er seinen anspruch auf alle aus der asche von Prajâpati's samen hervorgegangenen sowol wilden als zahmen thiere erhebt und erst durch ausdrücklichen verzicht auch götter und menschen daran theilhaftig werden lässt. Er verzichtet aber auf diese herrschaft nur dem gegenüber, der seine macht anerkennt und heerdenreichthum als ein geschenk von ihm ansieht, wie dies auch aus der erzählung von Nâbhânedishṭha (Ait. B. 5. 14) hervorgeht.[1]) Endlich aber heisst es auch in einer stelle des Ath. 11, 2, 24 ausdrücklich, dass ihm die thiere des waldes und alle vögel angehören.[2])

Auch der zweite der oben angedeuteten einwürfe hat allerdings die regel, dass der wilde jäger nur wilde thiere jage für sich, doch sind noch die deutlichen spuren vorhanden, dass diese beschränkung nicht ursprünglich sei. Zunächst findet sich auch beim wilden jäger, wie beim Rudra dem Nâbhânedishṭha gegenüber, deutlich ausgesprochen, dass ihm auch der anspruch auf rinder und rinderheerden, somit also herrschaft darüber zustehe. So wird dem Helljäger (nordd. sag. n. 310, 3) alljährlich eine kuh aus dem stalle gelassen, die von ihm selbst schon vorher kenntlich gemacht ist; sobald sein zug naht, verschwindet sie und kehrt

1) Vgl. Haugs übersetzung p. 324, wo mitgeteilt wird, dass Sâyana sage, zufolge einer andern çâkhâ sei der im text erwähnte mann im schwarzen kleide (purushaḥ kṛishṇaçavâsi) Rudra.

2) tubhyam âraṇyâḥ paçavo mṛigâ vane hitâ hañsâḥ suparṇâḥ çakunâ vayâñsi. Der erste pâda des verses ist durch ausscheidung von mṛigâḥ, welches das metrum stört, zu emendiren; es ist augenscheinlich als glosse für âranyâḥ paçavaḥ in den text gekommen.

nie zurück. — Daran schliesst sich eine dänische sage eng an, nach welcher Vollmer (könig Waldemar) mit seinen hunden eines abends auf dem hofe eines bauern erscheint und ihn zwingt das vieh aus den ställen zu lassen. Als dies geschehen ist, fallen Vollmers hunde darüber her und verschlingen es, Vollmer aber entschädigt die bäurin durch in die schürze geworfenes feuer, welches am andern tage zu gold wird. Thiele, Danm. folkes.[2] 2, 116. IV. Näher an die erste sage schliessen sich noch die sagen vom nachtvolk, das in der sennhütte einkehrt, dort eine kuh schlachtet und verspeist und sie nachher aus haut und knochen wieder lebendig macht. Das umfangreiche material hier ganz beizubringen, würde zu weit führen, ich verweise auf Mannhardt, germ. myth. 77 f. 710. und namentlich Rochholz, aarg. sag. 2, 383—85. Grade für uns aber ist es höchst bedeutsam, dass neben den so geschlachteten und wiederbelebten kühen auch gemsen auftreten, Zingerle, tir. sag. n. 45 s. 35. Die gemsen sind die kühe der Fangen und seligen ib. n. 102 s. 66, Alpenburg, mythen s. 8, sag. s. 205. — Ebenso entschieden tritt der anspruch des gottes auf die rinderheerden in einer schwäbischen sage auf. Zu Lustnau in Schwaben wollte der wilde jäger, der dort Ranzenpuffer heisst, nicht leiden, dass man bei einer viehseuche, wo alles vieh in den wald getrieben wurde, um es tot zu schlagen und zu vergraben, ein sehr schönes kalb schlachtete, um es zu verzehren. Als man es dennoch that, kam zuerst ein die leute umspringender schwarzer hund und als er verschwunden war, brach ein gewaltiger sturm los, nach dem der Ranzenpuffer erschien, das geschlachtete fleisch forderte, das ihm gehöre, und einen der widerspänstigen todtkrank schlug. Meier, schwäb. sag. s. 111 n. 124. 4. Hier tritt der wilde jäger ausserdem vollkommen dem Rudra und Apollo gleich auf, indem er die seuche über die heerde hereinbrechen lässt und nicht duldet, dass ein anderer des nur ihm gehörigen fleisches der rinder sich bemächtige; vgl. die obigen erzählungen aus dem Aitareya. Wie er so seuchen über die heerde verhängt, so bringt er dann auch andrerseits wieder gedeihen über dieselben; so gewährt die einkehr des schweren wagens, d. i. der wilden jagd, einer frau in Pressburg besonderes gedeihen in ihrem viehstand (Schröer, z. f. d. myth. 2, 199). Ebenso segnet der wilde jäger Herodis ein haus durch reichliche milch und butter, weil man seinen dort zurückgelassenen hund gut gepflegt hat (westf. sag. 1, 2 n. 3).

Dann aber finden sich auch sagen, in denen der gott nicht wilde, sondern heerden zahmer thiere vor sich her treibt. Wie schon in den obigen sagen vom Helhaus sich vermuten lässt, dass die verschwindende kuh ins wilde heer mit aufgenommen wird und fort zieht, so heisst es auch vom Türst, dass er den alpenhirten die kühe fortnehme

und hoch in die wolken führe und dass sie entweder nie oder am dritten tage halbtot und ausgemolken zurückkommen, Bechstein, deutsches sagenb. 15. Wolf, beitr. 2, 149. Die stelle darüber bei Cysat lautet: „Das ist der höllische oder teuflische jäger, den man den Türst nennt. Der macht sich auf mit seinem gejägde bei einbrechender nacht, treibt und verwirret das arme vieh, welches zerstreut durcheinander laufet und ergaltet. Er bläst sein jägerhorn und die armen thiere müssen erscheinen. Bald sind da seine höllischen jagdhunde und stolpern daher auf drei beinen, bellen hohl und unnatürlich und zerstreuen das vieh, welches geängstigt den menschen zuläuft" (Lütolf, sag. d. fünf orte 28 n. 3. a.). So erklärt es sich denn auch, wenn der zug des wilden heeres noch gradezu als durch die lüfte brausende viehherde erscheint. So hören leute zwischen Roding und Fronau im walde etwas, wie wenn *eine heerde vieh, grosses und kleines,* nebst hunden beisammen wären und einen entsetzlichen lärm machten. (Schönwerth, aus der Oberpfalz 2, 153 n. 2). Auf Falster hören leute eines abends ein gewaltiges brüllen und blöken, so dass sie glauben, fremdes vieh sei auf ihre weide gekommen. Als sie hinauskommen ist nichts da, aber sie hören immer noch das brüllen und blöken und dazwischen den ruf: „ho, hoi, herum, herauf," oder „hoi, hallo, hoi, hoi, hoi!" und es war ihnen auch als vernähmen sie klang von viehglocken. Sie lassen sich noch weiter verlocken, bis sie merken, dass der *rossjäger* (hossejaveren = horsejageren) sie genarrt habe. Denn der rossjäger hat in alten zeiten in den wäldern sein unwesen getrieben, wo man deutlich *kühe, kälber und schafe* und dazwischen den ruf hören konnte: *„hoi, hallo! willst du mit? hoi, hoi, hoi!"* Und dann fuhr es davon wie ein wind und nahm alles mit sich, sowol menschen als thiere. Wenn jemand merkte, dass die jagd ihm entgegenkam, muste er sich nieder auf die erde werfen u. s. w. Grundtvig, gamle danske minder 2, 54. s. 91 f. Hier erscheint also der wilde jäger unzweifelhaft heerden von rindern und schafen vor sich her treibend. Beiläufig ist es von hohem interesse zu sehen, wie die von ihm gesprochenen worte „willst du mit" in einer westfälischen sage widerkehren, wo Herodes sie seinem zurückgebliebenen hunde zuruft (westf. sag. 1, 1. vgl. auch noch ebd. n. 33. a. b. s. 35 ff.). — Auch Schwaben kennt einen mit seiner heerde durch die luft ziehenden schäfer, den man um Bartholomäi (wo auch sonst der wilde jäger seinen umzug wieder beginnt) oft schon acht tage hinter einander in den lüften gesehen hat. (Birlinger, volksth. 1, 16 n. 17. Meier, schwäb. sag. n. 106 s. 95). Zum (rinderhütenden) riesen ist der wilde jäger, wie Odhin mehrfach sonst in schwedischen sagen, geworden. Im kirchspiel Ånimskog liegt eine riesenstube, in welcher vor zeiten ein riese wohnte, der viel vieh hatte,

das er nachts auf die weide trieb. Man hörte dann sowohl helle als dumpfe glocken (både *finare* och *gröfre*) und das bellen der hirtenhunde. Das volk klagte zwar über den knappen heuertrag im herbst, aber der riese schaffte, dass sie zur julzeit für jedes eingefahrene fuder drei fuder hatten. (Dybeck, Runa 1843. 4, 34 n. 39.) Der riese zeigt sich hier für die in anspruch genommene weide in ähnlicher weise dankbar wie Herodes in der obigen hannöverschen sage und schon dadurch würde sich die ansicht, dass er Odhin sei stützen lassen; noch viel schlagender thut dies aber der zug von den hellen und dumpfen, feineren und gröberen glocken, der die viehherden desselben unzweifelhaft als der wilden jagd gleichstehend erscheinen lässt. Denn die deutschen sagen berichten mehrfach von den hunden des wilden jägers, dass der eine *fin,* der andre *grof* belle, westf. sag. 2, 6 n. 9. 2, 12 n. 35, vgl. Schambach-Müller, *fein* und *grob* s. 347. Schönwerth 2, 149 *grô* und *glôna* = grob und fein, 153 *grob* und *klar,* ebenso Bechstein, thür. sagenb. 2, 91 n. 220; *hell* und *rauh*, Birlinger 1, 15 n. 13; beim vorüberzug des Türst hört man das bellen *grosser* und *kleiner* hunde, Lütolf s. 29. c, andre sagen der eine hund belle *gif,* der andre *gaf*, nordd. sag. n. 150, westf. sag. 2, 12 n. 25. So berichten nun auch die Svenska folkets seder (Stockholm 1824) s. 56, dass man nachts zuweilen zwei vögel höre, von denen der eine *gröber* (gröfre), der andre *feiner* (finare) schreit. Diese werden Oens (Odens) jagd genannt, denn es klingt wie von jagdhunden. Diese zum theil wörtlichen übereinstimmungen machen es wol gewiss, dass die rinderheerden des riesen der wilden jagd vollständig gleich zu setzen sind, ebenso wie die vorangehenden nachweise wol nun keinen zweifel mehr lassen, dass der wilde jäger nicht allein wilde thiere, sondern zahme vor sich her treibe und an ihnen seinen anteil habe.

Nachdem wir nun die gleichheit der schützen und der ihnen zustehenden gebiete ihrer thätigkeit nachgewiesen haben, wenden wir uns zu dem thiere, auf welches der schuss gerichtet wird. Das Aitareya erzählt, wie oben berichtet wurde, Prajâpati habe sich in einen ṛiçya verwandelt, seine tochter in eine rohit; beide namen bezeichnen das männchen und weibchen einer antilopengattung, welche Wilson dict. s. v. the white-footed or painted antilope nennt. Sâyana erklärt das wort in dem commentar zum Aitareya durch ṛiçyo mṛigaviçeshas | tathâ câ 'bhidhânakâra âha | gokarṇapṛishataiṇarçyarohitâç camaro mṛigâḥ, woraus wir nichts weiter als die gattung des thieres, nämlich mṛiga, erfahren; dagegen sagt er in dem commentar zu Çatap. br. 2, 1, 2, 9, dass Prajâpati die gestalt eines kṛishṇamṛiga angenommen, womit vielleicht der kṛishṇasâro mṛigaḥ oder die bunte antilope gemeint ist. Die weissfüssige gehört nun zum geschlechte der hirschartigen thiere und die ihr nächst ver-

wante schwarzfüssige antilope, von der ich allein eine abbildung ausfindig machen konnte, zeigt, das gehörn ausgenommen, im körperbau eine so grosse ähnlichkeit mit unserem hirsch, dass beide sehr wohl als ersatzthiere für einander eintreten konnten. Ich muss jedoch bemerken, dass ich durch vermittelung meines verehrten freundes Mr. Stokes in Calcutta eine auseinandersetzung über verschiedene mṛiga's von Bábu Rájendralála Mitra erhalten habe, welcher sich dahin erklärt, dass hier nicht an die whitefooted antilope gedacht werden könne, sondern vermutet, dass damit the blue bodied Nilgou gemeint sei, welche vermutung noch dadurch besondere stütze erhält, dass bei diesem das männliche und weibliche thier von verschiedener Farbe sind (The female of the Nilgou is of a *red brown colour* without any shading of blue over it, which is the peculiar characteristic of the male) und daher sich die benennung der thiere mit verschiedenen namen und des weiblichen mit dem der „rothen" in der Aitareyastelle erkläre. Ob nun aber der hirsch oder die antilope oder der nilgou grösseres anrecht auf ursprünglichkeit in dem mythos habe, kann hier nicht weiter untersucht werden; die entscheidung wird wesentlich von der bestimmung des landes abhangen, wo sich der mythos zuerst bei den Indogermanen bildete. Wichtig ist aber noch der *name* des thieres; ṛiçya m. wäre mit dem gewöhnlichen übergang von ṛ in al gothisches alheis m. (bei Caes. alces, Paus. ἄλκαι), da aber im Ath. 4, 4, 5 auch ein adj. ârça, mit der bedeutung, „dem antilopenbock gehörig," vorkommt, welches auf ein dem ṛiçya gleichbedeutendes ṛiça zurückführt, so stimt dies genau zu dem mit epenthetischem a gebildeten und in die schwache deklination übergetretenen ahd. elaho, mhd. elch stm., elhe swm., altn. elgr m. mit media statt spirans (Björn hat auch ein fem. ilgja) und ags. eolh. Das wort mit ahd. rêch (altn. râ, ags. râh) zusammenzustellen, wie Weber, zeitschr. f. vgl. spr. 6, 320 gethan, hindert der lange vokal. Uebrigens braucht schliesslich wol kaum bemerkt zu werden, dass durch die gleichung von ṛiça, ṛiçya und elch sicherheit in betreff des gemeinten thieres nicht erlangt wird, da solche namen von jedem der indogermanischen völker vielfach auf die ihnen später bekannt gewordenen ähnlichen thiere übertragen wurden.

Der vom Rudra getroffenen ṛiçya ist nun aber der gott Prajâpati; wir müssen daher diesen zunächst etwas näher ins auge fassen. Prajâpati bedeutet herr der geschöpfe und tritt erst in den überlieferungen der brâhmaṇas bedeutender hervor, während er in den liedern des Ṛigveda kaum schon als selbständiges wesen, sondern als ein beiwort des zeugenden, schöpferischen sonnengottes Savitar (d. i. der zeugende, treibende) erscheint, der wie Freyr als ein friedlicher und segensreicher gott auf-

tritt. Diese entwicklung des Prajâpati aus dem älteren Savitar tritt noch mehrfach klar hervor; so heisst es in einer stelle des Çatapatha-brâhmaṇa (bei Weber omina und port. s. 392) 12, 3, 5, 1: „dem Savitar opferten die früheren dieses thier, jetzt opfert man es dem Prajâpati, denn Prajâpati ist ja Savitar.“ Im Taittirîya-brâhmaṇa 1. 6. 4. 1 heisst es: „Prajâpati wurde Savitar und schuf geschöpfe.“ Da ist also das verhältnis zwar umgekehrt, aber die natur des schöpferischen Savitar gewahrt; übrigens wird er im selben brâhmaṇa dann auch noch zum Varuṇa, wie ja die entwicklung der götter in diesen schriften dahin geht, die alten götter in den einen Prajâpati, den späteren Brahmâ aufgehen zu lassen. Die stellen in den liedern des Rigveda, in denen Prajâpati unzweifelhaft gleich Savitar ist, sind wenig zahlreich, ausdrücklich wird aber Savitar so genannt Rv. 4, 53, 2 „des himmels stützer, schöpfer der welt“ (divo dhartâ bhuvanasya prajâpatiḥ), an ein paar stellen wird Tvashṭar, d. i. der bildner, was eigentlich dasselbe ist, auch Savitar genannt; Rv. 3, 55. 19. „Der göttliche bildner, der zeugende, allgestaltige nährte die geschöpfe und zeugte sie mannichfach; diese wesen alle sind sein“ (devas tvashṭâ savitâ viçvarûpaḥ puposha prajâḥ purudhâ jajâna | imâ ca viçvâ bhuvanâny asya). Rv. 10, 10, 5 kehren dieselben vier worte vereinigt wider. Eine aus den veden geschöpfte charakteristik des gottes mit reichem stellennachweis findet sich in den Contributions to a knowledge of the vedic theogony and mythology by J. Muir p. 66 ff. (abdruck aus den abhandlungen der Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 1865).

Wenn nun aber der schuss nach der indischen erzählung einen gott trifft, und die deutsche ihr gleich stehen soll, so muss dasselbe auch in dieser der fall sein und das macht schon der umstand, dass der hirsch mit dem kruzifix, die hostie, der bildstock, der liebe gott abwechselnd als gegenstand des schusses genannt werden, fast gewiss, und die ausdrückliche nennung der sonne daneben lässt kein bedenken darüber, dass der schuss dem zum hirsch gewandelten Freyr, unserem Frô, gegolten habe. Simrock hat bekanntlich zuerst (Bertha, die spinnerin, s. 77 ff.), dann in seiner mythologie, s. 353 ff., sowie Wolf (beitr. 1, 105 f.) die vorstellung der sonne als eines hirsches mit sicherheit nachgewiesen, sowie dass derselbe dem Freyr heilig gewesen sei, weiteres material haben dann Pröhle in seinen unterharz. sag. s. 187 f., Zingerle, Oswald-leg. 93 ff. und Rochholz, aarg. sag. 2, 189 ff. beigebracht; noch die spätere volkssage in Dänemark kennt den hirsch des königs Frode, der an Freys stelle getreten; er trug eine kostbare goldkette um den hals, auf welcher die worte standen: „schütze mich, könig Frode schützte mich“ und wurde angeblich erst unter der regierung Christian des vier-

ten (!) gefangen (Thiele, D. f.[2] 1, 16); vgl. eine ganz entsprechende deutsche sage von einem hirsch mit goldnem halsband, den kaiser Karl gefangen. Grimm, D. S. 440. Thiele fügt auch noch in der anmerkung hinzu, dass Holck in der Beskrivelse af kunstkammeret 27 hinzufüge, Karl VI. von Frankreich solle einmal einen hirsch gefangen haben mit einer kette um den hals, worauf gestanden habe: hac Caesar me donavit. Zacher (goth. alph. 88) hat nun ferner gezeigt, dass der name der in den Niederlanden Sint Jans euel genannten epilepsie auf Frô und den ihm geheiligten elch zurückzuführen sei. Über den namen des Frô sagt nun Grimm (myth. 192) mit recht: „noch im mittelalter scheint in den zusammensetzungen mit vrôn etwas schauerliches, altheiliges zu liegen; ich erkläre mir daraus die seltenheit und das baldige verschwinden des ahd. frô, selbst die grammatische starrheit des frôno; es ist als habe man darin noch heidnischen nachhall gewittert.“ Wenn nun aber die kirche mehrfach, wo sie heidnisches nicht ganz zu bannen im stande war, so verfuhr, dass sie es auf den christlichen gott oder auf die heiligen übertrug, auf wen konnte der name des allerfreuenden Frô besser übertragen werden als auf die sonne des neuen glaubens Christus, von dem z. b. in der sprache des nordens ausdrücke gebraucht werden, wie döglíngr sólar fróns, der könig des sonnenlandes, oder miskunnar, rèttlætis sól, die sonne des mitleids, der gerechtigkeit (Egilsson s. v. sól), oder von dem es im Heliand heisst 3125: „wurðun imo is wangun liohte, blîkandi sô thiu berhta sunna,“ „seine wangen wurden leuchtend, glänzend wie die strahlende sonne,“ während die sonne andrerseits wider dem höchsten gotte verglichen wird: „die sonne sah ich, sie war so schön, als säh ich gott den schöpfer selbst“ (Solarl. 41, Simr.: der text hat göfgan guð, deum optimum, maximum). Christus wird daher auch im althochdeutschen vorzugsweise mit dem worte frô bezeichnet und in bezug auf ihn ist uns das wort allein in frôhnleichnamsfest selbst heutzutage noch erhalten. In unserer sage muste sich daher der hirsch des Frô auf christlichem gebiete wie von selbst zu einem *frônhiruz* mit dem bilde des gekreuzigten gestalten und dadurch der sage einen auf den ersten blick von dem ursprünglichen mythos so weit verschiedenen charakter aufprägen, die von dem schaffenden gotte ganz absah und nur den verfolgten *leidenden* ins auge fasste. Diese anscheinende verschiedenheit trifft aber die gleichstehenden gottheiten Prajâpati und Freyr nicht, denn an beiden tritt auch die schöpferische kraft ganz besonders hervor, und wenn zahlreiche stellen der brâhmaṇas die ganze schöpfung auf die verschiedenen zeugungen des Prajâpati zurückführen, so passt das recht eigentlich zu der überlieferung Adams von Bremen (Grimm, myth. 193), der da sagt: tertius est Fricco pacem voluptatemque lar-

giens mortalibus, cujus etiam simulacrum fingunt ingenti priapo; si nuptiae celebrandae sunt, sacrificia offerunt Fricconi. Diese eigenschaft des gottes hat aber in der wirksamkeit des tagesgestirns ihren grund und wie zahlreiche stellen der Veden berichten, dass die sonne die feuchtigkeit der erde mit ihren strahlen anziehe, um sie dann als regen wieder auf die erde herabströmen zu lassen (sie heisst davon noch den späteren dichtern ganz gewöhnlich aṇçupa, raçmipa, die durch strahlen trinkende), so sagt Snorri 24 von Freyr: „er ist der trefflichste unter den Asen. Er herrscht über regen und sonnenschein und über das wachstum der erde, und ihn soll man anrufen um fruchtbarkeit und frieden; er regiert auch über den wohlstand der menschen.“ Wir sehen aus allen diesen zügen, dass die beiden götter unserer sage in ihren grundzügen übereinstimmen.

Fragt man aber, wie grade der hirsch dazu komme, der sonne verglichen zu werden, so ist es wol zunächst das zackige geweih, welches dazu geführt hat, denn *hörner* und *strahlen* fallen dem vedischen sanskrit noch vielfältig ganz zusammen; dass sie aber wesentliches attribut der sonnenthiere gewesen seien (beim eber treten zähne und borsten dafür ein), geht daraus hervor, dass dem sonnen*ross* ebenfalls ganz gegen seine natürliche gestalt goldene hörner beigelegt werden, Rv. 1, 163, 9: goldhörnig ist es, erz sind seine füsse, Indra schnell wie der gedanke stand ihm nach (hiraṇyaçṛiṅgo ayo asya pâdâ manôjavâ avara indra âsît). Genau so werden der sogenannten kerynitischen hinde, wir werden besser sagen dem kerynitischen hirsch, *eherne läufe* und *goldnes geweih* gegeben (vgl. Preller, gr. myth. 2, 197). Ebenso wird von den *Âdityas* im Ait. Brâhm. 4, 17 erzählt, dass sie als *rinder* ein grosses opfer vollziehen, um *hörner* und klauen zu erhalten. — Ein zweites moment ist dann die schnelligkeit des hirsches, welche deshalb ausdrücklich auch dem sonnenross beigelegt wird (Rv. 1, 163, 1), indem gesagt wird, dass es die flügel des falken und die schenkel des hirsches habe (çyenasya pakshâ hariṇasya bâhû).

Es bleibt aber noch ein wesentlicher unterschied der beiden mythen zu erwägen; während nämlich in der indischen sage der gott in verbindung mit einem weiblichen, wir wollen kurzweg sagen, zur hindin verwandelten wesen in verbindung auftritt, weiss die deutsche anscheinend nichts von einem solchen, doch sind noch spuren nachweisbar, dass auch sie dem deutschen glauben nicht unbekannt war. Phillips hat in seiner schrift über den ursprung der katzenmusiken (Freiburg i. Br. 1848. 8) dem altheidnischen gebrauche des cervulum seu vitulam facere s. 38 ff. (vgl. die von Simrock, Bertha die spinnerin s. 81. aus Wasserschleben, die bussordnungen der abendländischen kirche angeführten stellen) eine

eigne untersuchung gewidmet, welche ergibt, dass es bei Franken und Angelsachsen sitte war, sich als hirsch oder färse, oder altes weib (vitula, andre la. vetula, vecula, vegula, vehiculo) zu vermummen; die stelle aus den pōnitentialbüchern des Theodor von Canterbury c. 27 §. 19 (Ancient laws and institutes of England p. 293) lautet: Si quis in calendas Januarii in cervulo aut vetula vadit, id est, in ferarum habitus se communicant (leg. commutant) et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum; qui vero taliter in ferinas species se transformant, III annos poeniteant, quia hoc daemoniacum est. Dazu vergleiche man den ausspruch des heil. Eligius (Phillips s. 28. n. 1): Nullus in calendis Januariis nefanda aut ridiculosa, vitulos aut cervulos aut jotticos (al. ultericticos) faciat. Am ausführlichsten wird von diesen vermummungen in drei dem heil. Augustinus zugeschriebenen predigten gehandelt, die, obwol untergeschoben, doch der ersten zeit des christentums unter den Franken, dem sechsten oder siebenten jahrhundert angehören und durch ihren eifer zeigen, wie tief die sitte unter dem volke wurzeln muste. Da heisst es, S. Augustini opp. ed. Bened. T. V. App. p. 164: „Hinc itaque est quod istis diebus Pagani homines perverso omnium rerum ordine obscoenis deformitatibus teguntur, ut tales utique se faciant qui colunt, qualis iste qui colitur. In istis enim diebus miseri homines, et quod peius est, aliqui baptizati, sumunt formas adulteras, species monstruosas, in quibus quidem sunt quae primum pudenda, aut potius dolenda sunt. Quis enim sapiens poterit credere, inveniri aliquos sanae mentis, qui *cervulum* facientes, in ferarum se velint habitum commutare. Alii vestiuntur pellibus pecudum, alii assumunt capita bestiarum, gaudentes et exultantes, si taliter se in ferinas species transformaverint, ut homines non esse videantur." An einer andern stelle sagt er, „ib. p. 165: „Sic enim fit ut stultae laetitiae causa, dum observantur kalendarum dies aut aliarum superstitionum vanitas, per licentiam ebrietatis et ludorum turpem cantum, velut ad sacrificia sua daemones invitentur." Und ferner, ib. p. 165: „Quid tam demens quam incompositis motibus aut impudicis carminibus[1]) vitiorum laudes inverecunda delectatione cantare? indui ferino habitu et caprae aut cervo similem fieri cet.?" Sodann a. a. o. p. 166: „Quicunque ergo in kalendis Januariis quibuscunque miseris hominibus sacrilego ritu insanientibus potius quam ludentibus aliquam humanitatem dederint, non hominibus sed daemonibus se dedisse cognoscant. Et ideo si in peccatis eorum participes esse non vultis, cer-

1) Vielleicht sind die worte *hirez rûnêta hintûn in daz ôra ‚wildu noh, hintâ?.....‘* das bruchstück eines solchen gesanges. Müllenhoff (Müllenhoff u. Scherer denkm. VI.) hält sie für ein fragment eines beispiels, Wackernagel für ein sprichwort.

vulum sive juvencam (var. lectt. sive anulas — sive aniculam — sive agniculam), aut alia quaelibet portenta, ante domos vestras venire non permittatis.“ Endlich werden in der dritten predigt die christen aufgefordert, diejenigen der ihrigen zu züchtigen, von welchen sie wahrnehmen, dass sie „illam sordidissimam turpitudinem de hinnicula (var. lect. anicula) vel cervula exercere“ (ib. p. 309).

Aus diesen nachrichten geht mit sicherheit hervor, dass um die zeit der zwölften (ad oder in calendas Januarias) vermummungen in einen hirsch, oder in hirsch und hindin, oder eine färse, oder eine alte statt fanden, bei welchen man gaben sammelnd von haus zu haus zog und die durch die dabei vorkommenden unzüchtigen darstellungen, welche von gleich unzüchtigen liedern begleitet waren, den höchsten zorn der geistlichkeit zu erregen im stande waren. Es scheint vor allem aus der obigen mitteilung am schluss hervorzugehen, dass hier eine begattung von hirsch und hindin dargestellt und durch gesungene lieder weiter in ihrem heidnischen charakter erläutert wurde. Eines schusses und eines schützen wird freilich nirgends erwähnung gethan, nur die darstellung der jottici (wenn die lesart richtig ist), nach dem oben angeführten ausspruche des heil. Eligius, liesse etwa auf den als riesen dargestellten Wuotan (vgl. oben s. 103) schliessen. Vergleicht man aber dazu die von mir in Haupts zeitschr. V, 474 über einige englische gebräuche in den zwölften (vgl. jetzt auch Brand-Ellis popular antiquities of Great Britain and Ireland p. 474. 492) beigebrachten nachrichten, wo Wodan als reiter mit pfeil und bogen in den händen dargestellt wird und sechs andre personen, mit rennthierhäuptern auf den schultern, einen tanz aufführen, so gewinnt die vermutung dadurch noch weiteren halt. Dabei will ich aber nicht unterlassen zu bemerken, dass jene hirschlarven nur für das Frankenreich und England bezeugt sind und über dieselben im eigentlichen Deutschland die nachrichten fehlen, weshalb es Weinhold (weihnachtsspiele s. 23. n. 3) sehr kühn nennt, wenn Wolf aus diesen hirschlarven schlüsse auf den Frôdienst mache (beitr. 1, 105); doch dass sie auch hier vorhanden waren, ist einigermassen durch die in den zwölften in hirschgestalt gebackenen kuchen in Steiermark (Weinhold a. a. o. s. 26), in der Schweiz am Bertholdstage (Runge, Bertholdstag s. 15) wahrscheinlich; wenn ferner fastnachts- und zwölftengebräuche sich oft nahe berühren, so wird für jene wenigstens durch Geilers worte: „habent larvae procul dubio originem ex gentilitate: „sicut et *der hirtz* et *das wild wyb* von Geispitzen (Geisboltsheim),“ sowie durch die anführung Runge's aus den missionsreden des heil. Pirminius (gest. 754): „laufet nicht herum als hirsche oder alte weiber, weder in den fasten noch in andern zeiten“ die hirschmaske im alemannischen gebiete gesichert und

aus den obigen anzeichen auch für diese wahrscheinlich (vgl. Rochholz, aarg. sag. 2, 196).[1])

Ehe ich eine erklärung des so bei Indern und Germanen bis auf den zuletzt besprochenen zug fast übereinstimmenden mythos gebe, bedarf noch die indische fortsetzung desselben, wonach die beim schusse beteiligten in sternbilder verwandelt werden, einer näheren besprechung. Ich habe in der obigen stelle des Aitareya die wörtliche übersetzung mitgeteilt, aber zum bessern verständnis schon die notwendigsten erklärungen dem text in klammern beigesetzt. Haug hatte in seiner im jahre 1863 in Bombay erschienenen übersetzung das gleiche verfahren befolgt und, wie es schien, auf den commentar gestützt einige astronomische andeutungen zugefügt. Da die erklärungen des Sâyana hier offenbar von wichtigkeit waren, wante ich mich an meinen verehrten freund Stokes in Calcutta, durch dessen gefällige vermittlung ich von dem bereits oben s. 105 genannten gelehrten herausgeber mehrerer vedischen schriften Bábu Rájendralála Mitra eine abschrift des commentars des betreffenden capitels des Aitareya erhielt, wofür ich beiden männern hier meinen wärmsten dank zu sagen mich verpflichtet fühle. Den commentar des ganzen abschnitts mitzuteilen ist hier nicht der ort, ich gebe daher nur die betreffenden stellen des textes, denen ich die übersetzung beifüge: „ṛiçyamṛigarûpaḥ sa prajâpatir viddhaḥ sann ûrdhvamukha utprâpatat (cod. udaprº) prakarsheṇa utpatanam akarot | tam etam utpatitam ṛiçyamṛigarûpam prajâpatim âkâçe dṛishṭvâ sarve eva te janâḥ mṛiga ity âcakshate | rohiṇyârdrayor nakshatrayor madhye 'vasthitam mṛigaçîrshanakshatraṃ kathayanti nakshatrarûpeṇa nishpanna ity arthaḥ | ya u eva yas tu rudra mṛigavyâdho mṛigaghâtî sa rudra âkâçe dṛiçyamânaḥ, sa u eva lokaprasiddho mṛigavyâdha âsît; yâ duhitâ rôhitâ rôhidraktavarṇâ mṛigî se 'yam âkâçe rohiṇînakshatram abhût; yâ eva yâ tu rudreṇa preritâ ishus trikâṇḍâ anîkaçalyatejanam ity avayavatrayopetâ sâ eva sai' va lokaprasiddhâ kâṇḍatrayopeta ishur vâṇo' bhavat." „Prajâpati, als er in der gestalt eines ṛiçyathieres verwundet war, sprang auf, machte einen hohen sprung; den so in die höhe gesprungenen Prajâpati in der gestalt eines ṛiçyathieres am himmel sehend nennen alle leute „das wild" (mṛiga). Das in der mitte zwischen den gestirnen Rôhiṇî und Ârdrâ stehende gestirn Mṛigaçîrsha (antilopenkopf) sehen sie dafür an, d. h. es (das wild) ist ein gestirn geworden. Der Rudra nun aber, welcher der wildjäger, der

1) Ich darf nicht unterlassen zu bemerken, dass Zacher die hier besprochenen gebräuche auf einen der legende von der heil. Genovefa zu grunde liegenden mythos bezogen; die ausdrücklich hervorgehobene turpitudo sordidissima, die mit der cervula getrieben wird, sowie die unzüchtigen lieder liessen mich die beziehung auf unsern mythos vorziehen. Immerhin können aber beide in naher berührung stehen.

wildvernichter, der, Rudra am himmel gesehen, war der bei den leuten bekannte wildjäger; welches die tochter, die rothe, die rothfarbige antilope war, diese wurde am himmel das gestirn Rôhiṇî, was aber der vom Rudra abgeschossene dreiteilige pfeil war, der aus den drei theilen anîka, çalya und tejana bestand,[1]) das wurde der den leuten bekannte aus drei theilen bestehende pfeil."

Der Sûryasiddhânta nun, dessen übersetzung von Burgess im journal of the American oriental society VI. 141 ff. Whitney mit trefflichen und ausführlichen erklärungen versehen hat, gibt uns weitere nachrichten über diese sternbilder. Whitney bestimt dieselben a. a. o. p. 329 dahin, dass Rohiṇî gleich dem gestirn der Hyaden, mṛiga oder mṛigaçîrsha oder mṛigaçiras die von den sternen λ, φ^1, φ^2 gebildete gruppe im kopfe des Orion und mṛigavyâdha, welcher auch schlechthin lubdhaka, der jäger, heisst, der Sirius sei. Der dreitheilige pfeil findet sich im Sûryasiddhânta nicht; ein blick auf die stellung des Sirius = mṛigavyâdha zum mṛigaçîrsha und der rôhiṇî macht es sehr wahrscheinlich, dass die drei sterne im gürtel des Orion, möglicherweise aber auch die drei dunkelen, die das schwert bilden, damit gemeint waren; ersteres nehmen auch die herausgeber des petersburger wörterbuchs s. v. ishu an. Auch germanische bezeichnungen des Oriongürtels haben die dem pfeilschaft verwante vorstellung eines stabes, vgl. Grimm, myth. 689. Die gestirne Rôhiṇî und Mṛigaçîrsha gehören ausserdem zu den nakshatras oder stationen der mondbahn, die Weber in zwei umfassenden abhandlungen behandelt hat, aus denen ich noch die namen „herz des Prajâpati" (prajâpater hṛidayam) für die Rôhiṇî und „die drängenden, treibenden" (invakâs) sowie „die blinde" (andhakâ) für mṛigaçîrsha entnehme. (Weber, nakshatras 2, 370). Dass die namen dieser sternbilder nebst der sich daran knüpfenden sage auch noch der epischen zeit geläufig gewesen seien, geht aus einer stelle des Mahâbhârata (3, 16020), die Weber anführt, hervor. Râvana will die Sîtâ entführen und lässt darum den Marîca sich in eine antilope verwandeln (ratnaçṛingo mṛigo bhûtvâ ratnacitratanûruha: wenn du eine antilope mit edelsteingeweih und edelsteinbuntem fell geworden), und so das verlangen der Sîtâ nach ihrem besitz erwecken, die darauf den Râma zur jagd auf das thier antreibt; er nimmt bogen und köcher und verfolgt es „wie Rudra die sternantilope" (anvadhâvan mṛigaṃ râmo rudras târâmṛigaṃ yathâ). Noch eine

1) spitze, schaft und schärfe, Haug übersetzt shaft, steel and point, vgl. Ait. br. 1, 15, wo ausser denselben bestandteilen noch die parṇâni, das gefieder, genannt werden, die drei theile sind daher hier wol spitze, schaft, gefieder, wie auch Sâyana zu der oben s. 96 aus dem Çatap. brâhm. angeführten stelle erklärt (patradâruçalparûpâvayatrayopetene' shuṇâ).

andere erinnerung an den mythos hat sich in der epischen sage erhalten, wo erzählt wird, dass Pâṇḍu einst einen ṛishi, der sich in der gestalt eines mṛiga mit einer mṛigî begattete, erschoss, worauf der ṛishi über ihn den fluch aussprach, dass ihn der tod in gleicher weise ereilen solle. Pâṇḍu enthält sich deshalb des umgangs mit seiner gemahlin, da er aber um zum himmel zu gelangen männlicher nachkommen bedarf, so heisst er sie mit den göttern Dharma, Vâyu und Indra umgang pflegen, und sie bringt ihm so die söhne Judishṭhira, Bhîmasena und Arjuna (Vgl. die nachweise im Petersburger wb. s. v. Kuntî, namentlich Mahâbh. 1, 4562 ff.)

Wenn wir nun diese sternbilder an einer stelle des himmels finden, wo auch die Griechen eine jagd sahen, so wird man das doch nicht dem blossen zufall zuschreiben können. An der stelle des antilopenkopfes der indischen überlieferung finden wir nämlich den kopf des Orion, des bekannten jägers, der selbst in der unterwelt noch dem waidwerk nachhängt; seine jagd galt, nach den verschiedenen überlieferungen, bald dem grossen bären, bald den plejaden, bald dem löwen oder dem hasen; der allgemeine ausdruck für die ganze stelle des himmels war „die jagd.“ (Eratosthenes Cataster. 34. *Λαγωός · οὗτός ἐστιν ὁ ἐν τῇ καλουμένῃ κυνηγίᾳ εὑρεθείς.* vgl. Voss Arati phaen. 326—31) und dem jäger waren noch zwei hunde (man denke an die zwei hunde als gewöhnliche begleiter des wilden jägers und an die hunde des Rudra, oben s. 100), der *κύων* und der *προκύων* beigegeben. In der indischen überlieferung ist das bild etwas anders gewendet, denn an der stelle des hundes (Sirius, canis major) steht der jäger, während der antilopenbock den oberen theil des Orion, die rôhiṇî dagegen die rechts daran angränzende gruppe der Hyaden bildet, während die gruppe zur linken des Orion den an die Hyaden erinnernden namen ârdrâ, die feuchte, führt. Dies sternbild ârdrâ führt auch den namen bâhu arm, oder bâhû, die beiden arme, was Whitney a. a. o. auf die beiden vorderfüsse des antilopenbocks beziehen will, was nach dem sprachgebrauch allerdings ebenfalls möglich ist; doch wäre dann der kopf kaum im annähernd richtigen verhältnis gedacht. Indess mag das dahingestellt bleiben; bemerkenswerth ist aber noch, dass die nebengestirne der ârdrâ oder bâhû den namen „die jäger“ (mṛigayavas) und „der treffschuss“ (vikshâras, nach Sâyana viçishṭô lakshyavedhas, eine ausgezeichnete durchbohrung des ziels) führen (Weber, naksh. 2, 387). Bei dem namen „die blinde“ (andhakâ = mṛigaçîrsha) wird man lebhaft an die blendung des Orion erinnert, da diese sterne den kopf desselben bilden, sowie daran, dass Odhin in dänischen und schwedischen sagen als ein blinder riese auf einer einsamen insel oder in einer felsenhöle verzaubert sitzt. Ferner führt das mṛigaçîrsha auch den

namen invakâs (s. o. s. 112) „die drängenden,“ (doch kommt daneben auch ilvakâ und ilvalâ vor). Wenn nun der bei den Griechen zu füssen des Orion stehende hase lebhaft an die hasenjagd auch unseres wilden jägers erinnert, so könnte man bei „den drängenden“ auch wohl an die glossen eburðrung, eburðring u. s. w. denken (Grimm, myth. 689), durch welche Orion übersetzt wird, und, sofern das wort richtig als „eberhaufen“ gefasst wird, an die eberjagd des wilden jägers erinnern. Denn dass derselbe nicht immer blos einen eber, sondern auch eine ganze heerde jagend gedacht wurde, geht aus den sagen hervor, die von mir in den westfälischen sagen 1, 324 ff. besprochen sind.

Aber noch ein umstand ist zu erwähnen, der auch den heiligen Hubertus in directe verbindung mit dem hundsgestirn zu setzen scheint. Wenn dies gestirn zuerst in der morgendämmerung erscheint, so bringt es bekanntlich die heisseste zeit des jahres, die nach ihm genannten hundstage, mit sich, und man sah daher die hundswut als seine wirkung an. Plin. 18, 68. Sentiunt id maria et terrae, multae vero et ferae, ut suis locis diximus. Neque est minor ei veneratio quam descriptis in deos stellis. accenditque solem et magnam aestus obtinet causam. id. 2, 40. Canes quidem toto eo spatio maxume in rabiem agi non est dubium (vgl. Preller, gr. myth. 1, 355 f.). Was von dem hunde galt, wird daher auch ursprünglich von dem gotte, dem er zugehörte, gegolten haben, und wir wissen ja, dass Rudra, eben jener mṛigavyâdha, thieren und menschen allerhand seuchen sendet, dass er aber auch die heilmittel dagegen besitzt. Der heilige Hubertus wurde nun und wird noch als schützer gegen die hundswut verehrt; nach der legende hatte ihm nämlich ein engel eine stola und einen goldenen schlüssel vom himmel gebracht und ihn dadurch zum nachfolger des heiligen Lambert auf dem bischöflichen stuhl zu Lüttich bestimmt. Die eisen nun, mit denen man die wunde, die der biss eines tollen hundes hervorgebracht, ausbrannte, wurden gesegnet, und man nannte sie hubertusschlüssel. Sie wurden und werden unter diesem namen noch in mehreren kirchen aufbewahrt. Einem frommen jägerglauben zufolge sind ferner die hunde, die mit einem solchen schlüssel auf der stirn gebrannt werden, vor der schrecklichen krankheit sicher.

In Köln und anderswo trägt man am tage des heiligen kleine riemchen weissgegerbten und mit rother farbe bespritzten leders am knopfloch; manche tragen sie auch stets bei sich als ein mittel gegen wütende hunde und überhaupt gegen wütende thiere. Endlich wird auch die zu Andain aufbewahrte stola des heiligen zu gleichem zweck benutzt, indem sich die wallfahrer die stirnhaut einritzen und in die wunde eine partikel derselben legen, was als das kräftigste heilmittel gegen alle wilden thiere gilt.

(Wolf, beitr. 1, 146. Reinsberg-Düringsfeld, Calendr. Belge 2, 242 f.). Hiernach scheint also auch der heilige Hubertus oder vielmehr sein vorgänger Wodan als Sirius seine stelle am himmel gehabt zu haben.

Versuchen wir nun zum schluss eine deutung des mythos. Wir haben bereits oben gesehen, dass sowol im Prajâpati als im Frô der sonnengott erkannt werden müsse und dass somit der mythos, wie es in einzelnen sagen noch deutlich durchblickt, von einem schusse des wilden jägers auf die sonne handelt. Die verwundung des thieres kann also nichts als eine lähmung oder schwächung der kraft des tagesgestirnes sein, die sich als eine dreifache denken lässt, entweder wird die sonne durch wolken verborgen, oder durch die nacht, oder ihre kraft nimmt ab, indem sie sich auf ihrer bahn von der sommersonnenwende zu der des winters bewegt. Die erste erklärung anzunehmen, hindert uns die in den indischen nachrichten unzweifelhafte beziehung auf die sternbilder, für die zweite dagegen lässt sich erstens geltend machen, dass bei der begattung des antilopenbocks mit der rôhiṇî die letztere von der indischen, bereits alten überlieferung als himmel oder Ushas erklärt wird; die sonne vermählt sich also mit dem himmel oder der Ushas, die, wie es zuweilen geschieht, auch die abendröthe bedeuten kann; dann zweitens, dass aus dem zurückgebliebenen, mit feuer durchglühtem samen des Prajâpati, in dem man doch kaum etwas anderes als den mit feuerglut übergossenen morgen- oder abendhimmel erkennen kann, eine neue sonne (âditya) und überhaupt alle sonnengötter (âdityâs), sowie alle sonstigen leuchtenden wesen, namentlich auch die als sterne glänzenden Angirasen sowie Bhṛigu und Bṛihaspati hervorgehen. Diese neugeburt weist uns denn aber auch, wie mir scheinen will, unbedenklich auf die in gluten vergehende abendsonne, die zwar von dem tödtenden pfeile getroffen ist, aber ihren glanz nicht nur in dem gestirnten himmel fortleben lässt, sondern auch mit dem neuen tage neu ersteht. Die entstehung der menschen und der thiere aus diesem glutsamen schliesst sich daran an, in sofern der lebensfunken nach uraltem glauben nicht nur vom himmel stammt, weshalb auch Prometheus ihn von dort herabholt, sondern auch ebendahin zurückkehrt. Auf die gleiche auffassung von der vernichteten und neu erstehenden sonne bei den Germanen weisen denn auch andere züge, wie ich meine, deutlich hin. Die Hackelbergsage lässt den wilden jäger einen eber erlegen, durch dessen verwundenden zahn er nachher selbst seinen tod findet. Der eber ist aber wie der hirsch das thier des Freyr, thier und gott fallen der ältesten zeit zusammen, Wodan als nachtjäger vernichtet also die sonne.[1]) Daran

1) In diesem zusammenhange scheint es doch nicht so unerlaubt, den eber der von Notker angeführten strophen als den des Freyr anzuerkennen und so erklärt

schliesst sich nach meiner ansicht der mythos vom nordischen Saehrimnir, in welchem ich das erlegte thier sehe; Odhin und seine helden verspeisen es, ursprünglich nur zur nachtzeit, und immer wächst er wider; der sonneneber kommt täglich wieder neu herauf. Eine andere version, welche doch auf eins hinausläuft, lässt die zwerge, das im abend- und morgenroth schmiedende volk der väter, den eber wieder herstellen; sie weiss nichts von seiner erlegung, erzählt aber wie Sindri eine schweinshaut ins feuer wirft und den goldborstigen eber hervorzieht, den nachher Freyr erhält. Skaldsk. 35. Diese auffassung stütze ich namentlich durch die gleichstehende sage von der durch das nachtvolk verspeisten kuh. Die kühe, schon bei den Indern bald als wolken, bald als strahlen erklärt, sind ursprünglich, wie ich durch mehrfache gründe nachweisen kann, hauptsächlich die lichten wolken des tageshimmels, die mehrfach gradezu in sonnengestalten übergehen, wie namentlich die 350 rinder des Helios zeigen, die in abgerundeter zahl die tage oder sonnen des mondjahres darstellen. Dass sie dann auch zu regenspendenden wolken werden, ist natürlich und zeigt sich vielfach in mythen und gebräuchen. Das nachtvolk schlachtet die kuh und am morgen ist sie, da haut und knochen unverletzt geblieben (der dunkle nachthimmel mit den weissglänzenden sternen), wieder neu belebt da. Das nachtvolk ist aber nur eine andere gestalt des wilden heeres und der bezug des rindes auf die sonne ergibt sich auch daraus, dass es dem Freyr heilig war und dass es selbst seinen namen Freyr trägt. So fasse ich jetzt auch die in der zeitschrift f. vgl. sprachf. 4, 113 von mir besprochene sage von den indischen Ribhus, die wie sie ihre alt gewordenen ältern himmel und erde über nacht wieder jung machen, auch aus der haut eine kuh bilden. Den gleichen gedanken sprechen endlich auch die sagen aus, nach welchen der wilde jäger pferdekeulen als braten herabwirft, denn in den vedischen liedern schon und zahlreich in den brâhmaṇas tritt die sonne als ross auf, und aus dem opfer dieses sonnenrosses ist das grösseste indische opfer, das rossopfer (açvamedha) hervorgegangen. Wie die erlegung von sonneneber und sonnenrind am abend, wird die deutsche vorstellung daher auch die des sonnenrosses gekannt und es den wilden nachtjäger einst haben jagen lassen, und nachdem er es erlegt, wird er sich mit seinen genossen daran erlabt haben, wird auch denen, die ihm jagen halfen, zum lohn ihren braten herabgeworfen haben. Eine dunkle erinnerung dieser vorstellung zeigt noch der oben beigebrachte dänische name des wilden jägers, hossejaveren = horsejageren, dem ich jetzt auch den

sich denn auch der gebrauch des praesens zur genüge. Vgl. Müllenhoff und Scherer, denkmäler s. 320.

früher von mir anders erklärten namen des hassjägers, wie der wilde jäger im hildesheimischen heisst, anreihen möchte (nordd. sag. n. 281 vgl. s. 500).

Wenn wir nun aber auch nach den vorstehenden auseinandersetzungen annehmen dürfen, dass die erlegung des thieres ein ausdruck für das verschwinden der sonne am abend sei, so ist doch der mythos damit noch nicht in allen seinen punkten erklärt, es bleibt in der deutschen sage der umstand zu erklären, warum das thier an einem sonn- oder festtag[1]) gejagt wird, in der indischen der, weshalb die ganze scene unter die sternbilder am himmel versetzt wurde. Verbinden wir beide umstände, so kommen wir zu der erklärung, dass der schuss an einem der für die sonnenbahn entscheidenden tage, der als festtag galt, statt fand und das wird denn der der sommer- oder wintersonnenwende gewesen sein. Hatten wir nun aber recht, den schuss als eine lähmung der kraft des sonnenwesens aufzufassen, so könnte zunächst nur die sommersonnenwende gemeint sein, denn mit dem eintritt der wintersonnenwende beginnt ja wider die zunahme des lichtes und der wärme. Und das scheint mir auch der ursprüngliche gedanke gewesen zu sein, der aus derselben vorstellung entsprang, nach welcher Herakles, als ihn auf seinem zuge nach Erytheia Helios zu heiss brannte, den bogen auf ihn spannte, wofür ihm der gott, der seine kühnheit bewunderte, den sonnenbecher schenkte.[2]) Darauf deutet doch auch wol unzweifelhaft der glaube, dass der heilige Hubertus die hundswut zu heilen vermöge, und die mit rother farbe besprengten stückchen weissen leders wurden doch wol einst als der haut des erlegten thieres angehörig, oder sie vertretend, angesehen. Aber die entwicklung des gedankens scheint dann weiter dahin gegangen zu sein, dass das endliche resultat des schusses, die scheinbare vernichtung der sonnenkraft am jahresschluss, die erlegung des thieres erst auf die wintersonnenwende verlegt wurde, in die zwölften, wo die sonne vollständig zu ruhen scheint, weshalb sich nach allgemein germanischem glauben dann kein rad drehen darf. Mit dem aufhören dieser zeit tritt die schöpfung in neues leben, da wird dann aus dem samen des Prajâpati der neue Âditya, da werden seine übrigen elf genossen geschaffen. Dieser gedanke muss den Indern und Germanen schon gemeinschaftlich

1) Wenn in den oben mitgeteilten sagen neben sonn- und festtag im allgemeinen noch besonders der charfreitag oder ostertag genannt wird, so scheint mir doch darauf bei der erklärung des mythos kein gewicht zu legen, da die ausstattung des hirsches mit dem kruzifix in der christlichen sage leicht grade auf diese zeit führen mochte.

2) Apollod. 2, 5, 10. *θερμαινόμενος δὲ ὑπὸ Ἡλίου κατὰ τὴν πορείαν, τὸ τόξον ἐπὶ τὸν θεὸν ἐνέτεινεν· ὁ δὲ τὴν ἀνδρείαν αὐτοῦ θαυμάσας χρύσεον ἔδωκε δέπας, ἐν ᾧ τὸν Ὠκεανὸν διεπέρασε.* Vgl. Pherekydes b. Athen. XI p. 470. C.

gewesen sein, denn das sternbild Mṛigaçîrsha ist dasjenige, in welchem der volle mond im danach genannten monat mârgaçîrsha erscheint und dieser entspricht unserem november-december, die vermummungen in hirsch und hinde und die mit ihnen geübte turpitudo (s. o. s. 109) fallen in oder ad calendas Januarii, mithin um die zeit der zwölften, die mit dem ausgang des mârgaçîrsha zusammenfällt, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass auch der name des folgenden monats in Indien mit unserem mythos in augenscheinlichem zusammenhang steht,. indem er Taishya heisst, nach einem schützen Tishya, der zugleich als stern am himmel stand und dem altbaktrischen *Tištrya*, welches der Sirius ist, gleichsteht (vgl. Weber naksh. 2, 290 u. Spiegel Avesta 3, XXI f.); Tishya erscheint aber auch ausdrücklich als beiname des Rudra, so dass also beide aufeinander folgende monate, von denen der erste den herbst schliesst, der zweite den winter anfängt, den namen jener vom sternbild des hirsches oder antilopenbocks, dieser vom jäger tragen und mithin die erlegung des thieres offenbar in diese zeit, d. h. in die unsrer zwölften, verlegen.

Fassen wir nun die resultate unserer untersuchung noch einmal kurz zusammen, so ergibt sich, dass Indern und Germanen ein mythos gemeinsam war, nach welchem der als hirsch oder hirschähnliches thier auftretende sonnengott von dem ihn als jäger verfolgenden sturmes- und nachtgott, der noch übereinstimmend der wildjäger oder wilde jäger genannt wird, verwundet oder erlegt wird. Wahrscheinlich erscheint, dass dies geschieht, wenn er sich mit einer göttin, die dem leuchtenden götterkreise angehört, vermählt und vermuthlich ist diese der abendhimmel oder die abendröthe. Wahrscheinlich ist ferner, dass die verfolgung schon mit der sommersonnenwende beginnt und endlich mit der wintersonnenwende, wo sonne und heller himmel in gemässigten und nördlicheren gegenden meist verschwunden sind, ihr ziel, die erlegung des thieres, erreicht. Sicher ist die versetzung der im mythos thätigen gottheiten unter die sternbilder bei den Indern, sehr wahrscheinlich bei den Griechen, nur dass sich nicht volle sicherheit über das gejagte thier ergibt; kaum abweisbar ist auch bei den Deutschen die gleichstellung des heiligen Hubertus mit dem indischen sternbilde mṛigavyâdha als Sirius, so dass wir bei allen drei völkern die kenntnis des sonnenjahrs vor ihrer trennung voraussetzen dürfen und dass sie das leben der im jahre waltenden götter mit dem eintritt der sonne und des mondes in bestimte sternbilder in verbindung brachten. Dieser entwickelteren vorstellung vorangegangen ist offenbar die ältere, wonach das sonnenthier, eber, rind, pferd, allabendlich von den nachtgeistern erlegt oder geschlachtet und aus haut und knochen wieder neu geschaffen wurde. Diese vorstel-

lung konnte hier nur kurz angedeutet werden und soll seiner zeit in ihrer ganzen ausdehnung dargelegt werden.

Schliesslich muss ich noch zwei punkte obenhin berühren. Der eine ist der, dass Wuotan = Odhin uns in diesem sagenkreise zum theil in ganz anderer gestalt erscheint, als er uns in den altnordischen gedichten entgegentritt, dass aber die heutige volkssage des nordens uns im ganzen dieselbe gestalt bietet. Die übereinstimmung beider, selbst in kleinen zügen, gibt uns die gewähr ihrer echtheit und ursprünglichkeit und die übereinstimmung mit dem indischen mythos zeigt, dass sie die ältere entwicklung bewahrt hat, aus der erst die der eddischen lieder, die zum theil sein wesen ganz umgestaltet hat, hervorgegangen ist.

Der zweite punkt ist die bedeutung, welche durch unsere vergleichungen die mythen der brâhmaṇas gewinnen. Man hat diese bisher oft als reine erfindungen oder als blosse zusammenfügungen einzelner andeutungen vedischer lieder bezeichnet. Theilweise sind sie gewiss sowol das eine wie das andere. Hier tritt uns aber ein mythos entgegen, von dem im Ṛigveda, wenigstens soviel ich weiss, nichts weiter erscheint, als die oben s. 96 mitgeteilte strophe (Rigv. 10, 61, 7), „als der vater seine tochter beschritt, sprengte er bei der begattung seinen samen auf die erde.“ In den brâhmaṇas tritt uns nun aber ein vollständiger mythos entgegen, der durch seine übereinstimmung in dem hauptinhalt mit der deutschen sage zeigt, dass sein inhalt ein urindogermanischer ist, und dass die andeutung im liederveda die kenntnis dieses mythos als bekannt voraussetzt, dass aber die erzählung der brâhmaṇas nicht etwa erst aus dieser andeutung zusammengestoppelt ist. Wir dürfen daher die mitteilungen der brâhmaṇas durchaus nicht als reine erfindungen und combinationen aus den andeutungen der lieder ansehen, sondern müssen ihnen durchaus eine erhebliche bedeutung neben den liedern zugestehen. Sie enthalten die unzweifelhaft neben den liedern einhergehende, allerdings oft genug zu priesterlichen zwecken umgestaltete volkssage und sind deshalb mehrfach von ebenso grosser bedeutung als jene lieder.

BERLIN, IM JANUAR 1868. A. KUHN.

ZUR ALEXANDERSAGE.

I.

ZUM JULIUS VALERIUS.

Zacher hat die zuletzt in Halle versammelten germanisten mit einer editio princeps der Epitome des Julius Valerius begrüsst, und dies geschenk war bei der bedeutung, die das genannte werk für die mittelalterliche Alexanderdichtung, auch für die deutsche hat, wol angebracht

und wegen der art, wie die anziehende arbeit hier erledigt worden, doppelten dankes werth. Ich möchte, was mich betrifft, die dankbarkeit durch einen nach zwei seiten hin gerichteten bei- und nachtrag zu bethätigen suchen.

I.

Wie Zacher auf s. 111 flg. der Epitome und schon vorher in seinem Pseudocallisthenes s. 33 flg. bemerkt hat, ist der ursprüngliche, noch unverkürzte text des Julius Valerius nur in zwei oder drei handschriften bis auf uns gelangt, einer Pariser des vierzehnten, einer Mailänder des neunten und einer Turiner schon des sechsten oder siebenten jahrhunderts, nur ist gerade diese älteste durch die kaum absichtslose verschuldung Angelo Mais völlig unlesbar geworden und eigentlich vernichtet. Wie sich aber von selbst versteht, hat es einst der handschriften mehr gegeben, und wirklich auch besitzt die mittelalterliche samlung zu Basel in ihrer palæographischen abteilung (1, 28) wenigstens noch ein bruchstück einer vierten. Es besteht dasselbe aus zwei zusammenhängenden pergamentblättern, zwischen denen jedoch zwei andere fehlen; das format ist ein kleines folio, die hand eine feste, saubere des elften jahrhunderts, abkürzungen nicht selten, aber lauter übliche.

Im sechszehnten jahrhundert muss dieser Julius Valerius noch vollständig beisammen gewesen sein: ich schliesse das aus den randbemerkungen, die damals zwei hände den worten *leui uberiſ* (III, 12) beigegeben haben, zuerst die eine *f. leuis vberibus*, darunter sodann die andere *recte læui uberis.* Im siebzehnten aber war die handschrift bereits zerstört, und es diente dies doppelblatt, von dem nun auch oben ein stück weggeschnitten wurde, als umschlag amtlicher schriftsachen: auf einer leeren stelle der ersten seite steht wider von damaliger hand *Dienheimiſche Almuſen Rechnung.* Dienheim liegt in der Rheinpfalz, unweit Oppenheim.

Das vordere blatt beginnt mit den schlusszeilen des zweiten buches: *gem* (so) *et marito dignum foret, id enim uxore faciente nichil fore quod magiſ eſſet alexandro placiturum. Atque hiſ ita inſtitutiſ et factiſ ordinatoque omni regno perſarum in porum ducit exercitum.* Hierauf ein freier raum von dem maasse zweier zeilen, welchen nun jene dienheimische aufschrift füllt, und mit einem roth gemalten grösseren *A* der anfang des dritten buches: *Aquarum quę indigentissimas* u. s. w.: also die gleiche lückenhaftigkeit hier wie in dem texte von Mailand und in dem zweiten worte noch eine entstellung, in dem dritten aber eine berichtigung desselben. Die weiteren abweichungen sind folgende: als grundlage der vergleichung nehme ich Mais zweite ausgabe, Classic. auctorum tom. VII, pg. 169 sqq.

B. III, c. 1, z. 3. *examnibuſ — falangia* 5. *colloquia* 6. *ad perſarum* (wie Mais handschrift: er selbst mit unnöthiger änderung *ad Persas*) 8. *gretię* 10. *infeſtibuſ* 11. *bellica — urgeretur* 13. *cupidiniſ* 14. *ſi tamen* 18. *contionatur. Vnuſ mihi denique est* 22. 23. *habeto* 23. 24. *eorumque* (*bella* fehlt) *decreſtiſ* 25. *adteſtimini nichil*

2, 3. *uictoria eduxerim* Hiemit schliesst die vorderseite des ersten blattes; die rückseite beginnt mit

2, 14. 15. *tantem aureſ idem — uobiſ ita* 16. *ſolitario* 17. *ita sane libenſque* 19. *inulla pericula prolabamini* 22. *Hiſ auditiſ haud dubię cunctoſ pariter et pęnitentiam fatigebat.* 24. *ſe ſe*

3, 2. *literiſ* 4. *Incurſanti tibi infeſtantique* 5. *mee — dicoque utique* (aus *tibi* geändert) 6. *nichil* 7. *arguere — adcausa* 8. *hortari quę* 10. *iuuari aut aſpirauerit* 12. *quis* fehlt; *et nulli* 13. *Quippe qui non* 14. *uerum deoſ etiam* 15. *audatiam* 18. *inrumpentem* 20. *te abire* 22. *gentibuſ urbibuſque ad illa murī* 23. *si grecia ueſtra nobiſ* 24. *quo natoſ subacta indiſ* (mit a und b aus *indiſ ſubacta* gebessert) 25. *nobiſ eſt* die letzten worte dieser seite und des ersten blattes. Das zweite beginnt jetzt mit

11, 9—12. *mortuoſ ſed et eoſ numerari non oportere quoniam iam eſſe deſinant quippe plureſ pronunciari oportere eoſ quoſ uideaſ quam illoſ ſcilicet quoſ neque oculi ulli uel neque ratio conſpicentur. Poſt quęrit ex alia* 13—16. *morſ. Vitam eſſe reſponſum eſt. quod ſoliſ quoque ferventior orientiſ uigor. marcentior uero uiſeretur occiduuſ ortum que hominiſ eſſe quo uiuitur contraque* 17. *spatiosius* fehlt. 18. *mare* fehlt; *continetur. — quonam* (aus *quenam* geändert) 19. *beſtiā* 20. *pronunciant* 21. *inlexiſſet* 22. *eaque aliiſ* 24. 25. 27. *quid perinperium ſibi — iniuſta audatia* (wie auch die Mailänder handschrift: Mai ändert abermals ohne noth) 28. 29. *nichilque cunctanti — ordi dine* 31. *ſorciantur. — nata* fehlt.

12, 1. *ſciſcitare* 2. 3. *eſt de eo quod omniuidenſ* 5. *etiam* fehlt. 7. *permixtio — leuarem mage parcium* (so mit a und b aus *parcium mage* gebessert) 8. *lactorum* geändert in *lactarum* 10. 11. *religioni — preferre leuaſ.* Mit *quid sibi* schliesst die vorderseite dieses zweiten blattes; die rückseite beginnt mit

13, 5. 6. *hoc ortiſ flabriſ inpellentibuſ cederent. gigni quiſ* 7. *quanta ſunt* 8. *Nichil* 9. *repperiaſ qui cunctiſ actiſ — cauſa* 11. *ſed quod* 13. *quicquid de labore profecero.* 15. 16. *fortunarum que diſpar ratio glorię que* 17. *modoſ* 18. *deſiderari — promtior* 18. 19. *hominis* fehlt. 20. Punkt vor *Desideratorum*

21. *ceddere* 23. *condicionem* 24. *metiuntur.* — *uelle ſibi* 25. *penêſ* 26. *tranſmittat ad cęteroſ.*

14, 1. 2. *Hiſ talibuſque ſe ſe tunc alexander oblectauiſſent eximiter* 3. *inuiiſ lociſ indicaſ aſperitate* 4. *De quo labore hoc* (das *D* grösser und vorgerückt 5. *uti uel maximo* 6. 7. *eique literáſ* — *Opere precium* 8. 9. *qui cum una tollerauerint* 9. Punkt vor *Per literaſ* 10. *inceſſim. Nam cętera* 11. *bracmanaſ* 12. *parſiacę* gebessert aus *perſiacę* 13. 14. Schluss des bruchstückes mit den worten *Situſ ſituloci arduuſ et ad promunctoria.*

Ohne den werth dieser blätter aus irgendwelcher vorliebe höher anschlagen zu wollen, als sie verdienen (sie strotzen von den fehlern eines kenntnis- und gedankenlosen copisten), glaube ich doch, sie verdienen, zumal handschriften des Valerius so selten sind, berücksichtigung. Und an mehr als einer stelle verbessern sie falsche oder bestätigen sie richtige lesarten der Mailänder handschrift, und auch wo sie mit unrichtigen zusammenstimmen, hat das für die geschichte und die kritik des textes seine brauchbarkeit.

Die ausgabe C. Müllers im Arrian von Dübner habe ich bei vorstehender vergleichung nicht mit herzugezogen, weil nirgend ersichtlich ist, inwieweit ihre abweichungen von dem Maischen texte, welchen sie doch der hauptsache nach zum grunde legt, auf der Pariser handschrift oder aber auf freier emendation beruhen.

II.

Auch von der Epitome hat die Basler mittelalterliche sammlung (Palæogr. 1, 59) ein bruchstück, ebenfalls nur zwei pergamentblätter in kleinfolio: aber es steht auf denselben mehr als auf den unter I. besprochenen, sie erstrecken sich von I, 41 bis II, 20: die schrift ist eine zierlich kleine und sehr eng gehaltene, darum auch in zwei spalten gebrachte des zwölften oder vielleicht erst des dreizehnten jahrhunderts. Es sind diese blätter früherhin als einband, ich weiss nicht welches buches, verwendet gewesen: dabei ist von beiden ein nicht unbeträchtliches stück oben sowie von der äusseren spalte des zweiten der ganzen länge nach die hälfte verloren gegangen. Der jetzige inhalt der acht spalten ist: bl. 1, sp. a. *exitus* Zacher 34, 7 — *qui in* 36, 1; sp. b. *igitur* 36, 13 — *infit* 38, 6; sp. c. *ſos et eius* 38, 17 — *excidimus* 40, 6; sp. d. *ſumenda* 40, 19 — *exer-* 41, 28; bl. 2, sp. a. *improbo* 42, 13 — *infeſtus* 44, 5; sp. b. *obiecit* 44, 18 — *expectare* 46, 11; sp. c. *cedenta-* 47, 7 — *uidentque* 48, 20; sp. d. *Lamentatione* 49, 12 — *tandem* 51, 1. Folgendes die abweichungen von Zachers ausgabe; die erheblicheren schliessen sich zumeist entweder an *H* oder an *L* an.

34, 12. *animoſus* 14. *conprehendit* 16. *ponti* mit oben nachgetragenem *ti* 17. *quos bellum inditos* 21 *ac contracto* fehlt.

35, 2. *adſcamandrium* 3. *ut* 4. *locū* 5. *acquiſitis* 6. *.clxx.* ohne *milia* 8. *illam* fehlt; *rex miles ſiue grecus* 11. Von hier an längs dem rande mit rother schrift *De expugnatione thebarum.* 14. *iussere* fehlt. 16. *ad haec] hec et* mit *a* und *b* umgestellt. 17. *O* fehlt. 18. *belli.*

36, 14. *hoc carmine* 15. *marcium* 17. *euaſerant* 19. *urbem redintegrare* ohne *fata* 20. *huiuſcemodi*

37, 3. *aggreditur* 4. *ſollempne* 5. *alexander uti* 7. *muneraret* aus *numeraret* gebessert. 8. *dithomacus* 11. *iubet] uidet* 12. *nichil omnium foret* 13. *negare* 15. *quis esset nomine* fehlt, aber es heisst 16. *quem ue* 16. *clitomacum* 17. *dediſſe. Addiditque* 19. *imperante] tempore* 20. *intelligens* 21. *per* fehlt, *precone iubet rediſficari*

38, 2. *inuenerat* *cluit] fuit* 3. *fit* 5. *igitur* fehlt. 6. hinter *infit* roth *Epistoha alexandri. ad athenienſes.* 18. *o* fehlt. 20. *illis te ſcribit*

39, 3. *noſtriſ iuſſis* 6. hinter *poteritis* roth *Oratio eſchinis.* Darauf absatz und grösseres rothes *Q* 7. *cetum* 9. *nichil* 11. *preceptiſ* ohne *que* 14. *aſſunt ariſtotilis* 15. *reuerentiam condignam* 18. *beniuolentiam* 19. *ab* fehlt, *eſchines* 20. hinter *exorituʀ* roth *Oʀatio demadis.* dann absatz und grösseres rothes *Q* 21. *timiditate* 22. *qui ſemper*

40, 1. 2. *tum cum olim* 2. *persuaseris* fehlt. 3. *in* fehlt. 4. *aciemque ue* 5. *quia uertimus lacedemoniaſ — chorinthios.* 6. *zacinctioſque* 21. *Vſus enim* (das weitere bis *temperatissima* weggeschnitten). 23. 24. *neque aurum contemplationem preſenti commodo negligendum.*

41, 1. *ut pute* 3. *ſumenda — inprobanda* 4. *demoſtenes* u. s. f. 7. *assunt utique* fehlt. 12. *plateas* 13. *inſinuantque mandata ſuaſionem demoſtinis.* 15. hinter *talia* roth *Littere alexandri ad athenienſes.* darauf absatz mit grösserem rothem *S* 16. *cohibendo* 19. *inobedientie* 20. *illud* 22. *uno — marcioque — menia* 24. *hoſtica oſtentatio* 27. *Cumque* 28. am fuss der spalte roth *Profectio alexandri in lacedemoneſ.*

42, 14. *iuſſit — militis.* 20. *ſemper ammirari* 21. *exiatruſ*

43, 2. *tui hostis.* 3. *ne ducibus* 5. *uendicantem* aus *uindicantem* gebessert. 5. 6. *omneſ incitat.* 10. *cignum non nulliſ* 11. *magnitudinem — rigorem peruium flumen* 13. *ſeſe cum armiſ* 14. *hoc factum* 15. *tunc* fehlt. 17. *neruorum — ut mox exſpirabilis*

45, 1. *adconpre* (das übrige abgeschnitten). 3. *caufam* 8. *fi mecum fortuna magis* (der schluss des satzes weggeschnitten) 13. *primum* 18. *uiri*

46, 1. *maiorif* 4. *inter nuntio* 7. *qui] Et* 9. *sese] fe effe*

47, 7. *cedenta-* (schluss weggeschnitten) 12. *pocula noftra ablata* 15. hinter *principibus* weggeschnitten, dann *que fuos conuiuio — quodcunque* 19. *fedata eft* (*mitigata — regis* weggeschnitten) *Silentium* ohne *que*

48, 3. *fe fibi* 8. *confulit* 16. *ibi] fibi*

49, 13. hinter *modum* roth *Epistola darii. ad alexandrum.* Absatz und grösseres rothes *D* 14. *Conpetentiuf — miferationem* 15. *illif* 18. *benivolentię*

50, 4. *in die* Hinter *talia* roth *Epistola darii. ad porum regem indorum* Sodann absatz und grösseres rothes *M* 6. *michique* 11. *bucefulam* 12. *acciderat que* 13. *in* fehlt. 14. Von hier an längs dem rande roth *De interfectione darii.* 22. *Itaque*

BASEL. W. WACKERNAGEL.

LITTERATUR.

Wilhelm Scherer. Zur geschichte der deutschen sprache. Berlin. Franz Duncker 1868. 492 seiten.

Der verfasser des vorliegenden buches hat sich die aufgabe gestellt, die eigentümlichkeiten, durch welche sich unsere sprache von ihren schwestern unterscheidet, zu schildern, den zusammenhang dieser eigentümlichkeiten unter einander aufzudecken, und auf die motive in charakter und geschichte des deutschen volkes hinzuweisen, welche diese und keine andere gestaltung der sprache hervorgerufen haben. Den ablaut rechnet er nicht mit zu diesen charakteristischen eigenheiten, widmet ihm aber auf seite 7—31 eine vielfach anregende besprechung. Das hauptstreben dieses abschnittes ist gerichtet einerseits auf gewinnung chronologischer bestimmungen in der geschichte der deutschen conjugation, andererseits auf erklärung der sogenannten guna-erscheinungen. Dem entwurf einer geschichte der deutschen conjugation, wie ihn der nachtrag pag. 469 am kürzesten und klarsten aufstellt, vermag ich nicht beizustimmen. Licht kann in diese geschichte (und, beiläufig gesagt, in die geschichte des *ê* und *ô*) erst kommen, wenn man die frage beantwortet: Warum werden die verba nach der analogie von *faran* (wurzel *far*) in bezug auf die vocale anders behandelt, als die verba nach der analogie von *niman* (wurzel *nam*)? Was Scherer (pag. 15) darüber sagt, weist uns auf den rechten weg, genügt aber noch nicht. Man gewinnt eine wie es scheint genügendere beantwortung durch genaue befolgung der gotischen lautgesetze. In den verbis *niman* bleibt das *a* der wurzel nur im sing. praet. erhalten, also nur dann, wenn vor der wurzelsilbe eine reduplicationssilbe abgefallen ist. Daraus darf man die folgerung ziehen, dass die verba *faran* und genossen einst im praesens reduplicierten. Ein blick auf die verwanten sprachen bestätigt diese folgerung. Dass *standan* = altind. *sthâ* reduplicierte, ist allgemein bekannt. Freilich

ist die formation von *standan* nicht ganz durchsichtig. Das got. *faran* entspricht dem altind. *par* (nicht *car*) mit dem praes. *píparti, píprati.* Bei *vahsjan* = altind. *vaksh* ist einstige reduplication nicht unwahrscheinlich. (vgl. Benfey, glossar zum Sâmaveda s. v.) Andere verba wie *hlahjan, slahan, sakan* könnten recht wol als intensiva mit reduplication aufgefasst werden. Dass sich die reduplication bei allen verben dieser übrigens nicht zahlreichen classe (Gr. 1², 841) noch nachweisen lasse, darf man nicht verlangen, denn immerhin ist auch möglich, dass einige verba falscher analogie gefolgt sind. Wie nun das perfectum dieser verba lautete, als sie noch im praesens reduplicierten, wage ich nicht zu reconstruieren. Das aber scheint mir einleuchtend, dass *fôr* neben *faran* nur entstehen konnte, als es schon *nam* neben *niman* gab, d. h. als sich schon die anschauung fixiert hatte, dass das perfectum im singular schwereren vocal habe als das praesens. Aus *fôr* nun entstand *fôrum,* das ohne dies vorbild nicht zu begreifen wäre. Legt man, wie Scherer thut, eine form *fafarum* zu grunde, so muss man *fêrum,* nicht *fôrum* erwarten. Wenn diese ansicht über die verba *faran* richtig ist, so gestaltet sich bei Scherer manches wesentlich anders. Besonders erweist sich *ê* als alleinige sogenannte ersatzdehnung des kurzen *a*, und tritt dadurch in bedeutsame analogie zum lateinischen und altindischen *ê.*

Auch auf dem gebiete dieser sprachen fordert manche aufstellung Scherers eine präcisere fassung. Um *frêgi* zu erklären, wird pag. 14 angenommen, dass der sprache das missverstandene muster von *cêpi* vorschwebte. Aus einem vorauszusetzenden *fĕfrĕgi* soll nämlich durch abfall der reduplication *frègi,* und durch angleichung an *cêpi* langes *ê* entstehen. Aber die vorausgesetzte form *fefregi* scheint unlateinisch. *sto* und *spondeo,* welche in der r e d u p l i c a t i o n s s i l b e doppelconsonanz haben, lehren, dass nicht *fĕfrègi,* sondern *frafagi* als urform anzusetzen ist, woraus *frêgi* wurde, wie *cêpi* aus *cacapi.* Ob hierbei verdünnung des zweiten *a* zu *i* angenommen werden müsse, ist zweifelhaft. Unnötig, oder wol besser unrichtig, ist eine solche annahme für ähnliche altindische formen, wie sie Scherer pag. 10 macht, wo er meint, das *ê* in formen wie *pêtimá* sei aus *a* + *i* entstanden. Böhtlingk, Sanscrit-chrestomathie pag. 280 anm. warf schon 1845 die oratorische frage auf: wie oft geht nicht *â* in *ê* über? und man braucht nur an formen wie *bódhete* aus *bodha-âte* zu erinnern, um sich zu überzeugen, dass nicht jedes aus concretion von vocalen entstandene *ê* auf *a* + *i* zurückweist. Ferner ist ja bekannt (Scherer pag. 430 anm.), dass *ê* ersatzdehnung aus kurzem *a* ist. vgl. *edhí,* sei, aus *asdhí.* So ist auch das *ê* in perfectformen wie *petimá* zu fassen. Die regel bei Max Müller lautet: „wurzeln wie *pat,* d. h. wurzeln, in denen *a* zwischen zwei einfachen consonanten steht, und welche den anfangsconsonanten in ihrer reduplicationssilbe ohne veränderung widerholen, ziehen solche formen wie *papat* vor den accentuierten endungen in *pet* zusammen.“ Als vermittlungsform zwischen *papat* und *pêt* ist *papt,* und nicht *pa-at* oder gar *pa-it* anzusetzen. Denn wenn der consonant zwischen zwei *ă* ausfallen konnte, warum nicht zwischen zwei *i* oder *u,* warum also nicht analoge formen z. B. von *tud?* Dass aber der ausfall eines *a* leicht erklärlich ist, hat Scherer pag. 26 trefflich auseinandergesetzt. Bopp und mit ihm Scherer (pag. 16) scheinen also unrecht zu haben, wenn sie *paptimá* und *petimá* als schwesterformen ansehen. *petimá* ist vielmehr eine tochterform von *paptimá.*

Mit lebhafter freude begrüsse ich den in nr. 2 dieses abschnittes angestellten versuch einer erklärung der guna-erscheinungen, und sehe mit befriedigung, dass Scherer Schleichers ansichten über diesen punkt nicht theilt, namentlich die zweite steigerung vom deutschen fernhält. Den satz: „die gunavocale *ai* und *au* sind aus dehnungen von *i* und *u* entsprungen,“ unterschreibe ich und registriere dankbar den

gewinn, den die sprachforschung aus dieser behandlung der guna-erscheinungen unzweifelhaft ziehen wird.

Dagegen haben mich die auf seite 32—91 gegebenen ausführungen über das wesen der lautverschiebung, in der nichts anderes gefunden wird, als eine erleichterung der articulation, nicht überzeugt. Gewiss bin ich mit Scherer darüber einverstanden, dass physiologische betrachtungen eine wichtige rolle bei der erklärung dieses vorganges spielen müssen, aber man wird auch zugeben, dass sich physiologisch vieles als möglich denken lässt, was doch im gegebenen falle nicht wirklich ist, und dass daher die thatsachen nie so zurechtgelegt werden dürfen, wie sie physiologisch am leichtesten erklärt werden können, sondern dass der thatbestand erst nach anderer methode festgestellt sein muss, ehe man ihn durch physiologische behandlung erläutert. Dass im vorliegenden falle die methode der wechselseitigen erhellung (pag. 63) angewendet werden muss, ist klar. Nur möchte ich mich nicht an das althochdeutsche zur aufklärung wenden. Es mag in der verschiedenen richtung unserer studien liegen, wenn ich Scherers ausruf: „um wie viel klarer in allen ihren einzelheiten steht die hochdeutsche verschiebung vor uns, als die germanische" (pag. 63), nicht zustimmen kann. Wie schlimm ist es doch, wenn man sich noch, wie auch Scherer thut, mit ausdrücken wie „strengalthochdeutsch" behelfen muss, statt einer geographischen bezeichnung! Wie vieles ist z. b. noch unklar in der hochdeutschen behandlung des inlautenden germanischen *b* (Lottner, K. Z. 11, 188)! In wie vielen punkten mag das ahd. im bezug auf die aussprache der consonanten schon lässiger geworden sein, als das älteste germanisch! Ich glaube vielmehr die aufklärung ist zu holen aus den übrigen indogermanischen sprachen, und der anfang der erklärung ist zu suchen in der älteren germanischen, nicht in der jüngeren hochdeutschen verschiebung. Ist dieser grundsatz richtig, so muss man als erste frage die aufwerfen: was für erscheinungen, die der germanischen lautverschiebung analog sind, findet man in den verwanten sprachen? Da hat man denn, wie bekannt, für die verwandlung der weichen aspirata (oder wie man das ding sonst nennen mag), zahlreiche, für die aspirierung der tenuis mehrere analogieen. Diese beiden erscheinungen können also im deutschen jede für sich, unabhängig von einander eingetreten sein. Die analogieen fehlen aber gänzlich für die verwandlung der media in die tenuis. Das ganz singuläre, verwunderliche und exorbitante dieser verwandlung möchte uns nun die physiologische betrachtung gern wegdisputieren, aber ich glaube ohne erfolg. Die media ist — um Ebels treffliche terminologie anzuwenden — ein drucklaut, die tenuis ein stosslaut. Zur hervorbringung eines stosslautes gehört mehr kraft als zur hervorbringung eines drucklautes. Folglich ist trotz alledem und alledem die verwandlung der media in die tenuis eine erhebung oder verstärkung. Eine solche erhebung oder verstärkung aber ist gegen alle analogie. Folglich kann dieser vorgang nicht isoliert aufgefasst werden, sondern muss mit den beiden anderen in verbindung gesetzt werden. Ich bleibe daher im allgemeinen bei der auffassung stehen, wie sie Georg Curtius und nach ihm Grassmann uns gelehrt haben.

Es folgt (92 flg.) eine besprechung der germanischen auslautgesetze, zuerst der consonantischen, dann der vocalischen. In bezug auf die consonanten erfahren Westphals bekannte gesetze manche modification (vgl. 113.). Das sogenannte hilfs-*a* in *hvata*, *nimaina* u. s. w., das nach Westphal unmögliche endconsonanten schützen soll, indem es sie inlautend macht, wird ganz entfernt. Bei dem pronomen soll es entstanden sein aus einem zusatz *am*, wie im altindischen *idám*, beim verbum aus einem *am*, das dem griechischen *ἄν*, altindischen *u* gleich sein soll, und auch im got. als *u* auftritt. Das ist sehr geistreich. Zuzustimmen oder zu widersprechen

wage ich nicht. Ferner soll Westphal geirrt haben, als er besondere gesetze für schliessende doppelconsonanten aufstellte. Es handelt sich nur um die gruppen *ns* und *nt* (pag. 96). Von diesen bleibt *ns; nt* — was aber selbst wider aus uridg. *nti* entstanden sein kann — wird *n* (*nemun*, grundform *nanamunt* pag. 106). Diese vorgänge formulierte Westphal so: „von ursprünglich auslautenden doppelconsonanten hat das gotische a) blos diejenigen geduldet, deren zweiter consonant ein *s* ist; b) von allen übrigen muss der zweite abgeworfen werden. Scherer meint: ob einem endconsonanten ein vocal oder anderer consonant vorhergeht, ist gleichgiltig. Unbequeme laute schwinden ohne rücksicht auf ihre vorgänger (pag. 107). Aber warum schwand nun nicht nach abfall des *t* auch das *n* in *nemun*, da *n* doch auch ein unbequemer laut ist? Darauf antwortet Scherer: „weil das auslautsgesetz nur einmal wirkt.“ Also in der beseitigung des *t* hat sich die kraft des gesetzes verbraucht, und gegen das *n* kann es nun nichts mehr ausrichten? Das ist doch eine unlebendige auffassung. Man wird sich die sache wol so zu denken haben, dass das *n* sich das *t* assimilierte, und also, wenn der anlaut des folgenden wortes es erlaubte, eine zeitlang ein doppel-*n*, also *nemunn*, gesprochen wurde, das dann natürlich nicht abfallen konnte, wie ein einfaches *n*. Das sanskrit weist uns deutlich auf diesen weg der erklärung, wo z. b. *âsan*, sie waren, vor einem vocal zu *âsann* wird, also noch das gedächtnis an seine entstehung aus *âsant* bewahrt. — Den kennern deutscher dialecte empfehlen wir den abschnitt über die behandlung des auslautenden *s* im ost- und westgermanischen zur prüfung (besonders 113 und 164). — Das vocalische auslautsgesetz, bei dessen behandlung allerhand schwierige fragen mehr angerührt, als ausgeführt werden, erhält schliesslich folgende fassung: „das germanische befehdet *i* und *a* als letzte vocale des wortes. Daher verlieren sich die einfachen kürzen *i*, *a* gänzlich aus der endsilbe, und *âi*, *ai*, *ii* (*î*) werden zu *â*, *a*, *i*. Später verkürzen sich auch *âu* und *â* zu *â* und *a*.“ Woher nun — das ist die hauptfrage — diese feindschaft gegen das *a* und *i* in der letzten silbe, während das *u* ungestört bleibt. Das kommt — sagt Scherer — von der stellung, die die letzte silbe in der wortmelodie einnimmt. Jeder vocal hat seinen eigenton, wie neuerlich Helmholtz so schön nachgewiesen hat, das *i* den höchsten, das *u* den tiefsten. Nun attrahiert die höhe oder tiefe des tons, welche einer bestimten silbe in der rede beiwohnt, den vocal mit entsprechendem höheren oder tieferen eigenton. Die höhe und tiefe, welche einer silbe in der rede beiwohnt, hängt ab von ihrem verhältnis zum accent. Denn im wesen des germanischen accentes liegt tonerhöhung. Der germanische accent aber liegt auf der stammsilbe, diese wird also hochbetont, die endsilben sind tieftonig. Ist es ein wunder, dass die sprache in tieftonigen silben vocale mit hohem eigenton (*a*, *i*) nicht duldet, dagegen nichts daran auszusetzen findet, wenn in tieftonigen silben vocale mit tiefem eigenton (*u*) stehen?

Das wäre in flüchtigen zügen etwa der gedankengang der an anregenden betrachtungen besonders reichen aufsätze von 113—146. Aber woher denn weiter die fesselung des accentes an die stammsilbe? Diese hängt, wie sehr hübsch auseinandergesetzt wird (155—160), zusammen mit dem leidenschaftlichen sinn unserer nation überhaupt, und im speciellen mit der sitte der alliteration, bei der die bedeutsamen stammsilben naturgemäss durch den ton über alle anderen erhöht werden musten.

Und hier sind wir an dem punkte angelangt, wo alle bisherigen einzelbetrachtungen sich zum ganzen runden. Die alliteration bewirkt bindung des tons auf die stammsilbe und erhöhung des tons — daher das accentgesetz. Das accentgesetz bewirkt eine gewisse wortmelodie — daher das vocalische auslautgesetz. Das accentgesetz und das vocalische auslautsgesetz rücken die vocale in den vordergrund der spracharbeit. Diese unbewachte zeit machen sich die consonanten zu nutze und vollziehen die lautverschiebung. Denn das wesen der lautverschiebung ist erleichterung der articulation. Also an der alliteration hängt alles. Die alliteration aber ist nicht möglich ohne buchstabenkenntnis, und die buchstaben sind u n g e r m a n i s c h. Ich präcisiere kurz meine abweichende auffassung. Die lautverschiebung ist nicht erleichterung der articulation, folglich nicht gegeben durch das vorwiegen der vocale im sprachbewusstsein. Damit ist die geschlossene kette durchbrochen. Wir führen nicht mehr die eigentümlichkeiten der germanischen lautform auf e i n e n historischen ausgangspunkt zurück. Zwar den zusammenhang zwischen accent und vocalischem auslautgesetz möchte ich zugeben, auch den zwischen alliteration und accent. Aber lautverschiebung, alliteration, und, wie wir nun hinzufügen können, consonantisches aus-

lautgesetz und ablaut sind neben einander hergehende eigentümlichkeiten des germanischen, und von jeder muss besonders untersucht werden, ob ihre quellen in der gemein-arischen oder der germanischen zeit liegen.

Aus dem nun folgenden aufsatz über die verbalendungen hebe ich nur eins hervor, nämlich die ganz neue anschauung über die flexion der wurzel *da* oder *dad*. Letztere form hält Scherer für unzulässig. Er geht von der form *da* aus, und vermutet als urformen für *-da*, *-dês*, *-da* einen alten aorist *dhâm*, *dhâsi*, *dhât*. Mit übergehung anderer vielfältiger schwierigkeiten erwähne ich nur, dass das *ê* in der conjugation sich uns oben als stets aus ersatzdehnung entstanden erwiesen hat. Wir dürfen es auch bei *dês* nicht anders fassen. Zur erklärung der formen gehe ich aus von dem plural *dêdum*, *dêduþ*, *dêdun*. Wie *nêmum*, *nêmuþ*, *nêmun* aus *nanamum*, *nanamuþ*, *nanamun* entstanden ist, so führt *dêdum*, *dêduþ*, *dêdun* klärlich auf *dadadum*, *dadaduþ*, *dadadun*, mithin auf eine wurzelform *dad*, die selbst wieder durch alte reduplication aus *da* entstanden ist. (vgl, Bopp, sanskritgr. §. 333.) Auf diese form *dad* geht auch der singular zurück. Aus *(na)nam*, *(na)namt*, *(na)nam* muss man schliessen *(da)dad*, *(da)dast*, *(da)dad*. Aus *dad* in der 1sten und 3ten person wurde nun *da* wie *hva* aus *hvat*. Anders steht es mit der zweiten. In der 1sten und 3ten stand der accent offenbar auf der wurzelsilbe. Wie nun, wenn er in der zweiten auf der reduplicationssilbe stand? Aus *dádast* oder (nach analogie von *vissa*) *dádass* wurde dann regelrecht *dêss* und mit abfall des einen *s* nach dem langen vocal *dês*. So würden sich auch die ahd. zweiten pers. des praet. erklären. Den ihnen eigentümlichen vocal haben sie nicht vom conjunctiv, sondern wie der conjunctiv erhalten. Vielleicht erhielten sie durch vermischung mit dem conjunctiv das *i*, doch ist das noch nicht sicher ausgemacht. Aber ist denn ein solches wechseln des accentes in der zweiten person praet. möglich? Nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, wenn wir wenigstens dem sanskrit folgen dürfen, das in der 2ten pers. sing. des praet. den ton auf jede silbe des wortes legen kann. (Bopp, sanskr. gr. pag. 290 anm.) Schwierigkeiten macht — um nichts zu verschweigen — bei dieser ganzen entwickelung nur die entstehung von *ss* aus *st* im auslaut. Doch wäre vielleicht auch abfall des *t* nicht unmöglich.

Wir haben hiermit den verfasser erst durch die hälfte seines buches begleitet; der folgende teil geht noch weit mehr über die gränzen des germanischen, und nach meiner meinung nicht selten über die gränzen des wissbaren hinaus. Zu bekämpfenden bemerkungen fände sich hundertfach — mehr als zu bestätigenden — veranlassung. Indess hat sich meine anzeige schon allzusehr ausgedehnt, und auf den zweiten theil zurückzukommen findet sich wol noch später gelegenheit.

Sollen wir schliesslich in aller kürze angeben, was wir an diesem buche — das niemand, der sich für deutsche grammatik interessiert, ungelesen lassen wird — der besondern beachtung empfehlen möchten, so ist dies zunächst das unternehmen einer wirklich historischen sprachbetrachtung, wie sie unseres wissens noch nirgend so ernstlich angestrebt ist, sodann die herbeiziehung der physiologie und akustik, wodurch besonders der vocalismus viele und dankenswerte aufklärung erhalten hat, die theilung des deutschen in ost- und westgermanisch, die betrachtungen über den accent, die schilderung des weichlichen charakters der ahd. sprache (137 flgd.), dabei besonders der abschnitt über die mouillierten laute (143) und viele einzelnheiten, die nicht alle aufzuzählen sind.

Ich scheide für diesmal von dem verfasser mit grossem danke für vielfältige anregung, und dem wunsche, dass es ihm gefallen möge, auf die in dieser anzeige teils begründeten, teils angedeuteten zweifel einzugehen, damit durch gegenseitige prüfung und berichtigung vielleicht eine einigung zu stande komme. Noch bemerke ich, dass ich zu meinem oben s. 1—21 gedruckten aufsatze über lautverschiebung Scherers buch noch nicht benutzen konnte.

HALLE. B. DELBRÜCK.

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

DIE DEUTSCHEN ZWÖLFGÖTTER.

Zu den vielen fragen, welche die mythologie aufwirft, gehört auch die nach der systematischen ausbildung des germanischen götterglauben. In dem bunten wechsel und der reichen fülle der grossen und kleinen göttlichen mächte verkennt man den zug nach einigung und stätigkeit nicht. Von dem urriesen der skandinavischen kosmogonie bis zu der jüngsten zeit, da Odin Allvaters gestalt erhält, brechen versuche hervor, die vielheit der einheit zu nähern. Schon die gruppenbildungen bekunden das streben nach samlung des zerstreuten und nach einer systematischen ordnung, wie systemlos auch uns sie erscheinen mag.

Die trilogien und dodekalogien finden wir in den religionen der meisten höher entwickelten völker. Die trilogien sind gewöhnlich dreistralungen aus der ältesten naturkraft und deshalb von hohem alter. Die zwölfzahlen dagegen ergeben sich als jüngere und künstliche bildungen, welche darum in ihrer zusammensetzung schwanken. In trilogien und dodekalogien finden nur männliche gottheiten aufnahme.

Die germanische mythologie kennt das zwölfgöttersystem. Allerdings ist es nur für die Skandinavier verbürgt, allein diess genügt für die annahme, dass auch die Deutschen es besassen oder doch besessen haben können. Eine untersuchung möchte nicht unnütz sein.

Das früheste urkundliche zeugnis für die zwölfzahl der germanischen götter giebt die stelle der Hyndluliod:

> Vâru ellifu Æsir taldir,
> Baldr er hnê við banaþûfu.

Es beginnt damit die sogenannte Vǫluspâ hin skamma, welche Bugge als älteren theil von dem genealogischen gedicht ausscheidet. Indem Bugge dieses in das 9. jahrhundert setzt, gewinnen wir für den mythischen theil ungefähr das achte, wohin Munch die ganzen Hyndluliod stellte. Im achten jahrhundert wenigstens war also die dodekalogie im norden fest begründet. Damals und so lange das heidenthum noch blühte, sprach man ohne weiteres von den zwölf asen, und Snorri Sturluson erzählte daher in seinem euhemeristischen bericht über die mythische zeit in der Ynglingasaga, dass die menschen dem Odin und seinen zwölf häuptlingen opferten und sie *god* nannten (c. 7), und berichtet von der Asenburg, worin Odin als oberhaupt samt den zwölf *hofgoden*, welche *díar* geheissen wurden, gebot (c. 2).

Odin ist also das haupt; ihm zur seite stehen hier zwölf götter, wie ja in allen dodekalogien die zahlen 12 nnd 13 schwanken, je nach-

dem das oberste glied mit- oder abgerechnet wird (Grimm, rechtsalterthümer 217). Die ältere zahl ist jedoch zwölf, wie jener vers der kleinen Vŏluspa und eine stelle der Gautreksaga (fornaldars. 3, 32) lehren.

Die namen der zwölf götter finden wir an drei stellen der Snorraedda: Gylfaginning c. 20 flgd., Bragarœdur c. 55 und Skaldskaparmâl 75.

Gylfag.	Bragar.	Skaldsk.
Ôđinn		Yggr
þôrr	þôrr	þôrr
Baldur		Yngvifreyr
Niŏrđr	Niŏrđr	Viđarr
Freyr	Freyr	Baldr
Tŷr	Tŷr	Vali
Bragi	Heimdallr	Heimdallr
Heimdallr	Bragi	Tŷr
Hŏđr		Niŏrđr
Viđarr	Viđarr	Bragi
Vali	Vali	Hŏđr
Ullr	Ullr	
	Hoenir	
Forseti	Forseti	Forseti
Loki	Loki [1])	Loki

Die nahe verwantschaft der ersten und zweiten reihe fällt in die augen; der zahlenunterschied (14 : 12) entsteht dadurch, dass in der zweiten Odin weggelassen ist und auch Baldur fehlt, den Gylfaginning als anhang zu Thor behandelt. Die reihe ist aber ursprünglich dieselbe und auch die gruppe der Skalda kommt aus der gleichen quelle, wie durcheinander auch die namen geworfen sind, anfang und schluss stehen fest, nur die mitte wechselt. Die zahlendifferenz (13 : 14) kommt davon, dass Ullr in der Skalda weggelassen ist.

Gemeinsam allen dreien sind, wenn wir von Ođinn (Ygg) absehen: Thorr, Niŏrđr, Freyr, Tŷr, Heimdallr, Bragi, Viđarr, Vali, Forseti, Loki.

Baldur und Hŏđr stehen in 1 und 3.

Ullr in 1 und 2.

Hoenir nur in 2.

Da nun Baldur als zwölfter as durch Hyndluliod 28 gesichert wird, so erhalten wir als die zwölf götter nach dieser quelle

Ođinn, Thôrr, Niŏrđr, Freyr, Tŷr, Heimdallr, Bragi, Baldur, Viđarr, Vali, Forseti, Loki.

1) In der Raskschen ausgabe ist Loki hier ausgelassen.

Hierzu tritt als dreizehnter Ullr oder Hödr, scheinbar mit gleicher berechtigung, während für Hoenir der anspruch in der jüngeren zeit ebenso schwach ist, als er für eine ältere durch seine stelle in einer sehr alten trilogie wächst.

Man erkennt leicht die zusammensetzung der zwölf aus verschiedenen Gruppen:

1) die drei skandinavischen landasen Odin, Thor, Freyr; dem letzteren verbinden wir seinen vater Niördr, dessen verjüngung er ist;

2) Tyr, Heimdall, Bragi; am besten in 2. geordnet, in 3. tiefer gestellt und durch Niördr sehr ungehörig unterbrochen. Den beiden alten elementargöttern ist der greise Odinssohn gesellt;

3) die gestalten des Baldurmythus: Baldur, Hödr, Vidar, Vali;

4) der gott der gerechtigkeit Forseti, und der böse dämon Loki;

5) so weit sie in rechnung kommen, die beiden alten elementargötter Ullr und Hoenir.

Es sind sonach wesen verschiedener dynastien und perioden vereinigt: eigentliche asen und wanen, riesische abkömmlinge, elementare und ethische bildungen. Von den höheren gottheiten ist nur der halb vergessene Hoenir nicht recht zur geltung gekommen; ganz ausgeschlossen blieben die allzu riesischen Oegir und Mimi, so wie die Thorssöhne Môdi und Magni, welche sehr junge personificationen sind.

Auf den zwölfkreis sind die mythen von Baldurs tod und vom weltuntergange von grosser wirkung gewesen: die sonst wenig bedeutenden Vidar und Vali stehen in allen drei reihen, Baldur und Hödr in den beiden hauptsächlichen 1 und 3. Wir dürfen daraus schliessen, dass diese dodekalogie zusammengesetzt ward, als der glaube an das götter- und weltende schon bestund. Wir können freilich nicht sagen, in welchem jahrhundert sich diese folgenschwere überzeugung, die aus sittlichem grunde entsprang, bildete; indessen berechtigen die spuren des weltuntergangsmythus in deutschen sagen zur annahme, dass derselbe schon vor bekehrung der ersten festländischen Deutschen zum christenthume entwickelt war. Damit gewinnen wir für entstehung des germanischen zwölfgöttersystems eine ungleich ältere zeit als die der ersten urkundlichen bezeugung im achten jahrhundert.

Dagegen dass die zwölf götter mit den zwölf monaten zusammenhiengen, wie neuerlich wieder W. Schwartz, (ursprung der mythologie 17) unter ausdehnung des satzes auf das fest der wintersonnenwende (die zwölften) behauptete, habe ich mich schon in meiner abhandlung über die deutsche jahrtheilung s. 15. ausgesprochen. Nichts weist darauf, dass die zwölf monatgötter des eudoxischen kalenders von den Germanen

in umdeutung angenommen wurden, oder dass die Germanen selbst auf ein göttliches patrocinium für jeden monat verfallen wären.

Wir haben vorhin aus der allgemeinen ähnlichkeit und der vielfachen genauen übereinstimmung der skandinavischen und deutschen mythen von vorn herein auf eine zwölfzahl auch der deutschen götter geschlossen. Freilich können wir keinen genügenden beweis dafür beibringen, allein die vermutung durch die in manchen volkssagen erscheinenden geisterhaften zwölf männer unterstützen. Die gruppe wird sich, wenn sie bestund, von der nordischen wahrscheinlich in manchen gliedern unterschieden haben, da schon die niederdeutsche trilogie des achten jahrhunderts Thuner, Woden, Saxnot, in der die taciteische Mercurius, Hercules und Mars (Germ. c. 9.) wiedertönt, ein anderes glied als die skandinavische Odin, Thor und Freyr enthält. Bestimmte zeugnisse haben wir ausser jenen dreien in Deutschland nur für den zweigeschlechtigen Nerthus, für Frô, Balder-Phol und Fosite; ausserdem ist ein deutscher, wenigstens ein sächsischer Wuldor (Ullr) mit ziemlicher sicherheit aufzustellen. Aber für die deutschen Loki, Heimdall, Bragi, Hoenir, Widar, Wali müssen erst frische und reine quellen springen, so sehr auch die Sunna, Sinthgunt und Volla des Merseburger spruches für das leben selbst der untergeordneten gottheiten in Deutschland reden.

Eine frage bietet sich endlich: ob zwischen der drei- und der zwölfzahl nicht vermittelnde gruppierungen lagen? Wir wissen, dass sieben und neun beliebte reihen schufen, und können namentlich auch aus deutschen volkssagen sieben und neun geisterhafte wesen vielfach nachweisen (Grimm, mythol. 392. Simrock, mythol. §§. 59. 107. Panzer 1, 312. Rochholz, sagen aus dem Aargau 1, 312. Kuhn, westfäl. sagen 1, 333). Nun nennen die Grimnismal bei aufzählung der götterhäuser neun götter ausser drei göttinnen, nämlich

Þôrr, Ullr, Freyr, Hrôptr, Baldur, Heimdall, Forseti, Niörđr, Viđarr.

Ullrs nennung ist für sein anrecht auf den platz in der dodekalogie nicht zu übersehen. Andrerseits beweist das fehlen Tys und Lokis, dass diese neunzahl für keine systematische gruppe gelten kann. Ueberhaupt haben die hepta- und ennealogien kaum tiefere bedeutung für die oberen gottheiten gehabt. Auch der dodekalogie können wir nur den geschichtlichen werth zusprechen, die götter zu nennen, welche beim abschluss des germanischen religionssystems als die wichtigsten galten. Sie ist gewissermassen ein staatskalender aus der regierung des letzten götterkönigs der Germanen.

KIEL, JULI 1867. KARL WEINHOLD.

DIE DEUTSCHE LAUTVERSCHIEBUNG.

(Fortsetzung und schluss.)

b) h im in- und auslaut.

179) ahana spreu, lat. acus, -eris spreu. Lottner K. Z. 7, 179.

180) ahjan glauben wähnen, ahma geist bringt Leo Meyer K. Z. 14, 84 zusammen mit ὄσσεσθαι ahnen aus ὀκjεσθαι. Dazu altind. ákshi auge, zend akhsh sehen, die auf eine wurzel ak weisen. Verwant ist damit C. nr. 627 und augo aus auho und dies aus ahvo, wo hv für den reinen k-laut, den noch ksl. oko zeigt, eingetreten ist. lettisch azs auge aus azis (wurzel ak).

181) ahd. ahsa achse, altind. áksha dass., gr. ἄξων, lat. axis, ksl. osĭ, lit. aszìs. C. 344. Schleicher ksl. 39. Verwant sind ahsel und lat. âla.

182) ahtau acht, altind. ashṭán, zend astan, gr. ὀκτώ, lat. octo. C. 149. Das t ist erhalten. vgl. pag. 142.

183) aihan (aihands) haben, altind. îç verfügen über, mächtig sein. K. Z. 10, 311.

184) elch. ahd. elaho elho, altind. ṛiçya (aus arkya) hirsch. Kuhn, beitr. 2, 374. vgl. Max Müller lectures 2, 361. Sachliche nachweise bei Diefenbach, Origines Eur. 222.

185) alhs tempel, lat. arx, gr. ἀλαλκεῖν abwehren, altind. raksh schützen, also eigentlich „sicherer ort," nicht etwa „hain."

186) auhns ofen, altind. áçna stein. Aufrecht K. Z. 5, 135.

187) auhsa ochse, altind. ukshán stier (befruchter, von uksh, nicht von vah), zend ukhshan stier.

188) ahd. dĕhsala beil, hacke (s. Grimm s. v. dechsel), altind. taksh behauen, verfertigen, gr. τέχνη τέκτων, lat. texo textor. C. 198.

189) fahan fangen, ergreifen s. n. 291.

190) faihu vieh s. n. 293.

191) flahtom dat. plur. von flahta oder flahto, flechte hat Ebel K. Z. 6, 217 und nach ihm Schmidt 16, 434 mit gr. πλέκω, lat. plico plecto, altind. parc (mengen, mischen, in verbindung setzen) zusammengebracht; got. falþan falten ist wol (mit Schmidt a. a. o.) davon zu trennen und zunächst mit altsl. pletą, inf. plestĭ (Lottner K. Z. 11, 189) zusammenzustellen. Doch siehe auch C. 151. Fick wörterb. s. v. partâ.

192) fraihnan fragen, altind. praçná frage streitfrage, lat. precari procare procus freier, lit. praszaú verlangen. Das altindische prach fordern, fragen (aus prask) steht wol für praksk, vgl. zend pareç.

193) jûhiza jünger, jûggs jung, jûnda jugend. „got. juggs, ebenso wie lat. jŭvencŏ jung enthält das suffix ka, gg aber trat für das zunächst

erwartete nh ein wegen des widerstrebens der gotischen sprache gegen die letztere lautverbindung, die man im comparativ jûhiza durch ausstossen des nasals vermied, im subst. junda fehlt das gutturale suffix, allen drei formen liegt das altind. yûn aus yuvan zu grunde.“ Leo Meyer K. Z. 6, 7. yûn ist aus yuun contrahiert (Benfey vollst. gr. pag. 311), lit. jáunas jung, ksl. junŭ. Noch uncontrahiert zend yavan, altind. comp. und sup. yavîyans und yavishṭha, vgl. auch C. 519 und im bezug auf keltische parallelen beitr. 2, 162.

194) **liuhaþ** licht, **lauhmuni** blitz, altind. und zend ruc leuchten, gr. *λευκός*, lat. lux. C. 147.

195) **nahts** nacht, altind. naç oder nak (nur in der euphonisch veränderten form nag erhalten), nákta nákti nacht, gr. *νύξ*, lat. nox, lit. naktìs, lett. nakts. C. 149.

195[b]) ahd. **sahs** messer, lat. sĕcare schneiden, altind. châ nach Ascoli's feiner bemerkung aus skâ = sak K. Z. 16, 207.

196) **saihs** sechs, altind. shash, zend khshvas, gr. *ἕξ*, lat. sex. C. 345.

197) ahd. **spehôn** spähen, altind. spaç, 1) sehe, 2) subst. späher, zend çpaç 1) schauen, 2) späher, gr. *σκέπτομαι*, lat. specto. C. 153.

198) **svaihra** schwiegervater, altind. çvaçura, zend qaçura, gr. *ἑκυρός*, lat. socer, ksl. svekrŭ, keltisch hveger. Ebel beitr. 2, 164. C. 126.

199) **tahjan** hin und her reissen, altind. danç beissen, zend daç, gr. *δάκνω* beissen. C 124.

200) ags. **tâ**, ahd. **zehâ**, gr. *δάκτυλος*, lat. digitus aus dicitus. C. 124, wo taihô zu streichen ist.

201) **taihsvs** rechts, altind. dakshá tüchtig, geschickt, dákshiṇa tüchtig, rechts, zend dashina dexter, kelt. dess rechts. beitr. 2, 161. gr. *δεξιός*, lat. dexter. C. 212.

202) **taihun** zehn, altind. und zend dáçan zehn, gr. *δέκα*, lat. decem. C. 125.

203) **tarhjan** auszeichnen, eigentlich sehen lassen, altind. darç sehen, alts. torht glänzend. C. 125., zend dareç sehen, gr. *δέρκομαι*. Fick 85. in bezug auf das celtische s. Ebel beitr. 2, 167.

204) **teihan** zeihen, altind. diç, gr. *δείκνυμι δίκη*, lat. dico vgl. die trefflichen ausführungen von Sonne K. Z. 15, 82. taikns gehört nicht hierher sondern zu tij = stij (Grassmann K. Z. 12, 137).

205) **tiuhan** ziehen, lat. duco. Die vergleichung mit altind. duh, wofür wir oben die urform dhugh erschlossen, passt weder nach laut noch bedeutung.

206) **þahan** schweigen, lat. tacere, vielleicht ist altind. tuç (nebenform von tush), beschwichtigen, zu vergleichen, das dann aus taç tak entstanden sein müsste. Leo Meyers bemerk. K. Z. 14, 83 ist hiermit unvereinbar.

207) **þreihan** drängen, bedrängen, eigentlich drehen, foltern. Am nächsten steht lat. torqueo, altind. tark nachdenken heisst wol eigentlich volvere animo (Schweizer K. Z. 12, 302). C. 411.

208) **vahsjan** wachsen, altind. vaksh dass., zend vakhsh dass., gr. *αὐξάνω*. C. 344.

209) **veihs** (stamm: veihsa) flecken, altind. véça haus, gr. *οἶκος*, lat. vîcus, keltisch fich municipium, pagus Ebel, beitr. 2, 165. Das deutsche wort ist durch ein zweites suffix weitergebildet. C. 149.

Unverschoben bleibt das k in der lautgruppe sk. Das indogermanische sk erscheint im altindischen als sk, skh, ksh, kh, ch, c, s (savya), im griechischen entspricht *σκ*, *σχ*, *κ*, *χ*, *ξ*, *σ* (*συλάω*, *σῶμα*), im lat. sc oder c, im deutschen ist entweder das s abgefallen und das k verschoben (s. hûd, gahamon, hinkan) oder die ganze gruppe erhalten.

210) **skadus** schatten, altind. chad bedecken (über die erhaltung des d später). Regelrecht verschoben ist das k in den zu dieser wurzel gehörigen wörtern, welche das initiale s abgeworfen haben, altn. höttr hut, engl. hat. Lottner, K. Z. 7, 180. Zu der nahe verwanten wurzel sku bedecken gehört alts. skio decke, bedeckter himmel, gr. *σκιά*, ahd. skiu-ra scheuer. Zu einer auch aus anderen formen zu erschliessenden wurzel skam gehört skaman sih sich schämen, eigentl. sich bedecken. Delbrück, K. Z. 17, 240.

211) **skaidan** scheiden, altind. chid abschneiden zerreissen, zend çcid dass., wo çc nach zendischen gesetzen für sk steht, gr. *σχίζω* spalten, lat. scindo. Über das d später. C. 222. vgl. scheit und lett. skaida span, scheit.

212) alts. **skakan** erschüttert werden, beben wird von Kuhn Z. 3, 429. mit khaj umrühren, das zwar selbst unbelegt aber durch khaja rührlöffel gesichert ist, zusammengestellt. Nahe verwant ist ohne zweifel khañj hinken, womit unser hinken identisch ist. K. Z. 16, 319.

213) altn. **skald** dichter vergleicht Lottner K. Z. 11, 200 mit altind. chándas (aus skandas) lied, vers, mit erhaltenem d wegen des sk. Ist diese vergleichung haltbar, so wird man auch mit Kuhn Z. 4, 35. ags. sculdor zu altind. skandhas schulter stellen dürfen (zu n für l vll. vana: wald.)

214) **skal** bin schuldig, eig. ich fehlte (und muss wieder gut machen), altind. skhal sündigen (grundbedeutung schwanken). lit. skolà schuld, lat. scelus. Ist die wurzel sphal mit der wurzel skhal nah verwant,

so gehört auch C. nr. 558 hierher. Dagegen ist zu trennen got. s k i l j a fleischer, das zu einer wurzel skar gehört, welche C. 136 behandelt, und deren grundbedeutung s c h n e i d e n ist, während sich für unsere wörter aus altind. skhal die bedeutung a u s g l e i t e n ergiebt.

215) alts. **sk**ap gefäss, fass, got. skip sind von gr. *σκάφος σκάφη* schaff, schiff unmöglich zu trennen. Sie bezeichnen, wie *σκάπτω* graben beweist, das ausgehöhlte. Weil sich nun hier griech. *φ* und deutsch p begegnen, setzt Grassmann ph als ursprünglich. Aber man wird lat. scabo doch auch nicht trennen können, was auf media oder media asp. schliessen lässt. Es liegt hier einer der fälle vor, welcher zeigt, dass die geistvolle Grassmannsche ansicht, soweit sie die ursprünglichkeit der t e n u i s asp. betrifft, doch noch zweifeln unterliegt. vgl. C. 153.

216) **sk**a t t s geldstück, altind. skhad spalten, gr. *σκεδάννυμι σχέδος* tafel, blatt. Heyne Heliand Gl. s. v. skat, Müllenhof bei C. 222.

217) u s - **sk** a v s vorsichtig, nüchtern, viell. altind. kaví weise, dichter, gr. *κοέω θυοσκόος*, lat. caveo. C. 140. vgl. auch beitr. 2, 260. Zu derselben wurzel bringt Kuhn

218) **sk**a u n s schön (3, 433), also eig. „angesehen" wie altind. darçatá schön zu darç sehen.

219) ahd. **sc**i l u f schilf, lat. scirpus, gr. *ῥίψ* flechtwerk. C. 316.

220) af-**sk**i u b a n von sich schieben, altind. kshubh in bewegung, aufregung gerathen. Sonne bringt dazu nicht übel den *Σίσυφος* als schieber. K. Z. 10, 187.

221) spai-**sk**u l d r s speichel. skuldrs bringt Leo Meyer O. u. O. I, 520 sehr treffend zu altind. chard (aus skard) ausspeien, sich erbrechen, dessen d dem verschiebungsgesetze nicht widerspricht. Dadurch erledigt sich Grimms abteilung in spais-kuldrs oder spaisk-uldrs. Gr. 2, 332.

Von inlautendem sk wäre etwa zu nennen:

222) f i **sk** s (stamm: fiska), lat. piscis. Wegen celtischer parallelen vgl. K. Z. 3, 67 mit W. S. three ir. gloss. pag. LII.

223) alts. m a l **sk** stolz, übermütig, got. untila-malsks, altind. mûrkha stumpfsinnig, dumm, unverständig, nach altind. lautgesetzen aus marska (vgl. pûrṇa von par) entstanden. vgl. auch Leo Meyer O. u. O. I, 526.

Das sk als praesenszusatz bleibt ebenfalls unverschoben. So in ahd.

224) w u n **sc** a n wünschen neben altind. vâñch wünschen, was aus vansk entstanden ist, und auf die wurzel van (Venus venerari etc.) zurückgeht, ebenso in

225) ahd. m i **sk** a n mischen. Das altind. denominativum miçray mischen und miksh mischen, das griechische aus k erweichte *γ* in *μίγνυμι*, das lit. miszti mischen weisen auf eine wurzel mik, das keltische

vielleicht auf noch älteres mak. Das auslautende k dieser wurzel ist im lat. misceo aus micsceo (nach der zweiten!) im ahd. miskan aus mikskan, wol auch im keltischen vor dem sk verdrängt. Das griech. μίσγω hätte eine analoge erweichung im zusatz-k erfahren, wie μίγνυμι im stammhaften k. C. 300. Ebel beitr. 2, 164.

Als unregelmässig erhaltene k im anlaute führt Lottner in seinem oft citierten aufsatze (K. Z. 11) an: got. quairrus, quainon, quiþan, altn. kringla, kynda. Aber got. quairrus sanftmütig braucht nicht zum lat. cicur gestellt zu werden, sondern kann — und dies ist Bopps ansicht — ebenso gut zu jar zerreiben, mürbe machen gestellt werden. quainon ist etymologisch unklar. quiþan darf mit kath wol nicht mehr verglichen werden, seitdem Böhtlingk und Roth wieder darauf aufmerksam gemacht haben, dass eine wurzel kath in sanskrit nicht existiert, sondern nur ein denominativum kathay, was schon Schlegel auf katham „wie" zurückgeführt habe mit der bedeutung „das wie eines ereignisses darlegen." Warum altn. kringla kreis nicht als sichere ausname anzusehen sei, hat Lottner selbst a. a. o. 185 ausgeführt. Etwas andere bewantnis hat es mit „altn. kynda anzünden, engl. kindle (lat. ac-cendo, candeo, skr. cand glänzen, wovon candra mond)." Für candra mond erscheint nicht selten die ältere form çcandra (s. BR. s, v.) das heisst ursprünglich skandra. Das verbum möchte also auch im deutschen ursprünglich mit unverschobenem sk angelautet haben, und erst spät sein s verloren haben. Dass sich unter dieser voraussetzung auch die erhaltung des d erklärt, werden wir später sehen. Andere angeblich unverschobene k sind im laufe unserer untersuchung erledigt worden, so taikns (nr. 204) und vraiqvs (nr. 391). Wirklich unverschoben scheint das k in

226) alts. **vîkan** weichen neben gr. ϝείκω C. 125 und wol auch

227) **aquizi** neben acus acutus aç scharf sein etc. Auch einige inlautende altnordische k, die Lottner a. a. o. 186 beibringt, sind vielleicht unverschoben. Als resultat ergiebt sich, dass das k, wenn es allein stand, im inlaut selten unverschoben geblieben ist, nie im anlaut.

Bisweilen soll auch die alte tenuis im anlaut zur media geworden sein. Dafür führt Lottner a. a. o. 187 an: dragan und gretan. dragan ist s. v. laggs (n. 27) erklärt.

228) **gretan** wird von Lottner herbeigezogen unter der voraussetzung, dass es zu altind. krand donnern, prasseln, brausen, brüllen gehört. Indess diese vergleichung ist nicht zweifellos. Bühler in Benfey's O. u. O. 2, 340 vergleicht die altind. wurzel hrad oder hrâd, welche, wie aus ihren ableitungen zu schliessen ist, etwa denselben sinn hat wie krand, und dem consonantenverschiebungsgesetz nicht wiederspricht. Auf denselben gedanken ist Grassmann K. Z. 12, 134 gekommen. Bedenk-

lich ist nur dass das ê im praesens des verbums in mehreren sicher erklärbaren verben nicht dem blossen â der verwanten sprachen entspricht, denn flekan ist = plango, tekan = tango, (und slepan nicht = svap). Indessen sollte auch gretan mit hrâd nicht ohne weiteres zusammenzustellen sein, so ist darum die vergleichung mit kraṇd nicht weniger unrichtig.

Ursprünglich t gleich niederdeutsch th.

a) im anlaut.

Das idg. t ist im altindischen und zend zu t oder th geworden, im griech., lat., slav., litauischen zu t, im niederdeutschen zu th.

229) **þa**- pronominalstamm enthalten in þata þan þar etc. altind. ta-, gr. το-.

230) **þagkjan** denken, altlat. tongere, verglichen von Aufrecht K. Z. 1, 353.

231) **þahan** schweigen s. nr. 206.

232) **þaho** thon stellt Schweizer K. Z. 8, 451 zu nr. 237.

233) uf-**þanjan** ausdehnen, alts. þenian, altind. tan dehnen, zend tan ausstrecken, führen, gr. τείνω, lat. tendo. Dazu altn. thunnr dünn. C. 196. vgl. beitr. 2, 165.

234) **þaurban** bedürfen (stamm þarf). von den meinungen über dies verbum, welche Pauli in seiner schrift über die praeteritopraesentia zusammenstellt, scheint mir die Lottners die richtige, welcher þarf mit russ. terpêt' leiden vergleicht.

235) **þaurnus** dorn vergleicht Bopp Glossar s. v. tṛiṇa mit diesem altind. wort und russ. tern dorn (was vielleicht aus dem schwedischen entlehnt ist?) vgl. beitr. 2, 375. wol zu C. nr. 239.

236) **þaurp** dorf, feld, land cymr. treb vicus, wol auch lat. turba, gr. τύρβη (Lottner K. Z. 7, 178); lat. tribus, was Ebel K. Z. 6, 423 dazu gestellt hatte, will Corssen K. Z. 13, 179 getrennt wissen.

237) ags. **þâvan** tauen, viell. aus thâhvan, gr. τήκω schmelzen; freilich ksl. taiatĭ tauen. C. 197.

238) at-**þinsan** herziehen, ziehen, alts. þinsan ziehen, altind. taṅs hin und her ziehen, schütteln, lit. tasýti ziehen. Ein altes frequentativum von tan.

239) alts. **þim** schwarz, dunkel (oder subst.), nhd. dämmer und finster (vgl. K. Z. 15, 238), altind. támas finsternis, zend. temaṅh finsternis, lat. tenebrae, lit. tamsá dunkelheit, ksl. tĭma finsternis, keltisch temel obscuritas. Ebel, beitr. 2, 165.

240) **þairh**. Klar ist die wurzel tar durchschreiten. Der Bildung nach am nächsten steht wol altind. adv. tiryák in die quere; vgl. L. Meyer K. Z. 5, 370.

241) ga-þairsan verdorren, altind. tarsh dursten, zend tarshna durst, gr. τέρσομαι trocken werden, lat. torreo dörren. C. 202.

242) altn. þiór ochse s. n. 184.

243) þiuda volk, osk. tovto, umbr. tutu gemeinde, lettisch tauta volk, altir. tuath. Die wurzel ist erhalten in altind. tu valere, suffix ta mit speciell gotischer senkung des th in d. Ob þiuþ gut damit zusammenhängt, ist zweifelhaft. C. 204.

244) þius knecht kann für þihus stehen, wie naus für nahus = naçus νέκυς. Dann ist in alts. þegn das g aus h erweicht. Als wurzel stellt Grimm, s. v. degen, tak auf, dessen a in þius zu i verdünnt ist, welches aber im griech. τέκνον deutlich zu tage tritt. C. 198. Dann bedeutet þius der heranwachsende „puer."

245) þrafstjan trösten, altind. tarp satt werden, geniessen, gr. τέρπω. C. 202.

246) þragjan laufen, gr. τρέχω. Grassmann K. Z. 12, 81. Ebel beitr. 2, 167. vgl. Diefenbach Orig. Europ. 332.

347) þreihan s. nr. 207.

348) ags. þreágan þreán (Gr.) drohen, altind. tarj drohen, lat. torvus (K. Z. 13, 454). Das g scheint unregelmässig erhalten.

249) þreis drei, altind. tri, zend thri, gr. τρεῖς, lat. tres, ksl. tri. C. 203.

250) us-þriutan beschweren, belästigen, schmähen, lat. trudo, lit. trúdnas, ksl. trudŭ, πόνος; vgl. auch Fick 73.

251) altn. þrôask wachsen, gedeihen, lat. turgeo, besprochen von Regel K. Z. 10, 138.

252) þu du, altind. stamm tva, gr. τύ, lat. tu du, lit. tù du, ksl. ty du. C. 198.

253) þulan dulden, ertragen, altind. tul, gr. τλῆναι, lat. tuli. C. 199.

254) þurs riese, gr. τυρσηνός, eig. baumeister, ksl. tvoriti schaffen, altind. tvar eilen. Sonne K. Z. 10, 105. vgl. C. nr. 273.

255) þûsundi tausend und ksl. tysąšta, (lit. tukstantis) gelten als einer der stärksten beweise für die nahe beziehung des slavischen und deutschen. (Schleicher, beitr. 1, 14). Vielleicht aber ist das deutsche wort aus dem slavischen entlehnt. Scherer, zur gesch. d. d. sprache 456.

b) im in- und auslaut.

Die mit þ anfangenden suffixe þa (idg ta) þi (ti) þu (tu) þva (tva) þara (tara) sind nur erwähnt, wenn sie an vergleichbare wörter angefügt sind, so dass das gesammte wort aus idg. zeit zu stammen scheint, oder

wenn sie wiederum andere suffixe hinter sich haben. Das letztere ist der fall bei

256) **alþeis** alt, stamm alþja, zu alan aufziehen, lat. alere, gr. *ἄναλτος*. C. 320. Das erste bei

256[b]) **anþar** ein anderer, litauisch àntras der andere. Das altindische ántara bedeutet 1) innerlich, 2) verschieden. Es scheint demnach geteilt werden zu müssen in zwei gleichlautende aber dem sinne nach verschiedene formen. In der einen entspricht das *an* dem *an* in anþar, in der anderen dem gr. *ἐν* (*ἔνιερα*), lat. in, deutsch in. Aus demselben stamme, aber mit anderem comparativsuffix, ist ánya der andere gebildet, nach Kuhn beitr. 1, 367.

257) **broþar** bruder s. n. 98.

258) **falþan** s. n. 191.

259) **-faþs** herr, stamm faþi, altind. páti, zend paiti herr, gr. *πόσις*, lat. potis, lit. pàts gatte. C. 254.

260) **finþan** finden, s. nr. 312.

261) **fraþi** verstand, einsicht, lit. prantù ich merke, prótas einsicht, lett. prâts verstand, viell. interpretari. Curtius K. Z. 4, 237.

262) **liþus** glied, lat. artus. Als älteste form wäre etwa ărĕ-tu anzusetzen, woraus sich die scheinbare metathese des vocals erklärt. Die wurzel ist ar. C. 305.

263) **miþ** mit. Für die urdeutsche periode ist mati oder maþi anzusetzen. (K. Z. 4, 142). Sicher verwant gr. *μετά*, vll. altind. smat. C. 189.

264) **munþs** mund. „Der deutsche ausdruck mund gehört mit lat. mentum kinn zusammen, und letzteres scheint die ursprünglichere bedeutung bewahrt zu haben, denn die wörter gehören zu lat. eminere hervorragen, so dass sie also einen hervorragenden teil des gesichts bezeichnen, was für das kinn besser passt, als für den mund" Pauli, körpernamen 11.

265) **niþjis** vetter geht höchst wahrscheinlich auf ein idg. naptia (gr. *νεψιο* in *ἀνεψιός*) zurück, so dass man ausfall eines f vor þ annehmen muss. Ausser der von C. 241. angeführten literatur vgl. noch Benfey, O. u. O. I, 232 flgd.

266) **quiþus** bauch, laus-**quiþrs** nüchtern, altind. jathára bauch, dessen verwantschaft, mit der zweiten form auch dem suffix nach, einleuchtend ist. Das altind. th ist, wie gr. *γαστήρ* zeigt, entstanden aus st, wir müssten also auch im got. quist- voraussetzen. Wider die sonstige gewohnheit ist aber in unserem worte t zu th verschoben und das s vor th ausgestossen, wol weil das th schon zischend gesprochen wurde.

Für den anlaut ist dieser fall bekanntlich häufig; vgl. altn. þiór neben stiur.

267) **saþs** satt, lat. satur und satis sind augenscheinlich verwant. Die wurzel ist wol erhalten im altind. san „zur genüge erhalten, spenden," lit. sótus satt, ksl. sytŭ satt.

268) **tunþus** zahn, altind. danta, zend dañtan, gr. ὀδούς (ὀδοντ), lat. dens, lit. dantis zahn, kelt. dét beitr. 2, 161. Das u im suffix ebenso wie bei fotus. C. 219.

268[b]) **vairþan** werden, altind. vart sich wenden, vartís haus (ort der einkehr), lat. vertere, lit. vartýti hin und her wenden. Die litteratur siehe bei Diefenbach, got. wört. s. v.

269) **disvinþjan** worfeln, zerworfeln. Die vergleichung mit lit. vétyti worfeln, die schon Diefenbach hat, scheint einleuchtend. Dadurch wird aber das verhältniss zu got. vinds, für das auch älteres þ vorauszusetzen ist, unklar. vgl. Schleicher, Donaleitis Gl. pag. 323. Fick 167. Lottner, K. Z. 7, 165. Wenn man eine wurzel vat als weiterbildung von vâ (va) annehmen darf, so ist auch viþôn schütteln verwant.

Erhalten bleibt das t in der anlautsgruppe st. Wird aber wider den gewöhnlichen gebrauch das t zu þ verschoben, so fällt das s ab.

270) **stabs** s. n. 114. Vielleicht gehört hierhin auch staua. K. Z. 2, 458.

271) **stains** stein, fels, gr. στία kiesel. C. 194.

272) **standan** stehen, altind. sthâ, gr. ἵστημι, lat. sto, ksl. statŭ. C. 191.

273) **stautan** stossen, altind. tud, lat. tundo. Das s nur im deutschen erhalten. C. 204.

274) **stairno** stern, ved. stáras sterne, sanskr. tar und târâ, zend çtare stern, lat. stella, gr. ἀστήρ. Die wurzel ist wol star ausstreuen und die sterne „the strewers of light." Max Müller, lectures 2, 68.

275) **stairo** die unfruchtbare, altind. starî́ unfruchtbare kuh, gr. στεῖρα, lat. sterilis. C. 193.

276) ags. **stearn** staar, gr. ψάρ, lat. sturnus. C. 319.

277) **steigan** s. n. 36.

278) **stigqan** (stamm: stagq) stossen, us-**stiggan** ausstechen. Eine grosse anzal deutscher vergl. Dief. 2, 322 flgd., gr. στιγ in στίγμα στίζω, lat. di-stinguo, russ. stegát' stechen. Im altind. tij ist das s abgefallen. In stigqan ist idg. g regelrecht verschoben, in stiggan erhalten, wegen des st, worüber später. Hierher auch mit später abgefallenem s: taikns. Auffallend ist im got. verbum das stammhafte a gegenüber dem i in den verwanten sprachen und den nominalbildungen wie stiks und taikns. C. 195.

279) stilan (stal) stehlen. In bezug auf den an- und auslaut stimmt nur gr. στερέω berauben. C. 193. Das altind. stena (e = â?) dieb führt zusammen mit tâyú, stâyu auf eine wurzelform stâ, womit Pott und Benfey τητάομαι verglichen haben und ksl. taitĭ κρύπτειν.

280) straujan ausbreiten, altind. star, zend çtar streuen, hinlegen, gr. στορέννυμι, lat. sterno, ksl. strěti. C. 195. Dem u in der deutschen form entspricht das lat. in struo, instrumentum. Corssen, beitr. 71.

281) striks strich, lat. tergere, strigilis. Corssen, beitr. 437.

282) ahd. strît streit, altl. stlis, streit.

283) altn. stynja seufzen, stöhnen, altind. stan, tönen, donnern, ksl. stenati stöhnen. C. 193.

284) stiur stier, kalb, altind. sthûra stark, gr. ταῦρος, lat. taurus. Mit abfall des s und regelrechter verschiebung des t altn. þior. Die wurzel ist stu, stark sein, eine nebenform von stâ. C. 198. Dazu gehört wol auch stiviti geduld, „standhaftigkeit."

Inlautendes st ist erhalten in

285) fastan festhalten, ksl. postŭ, νηστεία, verwant mit altind. pastya haus und hof (feste ansiedelung), lat. postis. Benfey, O. u. O. I, 35.

286) gasts s. n. 5.

287) In svistar schwester ist das t wol eingeschoben, wie im ksl. sestra. Alle übrigen indogerm. sprachen, in denen das wort vorhanden ist, haben nur s: altind. svasar, zend qanhar, lat. soror, lit. sesů, gen. sesèrs. vgl. auch beitr. 2, 101. Ganz denselben fall haben wir bei:

288) ahd. stroum neben ksl. struja fluss. Dagegen altind. sru, lit. sravju fliessen, gr. σρυ (βαθύρροος). C. 316. Es ist also wahrscheinlich in diesen beiden wörtern der einschub in slavo-deutscher Zeit erfolgt. Doch vergleiche man wegen svistar Spiegel, beiträge 5, 369.

Als beispiel von ausnahmsweiser erhaltung des t ausserhalb der gruppe st pflegt man anzuführen:

289) tekan berühren, neben tango, gr. τεταγών. Ein entsprechendes wort im sanskrit ist nicht aufgefunden. vgl. Grassmann K. Z. 12, 134.

Sicher ist die erhaltung des t in ahtau, raihts, naht (octo, rectus, nocti), wo die verschiebung offenbar unterlassen ist, weil þ hinter h schwer zu sprechen ist. Anders half sich die sprache bei einem ähnlichen falle in niþjis (nr. 265.). Wahrscheinlich ist die erhaltung des t in ahd. anut ente gegenüber lat. anat. C. 284.

Ueber vertretung eines t durch d später.

Ursprünglich p = niederdeutsch f.

Dem indog. p entspricht im altindischen p, bisweilen ph (das aber wol durch einfluss eines s aus p geworden ist), im altbactrischen p, unter gewissen verhältnissen f, im griechischen π, bisweilen φ, im lat. p, im altsl. p, im lit. p, im deutschen f.

a) im anlaut.

290) **fadar** vater, altind. pitár, zend patar, gr. πατήρ, lat. pater. C. 243. kelt. athir. beitr. 2, 159. Ueber das d später.

291) **fahan** fangen gehört zu der im zend vorhandenen, im altind. aus pâça „schlinge" erschliessbaren wurzel paç „festbinden," lat. paciscor. Im gr. ist k zu g erweicht, πήγ-νυ-μι. Dazu, vermittelt durch den begriff „passen," auch faheþs freude und mit senkung des h zu g: fagrs schön. C. 241.

291[b]) ahd. **fahs** haupthaar, πέκω kämmen, πέκος vliess, lat. pecto. C. 150.

292) **faian** und **fijan** hassen hat Aufrecht K. Z. 3, 200 flgd. mit altind. pîy schmähen, geringschätzig begegnen, verhöhnen, lat. pejor pessimus, schön vermittelt.

293) **faihu** vieh, altind. paçu, lat. pecu, altpreussisch peku, was man wol mit Benfey O. u. O. I, 35 als das „angebundene" (oder wenn der deutsche begriff dem urspr. näher kommt) als das „eingefangene" zu verstehen hat.

294) filu-**faihs** sehr mannichfach, bifaihon übervorteilen bringt Pott K. Z. 6, 11 zu ποικίλος bunt, wechselnd, verschmitzt. Dies gehört zu altind. piç schmücken, auszieren, putzen. Wahrscheinlich muss man auf diese wurzel piç auch altind. piçuna hinterbringer, verräter, verläumder zurückführen, während BR. es zu spaç stellen.

295) **fairzna** ferse, altind. pârshṇi f. zend pâshna m. gr. πτέρνα, ksl. plesna planta pedis, vgl. noch K. Z. 3, 325.

296) **fairguni** berg vergleicht Grimm, Myth. I, 156 bekanntlich mit altindisch párjanya (Bühler O. u. O. I, 214 flgd.), lit. Perkunas, lett. Pehrkons, slav. Perun. Das g erklärt sich nur, wenn man annimmt, dass es aus h in gotischer zeit entstanden (wie aigands aus aihands). Dann wäre die verschiebung gegenüber dem litauischen regelrecht. Das altindische j muss aus k erweicht sein. (vgl. beiträge 4, 277.) Als wurzel wäre parç BR. IV, 588 anzusehen.

297) ahd. **falo** falb, altind. palita, grau, gr. πολιός, lat. pallidus, lit, pàlvas. C. 244.

298) **falþan** s. n. 191.

299) **fana** stück zeug, gr. πῆνος gewebe, lat. pannus. Die wurzel besass urspr. warscheinlich ein s, das sich in ahd. spannan erhalten hat. C. 248.

300) **faran** gehen (wol ursprünglich: hindurch, hinüber kommen), altind. par hinüber führen, gr. περάω, lat. porta. C. 245.

301) ags. **fearn**, ahd. faram, farn. Kuhn, herabk. des feuers pag. 219 weist nach, dass farn genau das verschobene altind. parṇa feder, kraut ist; „in der that lässt sich kaum eine pflanze finden, für welche der begriff des skr. parṇa in seiner ursprünglichen bedeutung als blatt und feder in seinem ganzen umfange passender wäre," vgl. auch ksl. pero feder, worüber Miklosich s. v. nachzusehen ist.

302) **fastan** s. n. 285.

303) **faur** = altind. puras, **faura** = altind. purâ; Kuhn, Ztschr. 3, 240.

304) **favai** wenige, lat. paucus, paulus, pauper. Eine sichere analogie aus dem altindischen ist hierfür so wenig wie für das wahrscheinlich verwante gr. παίω beigebracht. C. 244.

305) ags. **fâm**, engl. foam, nhd. feim mit anderem suffix, altsl. pěna. Schleicher, ksl. 58. altind. phena schaum, feim. Dies weist auf sp im anlaut, daher lat. spûma zu vergleichen, das mit dem deutschen im suffix stimmt. Die wurzel ist wol nr. 341.

306) alts. **fethara** feder, wofür man mit Grimm s. v. ein got. fiþra voraussetzen kann, altind. pattra feder, wurzel pat fliegen. Die übrigen verwanten s. bei Grimm, vgl. auch Kuhn, herabk. 178 anm.

307) mhd. **vërt**, **fërt**, anno praeterito, bringt Grimm, wörterb. 3, 1548 unmittelbar mit altind. paruti, gr. πέρυσι, im vorigen jahre, zusammen, so dass man etwa ein got. fairuþ zu vermuten hätte. Interessant ist diese vergleichung besonders deshalb, weil paruti, πέρυσι uralte composita sind. C. 248.

308) ahd. **fësa** spreu, altind. pish zerreiben, zerstampfen, zermahlen, zend pish reiben, schlagen, pistra das malen, gr. πτίσσω, lat. pinso, lit. pëstà die stampfe, vgl. Lottner, K. Z. 7, 21.

309) **filleins** von fell, þrutsfill aussatz, gr. πέλλα haut, lat. pellis. C. 244.

310) **filu** viel, altind. puru (aus paru), zend pouru, gr. πολύς, lat. plus. C. 253.

311) **fimf** fünf, altind. pancan, zend pukhdha quintus (u aus an) russ. piát, gr. πέντε, aeol. πέμπε, lat. quinque. C. 408.

312) **finþan** (fanþ) finden, erfahren. Die urgermanische bedeutung dieses verbums war „zu etwas gehen," wie Lottner, K. Z. 5, 398

und 11, 190 nachweist. Damit hängt zusammen altind. path, „pfad, weg," dem wir nr. 344 noch einmal begegnen werden, und wol auch altind. pat fliegen, dahin eilen, sich richten auf, geraten in. C. 190.

313) ahd. **firzu**, altind. pard, gr. *πέρδομαι*, lat. pêdo, lett. pe'rdu. C. 221.

314) **fisks** s. nr. 222.

315) ahd. **fiuhta** fichte, gr. *πεύκη* fichte, lit. puszìs fichte. C. 150. vgl. auch Kuhn, beitr. 2, 374.

316) mhd. **visellîn** penis, altind. pásas, gr. *πέος*, lat. pênis, lett. pist coire cum femina. C. 245.

317) **flahtom** s. nr. 191.

318) **flekan** beklagen. Genau stimmt lat. plango. Für dieses, so wie gr. *πλήσσω* stellt C. 250 eine wurzel *πλακ* auf. Das deutsche verlangt jedenfalls ein ursprüngliches g.

319) ahd. **flins** stein, gr. *πλίνθος*, lit. plytà ziegel. C. 251.

320) ahd. **flôh**, „jenes thier, dessen hofleben unser grosser dichter verherrlichte, hat einigen anspruch auf einen hohen stammbaum, denn es findet sich lat. pulex, ahd. flôh, sl. blocha, lit. blussa." Kuhn, Webers ind. stud. 1, 344. Das slavische und litauische wort passen nicht im anlaut, dagegen ist mit Curtius 366 gr. *ψύλλα* hinzuzufügen.

321) ags. **folm** hand, gr. *παλάμη*, lat. palma. C. 242. Pauli, Über die benennung der körperteile bei den Indogermanen, Berlin, Dümmler 1867 pag. 20 vergleicht hübsch altind. pâṇí hand, das für parni stehen könnte. Die wurzel vermutet er in par füllen, denn pâṇí, folm etc. hätten zuerst die hohle hand bezeichnet. keltische parall.: Ebel, beitr. 2, 164.

322) **fotus** fuss, altind. pad, pâ'da fuss. Das genau entsprechende altind. pâdú ist ein *ἁ. λ.*, dem BR. die bedeutung „bahn" geben; gr. *πούς*, lat. pes, lett. péda fussohle etc. Reichliche nachweisungen C. 220.

323) **fraþi** s. nr. 261.

324) **frijon** lieben, altind. prî lieben, príya lieb, zend (ebenfalls mit f.) frî lieben, ksl. prijati *προνοεῖν*, lit. prē̃telius freund (vgl. ahd. friudil). Interessante keltische parallelen Ebel, beitr. 2, 172.

325) **frius** frost, kälte ist schon lange mit altind. prush, das brennen bedeuten soll, vereinigt, und es ist dann auf die gleichen schmerzlichen wirkungen, die grosse kälte und grosse hitze hervorbringen, hingewiesen. prush ist zwar nur in der bedeutung träufeln, spritzen belegt, aber das verwante oder identische plush heisst brennen. Dazu bringt dann Froehde, K. Z. 14, 454 noch pruina, prurio, prurigo, *πυρσός*, *πυρρός*, *πυρσεύω*.

326) **fona** feuer. Das o ist in diesem worte entstanden wie in der ersten pers. dualis (K. Z. 2, 180) aus av. So kommen wir auf eine wurzel fav, welche ihrerseits auf altes pav oder pû weist. Eine wurzel pû ist im altind. vorhanden und heisst „hell sein, flammen" (siehe Grassmann, K. Z. 16, 184, dem man gegen BR. recht geben muss). Abgeleitet davon ist pâvaká hell, flammend, glänzend. Nach Grassmanns meinung sind hiermit auch verwant gr. *πῦρ*, ahd. fiur.

327) ahd. **furh** und **furhî** (Graff 3, 684), lat. porca. K. Z. 7, 164.

328) **fulls** voll, entstanden aus fulna, wie noch das litauische pìlnas voll zeigt. Gleich ist das altind. pûrṇá, das aus parna entstanden ist. zend perena, wurzel par, wozu filu, unser: volk, russ. polk, menge, lett. pulks haufen, menge (vgl. Pott, de linguarum letticarum cum vicinis nexu. Halis 1841.) C. 249.

329) **fûls** faul, altind. und zend pû faul sein, gr. *πύθω*, lat. pûs, lit. púti faulen, lett. pût stinken. C. 257.

330) ahd. **fûst** faust wird mit gr. *πυγμή*, lat. pugnus, ksl. pęstĭ faust zusammengestellt. Aber weder ist die wurzel recht klar, noch die bildung des deutschen und slavischen wortes. C. 258.

b) in- und auslautend.

Das aus p verschobene inlautende germanische f ist im got. nicht selten zu b gesenkt, andererseits erscheint im altn. und ags. nicht selten f, wo wir im gotischen regelrechtes aus bh entstandenes b finden. Über diese beiden erscheinungen wird später noch zu sprechen sein. Jetzt seien nur die fälle erwähnt, in denen in- oder auslautendes f sicher aus p verschoben ist.

331) **af**, **afar**, altind. und zend apa von-weg, gr. *ἀπό*, altind. ápara der andere, gr. *ἠπεροπεύειν*. C. 238.

332) **hafr** s. nr. 118.

333) **hlifan** s. nr. 148.

334) ahd. **niftilâ** nichte, altind. naptî', zend napti, s. nr. 265, wo schon erwähnt ist, dass in niþjis der labial ausgefallen ist, celt. necht. beitr. 2, 168.

335) **hlaifs** brot, oder mit senkung des f hlaibs. Die slavischen wörter, wie ksl. hlěbŭ, sind mit Lottner, K. Z. 11, 173 als entlehnt anzusehen. Dagegen hält Pott, Wurzelwörterbuch I, 14 lit. klěpas (das ich nur aus dieser anführung kenne), und lett. klaips für verwant und bringt sie unter die wurzel çrâ backen, kochen, caus. çrapayati.

336) altn. **sofa** schlafen, altind. svap, gr. *ὕπνος*, lat. somnus sopor, lit. sapnas, lett. sapnis, traum. C. 260. vgl. Ebel, beitr. 2, 164. slepan stimmt wegen des l, e und p nicht.

Erhalten ist das p durchgehend in der gruppe sp.

337) ahd. **sparôn** sparen. Damit verwant altind. spar retten (Rv. 1, 161, 5), ein lit. sparus sparsam führt Curtius, K. Z. 3, 416 an. Im lat. parcus, parcere ist s abgefallen. (Corssen, krit. beitr. 457.)

338) ahd. **spehôm** ich spähe, altind. spaç s. nr. 197.

339) got. **spinnan**, ahd. spannan, grundbed. ziehen, gr. *σπάω*. C. 245. vgl. nr. 299 s. v. fana und Corssen, krit. nachtr. 114.

340) ags. **spic** in spic-hûs (Wright, Gloss. p. 58), speck stellt Kuhn, Z. 3, 324 zu sphigî' hüfte (schwellender teil).

341) **speivan** speien. Über dieses wort spricht ausführlich Grassmann, K. Z. 11, 11. Es vergleicht sich mit lit. spiáuti, lat. spuo, gr. *πτύω* und altind. shṭhîv, welche beiden letzteren formen ebenfalls auf den anlaut sp zurückzuführen sind. vgl. nr. 305.

342) ags. **sporn**, sporn, altind. sphar und sphur stossen, vibrieren, altb. çpar mit den füssen treten, gr. *ἀ-σπαίρω*, lit. spìrti ausschlagen, lett. spe'rt mit dem fusse stossen. Die wurzel ist sehr schön behandelt von C. 259, wo auch „spreu“ und „springen“ ihr mit recht zugewiesen werden.

343) ags. **spôvan** gedeihen, spêd glück u. a. gehören nach Leo Meyers recht wahrscheinlicher annahme zu altind. sphây schwellen, fett sein. (K. Z. 8, 270). vgl. lett. spêt vermögen. Ein einfaches anlautendes p ist wider die regel erhalten in

344) ags. **päđ** pfad = altind. path pfad, gr. *πάτος* (Grassmann, K. Z. 12, 134).

Für den inlaut scheint ein sicheres beispiel

345) got. **vairpan** = gr. *Ϝρίπτειν*, Leo Meyer, K. Z. 15, 5.

Einige weniger sichere sehe man bei Lottner, K. Z. 11, 185. Davon dass altes p im anlaute als b erschiene, findet sich kein beispil. Die beispile für diesen vorgang im inlaut gehören unter die in der specialgeschichte des deutschen vollzogenen herabsenkungen aus f zu b.

Der erwähnung wert ist noch, dass urd. ph bisweilen idg. k entspricht, so dass wir einen organwechsel anzunehmen nicht umhin können. Für den anlaut haben wir diess anzunehmen in

346) **fidvor** vier neben altind. catvâ'ras, zend cathwaro, gr. *τέσσαρες* (*πίσυρες*), lat. quatuor, ksl. četyrije, lit. keturì, die alle gutt. oder deren vertreter im anlaut haben. Die entartungen des gutturals sind jedenfalls in jeder sprache für sich vorgegangen.

347) **fimf**, dessen zweites f einem alten k-laut entspricht, wie aus altind. pañcan, gr. *πέντε* (*πέμπε*), lat. quinque, lit. penkì zu ersehen ist. C. 408.

348) **aflifnan** übrig bleiben, wozu mit gotischer herabsenkung des f zu b auch laibos gehört, altind. ric, gr. λείπω, lat. linquo. (C. 406.) Regelrecht entspricht dem altind. ric got. leihvan, wie nr. 174 ausgeführt ist.

349) **vulfs** wolf, altind. vṛika, zend vehrka wolf, lit. vìlkas, ksl. vlŭkŭ wolf, lat. lupus, gr. λύκος. C. 148.

III. Mediae.

Ursprünglich g = niederdeutsch k.

Das alte g ist im altindischen vertreten durch g und j (dscha), im altbaktrischen durch g j z' z, im griechischen durch γ β, im lateinischen durch g gu (v), im altirischen durch g, im altslavischen durch g ž, im litauischen durch g z, im gotischen durch k qv (v).

a) im anlaut.

350) **kalbo** kalb. Das ahd. p in chalp und das ags. und alts. f in cealf, calf sprechen durchaus nicht gegen die annahme eines urdeutschen b. Somit stimmt altind. gárbha dem laute nach vollkommen, ebenso dem sinne nach, da es „mutterschooss, embryo, neugeborenes, junge brut" bezeichnet, gr. βρέφος, ksl. žrěbę pullus. C. 420. Demnach ist kein grund von dieser vergleichung wieder abzugehen und mit Hildebrand s. v. wörter zu vergleichen, die lautlich nicht passen.

351) **kalds** kalt, lat. gelidus, altind. jala kalt, starr (jala n. wasser). Diese wörter gehören vielleicht zu der wurzel jar aufreiben, schwächen, wozu u. a. γῆρας das alter. Die kälte ist das tote, hiems iners, der „wirkungslose."

352) altn. **kalla** rufen, altind. gar anrufen, preisen, gir stimme, rede, gr. γῆρυς stimme, lit. gàrsas stimme. Lottner, K. Z. 11, 165.

353) **kann** ich weiss, altind. jnâ wissen, zend zan erkennen, ksl. znati kennen, wissen, gr. γιγνώσκω, lat. gnosco. Die vermittelung zwischen dieser wurzel und der des zeugens (altind. jan etc.) liegt in dem begriffe des herankommens. vgl. C. 163 und beitr. 2, 162.

354) **kaurn** korn, frucht, weizen, lat. granum, ksl. zrŭno korn, lit. zirnis erbsen. Lottner, K. Z. 7, 164. gr. γῦρις feines mehl. C. 161. Die wurzel ist im altind. jar (zerreiben) erhalten.

355) **kaurs** schwer, gewichtig (stamm kauru), altind. gurú aus garu, wie gárîyaṇs schwerer zeigt, gr. βαρύς, lat. gravis. Kauru ist aus karu durch assimilierung des a (kuru, kauru) geworden; dazu kaurjôs 2. Cor. 10, 10. Ebel, K. Z. 5, 308.

356) **kebse.** Der ursprüngliche sinn des wortes ist wol kaum sclavin, sondern sicher beischläferin. Das altn. kefsir, das Hildebrand s. v. anführt, wenn es überhaupt hierhergehört, bewiese doch nur, dass kebse a u c h sclavin, nicht dass es z u n ä c h s t sclavin bezeichne. Zu vergleichen ist altind. jabh neben yabh coire cum femina, das den lauten nach genau stimmt. vgl. K. Z. 1, 126.

357) altndd. **kela** kehle. Hildebrand s. v. vergleicht altind. gala, hals, kehle, lat. gula. Die wurzel ist erhalten im altind. gar verschlingen, wozu gr. *βορ* in *βιβρώσκω βορά* frass, lat. (g)vorax, ferner gurgulio, gurges etc. C. 419.

358) **kinnus** kinn, backe. Die übereinstimmung von gr. *γένυς* kinn, lat. gena und unserem wort beweist, dass im altind. hanu das h aus g entstanden ist. Auffallend ist das doppelte n. Pauli (benennung der körperteile bei den Indogermanen.) setzt eine urform ganju voraus.

359) **kiusan** wählen, altind. jush, zend zush lieben, gern haben, gr. *γεύεσθαι* kosten, lat. gustare. C. 162.

360) alts. **klioban**, ags. cleofan unser klieben, klob, wofür man ein got. kliuban erwarten dürfte, ist am nächsten zu vergleichen mit altind. jrambh gähnen (die kinnbacken aufreissen), welches selbst wider verwant ist mit der weitausgedehnten wurzel gaf, gamf, die Kuhn Z. 1, 123 behandelt.

361) **kniu** knie, altind. jâ'nu, in zusammensetzungen -jñu, zend zhnu, gr. *γόνυ*, lat. genu. C. 164.

362) altndd. **kranc** kranich, gr. *γέρανος*, lat. grus, lit. gérve. C. 161 und in bezug auf das celtische Ebel, beitr. 2, 167.

363) **kuni** geschlecht, altind. jan zeugen, gr. *γίγνομαι*, lat. gigno C. 160, altind. jántu und zend jantu genossenschaft. vgl. beitr. 2, 161.

363b) ags. cû kuh, altind. go, nom. gaûs kuh, gr. *βοῦς*, lat. bôs, ksl. govedo grossvieh. C. 419.

b) In- und auslautend.

364) **airknipa** gute art, reinheit, altind. arjuna hell, rein, râj glänzen, zend râz, gr. *ἀργής* etc., lat. arguo. Schweizer, K. Z. 15, 315 zu C. 157.

365) **akrs** acker, altind. ajra flur, gr. *ἀγρός*, lat. ager. C. 157.

366) ahd. **anko** butter, lat. unguen, unguentum. Im altind. stammt von der wurzel añj salben â'jya die butter, das opferschmalz, añjas salbe mischung, davon der instr. añjasâ eig. „wie geschmiert," d. h. schnell, und Leo Meyer mag recht haben, wenn er damit got.

anaks plötzlich, sogleich, zusammenbringt. (K. Z. 6, 10.) Kuhn, Z. 1, 384.

367) **aukan** mehren, lat. augeo, lit. áuga wachse. C. 171.

368) **boc** s. nr. 92.

369) **brikan** brechen, lat. frango, mit verlust des r altind. bhañj. brechen. Dasselbe verhältniss bei

370) **brûkjan** brauchen, lat. frui (frugi), das schon syntactisch nicht von altind. bhuj geniesse zu trennen ist (Delbrück, ablativ localis instrumentalis pag. 65). Auffallend ist, dass im lat. neben der r-form auch eine form ohne r (fungi) vorzukommen scheint, und ebenso im deutschen, wenn wenigstens bauch (ags. bûc), wie Pauli a. a. o. 16 sehr wahrscheinlich macht, zu bhuj geniessen gehört.

371) **flekan** s. nr. 318.

372) **juk** joch, paar, altind. und zend yuj verbinden, gr. *ζεύγνυμι ζυγόν*, lat. jungo, jugum, ksl. igo joch, lit. jùngas joch. C. 166.

373) **mikils** gross. Das k dieses wortes macht schwierigkeiten, wenn man auf die nr. 31 pag. 6 angeführten altind. formen sieht, welche auf urspr. gh deuten. Indessen gr. *μέγας* und lat. magnus verglichen mit unserem worte weisen doch auf urspr. media, so dass man am besten tut eine wurzel mit med. asp. und eine mit med. von wesentlich gleicher bedeutung neben einander anzunehmen. vgl. Lottner, K. Z. 11, 177. C. 294. Fick 133.

374) **miluks** milch (aus milks?). k ist nicht suffix, da das wort offenbar mit altind. marj abwischen, abreiben, zend marez wischen, keltisch wurzel malg, beitr. 2, 163, gr. *ἀμέλγω*, lat. mulgeo verwant ist. C. 168. Das altslavische mlěko muss man wol mit Lottner, K. Z. 11, 172 für entlehnt aus dem deutschen halten.

375) ags. **nacod**, got. **naquaþs** nackt, altind. nagna nackt, ksl. nagŭ, nackt, lit. nůgas. (Schleicher, ksl. 49). nūdus hält Leo Meyer (ich kann nicht mehr finden wo) für zusammengezogen aus nogvidus. kelt. nochtchenn nudus capite. Ebel, beitr. 2, 172. Eine unsichere etymologie giebt Corssen, krit. beitr. 101.

376) **reiks** herrscher, altind. in zusammensetzungen -râj herrscher, lat. rex. Eine erörterung dieser zusammenstellung: Kuhn in Webers ind. stud. I, 332. C. 169.

377) **rakjan** in ufrakjan recken, strecken, altind. arj (3te plur. ṛiñjate) recken, strecken, gr. *ὀρέγω*, lat. rego. C. 169.

378) **tekan** s. nr. 289.

379) **þagkjan** s. nr. 230.

380) altn. **þekja** decken, altind. sthag decken, gr. *στέγω* decken, *τέγος* dach, lat. tego, lit. stégiu ich decke. C. 170. vgl. Ebel, beitr. 2, 165.

381) **vakan** wachen. Am nächsten steht lat. vegeo, vigil. Verwant ist aukan und was damit zusammenhängt. s. oben nr. 367.

382) **vaurkjan** wirken. Unzweifelhaft ist der zusammenhang mit zend varez wirken, tun, was nicht, wie Justi tut, mit altind. varh verglichen werden darf. gr. *Ϝεϱγ* in *ἔϱγον* etc. (Leo Meyer, K. Z. 15, 7 flgd). Nicht ganz sicher ist ein altindisches wort zu vergleichen. C. 165 K. Z. 6, 317.

Neben dem reinen k erscheint wiederum, wie neben dem reinen h ein v, und zwar muss man wie bei hv, so auch hier zwei arten des kv (qu) unterscheiden. Das v ist entweder aus idg. zeit mitgebracht, oder in germ. zeit entstanden. Für das erste weiss ich nur ein beispiel

383) alts. **qualm** gewaltsamer tot, ags. cvealm, alts. quâla marter, unser qual, quälen neben altind. jvar fiebern, sich betrüben und jval glühen, brennen. (Bopp, gl. s. v. jvar).

Die andere gruppe ist zahlreicher. Hinsichtlich der erklärung des kv in dieser verweise ich auf das über hv gesagte.

384) **quairnus** mühlstein in asilu-quairnus gehört zu der oben (nr. 354) besprochenen familie der wurzel jar, zerreiben, identisch ist russ. jiórnov mühle, vgl. auch ir. bróo a quern W. S. three irisch glossaries pag. XXVIII.

385) **quens** und **quino** weib, altind. jáni weib, im comp. auch -jâni, zend ghena, gr. *γυνή*, altpreussisch gana, ksl. žena frau, keltisch ben, ban frau. beitr. 2, 159 und W. S. three ir. gloss. XXVIII, natürlich zu jan C. 160.

386) **quiman** kommen, altind. und zend gam gehen, lat. venio, gr. *βαίνω*. C. 415.

387) **quius** lebendig, altind. jîvá lebendig, jîv leben, zend jîvya lebendig, gr. *βίος*, *βίοω* etc., lat. vîvere, vîvus, ksl. živŭ lebend, lit. gývas lebendig, kelt. biu, béo. beitr. 2, 160. C. 418.

388) **quiþus** s. nr. 266.

Von inlautenden qu wären etwa zu erwähnen

389) **riqnis** finsternis, zunächst aus raquis durch assimilation, wie das gleichbedeutende altn. rōk beweist, das sein ō dem im altnord. hinter k weggefallenen u (v) verdankt, mit altind. rájas finsterniss schon von Bopp (gl.) verglichen. Wegen des oft herangezogenen gr. *ἔϱεβος* vgl. C. 421.

390) **stigquan** s. nr. 278.

391) **vraiqus** schräg, krumm, altind. vṛjiná krumm, trügerisch, lat. valgus. Im griechischen *ϱαιβός* (aus *Ϝϱαιγός*) erklärt C. den diphthongen als aus *Ϝϱάγιος* entstanden. Derselbe vorgang ist im got. anzunehmen (vraiqva aus vraqvja, vgl. hails). Auch eine form mit suff. -na,

(dessen n aber in den stamm des wortes übergetreten ist), wie im altind., ist erhalten im ags. vrence, trug. Aufrecht, K. Z. 12, 400.

Ursprünglich d = niederdeutsch t.

a) im anlaut.

392) **tagr** trähne, gr. *δάκρυ*, lat. dacruma. Das g ist also speciell gotisch statt h. C. 124. vgl. beitr. 2, 160.

393) **tahjan** s. nr. 199.

394) **taihsvs** s. nr. 201.

395) **taihun** s. nr. 202.

396) (ga)**tairan** zerreissen, altind. dar bersten, zerreissen, gr. *δέρω* schinden, lit. diriù ich schinde. C. 212.

397) ga**tamjan** zähmen, altind. dam zahm sein, zähmen, gr. *δαμάω*, lat. domare. ga-**timan** geziemen würde danach heissen „zahm sein," bequem sein für jemand (dat). Doch scheint die mhd. construct. (Grimm, gr. IV, 225) diese auffassung allerdings nicht zu bestätigen.

398) **tarhjan** s. nr. 203.

399) ags. **tâcor** schwager (mit k, das aus blossem v entstanden ist?), altind. devár (und dévara), besonders jüngerer bruder des mannes, lat. levir (mit auffallendem e), gr. *δαήρ*, lit. dëveris schwager, ksl. děverĭ schwager. Wenn das deutsche k wirklich später entstanden ist und nicht auf eine urform mit gv weist, so ist div als wurzel anzunehmen, und der schwager heisst der „tändler," der jüngere bruder, der mit der frau spielt, während der mann auf arbeit geht. Ein zug aus einem indogermanischen idyll, den man sich sicherer ausmalen könnte, wenn das ags. k nicht wäre.

400) **timrjan** zimmern, gr. *δέμειν* bauen. Davon ist nicht zu trennen gr. *δόμος* haus, folglich auch lat. domus, ksl. domŭ und altind. damá. BR. s. v. damá leugnen zwar diese verwantschaft, indem sie sagen, dass das wort damá im sanskrit keine andere ableitung habe als von dam „zahm sein." damá bezeichne daher ursprünglich den ort, wo der mann unumschränkt herrscht. Aber es ist ja durchaus nicht erforderlich, dass jedes sanskritwort seine ableitung im sanskrit habe. So gut wie wörter anderer sprachen durch ein sanskritwort aufschluss über ihre grundbedeutung erhalten, müssen es auch sanskritwörter sich gefallen lassen, z. b. durch griechische erklärt zu werden. Ich bin also der ansicht, dass man durch gr. *δέμω* und timrjan gezwungen sei, auch für altind. damá den grundbegriff „gebäude" aufzustellen. Ob die wurzel „zahm sein" (nr. 397) sich durch die begriffe still stehen, fest sein etc. schliesslich auch noch mit *δέμω* vermitteln lasse, ist zweifelhaft. beitr. 2, 160.

401) ags. **Tives** däg, worin Tives = altind. divás, gr. *ΔιFός*, wurzel div leuchten, dazu auch altn. tîvar. Grimm, myth. 1, 175 flgd. Eine ausführliche erörterung der wurzel div: K. Z. 11, 4 flgd. vgl. auch beitr. 2, 161.

402) **teihan** s. nr. 204.

403) **triggvs** s. nr. 73.

404) **triu** baum, altind. und zend dru holz, gr. *δρῦς* eiche, ksl. drŭva *ξύλα*, kelt. daur quercus. beitr. 2, 160. Nahe stehen auch altind. dâ'ru holz, gr. *δόρυ*. Die wurzel ist die nr. 396 erwähnte. Kuhn, Z. 4, 84 flgd. Vgl. auch beitr. 2, 375 und lett. darva theer.

405) **tuggo** s. nr. 37.

406) **tunthus** s. nr. 268.

407) **tiuhan** ziehen ist längst mit lat. ducere verglichen worden. Das altind. duh passt dazu nicht wegen des h im auslaut, und weil es höchst wahrscheinlich früher zwei aspiraten hatte. K. Z. 12, 126.

408) **tvai**, altind. dva, gr. *δύο*, lat. duo, ksl. dŭva, lit. dù. C. 215.

b) in- und auslautend.

409) **beitan** s. nr. 98.

410) **fotus** s. nr. 322.

411) **gaits** s. nr. 2.

412) **giutan** s. nr. 15,

413) **gretan** s. nr. 228.

414) **hairto** s. nr. 144.

415) **itan** (at) essen, altind. ad essen, gr. *ἔδω*, lat. edo, lit. édmi. C. 216. celtisch ithim edo vgl. Lottner, beitr. 2, 315 anm.

416) ahd. **knoto** knoten, lat. nôdus aus gnôdus. Lottner, K. Z. 7, 187.

417) ahd. **nĕst.** Das altind. nîḍá ist unzweifelhaft richtig aus ni-sad niedersitzen gedeutet worden. Wir haben also auch in unserem deutschen wort ein altes compositum anzuerkennen. Das ksl. gnĕzdo hat vorn einen, wie es scheint, bedeutungslosen zusatz. Dieselbe contraction wie das altind. zeigt lat. nîdus. Benfey, griech. wurzell. 1, 446. Böhtlingk-Roth s. v. Ebel, beitr. 2, 168.

418) ags. **reótan** weinen (wurzel rut), altind. und zend rud weinen, lat. rudo, ksl. rydati weinen, beklagen, lit. raudá wehklage. vgl. Lottner, K. Z. 7, 20.

419) **sitan** (sat) sitzen, altind. sad, zend had, gr. *ἕδος* sitz, lat. sedeo, lit. sédmi. C. 216. kelt. wurzel sad. Ebel, beitr. 2, 165.

420) s t a u t a n s. nr. 273.

421) s u t i s mild, altind. svâdu süss, gr. ἡδύς, lat. suâvis, lit. saldùs, lett. sa'lds süss. C. 206.

421b) altn. s v e i t i schweiss, altind. svid schwitzen, gr. ἰδίω, ἱδρώς, lat. sûdare. C. 218.

422) v a i t ich weiss, altind. und zend vid, veda ich weiss, gr. Ϝιδ οἶδα, lat. video, lit. veizdmi sehe, ksl. viděti sehen. Ueber das hierher gehörige got. veitvôds s. O. u. O. 2, 341 und 730 flgd. C. 217.

423) v a t o wasser, altind. ud quellen, gr. ὕδωρ, lat. unda, ksl. voda wasser. C. 224.

Ursprünglich b = niederdeutsch p.

Ob die idg. grundsprache ein b hatte, ist auch nach den ausführungen von Bickell, K. Z. 14, 425 flgd. und den aufstellungen von Fick in seinem idg. wörterbuch noch zweifelhaft. Von anlautenden deutschen p hat sich bis jetzt noch keins der vergleichung mit einem b in andern idg. sprachen fügen wollen. Zwar ist got. p a i d a rock mit βαίτη (Herodot 4, 64) verglichen worden, was lautlich (d aus þ) und begrifflich sehr wol angienge. (vergl. Wackernagel, Haupts Zeitschr. 6, 297.) Stutzig macht nur das finnische paita (lappisch paidde) derselben bedeutung. Nach S c h i e f n e r s (brieflicher) mitteilung sind die finnischen wörter wahrscheinlich aus dem gotischen entlehnt. Die Goten könnten aber paida auch erst von einem anderen volke entlehnt haben, wie die Griechen vielleicht βαίτη. Ueber die verbreitung des wortes in deutschen dialecten vgl. noch Lexer, kärntisches wörterbuch s. v. pfät. Von auslautendem p = b in andern idg. sprachen ist nur ein sicheres beispiel bekannt, nämlich das oben (nr. 236) besprochene þaurp. Doch fehlt hier die asiatische parallele.

Dass eine urspr. media im deutschen als aspirata erschiene, ist wol nicht behauptet worden. Dagegen führt Lottner, K. Z. 11, 197 nicht wenige fälle von erhaltung der media an. Sie werden zum teil beseitigt durch die Grassmannsche hypothese von der ursprünglichkeit zweier weicher aspiraten. Dies ist der fall mit gredus (nr. 11), bairgan (nr. 19), wurzel drug (nr. 23), deigan (nr. 22), dauhtar (nr. 43), bindan (nr. 55), biudan (nr. 57). Vielleicht gilt dasselbe von gods (K. Z. 12, 129), dags (K. Z. 12, 125), drygge (K. Z. 12, 131), welche drei beispiele ich oben nicht angeführt habe, weil ihre etymologie nicht ausser allem zweifel steht. Als zweite gruppe von ausnahmen fassen wir zusammen stiggan (nr. 278), altn. strengja neben lat. stringere (Lottner, a. a. o. 201), skald (nr. 213), skaidan (nr. 211),

skadus (nr. 210) -skuldrs (nr. 221), und vielleicht scyndan (Lottner a. a. o. 201). Es ist einleuchtend, dass in diesen 6 fällen die unversehrte erhaltung der anlautsgruppe st oder sk die conservierung auch der übrigen laute des wortes befördert hat.

Nach diesen abzügen bleiben von den Lottnerschen ausnahmen noch folgende:

gagga, gras, gilpan, gala, diups, dails, gavi, draumr, welche von Grassmann, K. Z. 12, 131 flgd. in dieser reihenfolge besprochen sind. altn. mergr mark mit altind. majjan zu identificieren und dies aus marjan zu erklären, ist zwar sehr verlockend, aber wegen des altsl. mozgŭ unmöglich. Darum ist die vermutung nicht abzuweisen, dass auch dem g von mergr ein altes gh entspreche. (Pauli, körpernamen pag. 25). vgl. noch E. Kuhn, K. Z. 17, 234, wobei zu bemerken ist, dass Justi s. v. merezu fälschlich altind. marjû herbeizieht. In fairguni ist das g oben (nr. 296) anders erklärt. Das gr von graban neben γράφω hat offenbar eine lange geschichte hinter sich. Die vermutung ist sehr wahrscheinlich, dass der ursprüngliche anlaut sk war, dass das k nach abfall des s sich zu h (im gr. χ) verschob und dass dieses h (χ) sich im deutschen und griechischen unabhängig von einander zu g (γ) senkte. Eine solche senkung von h zu g ist zwar im deutschen sonst nur im inlaut nachweisbar, aber auch wol bei grids neben schreiten anzunehmen, wenn man nicht vorzieht grids mit gardh (aus ghardh) zu vereinigen. vgl. Rigveda 4, 38, 3. Die übrigen ausnahmen Lottners sind etymologisch nicht ausser zweifel. Ein sicheres beispiel schien uns nr. 248 in þreágan vorzuliegen. So viel lässt sich mit bestimmtheit sagen, dass eine regelwidrige erhaltung der media sehr selten ist.

Nicht eigentlich hierher gehört die rein deutsche senkung von aspiraten zu medien.

In nicht wenigen fällen nämlich entspricht der inlautenden tenuis der verwanten sprachen im gotischen eine inlautende media. Unter den bis jetzt besprochenen wörtern sind mehrere, bei denen das gotische zwischen media und aspirata schwankt, so faginôn neben faheþs, laibos neben aflifnan, sads neben saþs, hlaibs neben hlaifs, faþs neben fadis, tigus neben taihun, juggs neben juhiza. In allen diesen fällen weist die etymologie nach, dass die aspirata der durch das gesetz geforderte laut, die media erst eine abschwächung daraus ist. Dasselbe ist der fall in vielen fällen, wo das gotische nur mehr die media aufweist, wie fadar, fidvor, hund, sibun, tagr, þaurban, þiuda, nadrs neben natrix u. a. mehr. Man hat hier

offenbar überall anzunehmen, dass die aspirata im inlaut eine weichere aussprache hatte, also zur weichen aspirata wurde und dass diese sich zur media schwächte.

Da ich diese erscheinung später ausführlicher zu behandeln hoffe, begnüge ich mich für jetzt mit den angeführten wörtern.

Es liegt nicht in der absicht dieses aufsatzes, die theorie des lautverschiebungsgesetzes ausführlich zu erörtern, doch mögen die nächstliegenden folgerungen ganz kurz bezeichnet werden.

Am meisten analogie in anderen sprachen hat die in einer blossen lautschwächung bestehende verwandlung des alten gh dh bh in g d b. Man wird daher recht thun, mit Curtius, Lottner, Grassmann in dieser verwandlung den anfang der ganzen bewegung zu erblicken.

Die verwandlung des k t p in kh th ph hat im griechischen und altindischen vereinzelte analogieen. Sie mag ihren grund haben in einem besonders grossen kraftaufwand bei der aussprache dieser tenues. Berücksichtigt man die vorliebe der Germanen für alliteration, so darf man vielleicht annehmen, dass zunächst die initialen tenues von dieser verschiebung ergriffen sind und dass diese dann die in- und auslautenden nach sich gezogen haben.

Ohne analogie ist die hebung der mediae zu tenues. Diese erscheinung kann also als eine isolierte nicht begriffen werden. Sie muss wol dienen, „um das gestörte gleichgewicht der laute wieder herzustellen.“ (vgl. ausser den angeführten aufsätzen von Curtius, Lottner, Grassmann auch Arendt, K. Z. 12, 443.). — Als die mediae zu tenues verschoben wurden, müssen die aus den mediae aspiratae entstandenen mediae noch etwas in der aussprache gehabt haben, was sie von den alten echten mediae unterschied. Sonst wäre eine vermischung in der verschiebung unvermeidlich gewesen.

HALLE, JANUAR 1868. B. DELBRÜCK.

ÜBERSICHT DER MITTELNIEDERLÄNDISCHEN LITTERATUR IN IHRER GESCHICHTLICHEN ENTWICKELUNG.[1])

Von den übrigen germanischen nationen steht uns Deutschen keine so nahe, wie die niederländische. Unsre niederdeutschen dialecte, namentlich das westfälische, stimmen so sehr mit dem holländischen überein, dass der des einen kundige das andere versteht. Nur die schriftsprache scheidet, die nach den staatsgrenzen hier holländisch, dort hochdeutsch ist. Mit recht lassen daher die ethnographen die sprachliche oder nationale grenze mit der politischen zusammenfallen.[2]) Im mittelalter bestand weder eine solche reichsgrenze, noch auch eine Nieder- und Oberdeutschland gemeinsame feste schriftsprache: die niederdeutschen dialecte wurden nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben. Eine sprachliche scheidung des mittelniederländischen vom mittelniederdeutschen kann daher nur auf unbedeutenden, unsicheren kennzeichen beruhen, kann nur einen allmähligen übergang, keinen scharf abweichenden zusammenstoss nachweisen.

Und doch hat der erbauer des gewaltigen germanischen sprachenhauses, J. Grimm, das mnl. vom mnd. getrennt: wegen der unvergleichlich grösseren menge, bedeutung und reinheit der sprachquellen in den alten Niederlanden gegenüber den übrigen niederdeutschen ländern. Es ist also die litteratur, nicht die sprache, welche diese trennung rechtfertigt. Während in Niederdeutschland bis ins fünfzehnte jahrhundert nur verhältnismässig wenige und noch dazu meist von der hochdeutschen litteratur abhängige litterarische erzeugnisse vorhanden sind, finden wir in den Niederlanden vom 13. jahrhundert ab eine reiche fülle von schriftwerken, die fast durchaus vom hochdeutschen einflusse frei sind, dafür aber einen unmittelbaren zusammenhang mit der französischen litteratur haben. Wol zeigen sich viele übereinstimmungen mit der mhd. litteratur in dem charakter der gesamten perioden wie in den einzelnen erscheinungen; allein diese übereinstimmungen sind theils aus der ursprünglichen stammesgemeinschaft zu erklären, theils aus dem schon im mittelalter mächtig hervortretenden zusammenhange der europäischen bildung. Vergleichen wir also das mnl. mit dem mhd., so finden wir nicht sowol ein gegenseitiges einwirken, als eine ziemlich gleichmässige entwickelung.

1) Diesem aufsatze liegt, hie und da erweitert und durch die belegstellen ergänzt, ein vortrag zu grunde, der auf der XXV. philologenversammlung zu Halle, October 1867, gehalten worden ist.

2) Z. b. H. Kiepert in seiner völker- und sprachenkarte von Deutschland und den nachbarländern, Berlin 1867.

Dieser parallelismus muss uns nun freilich an sich schon ein genügendes interesse für das mnl. erwecken, und in der that ist es auch die deutsche philologie, welche zuerst auf die wiederbelebung der mnl. litteratur nachhaltigen einfluss geübt hat. Denn was im vorigen jahrhundert B. Huydecoper mit seiner ausgabe des Melis Stoke (1772), dann im anfange des neunzehnten J. A. Clignett mit seinen beiträgen (1819) geleistet hatten, stand vereinzelt, ohne mitarbeiter, ohne nachfolger. J. Grimm aber mit seiner grammatik, dann 1834 mit seinem Reinhart Fuchs liess in Deutschland und in den Niederlanden die wichtigkeit der mnl. litteratur klar erkennen. Neben ihm arbeiteten H. Hoffmann und F. J. Mone. Ihre anregungen fanden zuerst in Belgien fruchtbaren boden, wo die flämische bewegung in der wertschätzung ihrer alten litteratur einen mächtigen anhalt fand. J. F. Willems, mit dem sich Ph. Blommaert, C. P. Serrure, J. H. Bormans, F. A. Snellaert u. a. verbanden, gab eine fülle der bedeutendsten quellen heraus. Aber diese arbeiten trugen zum theil trotz ihrer grossen verdienste das gepräge des dilettantismus. Anders ward dies, als auch in Holland das studium des mnl. aufkam und sich im ausgesprochenen anschlusse an die deutsche altertumsforschung strenge methode und umfassende gesichtspunkte aneignete. Vor allen andern sind hier W. J. A. Jonckbloet und M. de Vries zu nennen, um welche sich bald ein kreis von jüngeren mitarbeitern scharte.

Jonckbloet hat auch die erste umfassende und eingehende mnl. litteraturgeschichte geschrieben (Amsterdam 1851—55, 3 Bde.) und in dieser die resultate fremder und eigener forschung gesammelt, scharfsinnig geprüft und mit warmer liebe dargestellt. Allein das erste werk dieser art konnte nicht abschliessend sein. Jonckbloets ansichten sind zum theil zu kühn oder zu künstlich, so dass er sie in manchen und gar nicht unbedeutenden punkten seitdem selbst zurückgezogen hat. Dazu kommt, dass in den inzwischen verflossenen zwölf jahren eine anzahl wichtiger quellen neu veröffentlicht worden sind, z. b. in dem *Vaderlandsch Museum voor nederduitsche Letterkunde Oudheid en Geschiedenis van C. P. Serrure, D. I—V. Gent* 1855—63; dass ferner neue untersuchungen höchst belangreiche aufschlüsse gegeben haben: ich nenne nur die einleitung von de Vries zu der neuen ausgabe von *Maerlants Spieghel historiael.* Es wird also wol der mühe wert sein, das gesamtbild der mnl. litteraturgeschichte im neugewonnenen lichte zu betrachten.

Der grund, weshalb die Niederlande im mittelalter eine eigentümliche und bedeutende litteratur erzeugten, ist in den politischen verhältnissen zu suchen. An der grenze deutscher zunge gelegen, in beständiger freundlicher und feindlicher wechselbeziehung zu Frankreich erlangten diese lande frühe eine selbständigkeit, deren ausdruck eben die erhe-

bung ihrer sprache zur litteratursprache ward. Als die länder, welche an dieser besonderen entwickelung theil nahmen, muss man ansehen und hat man schon im mittelalter angesehen die beiden grafschaften Flandern und Holland und das herzogtum Brabant. Flandern ist der eigentliche kern und der ausgangspunkt dieser entwickelung. Natürlich; denn es war räumlich am weitesten vom eigentlichen Deutschland entfernt und noch dazu politisch von anfang an von diesem getrennt. Der begründer der grafschaft, Balduin I. war der schwiegersohn Karls des Kahlen und dessen lehnsmann. Allerdings ward unter Otto dem Grossen (941) ein stück Flanderns, das land von Waas zwischen Gent und Antwerpen zum deutschen reich geschlagen, aber der grössere theil überwog doch auch später und gab dem ganzen eine vom deutschen reiche fast ganz unabhängige stellung. Bis zum ende des XII. jahrhunderts war mit dem flämisch redenden theile auch noch eine grosse strecke mit französischer bevölkerung verbunden: Arras war damals die hauptstadt des ganzen.[1]) Allerdings kam dieser französische theil, das Artois, 1191 an Philipp August; allein noch immer war mit dem deutschredenden Flandern der wallonische Hennegau verbunden. So bildete Flandern einen staat, der zwischen Deutschland und Frankreich in der mitte stand und während des dreizehnten, vierzehnten jahrhunderts diese unabhängige stellung durch die englische allianz stützte. Während der kreuzzüge war Flandern in rittertum und handel fast allen nationen vorausgekommen. Hier zuerst, und zwar unter den reichgewordenen bürgern, fand der niederländische dialect höhere wertschätzung und litterarische anwendung. Freilich machte gegen das ende des dreizehnten jahrhunderts die durch gewalt und list vordringende herschaft Frankreichs, dem sich seit 1305 die grafen ganz hingaben, dieser nationalen blüte so ziemlich ein ende. Wenn auch die städte einzelne glänzende siege davon trugen, besonders 1302 in der sporenschlacht bei Courtray, dann in den vierziger jahren Gent unter Jacob van Artevelde sich frei erhielt, so verkümmerte doch in diesen beständigen innern und äussern kämpfen die flandrische dichtung seit dem beginne des vierzehnten jahrhunderts.

Nicht viel fester als in Flandern erscheint die verbindung mit Deutschland in Holland und dem damit verbundenen Seeland. Zwar hatte noch graf Wilhelm II. die deutsche königskrone angenommen; allein seit seinem tode gegen die Friesen 1256 wandten sich seine nachfolger fast ausschliesslich den kämpfen mit den nächsten nachbarn, Frie-

1) Ueber die französische litteratur Flanderns s. C. A. Serrure, *Geschiedenis der nederlandsche en fransche letterkunde in het graefschaf Flaenderen van de vroegste tijden tot aen het einde der regering van het huis van Burgondie.* Gent 1855.

sen und Flamingen, und den innern verhältnissen zu. Auch hier blühten früh die städte auf, aber die bäuerliche, viehzucht und fischfang treibende bevölkerung gab Holland namentlich gegenüber Flandern das eigentliche gepräge. Zwischen den grossstädten und der landbevölkerung, die sich an die reste des adels anschloss, entbrannte seit der mitte des vierzehnten jahrhunderts der langjährige, blutige kampf der Kabeljauws und Hoeks. Damals waren nach dem tode Wilhelms IV. bei Staveren 1345 dessen neffen, die söhne Ludwigs des Baiern, erst Wilhelm, später Albrecht zur regierung in Holland gekommen und dadurch eine enge verbindung dieser lande mit Deutschland hergestellt, die auch in der sprache und litteratur stark hervortrat, Diese verbindung wurde jedoch gänzlich abgeschnitten, als Albrechts enkelin Jacobäa durch Philipp von Burgund verdrängt ward 1428 († 1436). Das burgundische haus hatte schon 1384 Flandern, 1406 Brabant geerbt. Damit ward das französische die sprache der herscher und übte auf die schriftsprache überhaupt den grösten und schädlichsten einfluss. Die kurze und nur sehr schwache verbindung mit Deutschland durch Maximilians I. vermählung mit Maria von Burgund konnte dies nicht ändern.

Das dritte land, das zur mnl. litteratur beitrug, war Brabant. Es war unter herzog Gotfried dem Bärtigen im zwölften jahrhundert aus dem früheren Niederlothringen herausgewachsen. Hier waren die deutschen einflüsse stets am stärksten, wie sich auch in der litteratur zeigen wird. Doch überwogen immer noch die beziehungen zu Flandern und so sehen wir von Jan I. bis zum III., 1260—1355, hier eine reiche, durchaus mnl. litteratur erblühen, die zwischen der früheren flämischen und der späteren holländischen vermittelte, ebenso wie in der baukunst und später in der malerei Flandern begann, Brabant fortsetzte, Holland beschloss.[1])

Die angrenzenden lande dagegen, namentlich Geldern, kann man für das mittelalter nicht von Deutschland trennen. Aus dem Limburgischen stammt bekanntlich der vermittler zwischen dem französischen und dem deutschen rittergedicht, Heinrich von Veldeke. Rein im heimatlichen dialect scheint er nur seine erste arbeit, die legende von Servatius, gedichtet zu haben: sie ist auch das einzige unter seinen werken, welches später noch in den Niederlanden angezogen wird, in Maerlants

1) K. Schnaase, Niederländische briefe. Stuttgart und Tübingen 1834. Einleitung. „In Holland ist die malerei des siebzehnten jahrhunderts, in Brabant die des sechzehnten bis auf Rubens, in Flandern die Eicksche schule des fünfzehnten einheimisch . . . In architectonischer beziehung lernt man in Holland nur späteres, in Brabant die letzte und reichste, in Flandern eine frühere periode des gotischen baues kennen."

Sp. hist. III. partie, 5. buch, 22. cap., v. 77—84. Indem sich aber Heinrich von Veldeke später an die hochdeutsche litteratur anschloss, lässt er vermuten, dass es in seiner zeit, in den siebziger und achtziger jahren des zwölften jahrhunderts noch keine mnl. litteratur gab; denn sonst würde ihm diese allerdings verwanter gewesen sein. Auch lässt sich wol erklären, warum erst der anfang des dreizehnten jahrhunderts diese litteratur hervorbrachte. Der adel, der bis dahin vorherschte, schloss sich in Flandern und Brabant ganz der französischen bildung, auch in der sprache an.[1]) Im zwölften jahrhundert blühte am hofe der flandrischen grafen die nordfranzösische poesie: Dietrich vom Elsass schützte damals Chrestien de Troies und Raoul de Houdenc; um die mitte des dreizehnten war Heinrich III. von Brabant nicht nur der gönner des französischen dichters Adenez le Roi, sondern er dichtete selbst französisch. Als vertreter der französischen courtoisie waren daher die Niederländer seit dem anfang des dreizehnten jahrhunderts in Deutschland hochverehrt. Vlæmen galt für feine rede und feines benehmen. Vlæminc heisst bei Neidhard und Geltar ein moderitter; dieselbe bedeutung hat im Helmbrecht „ein Sahse oder Brâbant.“ Unter den sprachformen, die damals gerade nach Oestreich drangen, sind die deminutiva auf kin die zahlreichsten.[2])

Einen ganz andern charakter aber zeigt die mnl. litteratur und zwar von anfang an. Ein durchaus bürgerlicher grundzug geht durch alle ihre erzeugnisse hin. Fast durchaus gehören die dichter dem bürgerstande an, fast durchaus dichten sie für den bürgerstand. Wo adlige in betracht kommen, sind es meist die fürsten selbst, welche bürgerfreundlich gesinnt waren. In dieser betheiligung der bürger an der litteratur ist aber ein gewisser wechsel zu beobachten, welcher die perioden der mnl. litteraturgeschichte von einander scheidet. Anfangs schliessen sich die stoffe und die behandlungsweisen an die beim adel beliebte französiche dichtung an; der städter strebt selbst nach der bildung des ritters, aber er will sie in nationaler form sich aneignen. Die romantische erzählung herscht vor. Diese periode geht etwa von 1200 bis 1270. Dann aber findet der dichter einen seinem stande gemässeren stoff, er bearbeitet das lehrgedicht. Jacob von Maerlant, der in seinen

1) J. Grimm, Reinhart Fuchs s. LXXVIII. Im Reinardus, der im nördlichen Flandern um 1150 entstand, „ist die ansicht, vielleicht nach den früheren vorbildern geblieben, dass die feineren, höfischen thiere französisch reden.“ Vgl. Reinaert de Vos, herausg. von J. Willems v. 3673, wo die königin französisch spricht. Merkwürdig, dass Jan van Helu von sich selbst sagt: *Ic bin des fransoys niet wel meester.*

2) W. Wackernagel, altfranzösische lieder und leiche s. 194 anm.

jugendarbeiten noch an der früheren richtung theil genommen hatte, eröffnet diese periode mit seiner Reimbibel; sie wird beschlossen durch Jan de Clerc, der 1365 starb. Dann sinkt die dichtung herab zur sproke, dem kurzen gedicht meist allegorischer darstellung, womit herumziehende sprecher die höfe zu unterhalten suchen. Daneben her gehen in dieser periode aber noch die nachläufer der vorhergehenden zeit, die ritterlichen erzählungen und die lehrgedichte, und andererseits die vorläufer der folgenden, das volkslied und das schauspiel. Die herschaft des burgundischen hauses seit 1430 gibt der poesie der rederijkers ihre eigentümliche ausbildung. Damit aber erstirbt sowol die eigentlich erzeugende kraft der nationalen dichtung, als auch die sprache selbst ein fremdes gepräge annimmt. Die seitdem beginnende periode des übergangs zur neuzeit wird man am besten bis 1567 ansetzen, bis zum einzuge Albas und dem befreiungskriege der Niederlande, welcher seit 1600 etwa die zweite blüte der niederländischen dichtung in Holland erzeugte.

Allerdings haben die niederländischen litterarhistoriker grossenteils den anfang ihrer nationallitteratur etwas früher anzusetzen gesucht als hier geschehen ist; sie nehmen wenigstens das ende des zwölften jahrhunderts in anspruch. Allein die gedichte, die sie dahin verlegt haben, rechtfertigen diese annahme nicht. Es gehört dazu namentlich der Brandaen,[1]) dessen reime allerdings von den an sich nicht gerade strengen mnl. denkmälern abweichen, aber zugleich ein niederdeutsches vorbild durchschimmern lassen, welches in der that, wenn auch in späterer überlieferung, erhalten ist (Romantische und andere gedichte in altplattdeutscher sprache. Herausg. von P. J. Bruns. Berlin 1798). Mit noch weniger grund wird dem zwölften jahrhundert zugeschrieben das aus dem französischen übersetzte Miserere des Gielis van Molhem, einem dorfe in der nähe des klosters Affligheim.[2]) Das original des Rinclus de Moliens soll allerdings um 1180 gedichtet sein; allein die übersetzung mit ihren kunstvollen, sauber gereimten strophen sowie mit ihrem didaktischen inhalt gehört einer späteren periode der mnl. litteratur an. Endlich hat Willems, und früher auch Jonckbloet, in seiner litteraturgeschichte und in seiner ausgabe, den Reinaert ins zwölfte jahrhundert verwiesen, d. h. das werk, welches in der comburger handschrift erhalten ist, und nur die anklage des fuchses vor dem löwen bis zum tode des hasen und der rückkehr des widders zum hofe erzählt. Neuerdings, in seiner étude

1) Wegen der ausgaben vergleiche man Hoffmanns übersicht der mnl. dichtung 2. ausgabe. (Bd. I der Horae Belgicae.) Hannover 1857. Nur die wichtigsten inzwischen erschienenen werke sollen angeführt werden.

2) Gedruckt in Serrure's Vaderlandsch Museum 3, 225—286.

sur le roman de Rénart (Groningen 1863) hat Jonckbloet jedoch diese annahme selbst zurückgezogen, weil das original, die zwanzigste branche des roman de Rénart, erst im anfang des dreizehnten jahrhunderts gedichtet sein könne. Viel später aber kann die niederländische bearbeitung auch nicht sein, da sie in den gedichten aus der zweiten hälfte des jahrhunderts öfters citiert wird. Diese bearbeitung ist nun freilich dem original weit überlegen, ebenso sehr bewunderungswürdig in der auswahl und anordnung des stoffes wie in ihrem gleichmässigen, freien, treffenden ausdrucke. Der Reinaert ist unstreitig der gipfel der thierdichtung wie das weitaus beste erzeugnis der mnl. litteratur, eine wahrhaft klassische leistung und durchaus würdig in die weltlitteratur überzugehen. Ueber den dichter wissen wir nur wenig. Er nennt sich selbst Willem, der den Madoc gedichtet habe. Dies gedicht führt auch Jacob van Maerlant neben dem Reinaert an, indem er am schlusse der reimbibel von seinem werke sagt: *dit nes niet Madocs droom no Reinaerts no Artus boerden.* Allein der Madoc selbst ist nicht erhalten, und nur aus dem namen lässt sich erkennen, dass er eine welsche sage behandelte. Ebenso wenig aber lässt sich aus dem namen Willems etwas näheres über seine person entnehmen.[1]) Nur das ergeben die örtlichkeiten des gedichts, welche ohne zweifel von ihm erfunden sind, dass er in der gegend nördlich von Gent *int soete lant van Waes* (v. 2263) heimisch war.

In die erste periode der mnl. litteratur gehört also der Reinaert allerdings. Gehen wir zu den übrigen werken jener zeit über, und zwar zunächst zu den erzählenden gedichten, so werden wir vom standpunkte der hochdeutschen litteratur aus vor allem nach gedichten aus der deutschen heldensage fragen. Eine blüte des deutschen volksepos in niederrheinischer gegend und selbst in den Niederlanden muss um das elfte jahrhundert allerdings stattgefunden haben. Denn wenn auch die von E. Rückert versuchte localisierung der Nibelungensage im wallonischen Hennegau und in Brabant ohne zweifel verwerflich ist, so weist doch die Gudrunsage sicher nach niederländischem gebiete, an die Scheldemündung. Hier lag der Wülpensand, hier sassen in der zeit der späteren Karolinger die Dänen des liedes, die erst in späterer zeit auf der jütischen halbinsel gesucht wurden. Allein weder von der Gudrun noch von anderen zweigen der deutschen heldensage haben sich in der niederländischen poesie spuren gezeigt. Die wenigen namen aus der helden-

1) In Serrures vaderlandsch museum 2, 251 wird auf einen magister Wilhelmus physicus hingewiesen, der 1198 als zeuge neben Seger, dem kastelan von Gent erscheint. Nach den vortreflichen juristischen kenntnissen des dichters würde man eher auf einen andern stand rathen.

sage, die in dieser vorkommen, können leicht der niederrheinischen dichtung entlehnt sein; und es ist merkwürdig, dass sie gerade bei den dichtern des grenzlandes Brabant sich finden, z. b. in den *Kinderen van Limborch* des Hein van Brüssel. Im dreizehnten jahrhundert muss die alte heldensage in den Niederlanden so gut wie erloschen gewesen sein. Daher kam es auch, dass die Nibelungen wörtlich übersetzt wurden und zwar nach der gemeinen lesart. Eine eigentümliche, an die spielmannspoesie erinnernde behandlung zeigt ein an die heldensage wenigstens anstreifendes gedicht, wovon, wie von der Nibelungenübersetzung, nur bruchstücke erhalten sind: das gedicht vom bären Wisselau,[1]) der, von Gernout in die burg des riesenkönigs Espriaen geführt, dort die furchtbarste verwüstung und verwirrung anrichtet. Dieser fast mährchenhaft gewordene überrest der heldensage erhielt sich wahrscheinlich nur durch die anlehnung an die in den Niederlanden überaus beliebte sage von Karl dem Grossen.

Das abgerundetste gedicht aus der Karlssage ist *Carel ende Elegast*,[2]) wie Karl auf befehl eines engels zum raube ausziehend im walde mit dem von ihm verbannten Elegast zusammentrifft und auf der gemeinsamen raubfahrt gegen Eggeric van Eggermonde erfährt, dass dieser, sein günstling, hochverräterische plane hegt, die nun durch einen gerichtlichen zweikampf Elegasts mit Eggeric vereitelt werden. Die sage war auch von französischen dichtern behandelt worden, und darauf bezieht sich wol das zeugnis des Albericus Trium fontium; doch weist in dem mnl. gedicht der name Elegast auf ursprünglich deutsche sage.[3]) Die übrigen gedichte aus der Karlsage sind dagegen wol sämtlich als übersetzungen aus dem französischen anzusehen. So das Rolandslied, der Sachsenkrieg, und besonders zahlreich die romane, welche den kampf der Karolinger gegen ihre vasallen schildern: Reinout van Montalbaen oder die Heemskinderen, Malagijs, Garijn van Montglavie, Aubry der Burgondier, Roman der Lorreinen, Hugo von Bordeaux, Laidoen. In den meisten dieser gedichte weist der frische, volkstümliche ton und theilweise die rohheit der sittlichen begriffe auf den geschmack eines frühen zeitalters, ohne dass sich jedoch ein bestimter anhaltspunkt für die zeitfeststellung böte. Dagegen lassen sich mit sicherheit in die erste periode verweisen die bruchstücke des Willem van Oringhen, aus dem

1) Abgedruckt in Serrures vaderlandsch museum 2, 253 flg.

2) *Beatrijs en Carel ende Elegast. Middennederlandsche Gedichten uitg. en toegelicht door W. J. A. Jonckbloet.* Amsterdam 1859. Das mnl. gedicht benutzte der compilator des Karlmeinet; s. Bartsch, über Karlmeinet s. 76 flgd.

3) *Gaston Paris, histoire poëtique de Charlémagne.* Paris 1865, s. 317 flgd. und die recension dieses werks von Bartsch, Pfeiffers Germania 11, 224 flgd.

Moniage Guillaume übersetzt; das werk wird von Jacob van Maerlant erwähnt und als sein dichter Claes van Haerlem Verbrechtensone bezeichnet, wahrscheinlich der Nicholaus van Haarlem, der 1199 zuerst urkundlich erscheint. Nicht ohne wahrscheinlichkeit vermutet Jonckbloet (Geschiedenis 1, 324), dass die kreuzzüge des grafen Wilhelm von Holland 1191 und 1217 die abfassung des werkes veranlassten. Ob dagegen von der brabantischen sage vom schwanenritter Elyas, die Maerlant ebenfalls erwähnt, eine poetische bearbeitung vorhanden war, lässt sich weder behaupten noch verneinen.

Höfischer als in den Karlromanen ist der ton der gedichte aus dem Artussagenkreise. Als das beste dieser gedichte wird der Walewein von Penninc und Pieter Vostaert angesehen: zwei namen, so bürgerlich wie man sie nur finden kann. Auch ist es nicht sowol das ritterliche ideal wie in den hochdeutschen gedichten, worauf sich das interesse und die kunst der dichter richten, sondern eine ganz phantastische mährchenwelt: ein schach, das durch die luft fliegt, ein todter ritter, der zum dank für seine bestattung den helden befreit. Auf eine andere weise stimt der stoff des gedichts zur bürgerlichen anschauung im Ferguut, einer bearbeitung des roman de Frégus von Guillaume de Normandie (um 1230). Ein bauernsohn, allerdings von adliger mutter geboren, wird von Artus zum ritter geschlagen und verrichtet die grösten heldentaten. Weniger verdienst hat der grosse roman von Lancelot, in welchen fünf andere romane hineingearbeitet sind: Moriaen, die wrake van Ragisel, die ridder metter mouwen, Torec, Percheval.[1]) Den Artusgedichten sind in ihrer richtung die sagen verwant, welche die ritterliche minne verherlichen: die Melusinensage in Parthenopeus und Melior, wovon nur bruchstücke erhalten sind, und Floris und Blancefloer von Diederic van Assenede. Mit diesem namen betreten wir einigermassen festen boden. Diederic erscheint, und zwar einigemal als clerc der gräfin Margarethe von Flandern bezeichnet, zwischen 1262 und 1290 in urkunden. Er mag also, wenn wir seine dichtung als ein jugendwerk ansehen, um 30 jahre etwa später als der Schwabe Konrad von Flecke gedichtet haben; doch kannte er dessen werk ohne zweifel gar nicht, da er sich enger als dieser an das französische vorbild anschliesst.

Ebenfalls in die mitte des dreizehnten jahrhunderts fallen die jugendgedichte Jacobs von Maerlant, grösstenteils übersetzungen französischer gedichte über sagen des klassischen altertums: sein Trojanerkrieg nach Beneoit de S. Maure, nur in bruchstücken, sein Alexander[2]) nach Gau-

1) Vielleicht gehört zu diesem cyklus noch *De Ridder met de kar*, in fragmenten erhalten und abgedruckt im Vaderlandsch Mus. 4, 309—323.

2) *Alexanders geesten van Jacob van Maerlant met inleiding varianten van*

thier de Chastillon, vollständig erhalten. Jonckbloet hatte früher das letztere werk in das jahr 1246 gesetzt; seine gründe zu widerlegen, würde überflüssig sein, da er selbst später[1]) zugestanden hat, dass es etwa 10 jahre später gedichtet sein möchte. In der that wird pabst Innocenz IV. als verstorben (1254) erwähnt. Diese zeitbestimmung ist um so wichtiger, als Maerlant im Alexander verschiedene andere werke erwähnt, welche demnach früher gedichtet sein müssen; seinen eignen Trojanerkrieg, dem er später den daraus abgekürzten und mit einer einleitung, dem prieel van Troyen versehenen des Seghere Dieregodgaf an die seite stellt; ferner die sagen von Artur, Walewein, Carel, Ettels Orloghe van den Hunen, Floris, Partonopeus. Ein drittes jugendgedicht Maerlants ist uns bis jetzt vorenthalten, das buch von Merlins prophezeihungen oder die Historie von dem Grale, nach Robert de Borron.

Neben der weltlichen erzählung blühte auch die geistliche auf. Brandaen ist schon genannt. Eine aus dem lateinischen übersetzte evangelienharmonie ist das gedicht *Van den levene ons heren.* Durch flüssige erzählung wie durch weiche moral zeichnet sich die legende von Beatrijs aus, einer nonne, die das kloster verlässt um einem verführer zu folgen, reuig zurückgekehrt aber findet, dass ihre stelle inzwischen von der h. jungfrau ausgefüllt worden ist zum danke für den von ihr früher geweihten dienst.

Vielleicht gehören in die erste periode endlich auch einige didaktische gedichte: zunächst die einfach und frisch erzählten, mit den thiernamen des Reinaert wolbekannten fabeln, welche als Esopet bezeichnet werden. Maerlant bemerkt in seinem Spieghel historiael (1283—1290), dass die äsopischen fabeln schon von Noydekijn und Calfstaf bearbeitet seien; ob wir in unsern fabeln die arbeit eines dieser beiden dichter vor uns haben, steht dahin. Auf jeden fall kann dieser Noydekijn nicht der dichter dieses namens sein, von welchem eine anzahl allegorischer sproken erhalten sind. Ebenfalls didaktischer tendenz und klassischen ursprungs ist der Dietsce Catoen, aus welchem ein spruch schon im Floris citiert wird.

Diese didaktische richtung, welche in der ersten periode nur spärlich vertreten ist, gewinnt in der zweiten völlig die oberhand. Wahrheit wird nun die hauptanforderung und das hauptziel der dichtung. Jan Boendale (Lekenspieghel 3, 15, 9) verlangt drei stücke vom dichter: 1) dass er ein grammarijn sei, d. h. gelehrt, besonders formell gebildet;

hss. aenteekeningen en glossarium op het gezag van het staetsbestuur .. voor de eerste maal uitg. door F. A. Snellaert. D. I. II. Brussel 1860. 61.

1) Auf dem niederländischen congress zu Brügge, dessen verhandlungen mir leider hier nicht zu gebote stehen.

2) dass er wahrhaft sei; 3) dass er ein ehrsames leben führe. Die dichter, als clerks mit einer gewissen wissenschaftlichen bildung versehen, treten gegen die menestrele, die boerders auf. Die romanhaften erzählungen, in denen z. b. Karl der Grosse nicht immer im günstigsten lichte erschien, wurden der bezeugten geschichte gegenüber gestellt und als lügenhaft verdammt. Maerlant klagt sich später selbst an sich mit lügen beschmutzt zu haben, womit er gewiss die aus Beneoit de S. Maure entlehnten ausschmückungen des Trojanerkriegs meint. Mit diesem abscheu vor dem erdichteten verbindet sich der nationale widerwille gegen das französische; die *scone valsche walsche poeten* sind es, die Maerlant verdrängen will; und in der that sehen wir nun lateinische quellen an die stelle der französischen treten. Endlich werden auch die stoffe andere als die bisher behandelten. Einmal wird die sittenlehre nun mit vorzüglichem eifer in verse gebracht, und zweitens ist es die realität, die geschichte und die naturkunde, die den nicht immer gerade passenden gegenstand für die dichtung abgibt. Auch in Deutschland ist gegen ende des dreizehnten jahrhunderts eine ähnliche richtung vorherschend, ich erinnere nur an Oesterreich, wo die satiriker und chronisten durch tüchtige kräfte vertreten sind.

Als der anfänger und siegreiche durchführer dieser richtung ist Jacob von Maerlant in seiner späteren, umfangreichen poetischen thätigkeit anzusehen. Eben auf diese richtung bezieht sich das lob Jan Boendales, welcher Maerlant den ehrennamen eines vaters aller *„dietschen dichteren“* gibt. Ueber seine lebensumstände sind wir jedoch fast nur durch seine eignen schriften unterrichtet. Der name Maerlant bezeichnet ohne zweifel seine heimat. Welcher von den zahlreichen orten dieses namens, der wegen seiner bedeutung „Mohrland, Alluvialland“ gerade in den Niederlanden mehrfach vorkommen musste, damit gemeint ist, war lange unentschieden. Am meisten für sich hat das von Versnaeijen und C. A. Serrure nachgewiesene Maerlant zwischen Brügge und Blankenberghe. Sehr zweifelhaft ist dagegen, ob eine noch nicht genügend emendierte stelle im Alexander (1, 1094), an welcher Bruxambacht, das amt von Brügge, vorkommt, ebenfalls auf die heimat des dichters zu beziehen ist. Zu Maerlant hatte Jacob noch seinen Trojanerkrieg gedichtet. Im Merlijn soll er sich als Jacob de Coster van Maerlant bezeichnen, was freilich ebenso gut ein familienname als die bezeichnung eines amts sein könnte. Später war er schöppenschreiber in der stadt Damme, die im dreizehnten jahrhundert noch in voller blüte stand. Dort ist heute noch im rathause sein bild zu sehen; früher war auch sein grabdenkmal in der kirche vorhanden, mit einer inschrift, die an sich unverständlich und allmälig unleserlich geworden, im siebzehnten jahrhundert

dahin gedeutet wurde, dass der dichter im jahre 1300 gestorben sei. Professor de Vries bezweifelt die richtigkeit der lesung und meint, Maerlant habe bald nach dem abschlusse seines unvollendeten Spieghel historiael, also etwa 1294 sein lebensende erreicht.

Maerlants lehrgedichte sind nun die folgenden: 1) *Der Naturen Bloeme oder Bestiaris*,[1]) eine naturgeschichte nach Thomas Cantipratensis, dessen vor 1256 vollendetes buch der dichter von Albertus Magnus erhalten hatte. Schon früher hatte, wie Maerlant bezeugt, Willem Utenhove, priester zu Oudenaerde, denselben gegenstand behandelt, aber nach dem französischen. 2) *Die Rijmbijbel*[2]) nach der Historia scholastica des Petrus Comestor (um 1150), welche in Deutschland bekanntlich schon um die mitte des jahrhunderts von Rudolf von Ems, als auch, und zwar enger anschliessend, von dessen thüringischem nachahmer benutzt worden war. Maerlants werk besteht aus zwei abtheilungen, dem alten und dem kürzer behandelten neuen testament, an welches letztere sich die erzählung von der zerstörung Jerusalems nach Josephus anschloss. Die Rijmbijbel gibt das anfangsdatum der zweiten periode der mnl. litteraturgeschichte: sie ist im frühjahr 1271 beendet. 3) *Der Spieghel historiael*[3]) nach dem 1256 vollendeten speculum historiale des Vincentius Bellovacensis. Ausserdem benutzte Maerlant noch Seneca, die ascetischen schriften des Martinus von Braga, und von geschichtschreibern Jordanes, Orosius, Paulus Diaconus, Martinus Polonus, Galfridus Monemutensis, Albertus Aquensis und wahrscheinlich verschiedene chroniken für Flandern, Holland und Brabant. Denn sein interesse ist von dem des Vincentius wesentlich verschieden. Dessen clericale tendenz war ihm fremd; er wollte seine mitbürger über die geschichte und zumal über ihre eigene aufklären. Um so mehr sah er sich veranlasst, die bei Vincentius ausführlich behandelten kirchlichen abschnitte abzukürzen, als seine frühere bearbeitung der heil. geschichte in der Reimbibel von den geistlichen als unerlaubte mitteilung ihrer geheimnisse bezeichnet und gerügt worden war. Als er sah, dass er das ganze speculum nicht bear-

1) *Der Naturen Bloeme van Jacob van Maerlant, met inleiding, varianten van hss. aenteekeningen en glossarium op gezag van het gouvernement ... voor de eerste mael uitg. door J. H. Bormans. D. I. Brussel 1857.*

2) *Rijmbijbel van Jacob van Maerlant, met voorrede varianten van hss. aenteekeningen en glossarium op last van het gouvernement ... uitg. door J. David. D. I—III. Brussel 1858. 59.*

3) *Jacob van Maerlants Spieghel historiael met de fragmenten der later toegevoegde gedeelten bewerkt door Philip Utenbroeke en Lodewijc van Velthem, van wege de Maatschappij der nederlandsche letterkunde te Leiden uitg. door M. de Vries en E. Verwijs. D. I—III. Leiden 1863.*

beiten konnte, übersprang er von den vier partieen, in die er den stoff verteilt hatte, die zweite, die eigentlich ganz aus legenden bestehende geschichte von Nero auf Gratian, und wante sich sofort zur folgenden zeit. Die dritte partie beschloss er mit Karl dem Grossen; die vierte konnte er nur bis auf die zeit Heinrichs V. von Deutschland führen, da ihn an der fortsetzung wahrscheinlich altersschwäche oder krankheit verhinderten. Die erste partie ist 1283 gedichtet, die dritte 1284, die vierte wahrscheinlich bis 1290. Das werk blieb aber nicht unvollendet. Zuerst füllte Philip Utenbroeke aen den Dam, d. h. zu Damme, die zweite partie aus, wovon jedoch nur bruchstücke erhalten sind, zu welchen wahrscheinlich auch die legende von Barlaam gehört. Dann setzte 1315 herr Lodewijc van Velthem, pastor zuerst 1304 zu Sichem, 1313 zu Velthem (beides dörfer in Brabant) die vierte partie fort bis 1256 ungefähr und fügte noch eine fünfte hinzu, die sich bis 1316 erstreckt und durch die weissagungen Daniels, Merlins, der Hildegard und des abts Joachim würdig beschlossen wird. Lodewijcs arbeit kann sich an sorgfalt des inhalts wie der form nicht mit dem Maerlantschen werke messen; freilich ist auch dies nicht über eine trockne chronikschreiberei hinausgekommen. Wie sehr Maerlant jedoch den wünschen seiner zeitgenossen entgegen kam, ergibt sich daraus, dass er seinen Spieghel im auftrag des grafen Floris V. von Holland verfertigte, wie auch seine Reimbibel dem erzieher des grafen Floris, herrn Niclaes van Kats, aber noch als einem jungen menschen, gewidmet war. Auch in Utrecht hatte Maerlant freunde. Für bruder Alaerd in Utrecht übersetzte er das leben des heil. Franz von Assisi, das Bonaventura 1261 geschrieben. Es ist dabei von interesse für den unterschied der mnl. dialecte, dass Maerlant sich entschuldigt, wenn er als Flaming worte gebrauche, die seinen lesern ungewohnt wären. Noch nähere beziehungen zu Utrecht zeigt eine reihe anderer gedichte, die durch ihre metrische form (13zeilige strophen mit zwei reimen, einem einsilbigen und einem zweisilbigen: aabaabaabaabb) und durch ihre dialogische einkleidung sich auszeichnen. Man bezeichnet sie nach dem anfang des ersten als Wapene Martijn.[1]) Martijn ist nämlich der mit Jacob sich unterredende, ohne zweifel eine wirkliche persönlichkeit, aber noch nicht nachgewiesen. Die beiden ersten dieser gedichte stammen wol noch aus der vorigen periode, da Jacob sich selbst als diener der minne bezeichnet, sowie er seinen Alexander einer frau Gotile zu liebe gedichtet hatte. Der eigentliche gegenstand wenigstens des ersten Wapene Martijn ist allerdings der zustand der welt, der ver-

1) *Jacob van Maerlants Wapene Martijn met de vervolgen kritisch uitg. en toegelicht door Eelco Verwijs. Akademisch Proefschrift. Deventer 1857.*

fall von treu und frieden, die ungerechte anmassung des adels. Von wichtigkeit für das verhältnis zu Deutschland ist dabei die beziehung auf den Sachsenspiegel und auf dessen erklärung der leibeigenschaft. Das dritte gedicht handelt nicht mehr von weltlichen dingen, sondern von der dreieinigkeit und kommt zum schlusse, dass es vergeblich und schädlich sei, darüber zu grübeln. Welchen eindruck gerade diese gedichte machten, ist nicht nur daraus zu ersehen, dass sie ins lateinische von Jan de Bukelare und ins französische übersetzt wurden, sondern auch aus der nachahmung, die sie anregten. So wurde das erste gedicht mit beibehaltung der reime parodiert und ironisch schmeichelei und betrug angepriesen im sogenannten Verkeerden Martijn. Ein viertes Wapene Martijn in neunzehnzeiligen strophen wurde im jahre 1299 von Hein van Aken verfasst.[1]) Noch öfter wurde die dialogische form nachgeahmt. Ohne diese, aber in der dreizehnzeiligen strophe des Wapene Martijn hat Maerlant der Kerken Klaghe und Van den Lande van Overzee gedichtet, letzteres eine aufforderung zum kreuzzuge nach dem falle von Ackers 1291. Beide gedichte erinnern im ton und im stoff an ähnliche des trouvère Rustebuef, ohne jedoch aus diesem übertragen zu sein. Endlich gehören wol noch in die letzte zeit des dichters die Disputacie van onser frouwen ende van den h. Cruce, die Clausulen van der Bible u. a. kleinere stücke. Nicht erhalten ist uns eine legende von S. Clara, die Maerlant in seinem Franciscus erwähnt. Mit unrecht hat man ihm dagegegen zugeschrieben Tboec van den houte, von dem Holze des Kreuzes, und die Heimelijcheit der Heimelijcheden, eine auf Aristoteles zurückgeführte sittenlehre.

Mit Maerlant hatte die poetische production Flanderns so ziemlich ihr ende erreicht; in Holland und Brabant aber regte sein beispiel erst an. Nach den im kloster Egmond vorhandenen, auch von Maerlant benutzten quellen schrieb Melis Stoke eine Reimchonik von Holland bis zum jahre 1305. Selten erhebt er sich über trockne annalistik; doch ist namentlich die ermordung des bürgerfreundlichen Floris V. durch den adel und der krieg gegen Flandern nach der schlacht von Courtray lebendig geschildert. Das buch war erst für Floris bestimmt, ward aber nach dessen tode seinem nachfolger Jan gewidmet.

Reicher erblühte die litteratur in Brabant. Hier hob Jan I. mächtig das selbstgefühl seiner landesgenossen. Er selbst war — eine in den Niederlanden alleinstehende erscheinung — minnesänger. Acht lieder sind von ihm erhalten, freilich in halbhochdeutschen formen, in der Pari-

1) Serrures Vaderlandsch Museum 4, 55—90.

ser liederhandschrift.[1]) Ebenso tüchtig wie als sänger zeigte Jan sich auf dem schlachtfelde. Durch den sieg bei Worringen 1288 behauptete er Limburg gegen eine coalition rheinischer fürsten. Diese glänzende waffenthat, welche ebenso wie die sporenschlacht bei Courtray auch der östreichische chronist Ottacker erwähnt, feierte bruder Jan van Heelu oder van Leeuwe, dem heutigen Léau im ostende von Brabant, wahrscheinlich ein deutschordensritter: er wollte mit der erzählung von den grossthaten des herzogs seiner schwiegertochter Margarethe von England geschmack für die niederländische sprache einflössen. Mehr im stil der alten Karlromane ist dagegen der Grimbergsche Oorlog, ein bericht über die kämpfe Arnolds von Grimberghen, einem nördlich von Brüssel gelegenen städtchen, gegen die lehnsherlichkeit Gotfrieds des Bärtigen um 1140. Dieselbe historische richtung finden wir endlich bei dem würdigsten nachfolger Maerlants, bei Jan Boendale, genannt de Clerc, geboren zu Tervueren um 1290, gestorben zu Antwerpen 1365. In Antwerpen war er clerc der stadt und, wie aus urkunden hervorgeht, auch mit wichtigen diplomatischen geschäften betraut. Er schrieb Brabantsche geesten,[2]) den ersten grösseren theil bis ins 5. buch vor dem jahre 1315, und zwar die drei ersten bücher mit oft wörtlicher benutzung des Spieghel historiael; später setzte er sein werk fort bis 1350, wozu vielleicht auch ein bericht über die schlacht von Crecy gehört. Selbständig ist dagegen das buch Van den derden Eduwaerde, worin der englisch-französische feldzug 1338—1340 behandelt wird.

Jan nahm aber auch die geradezu didaktische richtung Maerlants wieder auf in zwei grösseren werken, der Teesteye und dem Lekenspieghel, denen man ein drittes, das 1345 entstandene Dietsce Doctrinael mit unrecht angereiht hat. Der Lekenspieghel ist eine samlung alles dessen, was ein laie von kirchengeschichte und sittenlehre wissen solle, würdig und bedächtig, in der sittenlehre aber auch den weltlichen vortheil hervorhebend. Ganz anders und viel interessanter ist das andere gedicht, wenigstens nach dem, was bis jetzt davon gedruckt ist.[3]) Teesteye ist überzeugung, meinung. Jan bekennt sich rückhaltlos zu den demokratischen ideen, die damals namentlich in den flandrischen städten ihre verwirklichung zu finden schienen. Obgleich selbst geistlicher, stellt Jan doch die ehe weit über das cölibat und schilt die anmassung des

1) Von Hoffmann in Pfeiffers Germania 3, 154 in mnl. formen umgesetzt, wobei ein neuntes lied mit recht wegfiel.

2) Daraus schöpfte der compilator des Karlmeinet; s. K. Bartsch, über Karlmeinet s. 385.

3) *Bloemlezing uit middelnederlandsche Dichters bijeenverzameld door E. Verwijs. D. I—IV. Zutfen (1858—67). 2, 163—181.*

clerus ebenso wie die des adels. Diese ansichten erhalten durch die dialogische form — Jan unterhält sich mit Wouter — nur grössere schärfe und lebendigkeit. Alles dies lässt annehmen, dass die Teesteye früher gedichtet ist, als der Lekenspieghel, den Jan 1315 — 1325 verfasst hat. Beide gedichte sind herrn Rogier van Liefdale (zwischen Brüssel und Löwen) gewidmet, der Lekenspieghel in einigen handschriften auch Jan III. von Brabant. Mit der bisher verfolgten richtung Jans stünde es im harten widerspruch, wenn er den ihm in einigen litteraturgeschichten beigelegten Karlroman von Ogier wirklich verfasst haben sollte. Allein an einer gewissen stelle dieses romans wird Jan de Clerc allerdings genannt, aber nicht als verfasser, sondern nur als urheber eines angeführten spruches.[1])

Ausser Jan Boendale fand die didaktische richtung Maerlants noch andere, aber nicht gleich hochbegabte nachfolger. Ein werk dieser art ist der Mellibeus, nach dem lateinischen werke des Albertanus von Brescia zwischen 1345 und 1355 verfasst und dem herzog Jan III. zugeeignet.[2]) Gegen das ende der periode dichtete auch Jan de Weert, clerc van surgie, in Yperen sein Nieuwe Doctrinael oder Spieghel der Sonden, sowie eine nachahmung des Wapene Martijn, ein gespräch zwischen Jan und Rogier in dreizehnzeiligen versen. Vielleicht gehören noch andere didaktische werke dieser zeit an, die Dietsce Lucidarius u. a.

Neben der lehrdichtung, die Maerlant eingeführt, verschwanden jedoch die anderen gattungen nicht völlig. So ist das gedicht von der Burggräfin von Vergi, eine minnegeschichte ganz nach dem sinne Gotfrieds von Strassburg, nach einer französischen quelle 1315 gedichtet. Hier ist ferner besonders der dichter Hein van Aken oder von Brüssel zu nennen. Als verfasser des vierten Wapene Martijn weist er sich dadurch aus, dass er darin den Hugo von Tabarien, welcher Saladin in der rittertugend unterweist, als sein werk anführt. Ferner übersetzte er den

1) Heidelberger Hs. 363, Bl. 202ª: *Nu enpfingen sie den lone Den sie an manigem gottes frund Dazü voren hatten verdient: Das bezalte Ine nu ogier der sturck. Noch bringent gern bose werk Bösen lon an vnd In. Ein man solte vorhin besehen sin beginn So was wurd do gelich Und dann solte er es vort gelich Al dar halten zü dem fine. Wenn es ist al verlorne pijne, Güt ām anfang und am end quaet, Das ist alles ein verlorn staet: Duran nemme ein ieglicher sin gemerk. Dis lernet uns J o h a n n wol d e r c l e r i c k, Der manige stund versleyss sine synne Umb gar einen cleynen gewynne Von gaben und von einigem gut.* (Bl. 202ᵇ): *Sust schlug ogier mit stoltzem mut Die quaden von hertzen fell.* Herr Professor de Vries, dessen güte ich während eines aufenthaltes in Leiden in hohem masse erfahren habe, zeigte mir eine stelle von ähnlichem inhalte im Lekenspieghel b. III, cap. 3, v. 289 — 302.

2) Gegen 400 vv. gedruckt in der Bloemlezing von Verwijs 2, 203 flgd.

um 1300 von Jehan de Méung vollendeten roman de la Rose als Spieghel der Minne.[1]) Könnte man diese gedichte noch gewissermassen als didaktisch ansehen, so gehört dagegen der 1280 bis 1317 gedichtete roman von den Kinderen van Limborch ganz der phantastischen erzählungspoesie an. Es ist ein eigentümliches gemisch von wälschen, antiken und deutschen namen und geschichten, vielleicht original, obwol Hein sich auf ein wälsches buch beruft.

Auch der von Maerlant geschmähte, von Jan Boendale aber als lehrreich anerkannte Reinaert fand in der mitte des vierzehnten jahrhunderts seine fortsetzung in dem zweikampfe Reinaerts mit Isegrijn. Die erwähnung der donnerbüchsen gibt die zeitbestimmung, während der ort sich nicht mit gleicher sicherheit feststellen lässt. An poetischem werte steht die fortsetzung bedeutend unter dem älteren werke Willems, ohne jedoch einzelner treffender züge zu entbehren. Eine verkennung der eigentümlichen bedingungen dieser dichtart zeigt sich in dem einmischen äsopischer fabeln, wobei der Esopet benutzt worden ist.

Mehr im sinne Maerlants war die legendendichtung. Eine reihe derartiger gedichte ist nur bruchstückweise erhalten, darunter ein mehr didaktisches, Vander biechten, welches Martijn von Thorout als verfasser nennt. Die legenden sind zum theil in Eename bei Oudenaarden um 1290 gedichtet: so Maria in Egipten und Zosimus, Eustachius, Agatha, Catharina, Werner u. a. Aus dem benachbarten Afflighem stamt das Leben der h. Lutgardis von Willem.[2]) Eine samlung von legenden über apostel, märtyrer, bekenner und heilige frauen ist die Historien bloeme. Eigentümlich durch geschmacklose wortwiderholung ist die legende von Theophilus. Endlich hat im jahre 1367 Gillis de Wevel aus Brügge, ein junger geistlicher, die legende von S. Amand gedichtet,

Diese legendendichtung setzte sich auch noch in die folgende periode fort, die von 1365—1430 angesetzt worden ist. So die h. Christina vom Minderbroeder Gheraert nach dem lateinischen des Thomas Cantipratanus; so ferner die aus legende und roman wunderbar gemischte geschichte Seghelijns von Jerusalem von Loy Latewaert. Auch die didaktischen dichtungen blieben nicht ganz ohne nachfolge: dahin gehört die Naturkunde des Heelals von Gheraert van Lienhout, verschiedene sittenlehren unter dem titel Heimelijcheit, chroniken von Brabant und Flan-

1) *Die Rose van Heinric van Aken met de fragmenten der tweede vertaling, van wege de Maatschappij der nederlandsche Letterkunde te Leiden uitg. d. E. Verwijs. 's Gravenhage. 1868.*

2) Herausgegeben von Bormans in der *Dietsce Warande. Tijdschrift voor nederlandsche oudheden en nieuwere kunst en letteren, bestuurd door J. A. Alberdingk Thijm. D. I—V. Amsterdam 1855—60* in *bd. 3.*

dern. Unter diesen werken nimt der Minnen Loop von Dirc Potter einen vorzüglichen rang ein. Der dichter hatte im auftrage der holländischen grafen selbst Italien bereist und benutzte ausser Ovid und der Fabliauxpoesie auch Bocaccio. Sein werk behandelt in vier büchern die thörichte und die verständige, die unerlaubte und die erlaubte minne, und erläutert die minnelehren durch beispiele, die zum theil geschickt erzählt werden. Das gedicht ist nach 1417 entstanden; der dichter starb 1428.

Die hauptgattung aber, die in der dritten periode geübt wurde, war die Sproke, das kurze gedicht theils erzählenden, theils urtheilenden inhalts. Zugleich aber treten nun dichter anderen standes als die bisherigen auf. Es sind nicht mehr die bürger, die sich früher an romanen ergötzt, dann gelehrsamkeit und sittenlehre behandelt hatten; sondern fahrende sänger oder sprekers, die an den höfen herumziehend ihren unterhalt suchen. Und zwar ist es namentlich der holländische hof, der eine reihe derartiger dichter auf längere oder kürzere zeit aufnimmt. Da Holland in dieser zeit von den bairischen fürsten regiert wurde, drang auch in die sprache dieser dichter, wie in die Dirc Potters, eine anzahl hochdeutscher formen und ausdrücke ein. Ja, aus den hofrechnungen geht sogar hervor, dass bei herzog Albrecht auch sprecher aus Westfalen und aus Heidelberg auftraten. Aber schon früher muss ein derartiger besuch des holländischen hofes stattgefunden haben, da graf Wilhelm IV. († 1345) in halbhochdeutschen gedichten beklagt wird.[1] Einheimische sprekers werden in ziemlicher anzahl genannt, so 1338 Willem van Delft, 1358 Jan Dille; erhalten sind gedichte dieser art besonders von Augustijnken van Dordt, der 1350—70, und noch zahlreicher von Willem van Hillegaersberch bei Rotterdam, der 1383—1408 blühte. Vielleicht das interessanteste dieser gedichte ist Willem's „hoe dierste partien in Hollant quamen," vom kabeljauschen standpunkt aus. Die meisten werke dieser dichterlingsgenossenschaft sind allegorisch. Austijnkens Schepje schildert, wie ein schiff Sekerheit mit seinem maste Volherden, mit seinen tauen, den kindern der frau Trouwe u. s. w. ausgerüstet aus der burg der frau Ehre abfährt. Ein andermal in den „ses faerwen" werden diese auf die lebensalter gedeutet. Dergleichen gedichte waren in der zweiten hälfte des vierzehnten jahrhunderts ja auch in Deutschland an der tagesordnung, und der Lassbergische liedersaal sowie die handschrift der Hätzlerin geben sehr nahe parallelen. Ebenso wie hier die deutschen sind auch die niederländischen Sproken in starken samlungen vereinigt, wovon die Hultheimische handschrift, jetzt in Brüs-

1) S. zeitschr. für deutsches alterthum 13, 361; und vgl. ebd. 371; 1, 241.

sel, die bedeutendste ist.[1]) Hier lernt man auch brabantische und flämische dichter dieser art kennen. Jan Cnibbe von Brüssel beklagt 1383 Wenzel, den letzten herzog von Brabant, 1384 Ludwig von Male, den letzten grafen von Flandern. Ein Flaming dagegen ist Boudewijn van der Lore, der um dieselbe zeit die Maghet van Gent dichtete, eine allegorische darstellung des siegreichen widerstandes, den die stadt gegen Ludwig von Male geleistet hatte. Andere gedichte desselben verfassers sind scherzhaft-satirischen inhalts, z. b. „Achte personen wenschen," eine parodie von „Vier heren wenschen," worin Gontier, Geernot, Rudeger und Hagen auftreten.

Neben dieser spruchpoesie kommen aber schon in dieser periode zwei andere, mehr volkstümliche gattungen auf, die jedoch zu rechter blüte erst im folgenden zeitraum gelangen: das volkslied und das schauspiel. Von der zweiten gattung ist aus dem vierzehnten jahrhundert nur eine samlung in der Hultheimschen handschrift erhalten. Es sind zehn stücke, theils „abele Spelen," d. h. ernste, romantische dramen, theils „Sotternien," possen in dem derben geschmack, der aus den niederländischen genrebildern zur genüge bekannt ist. Um daher bei der ersteren gattung stehen zu bleiben, so stellt z. b. der Lanseloot dar, wie der held auf den rath seiner mutter die schöne, aber niedriggeborne Sandrijn überwältigt und dann schimpflich verstösst, wie sie umherirrend doch noch einen edlen mann findet und dann den reuevollen Lanseloot zurückweist und in verzweiflung enden lässt. Weniger die noch ziemlich unbehilfliche dramatische form, als gewisse winke und andeutungen zeigen, dass diese stücke zur aufführung bestimt waren und daher vermutlich keineswegs allein standen. Die zuhörer werden ins spiel hineingezogen, sie werden am schlusse der tragödie ermahnt nicht weg zu gehen, da man noch eine Sotternie aufführen werde. Wie auch für diese dramatische gattung sich eine fast gleichzeitige parallele im deutschen fastnachtspiel findet, bedarf kaum der erwähnung.

Die volle ausbildung und überaus fruchtbare behandlung des niederländischen dramas fällt freilich erst in die folgende übergangsperiode, welche zwar zur mnl. zeit strenggenommen nicht gehört, aber doch in ihren haupterscheinungen charakterisiert werden mag. Im XV. und XVI. jahrhundert nahm das niederländische drama eine wendung, die bei allen inneren verschiedenheiten äusserlich einen vergleich wol zulässt mit der übung einer anderen dichtungsgattung derselben zeit in Deutschland. Die

1) Eine genaue beschreibung und inhaltsangabe (214 nummern) findet sich in Serrures vaderl. mus. 3, 139—164.

Rederijkkamers,[1]) seit dem beginn der burgundischen herschaft officiel organisiert, haben in der that manche ähnlichkeit mit den deutschen meistersingern. Wie diese waren sie als eine gilde vereinigt; wie diese wetteiferten sie mit ihren dichtungen; wie die meistersinger hatten sie künstliche bestimmungen, deren pedantische ausführung sie über die inhaltslere ihrer gedichte hinwegsehen liess. Aber während die meistersinger die ritterliche lyrik fortsetzten, schlossen die Rederijkers sich an die französischen mysterien an. Ihre ernsten stücke, Spelen van Sinne, stellten durch personen aus der heiligen geschichte, den märtyrerlegenden, oder aus der antiken sage, gewisse moralische gemeinplätze dar. Daneben übten sie, und mit mehr beifall, die Kluchten; und verliehen auch den Spelen van Sinne durch übermässige pracht reize, an denen die kunst keinen theil hatte. Während ferner die meistersinger einer gegen den andern um die wette stritten, waren es hier die kammern, die mit einander wetteiferten und zwar um sehr materielle preise. Allerdings haben die Rederijkers auch ausserhalb des dramas sich versucht; aber in formen, die sclavisch den Franzosen nachgeahmt waren, dem rondeau oder triolett, der ballade u. s. f. Bezeichnend ist der titel, den sich der verfasser ihres lehrbuchs, Mathijs de Casteleyn beilegt: er nennt sich excellent poète moderne. In der politisch-religiösen richtung aber, die die Rederijkers im XVI. jahrhundert einschlugen, lassen sie sich wieder mit den meistersingern vergleichen: sie wurden die eifrigsten vertreter der reformation und ihre Spelen van Sinne dienten auch den weiterfortgeschrittenen neuerern, z. b. Heinrich Niclaes zur einkleidung ihrer ideen. Von den auf uns gekommenen stücken in der art der Rederijkers sei nur das älteste genannt, die eerste bliscap van Maria,[2]) welches 1444 zu Brüssel aufgeführt wurde und einen abriss der ganzen heiligen geschichte enthält.

Erfreulicher als diese in allegorie und reimkünsten aufgehende dichtung ist uns das volkslied aus dem XV. und XVI. jahrhundert. Hier ist der zusammenhang mit Deutschland vollständig hergestellt. *Het waren twee konincskinderen* oder *Waer sal ic mi henen keren, ic arm broederlijn*, oder *Ick wil te lande rijden, sprack meester Hildebrant* — alle diese lieder sind ja als deutsche volkslieder wolbekannt. Natürlich, dass nicht alle lieder gemeingut waren; namentlich die politischen lieder hatten grösteentheils nur für einzelne landschaften interesse. Solche lieder finden sich auch in den Niederlanden früh, wenn schon die gedichte

1) *G. D. J. Schotel, Geschiedenis der Rederijkers in Nederland. D. I. II. Amsterdam 1862. 64.*

2) *De eerste bliscap van Maria, misteriespel van het jaer 1444, met eene inleiding over soortgelijke spelen en met ophelderingen door J. F. Willems. Gent 1845.*

der Sprekers eigentlich abgerechnet werden müssen. Aus dem anfang des XIV. jahrhunderts stammt das lied „van den Kerels," der nationalpartei in Flandern, sowie das Jan III. von Brabant in den mund gelegte *Ic ben die hertoghe van Brabant, bi den ever ben ic genant.*[1]) Noch zahlreicher sind diese lieder aus dem XV. und XVI. jahrhundert überliefert; in der späteren zeit mit den geistlichen liedern der reformation in inniger verbindung.

Neben der erzeugenden thätigkeit geht im XV. und XVI. jahrhunderte eine erneuernde her. Die alten romane und sonstigen dichtungen von dauerndem interesse wurden vielfach in prosa oder wenigstens in jüngere sprachformen umgesetzt. Das wichtigste beispiel dieser umarbeitungen ist der Reinaert des Heinric van Alkmaer, welcher nach der im nd. Reineke erhaltenen vorrede schullehrer des herzogs von Lothringen war. Früher wuste man nicht, wie diese notiz bei dem nd. werke zu erklären sei, bis sich bruchstücke eines alten niederländischen druckes fanden, der unzweifelhaft die im Reineke übersetzte erneuerung enthielt. Diese erneuerung war freilich ebenso wie das original durch die aus jener hervorgegangene prosa verdrängt worden. Aehnlich wurden auch Carel ende Elegast, das Rolandslied, Floris, Maerlants Wapene Martijn und Spieghel historiael, die Schlacht bei Woeringen, die Kinder von Limburg, Lanseloot ende Sandrijn in mehr oder weniger umgearbeiteten texten gedruckt. Ein zeugnis für das interesse, welches die älteren niederländischen gedichte damals auch in Deutschland fanden, sind die umarbeitungen des Johann von Soest. Gebürtig aus Unna in Westfalen, lernte er in Flandern als sänger, und übersetzte in Heidelberg, wo er seit 1471 lebte, den Ogier, Reinout, Malagijs und die Kinder von Limburg in ein abscheuliches gemisch von hochdeutsch, niederdeutsch und niederländisch.

Jene niederländischen erneuerungen bewiesen und sprachen es zum theil offen aus, dass die sprache der alten texte veraltet war. Der unterschied des mnl. vom nnl. ist freilich fast nur in wortgebrauch und satzfügung bemerklich, nicht aber, wenigstens nur unwesentlich, in laut- und beugungslehre. Jene alten bedeutungen aber stimmen so sehr mit dem mhd. überein, dass man, von hier aus in das mnl. eindringend, einen grossen vorschub hat. Es ist zu wünschen, dass, wie wir Deutsche im mnl. manches finden, was unser bild des germanischen geistes ergänzt, so auch die Niederländer ihrerseits nicht versäumen mögen, die im mhd. vorliegenden analogien zu ihrer alten sprache und litteratur aufzusuchen.

HEIDELBERG. ERNST MARTIN.

1) Die historischen volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. I. Leipzig 1865. S. 31. 36.

BRUCHSTÜCK EINES LATEINISCHEN MARIENLIEDES MIT ALTFRANZÖSISCHER ÜBERSETZUNG.

Im einbande eines französischen werkes aus dem XVI. jahrhundert, (Les oeuvres poëtiques d'Amadis Jamyn, Paris 1577), welches sich früher in der bibliothek der frau von Burchardi zu Gross-Cotta in Sachsen befand, ist uns eine lateinische hymne auf die jungfrau Maria mit altfranzösischer übersetzung erhalten, welche sowol in hymnologischer als in sprachlicher hinsicht von interesse ist und welche sich auch in den neueren sammlungen der hymnen von Daniel, Mone und Morel nicht findet. Das Pergamentblatt in Quartform, auf welchem der hymnus ursprünglich gestanden, ist für die zwecke des einbandes in der mitte zerschnitten worden und es sind dadurch einige strophen verloren gegangen. Dem charakter der schrift nach wird die handschrift eher in das XV. als in das XIV. jahrhundert zu setzen sein.

1. Sanctitatis tocius femina,
mundi princeps et celi domina,
servis tuis relaxa crimina
et eorum mentes illumina.

2. O femme qui es plaine de toute sainteté,
du monde la princesse, du ciel la poesté,
a tes sergens relache[s] leurs grandes iniquités
et leurs cuers enlumine de parfaite équité.

3. Vitis vera extende palmitem
tuum ad nos, ut eum comitem
habe(a)mus vi(t)aeque limitem
— — — — — —

4. Ex te virgo natus est filius
puer Jesus, qui *(quo)* nichil dulcius,
quem rogamus omnes attencius
ut sit nobis per te propicius.

5. De toy virge très pure est le fils de dieu nez,
qu'il n'est rien si très doulz, Jesu est appelez,
de quel nous requerons tous ensamble avuez
que propice nous soit par tes grandes bontez.

6. Vas excelsi, opus mirabile,
stella celi, signum spectabile,
per te nobis fiat possibile,
quod rogamus et impetrabile.

7. O clere aube journée de lumière très pure,
qui des pechiez destruis la tenebre obscure,
en qui trestout le monde s'esiouist sans mesure,
soyes sur nous veillant en nous prenant en cure.

8. Mons sublimis, salutis speculum,
via vite, morum spectaculum,
que in celo regnas in seculum,
Christianum deffende populum.

9. O montaigne très haute, mireour de sauvement,
voye de bones meurs, de vie atendement,
qui en ciel et en siecle regnes sans finement
— — — — — — — — — —

10. Du très digne lignaige de Juda es yssue,
envers le très haut roy très puissant es eslue,
contrain notre couraige qu'il ne demeure en anue,
et en la fin nous maine en ciel dessus la nue.

11. Sola virgo, que cuncta(s) hereses
interemis et frangis carceres
captivorum, respice pauperes
et fac eos ad vitam celeres.

12. O virge singulaire, qui toutes heresies
destruis et toutes chartres brises et demolies
des poures enchartrés regardes et deslies,
et yceux a la vie perdurable ralies.

Wie in anderen bereits gedruckten hymnen, so ist auch hier die französische bearbeitung des lateinischen liedes eine freiere, doch schliesst sich dieselbe, soweit die lateinischen originalstrophen vorliegen, stets noch an den lateinischen text an. Aehnliche, wenn auch noch freiere altfranzösische bearbeitungen lateinischer hymnen finden sich bei Mone, lateinische Hymnen des M. A. bd. I s. 108, bd. II s. 214 und bei Daniel, Thesaurus hymnologicus bd. II s. 245.

Die bilderreiche sprache des hymnus ist nicht ohne einzelne anklänge an andere marienlieder. Mundi princeps (str. 1) wird die jungfrau Maria auch in dem hymnus bei Mone II, s. 328 nr. 533 v. 4 genannt. Zu Vas excelsi (str. 5) ist zu vergleichen vas virtutis, Morel (Lateinische Hymnen des M. A., Einsiedeln 1867), s. 117 nr. 184 v. 14, ferner vas virtutum, Mone II, s. 375 v. 113, vas mellis, Mone II, s. 424 v. 55, vas decoris et honoris, vas coelestis gratiae, Mone II, s. 426 v. 1, vas sinceritatis, Wackernagel, Deutsches Kirchenlied bd. I s. 190 str. 5. Via vitae (str. 7) kehrt wieder bei Morel s. 122 nr. 193 v. 43; sola virgo

(str. 9) bei Mone II s. 328 nr. 533 v. 5 und II s. 426 v. 19, ferner bei Wackernagel I s. 104: O singularis femina, sola virgo puerpera. Interemere hereses (str. 9) klingt wieder in einem lied auf die heil. Anna, Daniel I, s. 288 nr. 350 v. 11 (ut haereses interimat).

Der französische text gibt in sprachlicher hinsicht zu einigen bemerkungen veranlassung.

Poësté (str. 2), domina, vom lat. potestas, findet sich hier ganz in derselben bedeutung wie das italienische podestà. Diez, etymolog. wörterbuch II, s. 52 notirt provenz. podestat, poestat, span. potestad. Zu den zahlreichen belegstellen für das franz. poesté mögen noch hinzugefügt werden:

Par bataille resoit prové
Li quels ara la poesté,

bei Wace, roman de Brut (XII. jahrh.), herausgegeben von Le Roux de Lincy, v. 12,134. Ferner la réal poesté und poesté ou autre office im Livre de jostice et de plet (XIII. jahrh.) herausgegeben von Rapetti, Paris 1850, (vgl. Anschütz in der krit. zeitschr. f. rechtswissenschaft des auslands bd. XXIII, s. 247) s. 335. 336.

Virge (str. 5 und 12) für vierge, prov. verge, vergi, virgi (Raynouard, lexique roman V, s. 507) findet sich häufig, vgl. Bartsch, altfranzösische chrestomathie, glossaire s. 675.

Aube journée (str. 7), die morgenröthe, lat. alba dies, von albus hell, heiter; meist findet sich aube ohne den zusatz journée, so bei Diez, etymolog. wörterb. II s. 12, Bartsch, chrestom. s. 140 z. 2, s. 405 z. 5.

S'esiouist in str. 7 würde dem lateinischen se exgaudet entsprechen. Anue (str. 10), neufranzösisch ennui, vom lat. in odio, ital. noja; vgl. Diez s. v. noja.

Chartres (str. 12), gefängniss, kerker, von carcer, Diez II, s. 245. Enchartrés, gefangen, eingekerkert, könnte vielleicht auch gelesen werden enchaitiés, denn chaistivoison im Livre de jostice et de plet s. 247 ist die übersetzung von captivitas im Corpus juris civilis l. 1 §. 1 D. de usis et legitimis XXXVIII, 16 und ebenso ist captivitas in §. 4 Inst. de jure pers. I, 3 im Conseil de Pierre de Fontaines (XIII. jahrh.) ed. Marnier, Append. s. 499 §. V mit chetivoison übersetzt. Indess ist die lesart enchartrés in sprachlicher hinsicht und mit rücksicht auf das vorhergehende chartres vorzuziehen.

HALLE. AUG. ANSCHÜTZ.

DAS THIERMÆRCHEN VOM GEGESSNEN HERZEN

LITTERATURGESCHICHTLICH BETRACHTET VON E. L. ROCHHOLZ.

I.

Immer noch schwankt die frage, wie viel des in den poesien des deutschen und romanischen mittelalters behandelten dichtungsstoffes abendländisches eigentum sei oder morgenländischer abkunft. Zwar schien sie durch J. Grimms umfassendes werk über Reinhart Fuchs so weit entschieden zu sein, dass wenigstens unser germanisches thiermärchen für selbständig und frei von entlehnungen aus der antiken und orientalischen fabel gelten konnte; doch seitdem unser altmeister abberufen ist von seinen einheimischen quellen und seine in die tiefe gegangenen forschungen nun mehr und mehr in die breite laufen, ist es, als sollten wir uns gerade denjenigen theil der nationalen tradition, den wir für den ursprünglichsten zu halten bereits so gute gründe hatten, am meisten bestreiten lassen. Denn auch in der litteratur ist der seeweg nach Indien aufgefunden und droht, wie es schon bei entdeckung des geographischen gieng, den altgesicherten einheimischen besitz und wohlstand in fremde hände zu spielen. Es lässt sich dieser grosse vorgang selbst an einem ganz kleinen, aber ausreichenden beispiele erkennen. Es liegt bis jetzt ein märchenkreis von thiermärchen vor, aufgesammelt in der vorzeit des abend- und des morgenlandes, deren einzelne glieder beiderseits und untereinander geschwisterähnlichkeit haben. Ihr übereinstimmender charakterzug besteht in der list des thierkönigs, eines der thiere, dem er bereits früher nach dem leben gestellt und wunden beigebracht hat, abermals an sich zu locken, um ihm zu der früheren verstümmlung auch das herz aus dem leibe zu nehmen; sodann in der gegenlist eines dritten, der des erschlagenen thieres herz vorweg nimmt und selber aufzehrt. Der erste, ein unumschränkter herr, wird durch den dritten, seinen schwachen aber listigen diener, nicht blos um den verhofften genuss gebracht, sondern muss sich zum ende auch noch über den grund der vollkommnen ergebnislosigkeit seiner grausamkeit ironisch belehren lassen. So weit gleichen sich die beiden märchengattungen in ihrem allgemeinen inhalte; höchst verschieden aber sind sie nach ihrer poetischen verkörperung oder nach ihrem künstlerischen darstellungsvermögen. Denn das orientalische begnügt sich ein apolog zu werden, und kommt also damit der äsopischen fabel am nächsten. Das abendländische, d. h. germanische, macht jedoch seine apologische form nur zum dienenden gleichnisse und beiwerke einer daran gebauten epischen erzählung. Jenes ist didaktisch, dieses wird heroisch und humoristisch. Im

nachfolgenden wird versucht, den vorhin beschriebenen charakterzug eines auf zwei weltteile verteilten und in beiden sich gleichenden thiermärchens nach den ältesten zeugnissen zusammen zu stellen, deutschen und orientalischen; mit kürzerer fassung in der altdeutschen litteratur, weil hiefür die germanistischen arbeiten reichlich vorliegen und bekannt sind; einlässlicher in den orientalischen stoffen, die uns entfernter stehen und noch weniger gekannt und abgeklärt sind.

In Fredegars chronik aus dem VII. jahrhundert findet sich folgendes thiermärchen in zusammenhang mit einem abenteuer der deutschen heldensage gebracht. Der zum thierkönige erwählte löwe hat den hirschen bereits einmal in mörderischer absicht angegriffen und dieser vermag mit verlust seines geweihes ihm noch zu entfliehen. Doch der verschlagene fuchs weiss ihn zum zweiten male zum löwen zu bringen, wo er getödtet und zum frasse zerwirkt wird. Als hiebei der fuchs das herz heimlich wegschluckt und von den übrigen thieren dem könige als der dieb angegeben wird, erwidert der beschuldigte, dass der hirsch gar kein herz gehabt habe, weil er sonst nach seiner ersten bei hofe bestandenen lebensgefahr gewiss nicht wieder eben dahin zurückgegangen wäre. Hieran knüpft Fredegar die gothische sage von Dietrich, Dieters sohne. Dieser liebling des byzantinerkaisers Leo ist auf der Gothen bitte nach Italien gesant und hier, nachdem er Otachern besiegt hat, zum statthalter ernannt worden. Doch die neider untergraben ihn bei hofe und er wird zurückberufen. Zwar hat ihn dorten sein freund Ptolemäus so zu rechtfertigen gewusst, dass jener befehl zurückgenommen wird; doch als die verleumdung der höflinge von neuem anhebt und die abberufung abermals ergeht, so sendet Dietrich, anstatt heim zu kehren, vorerst boten an den freund, ihn um weiteres verhalten zu befragen. In ihrem beisein erzählt hierauf dieser bei hofe jenes märchen vom hirschen, der zweimal vor den löwen gefordert, das erste mal das geweih verlor, das zweite mal aber zerrissen und samt dem herzen aufgezehrt worden war. Dietrich errieth den sinn, blieb in Italien und gelangte hier zur königskrone.

Der folgende erzähler ist (mit übergehung Aimoins, der den eben berichteten stoff blos ausschreibt) der Tegernseer mönch Froumund im X. jahrhundert. Er nennt seine erzählung nur eine parabola, weil er sie mitten in eine begebenheit aus der urgeschichte der Baiern einflicht; aber er beruft sich selbst dabei auf „alte lieder" (J. Grimm, Reinhart Fuchs pag. L.), deren epischer charakter auch noch im mönchslatein fühlbar bleibt. Sein bericht lautet auszugsweise also. Ein sendbote des römischen kaisers hatte beim baiernherzog Dieto den zins einzuverlangen und war von diesem ohne geld und mit einer wenig ehrerbietigen ant-

wort fortgeschickt worden. Als sich hierauf Dieto auf den rath der freunde selbst nach Rom begab, empfieng ihn der kaiser scheinbar freundlich, lud ihn hierauf mit wenigen begleitern zu sich, liess sie da überwältigen, und nachdem man ihnen zusammen stirnlocke und bart verstümmelt und das gewand über dem knie abgeschnitten hatte, schickte er sie mit solchem hohne gleichfalls heim. Allein der herzog, der aus der noth eine tugend zu machen wuste, erhob in Baiern diese ungewohnte tracht zum verbrüderungszeichen aller gegen die Römer, sammelte ein heer, schlug sie und war damit gerächt und zinsfrei. Doch abermals nach jahren erschien bei ihm der kaiserliche legate, den zins nur als blosse ehrensache fordernd. Da liess Dieto den gesandten festnehmen und dem kaiser folgendes märchen melden: Als der bär im lande regierte und alle thiere seiner gestrengen herschaft gehorchten, hatte sich der einzige hirsch nicht unterzogen und konnte bei seiner behendigkeit nicht zur rechenschaft gezogen werden. Ueber diese widerspenstigkeit hatte der fuchs tadelnd sich geäussert und war vom bären beauftragt worden, dass er den hirschen berede, zur huldigung herbeizukommen. Sobald er ihn nun zur pfalz des bären gebracht hat, springt dieser auf ihn los, zerkratzt und zerbeisst ihn und nur der schnellsten flucht verdankt der hirsch sein leben. Als darauf der fuchs zum zweiten male und aus dem gleichen grunde zum hirschen kam, sprach dieser: Ich habe schon einmal mein lehrgeld bezahlt. Verbleibe der bär bei sich und den seinigen, ich werde mich vor seiner falschen hand frei zu halten wissen. „Gut denn, schloss Dieto dieses sein märchen, ich selbst bin dieser hirsch, und werde weder den kaiser ferner besuchen, noch ihm zins geben!“

J. Grimm fügt bei: Fromunds Dieto ist Fredegars Dietrich, beide erzählungen weisen auf gotische sage, jene bezieht sich ausdrücklich auf lieder. Da in Fromunds erzählung der hirsch gerettet entkommt, so muss hier auch der zug des herzessens mangeln.

Betrachten wir nun denselben stoff nach der darstellung in der kaiserchronik, deren redaction von Lachmann um 1160 gesetzt ist. Als kaiser Severus erfuhr, dass niemand im ganzen reiche ihm die gebührliche ehre verweigere, ausser der herzog Adelger zu Baiern, liess er diesen nach Rom kommen und ihm hier zur demütigung das gewand bis zum knie und die stirnlocke vom haupte wegschneiden. Doch der herzog hatte einen alten dienstmann in seinem gefolge und auf dessen rath geschah es, dass sich die dreihundert ritter, die mit ihm hergekommen waren, alle gleichfalls haar und gewand beschoren, wie es denn in der Baiern gewohnheit heisst: Was einem zu leide geschieht, das müssen wir allesamt mit dulden. Als der kaiser dies und zugleich denjenigen

erfuhr, der den rath erteilt, verlangte er jenen alten dienstman für seine eigene hofhaltung und erhielt ihn. Der herzog kehrte hierauf in frieden heim, sante aber boten voraus und befahl allen seinen untertanen, die lehensrecht oder rittersnamen haben wollten, dass sie sich gleichfalls das haar vornen aus- und das gewand abschnitten. Es stund nicht lange an, so war die freundschaft zwischen dem kaiser und dem herzog zergangen und Adelger wurde wieder nach Rom geladen. Da sandte er heimlich einen boten dahin zu seinem alten dienstmann, zu erforschen, ob er kommen solle. Der alte verweigerte die runde antwort, weil er nun nicht mehr des herzogs, sondern des kaisers diener sei, trat jedoch des andern tages mit dem Baiernboten vor Severus und erbat sich, dass er hier eine fabel erzählen dürfe, die folgender massen hiess: Ein hirsch frass einem manne das kraut aus dem garten und wurde von ihm darüber zweimal nach einander verstümmelt, erst an einem ohre, dann am schwanze. Schmerzt dichs, sagte der mann, so kommst du mir nicht wieder! Als aber dem hirsch die wunden geheilt waren und er seine alten schliche wieder streichen wollte, hatte der mann inzwischen den garten mit netzen umstellt, fieng das thier und stiess ihm den spiess durch den leib. Nachdem er ihn zerwirkt hatte und einen augenblick bei seite gegangen war, frass ein lauernder fuchs des hirschen herz weg. Der mann entdeckte den unbegreiflichen mangel und schlug darüber die hände zusammen; sein weib aber antwortete: das hätte ich dir zuvor sagen wollen, dass der hirsch gar kein herz gehabt, sonst würde er nach verlust von ohr und schwanz nicht noch zum drittenmal in den garten gekommen sein. — Der zuhörende Baiernbote kehrte hierauf mit dieser unverstandnen geschichte heim, doch als er sie dem Adelger berichtete, liess sich dieser nicht zum zweiten male nach dem feindseligen Rom verleiten, behielt das herz am rechten flecke, zog dem welschen heer entgegen, schlugs, erlegte den kaiser und machte seitdem die welsche mark bairisch.

Dieselbe reihe von verstümmelungen, wie hier der hirsch, erleidet der eber in Gesta Romanorum (ed. Adalb. v. Keller, cap. 46), worauf er gleichfalls ohne herz gefunden wird. Der hergang ist folgender.

Der könig Trajanus zu Rom war ein grosser gartenfreund. Sein gartenwächter sah einen eber einbrechen und die bäume umwühlen, stellte ihm nach und konnte ihm das linke ohr abhauen. Lautschreiend entrann das thier. Bald hernach war es abermals da, wurde wieder erreicht und verlor dabei das rechte ohr. Nichts desto weniger kam es zum drittenmal in den garten und der wächter hieb ihm auch noch den schwanz ab. (Die deutsche ausgabe der Gesta nennt hiefür das Hinterteil). Beim vierten und letztenmal wurde er endlich mit dem

spiess zusammengestochen und dem hofkoch für die tafel überbracht. Nun ass der könig von jedem thiere das herz lieber als ein anderes stück; der koch aber fand beim zurichten des ebers dessen herz besonders fett und verzehrte es. Als der eber auf die tafel kam, suchte der könig das herz vergebens, liess darüber den koch befragen und erhielt zur antwort, das thier habe keines gehabt. Jetzt wurde der koch selbst herein gerufen, um seine behauptung zu erweisen; dieser sprach: Ein jeder gedanke kommt aus dem herzen; daraus folgt denn, dass wo das nachdenken fehlt, auch kein herz sein kann. Jener eber, wenn er ein herz gehabt hätte, würde wol darüber nachgedacht haben, als ich ihn zuerst im garten traf und das linke ohr ihm abhieb. Dies hat er aber nicht gethan, sondern ist das andere und dritte mal wieder gekommen und hat das rechte ohr und den schwanz verloren. Hätte er also auch nur den theil von einem herzen gehabt, so hätte er an ohr und schwanz gedacht; und so beweise ich aus diesen drei gründen, dass er gar keines hatte. — Grässe in seiner übersetzung der Gesta fügt hierüber s. 65 die naive schlussbemerkung bei: „Selbsterfunden und casuistischen inhalts.“ Die deutschen Gesta dagegen machen folgende nutzanwendung, s. 71: Unser herr Christus ist der gärtner und pflanzt in des menschen herzen schöne fruchtbäume, diese aber unterwühlt der weltmensch als ein eberschwein. Nun warnt ihn der herr wiederholt, indem er ihm erst das linke ohr nimt: seine freunde; hierauf das rechte: seine kinder; dann das hinterteil: d a s i s t d i e e h e f r a u. So sucht er zuletzt am jüngsten tage das herz, allein da steht der teufel dabei und spricht, dieser mensch habe gar keins gehabt, sonst würde er die zehn gebote nicht gebrochen haben. So wird alsdann der herr um eine seele beraubt.

Derselben quelle bedient sich Burkhard Waldis (Esopus, edd. H. Kurz 1, 169) in der fabel: Vom Bawren vnd wilden Schweine. Der bauer überbringt einen erlegten eber dem gutsherrn zu dessen hochzeit und berichtet auf die frage, wo denn des ebers herz geblieben sei: dies thier habe all seiner tage keins im leibe gehabt. Sonst würde es, nachdem ihm erst das eine, dann das andere ohr abgehauen worden, sicherlich aus dem haberfelde weggeblieben sein und schliesslich sich nicht noch mit dem schweinspiesse haben niederstechen lassen. Durch diese dreifache unbelehrbarkeit sieht sich der fabulist veranlasst, dem reformierenden geiste seiner zeit gemäss, auf die sittenlosigkeit des clerus überzuspringen, und sein bauer schliesst daher mit folgender handgreiflichkeit ab:

Vnd sprach: ich hab daheim ein magt,
Die hat mir mehr denn einmal gsagt
Mit vieler vmbstenden bericht,
Das sie der pfarrner offt anficht,

Und ist zu jr in stall geschloffen,
Darin ich jn dreymal betroffen
Und jn mit brügeln wol zerschlagen;
Hats aber niemand dörffen klagen.
Dennocht kompt er offtmals herwider,
Biss ich jn schlag zuletzt darnider
Und jm abhaw ein arm oder bein.

Dies sind in chronologischer folge die ältesten und hauptsächlichsten redactionen des deutschen thiermärchens vom gegessnen herzen, doch nicht die ältesten im deutschen mythus überhaupt, da in diesem das verspeisen des thierherzens zum zwecke der sättigung, der zauberischen heilung und weissagung bis in die germanische göttergeschichte hinaufreicht. Wir müssen daher notwendig auch von dieser letzteren nach angabe der zweiten Sigurdharkvidha fafnisbana hier kurz erwähnung thun. Die drei eddaischen götter Odhinn, Hoenir und Loki sind zusammen auf der wanderung, erblicken an einem flusse eine otter und Loki wirft sie todt. Während nun Hoenir mit des thiers zubereitung beschäftigt ist und Odhinn ausruht, entwendet Loki das halbgebratene herz. Wir erfahren also schon hier, dass Loki, der gott des lichtes und feuers, theils indirect in der rolle des meisterkoches auftritt (denn Hoenir ist dafür falsch angesetzt), theils direct die rolle des meisterdiebes spielt. Sein angemessenster stellvertreter ist daher im thierepos, der gleich der feuerlohe rothe, räuberische, boshafte und berückende fuchs, der gleichfalls das wetter kocht und braut, das herz des erlegten thiers entwendet und durch dessen genuss die gabe allgegenwärtiger weisheit erhält. Er heisst Raginohard = Reinhart, ein ratgeber, und sprichwörtlich gilt von ihm: kaum genant, komt er gerant. Als die drei götter hierauf in Hreidmars hause einkehr nehmen und den balg der gegessnen otter mitbringen, erfahren sie, dass diese otter Hreidmars sohn und der bruder von Fafnir und Regin gewesen sei und sich in thiergestalt in jenem flusse beim zwerg Andwari aufgehalten habe. Letzterer aber ist Odhinns eigner hortreicher sohn, und um die verlangte mordbusse für den erschlagenen vollständig aufzubringen, ist Odhinn genöthigt, Andwaris goldschatz bis auf den allerletzten ring herbei holen zu lassen. Der überwältigte zwerg verflucht jeden zum tode, der fortan diesen ring besitzen würde, und dieser fluch erfüllt sich alsbald an Hreidmar und dessen söhnen. Diese ermorden des goldschatzes wegen erst den vater und verfolgen dann sich gegenseitig. Bruder Fafnir hat sich in einen schuppigen lindwurm verwandelt und hütet so seinen schatz; gegen ihn ruft der bruder Regino den Sigurd zu hilfe, der den drachen dann mit einem gefeieten schwerte durchstösst. Regino schnitt Fafnirs herz aus, damit es Sigurd ihm brate, und entschlief darüber; inzwischen ass Sigurd das

herz selbst, ward auf diesen genuss plötzlich allwissend, erkante, dass der schlafende Regino rache gegen ihn brüte und erschlug auch ihn. So hatte nun Sigurd nach dem genusse des drachenherzens gold, weisheit und königtum zugleich erworben. Dieselbe reihenfolge von glücksfällen ist auch im kindermärchen (Grimm nr. 60) an den heimlichen genuss eines seltnen thierherzens geknüpft; wer herz und leber vom goldvogel isst, heisst es, der wird anfangs jeden morgen ein goldstück unter dem kopfkissen finden und zuletzt könig werden. Als daher der reiche goldschmied diesen vogel seiner hausfrau zu braten gibt und sie die zwei kinder des armen besenbinders dazu stellt, den spiess zu drehen, naschen sie ein paar in die pfanne abfallende stückchen, herz und leber, arglos weg. Darüber werden sie in die weite welt hinausgestossen, kommen aber mit ihrem heckethaler zu immer grösserem reichtum und werden zuletzt des königs statthalter, eidam und thronfolger.

In den eingangs erzählten vier märchen schon war zu erkennen, dass die sage vom gegessnen herzen viermal parabolisch in eine historisch-politische beziehung eingekleidet war. Entweder der könig der thiere oder ein volkskönig hat seinen nebenbuhler bis zur körperlichen verstümmelung bekämpft und geschwächt, nun will er ihm auch noch das letzte, das herz aus dem leibe reissen. Stets aber wird der übermächtige durch einen dazwischen tretenden schwächeren um den verhofften letzten erfolg gebracht; eben dieses so hartnäckig ertrachtete herz wird nicht ihm, sondern einem ganz andern zu theil, der unvermutet sich einmischt, und jener hat mit allem nur sich und sein eignes haus zu grunde gerichtet. So wird es auf den kampf der heidnischen götterdynastieen, so auch auf den zwischen gott und dem teufel gleichmässig angewendet. Odhinn muss seinen eignen sohn bis auf den letzten goldring ausplündern lassen, um nur das wergeld für den voreilig erschlagenen Otur erlegen zu können, dessen gebratnes herz nicht einmal ihm, dem göttervater, zugekommen, sondern von Loki voraus weggeschnappt worden war. Fafnirs herz wird ausgeschnitten und gebraten, um Reginos bruderhass damit zu ersättigen, doch nicht er kanns geniessen, sondern der fremde Sigurd, der, sobald er davon gekostet hat, im schlafenden Regino den todfeind erkennt, ihn erschlägt und dessen gesamten hort an sich zieht. Selbst wenn gott und teufel sich am jüngsten gerichte um eine seele streiten und der herr noch des armen sünders herz zu gewinnen sucht, behauptet der satan, dieser mensch habe niemals ein herz gehabt, und macht so den himmel um eine seele ärmer. Auf diesem gebiete der politischen intrigue bewegt sich ursprünglich das deutsche thierepos, denselben inhalt geben die vorerwähnten thiermärchen zu erkennen.

II.

Untersuchen wir nun, ob nicht ein ähnliches grundverhältnis, wie das im deutschen thiermärchen ist, auch im orientalischen thiermärchen und wo möglich an demselben märchenstoffe erkennbar ist.

Die sanskritische märchensamlung Çukasaptati (die siebenzig erzählungen des papageien) bezeichnet Benfey in seiner übersetzung des Pantschatantra 1, 423 als eines jener sammelwerke, durch deren verbreitung vorwaltend die indischen märchenstoffe weiter nach dem westen gelangt sind, und theilt aus der zu Petersburg liegenden handschrift die 64. erzählung mit, die fabel vom affen und dem meerungeheuer. Sie lautet im auszuge so.

Der affenkönig hat sich vor einem reichsnebenbuhler auf einen baum geflüchtet und bei dieser bewegung fällt eine der früchte ins wasser hinab. Durch das entstandene geplätscher angelockt, kommt das meerungeheuer herbei und verzehrt sie; hierauf lädt es zum scheinbaren danke dafür den affen ein, des meerthiers rücken zu besteigen und zu ihm in sein haus auf besuch zu kommen. Der affe springt hinab, sieht aber seine übereiltheit sogleich ein und weiss seine angst nicht zu verbergen, dass der falsche gastfreund ihn verschlingen werde. Dies bemerkt das ungeheuer und spricht: Ah, freund, warum erschrickst du? Und der affe erwidert doppelsinnig: Mein herz habe ich droben am baume auf einem zweige liegen lassen. Das thörichte seeungeheuer denkt bei sich: Warum nimmt er das herz nicht mit? He, affe, spricht es, hole dein herz und geh dann mit mir. Der affe sprang nun auf den zweig zurück, überhäufte das ungeheuer mit vorwürfen und dieses muste allein nach hause zurückkehren. Dies märchen, vom affenkönig überspringend auf die regentenweisheit, schliesst mit folgender lehre:

> Welcher könig, wenn not dränget, besitzet gegenwart des geists,
> Der kann sich aus gefahr retten, gleichwie der affe aus der flut.

Dem leser zu lieb unterbrechen wir momentan den laufenden gedanken, um auf das aus der kaiserchronik erzählte märchen und dessen übereinstimmung mit diesem orientalischen zurückzudeuten. Die voranstehende lehre der indischen Sloka bezieht sich mittels des affenherzens auf die politische lage des affenkönigs, der durch einen thronprätendenten verdrängt ist und durch ein seeungeheuer aus seiner freistätte hinweg gelockt werden soll. Das altdeutsche bispel, das der alte ratgebe über das hirschenherz erzählt, warnt den vom römischen kaiser verräterisch eingeladenen herzog Adelger, nicht zum zweiten male zu folgen, und die erzählte fabel thut bei Adelger die gleiche wirkung:

duo der herzoge daz spel vernam,
er sprach, ist daz ich selbe herze han,
Romaere vindent hi ainen bosen chouf!

Diejenigen forscher, welche den äsopischen fabelstoffen, soweit solche in orientalischen märchen vorkommen, strengweg die priorität zueignen, wollen in jener scene, da der affe sich verführen lässt, auf dem rücken des ungeheuers sich ins meer zu begeben, eine blose kopie der griechischen fabel vom affen auf dem rücken des delphins erkennen. (Aesop. Fur. 242). Doch in diesem falle, wie Benfey ausdrücklich entgegnet, würde dann die griechische originalfabel gerade das beste der indischen kopie entbehren, nämlich jenen vernunftgehalt und ausweg, durch welchen der affe sein leben listig rettet, indem er vorgibt, er habe sein herz auf dem baume gelassen. Der weg aber, den diese indische fabel nach westen eingeschlagen hat, ist litterargeschichtlich bereits nachgewiesen. Sie spann sich nämlich weiter zu einer fabelkette aus, die in den sanskritischen texten des Pantschatantra und im südlichen Pantschatantra des Dubois gleichmässig enthalten ist. Sie gieng über in die arabische übersetzung der fabeln Bidpais, aus dieser ums jahr 1262 durch Johann von Capua in die lateinische, wurde als Beispiele der Weisen 1483 zu Ulm deutsch übersetzt und gedruckt, und steht seither auch in den romanischen sammelschriften. Sie nimmt folgende wendung.

Nachdem der affe sich auf seinen baum zurückgerettet hat, erscheint das seeunthier wieder und sucht ihn von neuem zu bewegen, sich ihm anzuvertrauen. Da ruft der affe (in Bidpais fassung): Oho, glaubst du denn, dass ich sei wie der esel, von dem der schakal gesagt, dass er kein herz und keine ohren habe? Und hierauf erzählt er ihm diese neue fabel:

Der löwe Karalakesara (d. h. die schreckensmähne, kaiserlocke) liegt wundenkrank und gelähmt darnieder. Durch den schakal (er ist der indische stellvertreter des fuchses) lässt er den esel Lambakarna (grossohr) zu sich einladen in der absicht ihn zu fressen. Dieser erscheint, angelockt durch das vorgeben, hier drei junge eselinnen zu treffen, die ihn zum gemahl begehren. Beim anblicke des löwen entspringt er jedoch und dieser mit lahmem fusse kann ihm nur noch einen tritt versetzen. Hierauf macht man dem entkommenen weiss, eine jener drei liebebrünstigen eselinnen sei's gewesen, die in leidenschaftlicher begier den fliehenden zu umarmen, nach ihm ausgeschlagen habe und nun aus gram sich todt zu hungern drohe. Dies wirkte; der esel liess sich überreden, gieng abermals zum löwen und wurde umgebracht. Während nun der kranke löwe, bevor er seine mahlzeit hält, sich hinab an den fluss zum bade begibt, hat der gierige schakal herz und ohren des esels aufge-

zehrt. Der herscher entdeckt den raub, er, der keine speise berührt, die schon von einem andern thiere angefressen worden, spricht: Bösewicht, welch unziemliche that, dass du ohren und herz gegessen und nun alles zu einem blossen überbleibsel gemacht hast! Der schakal antwortet: O herr, sag das nicht! denn dieser esel hatte weder ohren noch herz. Aus diesem grunde ist er, nachdem er hieher gekommen und bei deinem anblicke vor schrecken davongelaufen war, dennoch wieder zurückgekehrt. Dem löwen schien diese rede glaubwürdig. „Wer gekommen und entkommen, und nachdem er des leuen kraft gesehn, dennoch zurückkehrt, ist ein thor, der weder herz noch ohren hat.“ (Benfey's Pantschat. 2, 295).

Hiemit hat das orientalische thiermärchen eine wendung genommen, bei welcher es gänzlich in eins mit dem occidentalischen zusammenfliesst. Das neue motiv ist hier der angeblich oder wirklich erkrankte löwe und das zu seiner genesung erforderliche, entweder angeblich oder wirklich heilsame opferthier. Wir kommen hier aus der alten volkspoesie in das bereich der gleichalten volksmedicin. Bei Babrius 95 und bei Aesop. Fur. 356 liegt der löwe krank, der fuchs muss nahrung für ihn suchen, weiss ein thier zum zweiten mal herbei zu locken, frisst aber, als es getödtet ist, vorschnell das herz weg und antwortet dann dem löwen mit dem bekannten witze. Bei den Griechen ist das verlockte thier ein hirsch, weil er ihnen das sinnbild der feigheit war; ein hirschenherz haben, macht Achilleus dem Agamemnon zum vorwurf, Il. 1, 225. Doch mit dem thierherzen allein war die griechische heilkunst so wenig als die indische befriedigt. In allen übrigen sanskrittexten der vorhin erwähnten fabel ist das zur heilung des löwen benöthigte thier abgeschlachtet, dennoch misslingt der plan, denn herz und ohren desselben werden unerwartet vermisst. Nach derselben auffassung formt sich auch die griechische. Hier wird der hirsch das zweite mal zu kommen bewogen mittels der vorstellung, dass der löwe schon beim ersten male ihm etwas wichtiges habe anvertrauen wollen, und um seine aufmersamkeit zu erregen, habe er ihn freundlich beim ohre gefasst. In Dübois' Pantschatantra-recension verlangt der kranke löwe „zur heilung“ herz und ohren eines esels und frisst dann beides wirklich auf, so dass die bezweckte fabelpointe ganz verloren geht und nichts als des esels dummheit resultiert. In Bidpais fabeln (aus dem arabischen von Ph. Wolff 1, 242) schickt der kranke löwe den schakal auf die eselsjagd mit den worten: diese räude ists, die mir beschwerden macht, und es gibt kein anderes heilmittel als das herz und die ohren eines esels. Benfey erklärt diesen umstand damit, dass sich eben an die auffälligen ohren des esels die lehre anknüpfen liess, wer nicht rath annimmt und nicht rechtzeitig

hört, müsse fühlen. Dies scheint mir in mehrfacher beziehung unzureichend zu sein. Denn erstlich ist es seit ältester zeit bei den hirtenvölkern des morgen- und abendlandes brauch, die hausthiere am ohre zu zeichnen und ihnen nach dieser verschiedenartigen marke namen zu geben. In Max Müllers übersetzung der Hitopadesa ist der name der katze Dirghakarna und Dadhikarna, langohr und milchohr (pag. 25. 78). Das kameel, welches Tschitrakarna heisst, buntohr, lässt sich durch mitleid bewegen, den kranken löwen zu besuchen; als es da die listigen worte der höflinge unbesonnen nachredet, die sich wechselweise um die ehre streiten, wer das leben für den erkrankten lassen solle, wird es beim wort genommen, zerrissen und verzehrt (pag. 168). Ausserdem aber passt irgend ein anders geohrtes thier unter jener voraussetzung nicht mehr in diesen gedankenzusammenhang, gleichwol muss es in der fabel an des esels stelle treten und derselben körperteile verlustig werden. In Fredegars fabel verliert der hirsch erst das geweih, alsdann das herz; in derjenigen der kaiserchronik verliert er ein ohr, hierauf den halben schwanz, schliesslich das herz; der eber (Gesta Romanor.) verliert beide ohren nach einander, dann den schwanz und das leben. Diese ohrenverstümmelung, welche esel, hirsch und eber erleiden, hat in der morgenländischen sage den bestimten zweck eines daraus zu gewinnenden heilmittels, auf welche schon Grimm, Rh. F. CCLXXVI ausdrücklich verweist. Untersuchen wir daher noch diese mittel, deren in den erzählten märchen das erkrankte thier zu seiner genesung bedarf. Sie führen in die vorstellungen einer unermesslich fernen vorzeit zurück.

Wenn nemlich in der indischen fabel der reichsnebenbuhler das seeungeheuer aussendet, damit es ihm den affenkönig herbei bringe, dessen herz er verzehren will, so begegnen sich in dieser fabelgrundlage zwei systeme; das religiöse, an die thiermetamorphose und seelenwanderung sich knüpfende, und das medicinische. Was das erstere betrifft, so ist bekanntlich gott Buddha in einer seiner früheren existenzen selbst einmal affenkönig gewesen, weswegen die geschwänzte affenrace für heilig gilt, so dass die regierende familie der stadt Purbundr sich jetzt noch durch den titel „die geschwänzte Rana" auszeichnet, weil sie vom affenfürsten Hanumân abzustammen behauptet. Friedreich, Symbolik 380. Die medicinische benutzung des affenfleisches im Orient sodann, wo jetzt noch affenfett gegen brandwunden angewendet wird, stützt sich auf die autorität des grossen indischen thierarztes Sulivâhana (Benfey l. c. 1, 502, 503) und wird ausserdem verbürgt durch Plinius, Aelian und Horapollo, aus deren schriften bereits Grimm, Rh. F. CCLX die einschlägigen stellen zusammengestellt hat. Doch den theoretischen grund dieses heilverfahrens hat uns selbst wenigstens erst Selig Cassel entwickelt

in seinem bemerkenswerten aufsatze Zum Armen Heinrich (Weimarer Jahrb. 1, 412), und wir bedienen uns hier seiner worte. „Von dem fieber war in alter und neuer zeit bekannt, dass man es mit ähnlichen mitteln, als seine natur und ursache ist, heile. Unmässiger zorn zieht, wie Horapollo bemerkt (II, cap. 38, pag. 99) das fieber nach sich und psychische aufregungen befördern es. Die fabel vom fieber des löwen hat in dieser ansicht ihren ursprung. Ihm erregt der mensch den fieberzorn. Wenn aber der sage nach das thier durch affenfrass vom fieber sich heilt, so geschieht ihm wie dem menschen, denn der affe ist dann das ähnliche medicament für ein übel, das der Mensch verursacht. Statt daher die homöopathische natur der fiebercur zu bezeichnen, zeichnete man erstens den zorn unter dem bilde eines löwen, der die eigenen jungen mit dem schweife schlägt, sodann die heilung unter dem symbolischen bilde des löwen, der den affen frisst. Und unter demselben bilde haben die Aegypter einen sich vom fieber heilenden menschen dargestelt: hic enim febre correptus, si simiam voraverit, protinus convalescit. Aus arabischen nachrichten theilt Vincenz von Beauvais folgendes mit: der löwe bekommt das fieber durch den anblick des menschen; er leidet immer am viertägigen fieber und dann sucht er besonders affenfleisch, um geheilt zu werden. (Speculum naturale, lib. 20, 74). Der nachahmungstrieb des affen und seine menschenähnlichkeit ist der grund, dass affenfleisch ein übel heilt, welches der mensch hervorrief." So weit Selig Cassel.

Es unterscheidet aber die medicin den animalischen körper nach der besondern heilsamkeit, die sie seinen einzelnen gliedern und organen beilegt, und stellt dann haupt und herz, als den sitz des lebens, oben an. Daher der zug vom herzessen in thiermärchen und sage. In den böhmischen volksmärchen von B. Nemcova (Prag 1855. XI. 38—56) heisst es: Wer das herz isst, findet goldstücke, wer den kopf, wird könig. Gleiche züge aus serbischen und russischen märchen führt Benfey an (l. c. 1, 215. 2, 531). Hieher gehört die mhd. erzählung das herz, nr. XI in v. d. Hagens gesamtabenteuer, nebst den ergänzungen, welche nachträglich Liebrecht in Pfeiffers Germania 1, 260. 4, 372 zu dieser novelle geliefert hat. „Ich bringe dir das herz eines widehopfes, spricht die amme zum kaiser; das legst du deiner gattin auf die brust, wenn sie schläft, fragst sie dann was du wissen willst, und sie wird dir die wahrheit sagen." Tausend und eine Nacht, übersetzt von Weil, 12, 705. In der mittellat. fabel de cervo, qui cor non habuit (Mone, Anzeiger 4, 360) bleibt des löwen krankheit unheilbar, wenn man ihm kein hirschenherz herbeischafft. Das sagenhafte hohe alter, das man dem thier beischrieb, verleiht seinem herzen magische wirkung.

Lunge und leber, sprachlich unzertrennlich, bleiben auch im märchen gepaart und bilden da die stellvertreter des zauberkräftigen herzens. Gemäss einer zur altklassischen zeit verbreitet gewesenen ansicht dient ziegenlunge gegen epilepsie, Aesop. Fur. 262. Bei Plinius 8, 50: capras nec unquam febri carere Archelaus auctor est. Eine ziege räth dem esel sich epileptisch zu stellen, wird aber sodann darüber selbst geschlachtet. Benfey l. c. 1, 502. Ebenso räth der wolf dem fieberkranken das fleisch des bocks an. Rh. F. CCLX. Mythologie 1125. Benfey zeigt, wie in der sanskritfabel dasselbe meerungeheuer, das nach des affenkönigs herzen begehrt, das andere mal (in Dübois Pantschatantra-Recension) die leber desselben verlangt. Die psychische bedeutung, die das alterthum der leber als dem ursprungsorte melancholischer krankheitsformen beischrieb, hat Friedreich entwickelt in der Geschichte der pathologie und therapie der psychischen krankheiten, 1830. Die phrase, es ist ihm eine laus über die leber gekrochen, verlegt grillen und ungeziefer in die innern organe des grillenfängers. Im Reinaert erinnert der fuchs an die verdienste seines heilkünstlerischen vaters, der den alten könig einst durch eine wolfsleber geheilt habe; und dieser behauptung wörtlich sich anschliessend, heisst es im Reineke de Vos mit dem Koker, Wulffenbüttel 1711 (2 b. 11 kap. s. 236):

— — — wyl gy ghenesen,
so mot dat yummer entlyk wesen
eynes wulves lever van seven jaren:
Here, hiran moghe gy nicht sparen,
de schole gy eten, efte gy synt doet.

Der diesem rathschlage mit zuhörende wolf beruft sich vergebens auf den umstand, dass er noch nicht einmal fünf jahre alt; er muss mit in die küche und sich die leber ausnehmen lassen:

de konnynch ath se un ghenas
van aller krankheyt, de in eme was.

Das sprichwort, der schwab muss allzeit das leberle gessen han (Eiselein, Sprichw. s. 416), bezieht sich auf die gutmütigkeit des einen volksstammes, auf den die andern ihre thorenstreiche schieben; das damit gemeinte märchen kommt aber schon unter bischof Heriger von Mainz, er regierte vom jahre 912 an, zur anwendung, dem ein abenteurer seine reise durch himmel und hölle erzählt und wie er da neben dem mundschenk Johannes und dem meisterkoch Petrus gestanden. Auf des scherzenden bischofs zwischenfrage an den fahrenden, was er denn selber an der himmelstafel zu essen bekommen, antwortet jener: Ich

lauerte in einem winkel, bis ich die lunge wegmausen konnte, dann schob ich mich:

Angulo uno | Partem pulmonis | Furabar cocis.

Grimm, Lat. Ged. des X. u. XI. jh. 344. Die übertragungen dieser dieberei auf verschiedene stände, confessionen und volksstämme haben heute noch kein ende erreicht. Petrus, auf der wanderschaft mit dem herrn das mahl zurüstend, beisst lüsternd dem brathühnlein ein bein ab; der landsknecht, mit Petrus in der schenke übernachtend, schnappt vom gebratnen huhn die leber weg; der schwabe mit dem lieben gotte, oder bruder Lustig mit Petrus wandernd, isst vom gebratnen lamm das herz vorweg. Grimm, KM. nr. 81 und bd. 3. Der kroate Dane, mit Petrus und dem herrn durch die wälder ziehend, thut dasselbe: Kletke, märchensaal 2, 37. Die neueste anwendung vom jahre 1867 findet sich bei A. Peter, Volksthümliches aus Schlesien 1, 136 und lautet also. Als Christus das osterlamm mit den seinigen zu essen bestimte, hatte er den Ischariot zum koch bestellt und ihm aufgetragen, des lammes ingeräusch besonders zuzurichten. Judas kaufte ein schwarzes lamm, bereitete es auftragsgemäss zu, behielt aber das herz für sich. Als der herr bei tische nach diesem fragte, erwiderte der jünger, schwarze lämmer hätten kein herz. Christus nahm hierauf geldmünzen hervor, theilte sie in 13 häufchen und übergab jedem jünger eins. Da nun ein häuflein übrig blieb, fragten sie, wem dieses bestimmt sei, und der herr antwortete: demjenigen, der das herz gegessen hat. Sogleich griff der geldgierige nach den münzen und hatte sich verraten.

Der heil- und glücksstein, aus dem nachmals der stein der weisen wird, zeitigt sich im innern, namentlich im herzen und gehirn solcher thiere, denen man ein hohes lebensalter beischreibt und die deshalb dann selbst wieder zu schatzhütenden thieren gemacht werden. Vom juwel, das die schlangen im haupte tragen, bei Plinius der heilkräftige Draconites, redet die Hitopadesa, übersetzt von M. Müller, s. 34; den edelstein im haupte der alternden kröte, erwähnt Shakespeare As you like II, 1; er hiess Bufonites. In der stirnhöhle des langlebigen elephanten findet sich die kostbare perle: Somadeva, übersetzt von Brockhaus 2, 188. Im kopfe des hahnes entsteht der liebesstein Alectorius. Der wanderstorch trägt bei seiner jährlichen widerkehr einen köstlichen stein mit sich, den er armen frauen in den schoss fallen lässt (Wolf, niederl. sag. nr. 41); dieses thieres althd. name ist daher otivaro, schätzebringer. Unter diese reihe gehören auch die äsopischen fabeln vom hahn, der seine gefundene perle für ein haferkorn, und den edelstein ebenso für ein gerstenkorn hingibt. Phädrus 3, 51. Boners fabel nach Avian 33.

Haupt, ztschr. 7, 381. In der fabel des vögleins lehren, sagt die ledig gewordene lerche dem vogelsteller, sie trage einen wunderstein im magen, grösser als ein straussenei (Haupt, ztschr. 7, 343), oder einen faustgrossen wunderstein im herzen (Lassbergs liedersaal, nr. 167).

Fast alle hier bereits aufgezählten gründe, die das einzelne thier für den cultus, für die dichtkunst und heilkunst vorwiegend empfehlen, treffen beim hirschen zusammen, allein zu ihrer ausführlichen darstellung ist hier kein raum mehr. Wie sich in der griechischen mythe die göttin in gestalt der hirschkuh opfert, um die fürstentochter vom tode zu retten, so bietet sich gott Buddha erbarmungsvoll dem könig von Benares an der stelle einer trächtigen hirschkuh zur speise dar. Benfey 1, 183. Odhinn legt sich in Gylfaginning den namen des hirschen Thrôr bei, und sein nachbild, der heilige Oswald, befreit und entführt in gestalt des goldhirschen die braut. Zeugnisse genug, dass eben dieses thier in ältester heiligung stand und deshalb sogar noch in christlicher symbolik eine bevorzugte figur war. Wegen seiner auf altchristlichen grabmälern vorkommenden abbildung bemerkt Ambrosius, im sechsten sermon zu psalm 118, der hirsch sei die figur Christi selbst, wobei er wahrscheinlich sagen will, des ewiglebenden. Denn von dieses thieres langlebigkeit heisst es in Wolfs DMS. nr. 295, drei hirschenalter gehen auf das eines drachen, welches ausmacht 2130 jahre. Die medicinisch verwendeten körperteile des thieres: haut, unschlitt, zahn und gehörn, gelten dem volke auch jetzt noch als besonders heilkräftig und lassen einen schluss zurückmachen auf den grund ihres vorkommens sowol in den frühesten volksbräuchen als auch in den ältesten fabelstoffen. Das cervulum facere, ein neujahrsspiel, welches bei Galliern und Deutschen gleichmässig im schwange war und wobei man in umgehängten hirschfellen vermummt umher lief, kann keinen andern sinn gehabt haben, als dass man die frische thierhaut, die in der fabel der kranke löwe umschlägt zur heilung, sich umhieng, wenn man sich gegenseitig langes leben neu anwünschte. So werden auch in Strickers rolandslied die leichen der bei Ronceval gefallenen in hirschhäute genäht und nach Kerlingen gebracht. Kindermörderischen königen wird (KM. nr. 31. 76) das schlachtopfer heimlich entzogen und statt der verlangten wahrzeichen des vollbrachten mordes lunge und leber, oder augen und zunge einer hirschkuh vorgewiesen. Dies sind aber eben jene theile, folgert Grimm, myth. 50, welche als die edleren beim opferbrauche den göttern dargebracht wurden, während man das fell zugleich an den bäumen aufhieng. Es sind dieselben theile, fügen wir hinzu, welche in constanter formel dem zum opfer bestimten thiere der fabel abgefordert werden, und hier eben kommen wir, zum schlusse dieses aufsatzes, auf die oft sinnwidrig lautenden ver-

stümmelungen zurück, die das fabelthier erleidet. Wenn nämlich die kurzschwänzige affengattung beim fuchs bitten lässt, ihr einen theil seines schwanzes abzugeben (altd. fabel fohe und affen, in Haupts ztschr. 7. 352), oder wenn reineke den schwanz verloren hat und heimkehrend den seinigen dies als neue mode anempfiehlt, so ist sinn und witz hier einleuchtend. Wird aber die gleiche strafe der schwanzverstümmelung auch an hirschen und ebern vollzogen, so ist dies für die fabel ein zeichen stattgehabter entlehnung und entstellung, denn statt des schwanzes kann doch nur die hirschenkeule gemeint sein. So heisst es in der kaiserchronik von dem gartenbesitzer, welcher dem hirschen nachstellt:

er erreichet im den zagel,
er sluoch in im halben abe.

Nicht so incorrect, sondern zu humoristischem zwecke dienend ist, wenn dem mutz und kurzschwanz, dem bären, ein ähnliches widerfährt, und die lachlust reizt es, wenn dem Isengrim beim fischfang der schwanz ins eis einfriert und ritter Birtin diesen halb abhaut:

ouch clagite sêre Îsingrîn
den vil liebin zagil sin.

Mit grund wird daher in der fabel vom gefressnen herzen, welche Liebrecht aus den gedichten des spanischen priesters de Hita nachweist (lebt um 1350), ein geschwänzter esel statt des ungeschwänzten hirschen um seine hinterzier kürzer gemacht. Pfeiffers germania 4, 371. Ganz andere gründe aber scheinen vorzuwalten, wenn ein kurzohriges thier, wie der hirsch, ebenso am ohre gezeichnet wird wie der esel. Hier liegt alttypisches vor und behält auch sehr spät noch seine poetische dauerhaftigkeit. Die morgenländischen novellen über den schah Behram und seine geliebte Diliram waren im 16. jahrhundert aus dem persischen übersetzt in italienischer bearbeitung zu Venedig erschienen: Peregrinaggio de tre figliuoli del Re di Serendippo. della Persiana nell' Italiana lingua trasportato. Dieses werk fand zu Venedig der basler Johann Wesel und übersetzte es, Basel 1583. Das grundmotiv ist der auf einen schuss durch den hinterlauf und das ohr geschossene hirsch. Dieser so durch lauf und ohr doppelt getroffene hirsch erscheint auch schon in Egenolfs sprichwörtern (1582. Bl. 322). Gödeke, grundriss 1, 379. Wie muss man nun aber die naturtreue und die ausdauer dieser alten sinnbilder der fabeldichtung bewundern, wenn man ihnen ebenso im volksepos wieder begegnet. Da ist jenen zwei baiernherzogen Dieto und Adelger bereits durch kaiserliche übergewalt locke und bart verstümmelt und das gewand bis zum knie abgeschnitten; doch als sie die

fabel hören, wie der hirsch, nachdem er schon ohr und schwanz eingebüsst hat, zum dritten auch noch ums herz gekommen ist, da fassen sie ein herz und befreien sich und ihr volk von der fremden tyrannei. Ein verständnis dieser sinnbilder muss bei unserm volke lange angedauert haben, da selbst noch der asketische sinn der mönchswelt an ihnen herum getändelt hat. Deshalb folgert jene schon erwähnte stelle in den deutschen Gesta Romanor. also: Wenn gott der herr einen weltmenschen warnen wolle, so schneide er ihm zuerst die ohren ab, nämlich seine freunde und kinder; sodann aber das hinterteil, und dies sei die ehefrau. Auch hier fällt das gleichnis, so widerwärtig es ist, nicht aus der wahrheit, denn zur beschimpfenden strafe pflegte man übeln frauen den zopf zu kürzen und die lange rockschleppe abzuschneiden. Neben englischen und französischen statutarrechten hat Grimm (RA. 711) dies strafverfahren aus dem seligenstadter sendrecht nachgewiesen, welches über die frau, die ausserehelich geboren hat, verfügt: man sal ir har hinden an dem haubet und ir rock hinden abesniden. Es war dies nicht etwa ein vereinzelt gebliebenes sonderrecht, nach kriegsbrauch des altertums wurden auch kundschafter mit derselben strafe belegt. Als David seine knechte zu den Ammonitern sendete, um sie nach dem tode ihres königs zu trösten, sprachen letztere zu Hanon, ihrem herrn: darum hat er seine knechte gesant, d a s s e r d i e s t a d t e r f o r s c h e u n d e r k u n d e. Darauf beschor Hanon den knechten Davids den bart halb und schnitt ihnen die kleider halb ab bis zum gürtel, und liess sie gehen. 2. Sam. 10, 3. 4. Braucht es nun noch eines ferneren beweises, dass diese an kundschaftern vollzogene schimpfliche strafe des kleider- und haarabschneidens mit der von der fabel behandelten haupt- und schwanzverstümmelung und mit dem märchen vom gegessnen herzen schon im altertum zusammentraf und dass sie in eben dieser vereinbarung zu weiteren fabeln zusammengefügt worden ist, so hat man hiefür folgende fabel vom wildesel und dem fuchse, in tausend und einer nacht, Weil 3, 917:

Ich traf gestern einen todten wildesel, erzählt ein fuchs dem andern, und habe mich an dessen herz so satt gegessen, dass ich seit drei tagen nicht hungre. Ueber dies wort dachte der andre fuchs bei sich: Ich muss doch auch einmal ein eselsherz essen, um satt zu werden. Allein er erkrankte inzwischen und konnte vor schwäche sich nicht mehr schleppen. Da sah er hart vor seiner höhle einen todten esel liegen, den die jäger durchs herz geschossen hatten. Sie hatten ihm den pfeil aus dem herzen ziehen wollen, aber der schaft brach ab und die eiserne spitze blieb drin stecken. Heisshungrig frass der fuchs das herz mit der pfeilspitze, diese blieb ihm im rachen und brachte ihn dem tode nahe. —

Moralsatz: Ein weiser könig wird über seine feinde siegen, doch ein gewaltthätiger sich und seine unterthanen ins verderben stürzen, es wird ihm ergehen wie jenem könige, der allen reisenden vier fünfteil ihres besitzes nahm, jenem wanderer aber, der gar nichts besass, auch noch sein kleid vom leibe zog. Als dieser sich darüber beklagte, sprach der könig: Wer heisst dich als fremder meine stadt betreten! Du beklagst dich, dass wir dein kleid genommen, morgen will ich dir auch das leben nehmen.

Das hier gewonnene resultat stellt sich von selbst heraus. Der älteste zustand, in den das thiermärchen zurückweist, ist der barbarisch geführte parteigängerkrieg, der im thierreiche über die frage der thronfolge ausgebrochen ist. Brun, der nordische thierkönig, ist abgesetzt, sein nachfolger Nobel liegt gefährlich erkrankt, die beiden parteihäupter fuchs und wolf speculieren bereits auf die zukunft. So lange Nobel noch am leben ist, müssen sie sich gegenseitig bei diesem zu ruinieren suchen. Reinhart versucht es als der ratgewaltige, als des königs intriganter leibarzt. Isegrim trotzt dem ränkeschmied, indem er seinen unsichtbar machenden eisenhelm, seine lebenbeschützende tarnhaut trägt. Eben diese haut lässt daher Reinhart dem könige zu heilsamen umschlägen verordnen, so unterliegt der wolf und wird lebend aus der haut geschunden. Rachgier und aberglauben führt zu weiteren greueln. Der erlegte feind wird gliedweise getödtet, das herz ihm ausgerissen und verschlungen. Doch da die list zuletzt überall meister bleibt über die blind dreinschlagende rohheit, so muss auch die intrigue schlauer angelegt und der sieg vernünftiger ausgebeutet werden. Nun nimt man dem unterlegnen statt der schwarte nur die locke, statt haut und haar nur das hemd, statt des leiblichen herzens nur die herzhaftigkeit, und man muss sich dabei wol vorsehen, dass der so gedemütigte nicht unter der hand sich wieder in den sieger verkehrt. Bis zu diesem ziele führen die hier erzählten märchen. Sie haben sich aus rohen mordkämpfen veredelt zu geistigen wettkämpfen, und dies schon seit so undenklich langer zeit, dass diese thiermärchen, wo wir sie betreffen mögen, im Orient wie im Occident, bereits als kleine fertige kunstwerke feststehen auf dem fussgestelle der novelle oder des apologs.

AARAU. E. L. ROCHHOLZ.

ZUR CHARACTERISTIK DER DEUTSCHEN MUNDARTEN IN SCHLESIEN.

I.

Karl Weinholds gross angelegtes unternehmen einer historischen grammatik aller deutschen hauptdialecte ist neuerdings durch das erscheinen des zweiten theiles, der bairischen grammatik, um einen bedeutenden schritt weiter gefördert worden. Es ist kein zweifel, dass für die gesamte deutsche dialectkunde mit diesem werke eine neue epoche begonnen hat. Alles frühere, so weit es wissenschaftlich überhaupt noch brauchbar ist, geht nicht über die tendenzen monographischer behandlung hinaus. Hier aber ist zum ersten male versucht das ganze material in zusammenhängenden fluss zu bringen. Vielleicht hätte sich die fruchtbarkeit der ergebnisse, die man diesem standpunkt verdankt, noch anschaulicher und bequemer herausstellen lassen, wenn der verfasser, anstatt sein material in eine reihe von stammesgrammatiken mit localer begränzung zu vertheilen, es lieber unter gemeinschaftliche grosse sachliche rubriken gebracht hätte. Unbedenklich durfte dabei die disposition der grammatik Jacob Grimms zu grunde gelegt werden, denn wenn diese auch in dieser oder jener art dem einen oder dem andern mangelhaft erscheinen mag, so hat sie doch den vorzug, übersichtlich, und noch mehr den, allgemein gekannt und practisch verwertet zu sein. Allerdings würden wir bei Weinhold auf jene äusserlich so gut markierte abgeschlossenheit der einzelnen theile verzichten müssen, auch mag es für manche zwecke angemessener sein, wenn man das ganze sprachbild eines dialectes zusammen findet und sich das herumsuchen unter den verschiedenen rubriken, vocalismus, consonantismus etc. durch ein weitläufiges werk hindurch sparen kann.

Jedenfalls wird die dialectforschung sich von jetzt ab immer weniger mit einer „blossen beschreibung der heutigen verhältnisse“ begnügen dürfen. Auch sie wird „den kern ihrer arbeiten“ in der veranschaulichung des „geschichtlich grammatischen stoffes“ mehr und mehr zu finden haben. Und es ist dafür gesorgt, dass ihr das material nicht so bald ausgehe, wenn sie nur erst besser versteht es herbeizuschaffen. Denn gewiss ist es leichter und anmutiger, dem volke von heute seine lebendige sprache von den lippen abzulauschen, als aus den dürren blättern der handschriften und urkunden einzelne fetzen zusammenzutragen, die so, wie man sie aufrafft, in den meisten fällen kaum brauchbar sind und erst durch ein compliciertes und oft sehr intricates restitutionsverfahren wider zugerichtet werden müssen.

Immerhin wird eine gewissenhafte und umsichtige beschreibung des heutigen sprachstandes willkommen sein, ohne auf eigentlich wissenschaftliche bedeutung anspruch machen zu dürfen. Nur muss eine solche in jedem falle anders angelegt und durchgeführt sein, als z. b. noch neuestens die betreffenden capitel der so weitschichtig angelegten „Bavaria.“ Gerade hier hätte man von der nachwirkung des sinnigsten und gründlichsten forschergeistes, der sich je mit diesen dingen beschäftigt hat, etwas ganz anderes erwarten sollen. Konnte den manen Schmellers wirklich auf seinem eigenen heimatboden kein würdigeres denkmal errichtet werden? — Diese unabweisbare frage gibt zu allerlei gedanken anlass. Wenn man diesen fall nicht blos in seiner vereinzelung, sondern im zusammenhang mit andern im wesen gleichartigen erscheinungen auf andern gebieten der wissenschaft erwägt, so muss man sich mit einer gewissen resignation sagen, dass die macht des wissenschaftlichen fortschrittes, ja selbst der lebendige einfluss einer ihn verkörpert darstellenden persönlichkeit doch viel schwächer sind, als man gewöhnlich annimt, und dass auf dem felde der deutschen sprachkunde es schwerer als auf jedem andern zu sein scheint, den selbstgefälligen dilettantismus in seine schranken zurückzuweisen. Darum wird es geraten sein, sich von der täuschung fernzuhalten, als würde die nächste zeit sich durch eine besonders rege arbeit in wirklich wissenschaftlichem sinne auf dem gebiete der deutschen dialectkunde auszeichnen. Der anstoss dazu, den Weinholds grosses werk gibt, wird nur langsam wirken und von den meisten, die überhaupt ein gewisses interesse für den gegenstand haben, noch auf lange hin kaum empfunden werden, wenn sie auch sein buch, wie üblich, citieren. Haben ja doch auch die herren Sebastian Mutzl, Magnus Jochem und Dr. Haupt, deren federn sich an der charakteristik der mundarten der drei hauptstämme des bairischen reiches zu versuchen für gut fanden, Schmeller oft genug citiert. Einstweilen wird man schon das als ein unschätzbares practisches resultat begrüssen dürfen, dass die historisch-genetische methode der sprachforschung zum ersten male auf das ganze gebiet übertragen worden ist, wo sie bisher nur auf unscheinbaren ausschnitten zur anwendung gekommen war. Dann aber, was eben so viel wert ist, dass sich nunmehr eine deutliche übersicht über das, was bisher wirklich brauchbares geleistet war, gewinnen lässt. Denn es versteht sich von selbst, dass der einzelne, der die gesamtheit aller deutschen dialecte darzustellen unternimt, den beruf des selbständigen forschers mit dem des blossen samlers verbinden muss. Niemand wird ihm zumuten, dass er noch andere als die vorhandenen und bekannten quellen benützt, so weit seine arbeit ausschliesslich auf der schriftlichen überlieferung beruht; und so weit er die lebendige sprache berücksichtigt,

wird er auch nur in einem eng begränzten kreise im stande sein, sich selbst sein material herbeizuschaffen, nämlich da, wo er heimatberechtigt ist. Dazu gehört aber mehr, als dass sich jemand zufällig einige jahre in Baiern, Franken oder Thüringen aufgehalten und der sprache des volkes wolwollend seine aufmerksamkeit zugewant hat: man muss, so will es uns wenigstens scheinen, in dem betreffenden dialecte geboren und erzogen sein, um ihn vollständig auch nur als samler und sichter bewältigen zu können.

Es werden nunmehr auch sicherer als bisher sich innerhalb der grösseren dialectcomplexe jene kleineren bezirke abscheiden lassen, die ebenso wie jene eine in unabsehbare ferne zurückweichende geschichtliche begründung haben und sie auch durch die wissenschaft nachgewiesen erhalten müssen. Denn mit sechs grösseren stammesdialectgruppen ist es allein noch nicht gethan, wenn diese selbst nicht wider in organische einzelgliederungen aufgelöst werden können. Welche entschiedene individualitäten z. b. innerhalb des gemeinsamen alemannischen typus und zwar von unvordenklichen zeiten her! Wollte man alles, was der hochalemannischen, der oberschwäbischen, der elsasser und der niederschwäbischen mundart an charakteristischen eigenheiten zukomt, auf einen haufen zusammenbringen und daraus das bild des alemannischen dialectes gestalten, so würde ein formloses ungeheuer heraus kommen, dem jede sprachliche lebensfähigkeit abgesprochen werden müste; um den allgemeinen typus des ganzen zu construieren, wodurch wider alle diese gliederungen vor dem auseinanderfallen in empirische einzelheiten geschützt werden, muss das einzelne in seiner localen und zeitlichen begränzung sorgfältig beachtet werden, aber immer so, dass es seine begründung durch das ganze erhält. Und so stuft sich das leben des dialects in immer kleineren kreisen bis zu beinahe mikroskopischen gebilden ab, die von der sprachforschung freilich nicht alle auf einmal und mit gleicher intensität beachtet werden können. Aber es soll auf sie in dem allgemeinen schema, das sie aufstellt und nach welchem sie operiert, rücksicht genommen werden. Das fachwerk muss so gefügig und reichhaltig eingerichtet sein, dass auch die kleinste individualität am passenden orte unterkunft und verwertung finden kann.

Steht aber einmal für das ganze die methode der historisch-genetischen forschung fest, so lässt sie sich ohne weiteres auch auf alles einzelne, sei es noch so klein, übertragen. Nur möge hier auf einen wichtigen, aber wie uns scheint noch wenig beachteten punkt hingewiesen werden. Je mehr die deutsche dialectforschung sich zur erkenntnis der geschichtlichen entwickelung unserer dialecte erweitert und vertieft, wozu sie jetzt so erfreulich hinstrebt, desto mehr wird sich herausstellen, dass

der bereich der momente, welche auf die fort- und umbildung aller hierher gehörigen erscheinungen gewirkt haben über das blos sprachliche feld im engeren sinne hinaus greift. Auch eine wahre sprachgeschichte oder geschichte einer sprache, oder einer sprachlichen erscheinung kann sich nicht blos mit der betrachtung der einflüsse zufrieden geben, welche aus dem naturleben der sprache abzuleiten sind. Sie wird, versteht sich vorsichtig und nach genau geprüfter und festgestellter methode, auch in die culturgeschichte zu greifen haben und aus ihr einen grossen theil ihrer erklärungen holen. Sie wird dies um so mehr thun müssen, je mehr sie in jene engsten kreise des sprachlebens hinabsteigt. Es wird sich zeigen, dass die grossen typen unserer dialecte sich in der hauptsache nach den ihnen immanenten eigentlich sprachlichen gesetzen entwickelt haben, aber selbst diese doch nur in der hauptsache. Auch sie sind nämlich wenigstens von einem, in diesem sinne ausserhalb ihrem eigentlichen bereiche liegenden momente, von der schriftsprache wesentlich beeinflusst. Aber je genauer man das individuelle innerhalb des typus untersucht, desto prägnanter werden die spuren der anderweitigen bestimmenden kräfte. So wunderlich es z. b. auf den ersten blick erscheinen mag, den einfluss der confession in sprachlichen dingen als einen hauptfactor in rechnung zu ziehen, so wohlbegründet erweist es sich doch, wie jeder aus eigener beobachtung sich überzeugen kann, sobald wir es mit den kleineren und kleinsten producten eines dialects zu thun haben.

Hat ja doch sogar das zufälligste und fernst abgelegene, was nur überhaupt gedacht werden kann, die politische oder staatliche grenzlinie, ähnliche einflüsse auf die localdialecte nicht blos, sondern auch auf jene mittleren gruppen geübt und übt sie noch fortwährend. Auf tausend canälen strömten von einer hauptstadt, neben und mit anderen anregenden, umgestaltenden oder zersetzenden einflüssen, auch neue sprachliche elemente und keime nach allen seiten. Sie behalten ihre lebenskraft auch da, wo sie auf einem grundverschiedenen boden abgesetzt werden; und wenn sie es auch niemals, soweit wenigstens die bisherige erfahrung reicht, dahin bringen, wohin es die exotischen pflanzenkeime unter der begünstigung unbekannter aber unwiderstehlicher verhältnisse so oft bringen, dass sie die einheimische vegetation überwuchern oder verdrängen, so gelingt es ihnen doch oft, nicht bloss ein parasitisches dasein neben den organischen gebilden des bodens zu führen, sondern diese dauernd und gründlich umzugestalten. Ihre nachwirkungen können noch lange und in gewissem sinne für immer, wenn sie einmal in fleisch und blut des dialectes verwandelt sind, fortdauern, nachdem jenes anlass gebende verhältnis aufgehört hat. Unter einer menge von

beispielen, die hiefür zu gebote stehen, möge nur auf die einflüsse der städtischen nürnberger mundart hingewiesen werden. Seit länger als sechszig jahren ist die alte reichsstadt und das von ihr beherschte landgebiet von der politischen karte verschwunden, ebenso lange hat das letztere zeit gehabt sich von den sprachlichen einflüssen seiner natürlichen umgebung wider ungehindert durch irgend eine grenzscheide durchdringen zu lassen. Und dennoch ist es noch heute verhältnismässig leicht in jedem auch noch so abgelegenen winkel des alten reichsstädtischen gebietes den typus des nürnberger stadtdialects wider zu erkennen, trotzdem dass auch dieser inzwischen sehr bedeutende modificationen erfahren hat. Denn es reicht schon hin, dass sich eine bevölkerung, wie es hier geschehen ist, innerhalb eines halben jahrhunderts mehr als verdoppelt und zwar meist durch auswärtigen nachschub, um zu begreifen, dass auch der ortsdialect ein wesentlich neuer geworden sein muss. Selbstverständlich modificiert sich der einfluss dieses ehemals hauptstädtischen elementes hier wie anderwärts nach der basis, auf die er wirkt und es ergeben sich auf diese art innerhalb einer gewissen gemeinsamkeit doch wider die mannigfachsten variationen: die mundart ist, bei aller ihrer nürnberger färbung, doch eine ganz andere, je nachdem sie den eigentlich fränkischen theilen des ehemaligen stadtgebietes angehört, oder je nachdem sie zu jener merkwürdigen übergangsstufe aus dem fränkischen in den bairischen dialect gerechnet werden muss, die man am besten als die mundart des Nordgaues bezeichnet. Ohne zweifel ist es nicht leicht, gerade diese seite der sprachgeschichtlichen aufgabe genügend zu behandeln, doch dürfte sie durch die fruchtbarkeit ihrer resultate und schon durch den lebensvollen reiz, den jedes culturgeschichtliche problem vor allen andern voraus hat, reichlich lohnen. Einstweilen würde es sich empfehlen, wenn man als vorbereitung für die entlegeneren und dunkleren gebiete der vergangenheit, das auge für das, was sich in der gegenwart in dieser weise so zu sagen handgreiflich vollzieht, schärfen wollte. Ein beobachter, dessen exacte und nüchterne haltung selbstverständlich vorausgesetzt wird, kann innerhalb eines menschenalters hier zu den interessantesten resultaten gelangen, aus denen sich wenigstens die methode und die gesetze für die ältere periode ableiten lassen, denn diese bleiben auch hier immer dieselben und nur das material ist einem ewigen wechsel und einer scheinbaren tausendgestaltigkeit unterworfen.

Man sieht, es wird der deutschen dialectkunde hiemit viel zugemutet, und darunter manches, wofür die allgemeine deutsche sprachwissenschaft selbst noch sehr wenig oder beinahe nichts auf ihrem eigenen gebiete geleistet hat. Denn zu einer wirklichen sprachgeschichte, deren methode und ziel so leicht zu bestimmen sind, ist doch so gut

wie nichts vorgearbeitet. Aber es ist in jedem falle gerathen grosses zu fordern, wenn man auch nur bescheidenes erhalten will und ausserdem möchte es gelegentlich von directem practischem erfolge sein, wenn strebsame kräfte, die sich durch einen gewissen allgemeinen instinkt zu diesem gebiete hingezogen fühlen, sofort die ganze grösse und tiefe, den vollen geistigen gehalt des feldes zu übersehen gelegenheit finden. Es kann dies, wie uns dünkt, nur erhebend und anspornend wirken, denn soviel weiss jedermann heut zu tage, wo das gesetz der arbeitsteilung von allen dächern gepredigt und in allen gestaltungen des materiellen und geistigen schaffens verwirklicht ist, dass einer allein nicht alles thun und für alles aufkommen soll. Es ist zugleich das kräftigste hemmnis, respective abschreckungsmittel, für dilettantisches gebahren, dem der natur der sache nach nicht leicht ein anderes gebiet der wissenschaft so stark ausgesetzt ist, wie dieses. Seitdem die deutsche philologie „schwer" geworden, sind die dilettanten und pfuscher verschwunden oder treiben in unschädlicher abgeschiedenheit ihr metier. Gerade so wird es auch hier werden, wenn sich nur erst die überzeugung verbreitet hat, dass sich auch hier ohne schweiss nicht ernten lässt.

Es schien uns nötig, mit diesen vorbetrachtungen dem gegenstande, welchem diese blätter gewidmet sind, seine rechte stelle und seine beziehung zu dem grossen ganzen, aus dem er nur einen sehr kleinen ausschnitt darzustellen hat, anzuweisen. Denn das unfertige und sporadische des ganzen wird niemand besser würdigen, als wer selbst an einem theile sich abmüht, der erst dann, wenn das ganze wenigstens in einigermassen fertiger gestalt vorhanden ist, auch etwas in sich fertiges werden kann. Und wenn auch keine entschuldigung für die mängel der forschung und verarbeitung daraus hergeholt werden soll, so begreift es sich doch, dass auch diese auf einem fast ungebahnten wege ganz andere schwierigkeiten zu überwinden haben, als da, wo eine fortgesetzte und zusammenhängende thätigkeit direct nach einem ziele hin jeden einzelnen gleichsam von selbst in den rechten schick bringt. Bei alledem schien es doch erlaubt und ratsam, den geringfügigen beitrag, der hier zum weitern ausbau der deutschen dialectkunde gegeben werden kann, nicht zurückzuhalten. Sein gegenstand ist an sich jedenfalls geeignet, ein gewisses allgemeines interesse zu beanspruchen und die art seiner behandlung könnte, wenn sie nur einigermassen die ihr zu grunde liegenden gesichtspunkte durchzuführen und zu beleben versteht, nach manchen seiten anregend wirken. Es wäre schon ein zufriedenstellendes ergebnis, wenn entweder innerhalb desselben kreises, oder ausserhalb desselben der hier unternommene versuch mit besseren kräften durchgeführt würde. An material dazu fehlt es nirgends, ja es ist wahrschein-

lich anderwärts reichlicher und ergiebiger zu finden, als in dem bezirk, auf den diese arbeit durch zufall und absicht verwiesen war.

Denn es handelt sich hier um die charakteristik einer jener mittleren gruppen, deren oben erwähnung geschehen ist, und zwar ist es eine solche, die durch ihre territoriale ausdehnung ebenso sehr wie durch ihr specifisches wesen unmittelbar auf die eigentlichen grossen hauptabteilungen der deutschen dialecte zu folgen berechtigt ist. Niemand wird in dem wissenschaftlichen sinne, in dem das wort „stamm“ von der linguistik angewant zu werden pflegt, von einem schlesischen stammesdialect zu sprechen sich veranlasst finden. Selbst jene kindische spielerei mit diesem terminus, die vor etwa zwanzig jahren noch alberner und ungenierter als gegenwärtig getrieben wurde, hat wohl einen stamm und stammeseigentümlichkeiten bei den Reuss-Greizern und Hessen-Homburgern, aber nichts derartiges bei unseren deutschen Schlesiern zu entdecken vermocht. Das volk wie seine sprache haben sich, und zu ihrem heile, von jeher damit begnügt, als ein glied in ein grösseres ganze eingeordnet oder untergeordnet zu sein.

Demgemäss fehlt denn auch der name des schlesischen dialectes in dem schematismus, den Weinhold für seine darstellung der deutschen hauptdialecte aufgestellt hat. So weit er überhaupt dort berücksichtigt werden kann, wird es ohne zweifel in verbindung mit dem thüringischen dialecte geschehen, zu dem er, wie allgemein angenommen wird, in dem nächsten verwantschaftsverhältnis steht, oder schwächer ausgedrückt, in näherem als zu irgend einem der anderen hauptdialecte. Es liesse sich freilich noch über die berechtigung des thüringischen dialects zu einem solchen primat innerhalb einer weitausgedehnten sphäre streiten. Denn selbstverständlich müssen die gruppen der osterländischen, der meissnischen und lausitzer mundarten in dasselbe verhältnis der unterordnung zu ihm gebracht werden, wie die deutsche volkssprache in Schlesien. Dieselben berühren sich in den entscheidenden punkten noch näher mit jenem und sind insofern noch mit besserem rechte als blosse zweigmundarten jener stammundart aufzufassen. Zugegeben, dass wenig darauf ankomt, wie ein solcher schematismus angelegt ist, wenn er sich nur als geeignet erweist, die resultate der wissenschaftlichen arbeit klar und übersichtlich in sich aufzunehmen, so ist es doch gerade auf unserm felde wünschenswerth, dass er nicht dazu führt, verjährte irrtümer und unklarheiten zu stützen und einer richtigeren und sachgemässeren auffassung der grundverhältnisse den weg zu verlegen. Darum möchte es nicht überflüssig sein zu bemerken, dass für eine solche überordnung des thüringischen dialectes eigentlich nur ein einziger und zwar blos ein doctrineller grund vorgebracht werden kann. Nämlich der, dass es der ein-

zige in dieser ganzen gruppe ist, der sich auf ursprünglich deutschem boden gebildet und entwickelt hat. Die andern sind ohne ausnahme durch colonisation entstanden, jedenfalls ohne nennenswerte ausnahme — denn die alte streitfrage, ob sich reste der deutschen bevölkerung inmitten der slavischen überflutung erhalten, ist noch keineswegs so vollständig zum nachteil dieser lieblingshypothese der schlesischen patrioten des vorigen und vorvorigen jahrhunderts entschieden, wie man nach den apodictischen äusserungen Stenzels jetzt allgemein anzunehmen geneigt ist.

Vorausgesetzt, dass es mit der stammestümlichen, autochthonischen ursprünglichkeit des thüringischen dialectes seine richtigkeit hätte, so wäre doch noch immer erst zu beweisen, dass die andern mitteldeutschen mundarten direct aus ihm hervorgegangen seien. Aber die erste voraussetzung trifft schon nicht einmal völlig zu, denn im wesentlichen liegen die ethnographischen verhältnisse auf dem boden Thüringens nicht viel anders, wie in dem notorischen colonisationsgebiete östlich von der Saale. Rechnet man das politisch und kirchlich früher bestimt abgetrennte Osterland nach jetziger gewohnheit zu Thüringen, so erhält dies für nahezu die hälfte seines umfanges, also auch des gebietes, aus welchem die zeugnisse für den dialect entnommen werden müssen, eine ursprünglich undeutsche grundlage. Denn das Osterland ist wenigstens in einzelnen strichen viel entschiedener und dauernder mit slavischen elementen durchsetzt, als der gröste theil der später, aber rascher und gründlicher germanisierten landschaften östlich von der Pleisse und Zwickauer Mulde bis an und über die heutige polnische landesgrenze. Rechnet man aber nach streng geschichtlicher tradition das Osterland ab, so bleibt dem dialect eines deutschen hauptstammes ein sehr schmales gebiet übrig, das seltsam mit den weit gedehnten flächen der andern contrastiert. Man vergleiche die scholle landes zwischen Werra und Saale, dem Thüringer wald und höchstens dem abfall des Harzes mit den grenzenlosen räumen, welche dem sächsischen dialecte zufallen oder die dem bairischen und dem alemannischen angehören. Das gebiet des fränkischen berühren wir absichtlich nicht, weil es uns nicht ganz klar ist, was der verfasser der grammatik der deutschen mundarten darunter versteht. Sollte er, wie es uns allein richtig scheint, den begriff fränkisch in der geschichtlich und ethnographisch begründeten weitesten ausdehnung fassen, so würde sich das räumliche verhältnis des thüringischen zu dem fränkischen etwa so, wie das einer abgetrennten kleinen insel zu einem ganzen continente gestalten. Ueberdies würde aber auch nicht einmal innerhalb jener engsten gränzen die thüringische mundart auf unvermischt deutscher grundlage ruhen. Die Saale ist zwar immer als

politische grenze gegen das slavische element behauptet worden, aber nicht als ethnographische. Bis an die äusserste westgrenze des thüringischen stammes und durch sein ganzes mittleres kernland hindurch reicht, wie sich neuerdings immer deutlicher herausstellt, eine zwar nicht festgeschlossene, doch in ihren gliedern sich nahe berührende kette von slavischen ansiedelungen. So lange man sie für ergebnisse einer späteren zeit hielt, so lange man in ihnen methodische colonisationen einzelner grossen grundbesitzer der karolingischen zeit sehen wollte, wie solche aller orten in Deutschland bis hinauf nach dem alpenlande Alemanniens versucht wurden, mochte man daneben die deutsche art der eigentlichen landesbevölkerung ungefährdet denken. Es zeigt sich aber bei genauerer prüfung, dass es viel ältere und selbständige colonien sind, die im unmittelbaren zusammenhange mit der gesamten slavischen masse hinter ihnen entstanden und wie ihre äussersten vorposten gelten müssen. Solche blutmischung innerhalb einer deutschen volksgruppe würde aber auch in der that noch nicht die möglichkeit ausschliesen, dass sich in ihr ein wahrer, ächter sprachtypus gestalten konnte, dem wir in linguistischer hinsicht genau dieselbe innere berechtigung wie denen zugestehen, die sich innerhalb ungemischter volksgruppen entwickelt haben. Ueberdies gilt ja das, was von dem thüringischen bevölkerungselement ausgesprochen wurde, im wesentlichen auch für die meisten andern sogenannten kerndeutschen stämme, nur dass in Thüringen die mischungsverhältnisse nach zeit, ort und zahlengrösse sich genauer bestimmen lassen als anderwärts. Wüsten wir von der innern geschichte der Alemannen, von ihrer ansiedelung in dem zehentlande, in Helvetien und in der Germania prima etwas mehr als ein paar kriegsgeschichtliche notizen, so würden wir, ganz ähnlich wie in Thüringen, die langdauernden einflüsse einer trotz aller stürme zahlreichen fremdartigen bevölkerung und ihrer sprache auf das deutsche element nicht blos in einigen allgemeinen endergebnissen feststellen können. Dasselbe gilt vielleicht nur noch in ausgedehnterem masse für den bairischen stamm. Aber weder hier noch dort wird man aus diesen ethnographischen und kulturgeschichtlichen prämissen sich zu dem schlusse berechtigt halten, dass ihr sprachlicher organismus dadurch in seiner natürlichen reinheit und gesundheit beeinträchtigt worden sei. Was man aber hier gelten lässt, das wird man unter gleichen voraussetzungen auch anderwärts nicht in abrede stellen dürfen. Es wird sich gelegenheit finden von diesem für unsere zwecke wichtigen satze noch weitern gebrauch zu machen, einstweilen wollen wir ihn nur in erinnerung gebracht haben.

Denn wollte man sich auf die blutreinheit eines stammes ausschliesslich steifen und davon auch die reine organisation seiner sprach-

bildenden thätigkeit abhängig machen, so käme man zuletzt zu den abenteuerlichen faseleien des danisierten Engländers Stephens. Er verfährt von seinem standpunkte aus nur consequent, wenn er in der gesamten hochdeutschen sprachbildung eine hässliche und, wie er es fasst, bösartige abirrung von dem eigentlich germanischen typus erblickt, weil sich die hochdeutschen völker ihr deutsches blut nicht rein zu bewahren verstanden haben. Ihre blutmischung mit Kelten und Romanen hat ihre physische und geistige anlage vergiftet und in folge dessen auch ihre sprache. Auch hier ist es unmöglich gewesen, dass etwas neües unter der sonne geschehe oder ausgetüftelt werde, denn es ist ja noch nicht so lange her, dass man, freilich ohne alle polemischen und tendenziösen nebenabsichten, die gesamte hochdeutsche lautverschiebung ganz einfach durch eine übertragung der keltischen gesetze über den consonantenwechsel im anlaut vollständig erklärt zu haben behauptete. Wir verweisen auf die in Deutschland wenig bekannte abhandlung des deutschen dr. Ch. Meyer in den Three linguistic dissertations read at the meeting of the British association in Oxford (1847) by Chev. Bunsen, dr. Ch. Meyer and dr. Max Müller, London 1848, wo man p. 313 die nähere ausführung dieser seltsamen hypothese finden kann, die, wie zu ihrer wenigstens theilweisen rechtfertigung bemerkt werden mag, einigermassen als erklärende parallele für das bekannte Notkersche gesetz des wechsels zwischen organischer media und ihrer verhärtung in die entsprechende tenuis durch den einfluss harter auslaute dienen darf, aber zu nichts weiterem.

Trotzdem also, dass wir das „kerndeutschtum" des Thüringer dialectes in diesem sinne unbedenklich in den kauf geben, würde ihm wie seinen brüdern eine viel höhere berechtigung, die für die sprachwissenschaft allein entscheidet, noch immer bleiben. Er könnte auch ohne frage selbst wieder durch unmittelbare filiation eine reihe subordinierter mundarten gezeugt haben, unter denen er für die sprachforschung eine centrale stellung einnähme. Aber diese voraussetzung trifft wenigstens auf dem specialgebiet der schlesischen deutschen sprache keineswegs zu. Sie widerspricht den thatsachen, aus denen die äussere geschichte der germanisierung des landes und die gründung der deutschen sprache daselbst construiert werden muss, sie widerspricht aber noch mehr dem innerlicheren und lebendigeren zeugnisse, das der schlesische dialect selbst von seinem ersten auftreten bis zum heutigen tage von sich ablegt.

Es ist hier nicht der ort die germanisierungsgeschichte Schlesiens des breiteren darzustellen. Wenige andeutungen mögen genügen um die hauptzüge des sachverhalts festzustellen. Obgleich damit nichts

eigentlich neues gesagt werden soll, so dürfen sie doch wol hier platz finden, weil die erfahrung lehrt, dass gerade hierin veraltete irrtümer und unklares halbwissen auch bei vielen, die sich für sachverständig halten, weit verbreitet sind. Die deutsche bevölkerung Schlesiens, worunter selbstverständlich hier nicht die gesamte deutsch sprechende, sondern die dem blute und der abstammung nach deutsche gemeint ist, stellt ursprünglich das bunteste gemisch aus sehr vielen deutschen stämmen dar, das nur gedacht werden kann. Niederdeutsche und hochdeutsche elemente gehen in ihr durcheinander, wie überall auf dem grossen colonisationsgebiet östlich von der Elbe seit dem 12. jahrhundert. Das numerische verhältniss der beiden lässt sich nicht einmal annähernd feststellen, und wenn einige thatsachen darauf hinzuweisen scheinen, dass die niederdeutschen colonisten wenigstens während der periode der eigentlichen besiedelung und verdeutschung des landes das übergewicht hatten, so sprechen wider andere für das gegenteil. So ist es gewiss beachtenswert, dass das sächsische recht überwiegend von anfang an geltung gefunden hat, und noch mehr, dass es das fränkische an mehr als einem orte später verdrängte. Wenn man aber erwägt, dass sich dieses selbige sächsische recht auch anderwärts in landschaften verbreitete und ausschliesslich herschend wurde, deren hochdeutscher stammescharakter unzweifelhaft ist, wie es in ganz Thüringen geschah, ja sogar noch über die natürliche scheidewand des südens und nordens, über den Thüringer wald hinaus, beinahe bis zur damals noch nicht erfundenen Mainlinie, so verliert dies moment alle beweiskraft für die herkunft und abstammung einer bevölkerung. Oder sollten etwa auch in Neisse und anderwärts, wo früher fränkisches recht galt, die leute aus Franken zu Sachsen geworden, oder von den Sachsen aus ihren fränkischen häusern hinausgeworfen worden sein? Wer die culturgeschichtliche bedeutung der damaligen hauptstadt des ganzen norddeutschen binnenlandes, der stadt Magdeburg, nach ihrer ganzen tragweite kennt, weiss sich den seltsamen vorgang anders zu erklären. Magdeburg war nicht blos das centrale handels- und industrieemporium für Schlesien, sondern auch die mutterstätte der rechtsbildung und rechtsbelehrung. So wenig wie die intimität des materiellen verkehrs eine identität des blutes voraussetzt, ebenso wenig wird die identität des rechts dafür etwas beweisen dürfen. Die Magdeburger schöffen wusten auch recht gut, dass ihr heimisches niederdeutsch in Schlesien nicht verstanden wurde oder wenigstens nicht geläufig war. Alle ihre, oft so umfänglichen rechtsbelehrungen der verschiedensten form, die nach Schlesien giengen, sind in dem gewöhnlichen mitteldeutsch abgefasst, d. h. in einem hochdeutsch, wie man es damals ausserhalb der grenzen des eigentlichen Oberdeutschlands in dem weiten

gebiet von der Mosel ab durch Hessen, Thüringen und die Marken des reichs als aequivalent der mehr oberdeutsch gefärbten eigentlichen schriftsprache, die wir mittelhochdeutsch zu nennen pflegen, in gebrauch hatte. Zu hause, und für solche gegenden und orte, in denen, wie man in Magdeburg damals freilich besser wissen konnte, als wir heutzutage, sächsische oder überhaupt niederdeutsche ansiedler wohnten, kam naturgemäss das heimische niederdeutsch in einer gelind verallgemeinernden erhebung über den magdeburger localdialect zur verwendung.

Mit recht hat man die thätigkeit der kirchlichen stiftungen des landes für seine germanisierung immer hoch angeschlagen, aber auch daraus lässt sich nichts entscheidendes für diesen unsern nächsten zweck entnehmen. Allenfalls könnte man in dieser sphäre eher eine gewisse präponderanz von elementen zu finden vermeinen, die wenigstens nicht niederdeutsch gefärbt waren. Die thüringischen Cisterzienser in Leubus und die wallonischen Augustiner auf dem Sande in Breslau und bald noch in vielen andern klöstern sprechen nicht dafür, dass der übrige klerus, soweit er aus dem westen mit einwanderte, aus Sachsen gekommen ist. Aber man darf auch nicht zu viel gewicht auf diese geistlichen einflüsse da legen, wo es sich nur um die bestimmung der nationalität unter den einwanderern handelt. Im vergleich mit dem wahrhaft überschwänglichen strome der weltlichen colonisten war die zahl dieser geistlichen leute samt allen ihren angehörigen eine sehr geringe, und es liegt kein urkundlicher beweis für die hypothese vor, dass sie die von ihnen neu angesetzten dörfer und höfe mit leuten aus ihrer heimat zu bevölkern bemüht gewesen wären. Man sieht aus allen zeugnissen, dass sie nahmen, wen sie fanden und wer zu passen schien.

Erwähnt muss noch werden, dass der niederdeutsche theil der schlesischen ansiedler selbst wider sowol sächsischen, wie rhein- und westfränkischen geblütes war, ja selbst die Friesen sind nicht ganz ausgeschlossen von dem ehrentitel der gründer und stifter des deutschen volkes in Schlesien. Aller wahrscheinlichkeit nach überwog unter diesen auch sprachlich so scharf individualisierten niederdeutschen bestandteilen die fränkische masse, wie nicht blos einzelne urkundliche notizen, sondern auch das verhältnismässig häufige vorkommen von ortsnamen mit entschieden flaemischem, niederrheinischem oder holländischem gepräge darthun. Es würde nicht möglich sein, in dieser sphäre etwas entsprechendes zu gunsten der sächsischen einwanderung anzuführen. Und wenn, wie fast als gewiss zu betrachten ist, die zahlreichen urkundlichen erwähnungen der teutonici, der mansi teutonici und des jus teutonicum auf jene Westfranken bezogen werden müssen, so sinkt die wagschale noch viel tiefer zu gunsten der nicht aus Sachsen stammenden Niederdeutschen.

Wie dem auch sein mag, so bleibt doch immer für das niederdeutsche bevölkerungselement unter den ureinwanderern raum genug. Sächsisch oder niederrheinisch, es ist immer nicht thüringisch, wenn man nicht etwa die vielberufenen Toringi oder Thuringi von den mündungen der Schelde auch hier ihre escamotage treiben lassen will.

Das oberdeutsche residuum aber mag der zahl nach so gross oder so gering gewesen sein, als man anzunehmen beliebt, denn die wenigen notizen der ältesten schlesischen geschichte lassen hiefür allen möglichen hypothesen raum — auf keinen fall stammte es ganz oder nur vorwiegend aus Thüringen. Ausser jenen schon berührten zusammenhängen zwischen gewissen geistlichen stiftungen Thüringens und Schlesiens ist hier wenig zu finden, was thüringische reminiscenzen erweckt. Einige ortsnamen, wie der öfters vorhandene Naumburg, möchten auf den ersten blick an das jetzt bekannteste Naumburg in Thüringen oder vielmehr im Osterlande gemahnen. Aber eine stadt zer Nuwenburg zu nennen, lag überall so nahe, wie zer Nuwenstat, und es bleibt für die beziehung auf Thürigen in diesem falle nichts übrig, als der immerhin beachtenswerthe lautvorgang, der hier wie dort aus dem iu des mhd. oder û des mitteldeutschen ein nhd. au gestaltet hat. Das ist aber, wie die grammatik des dialectes ergibt, nicht etwa ein singulärer fall. Der schlesische dialect liebt, und zwar schon in seinen spät mittelalterlichen denklern, jene diphthongische erweiterung des û für iu mehr als irgend ein anderer mitteldeutscher, der thüringische nicht ausgenommen.

Gewiss ist es, dass viele andere hochdeutsche landschaften noch weniger ein urkundlich beglaubigtes recht beanspruchen können, ihr contingent zu der grossen colonisation an der Oder gestellt zu haben. Denn dass gelegentlich in orts- und personennamen die schwäbische stammesangehörigkeit, in letztern auch die bairische angedeutet wird — in ortsnamen geschieht es, soviel uns bekannt, niemals — will nicht viel besagen. War ja doch damals zum mindesten der theil des deutschen volkes, welcher ein städtisches leben führte und städtische gewerbe trieb, ebenso wanderlustig, ebenso wenig in seine ringmauern gebannt, wie dies etwa in unsern tagen der fall ist. So wenig wie heute ein geborener Schwabe oder Baier, der an der Oder sesshaft geworden ist, ein seltenes phänomen genannt werden darf, so wenig auch im 13. und 14. jahrhundert. Aber solche einzelne zugvögel bilden noch keinen schwarm: sie haben sich damals wie jetzt erst unter eine nur entfernt verwante masse verloren, ohne in ihr andere spuren als die des namens zu hinterlassen.

Dagegen weisen mancherlei anzeichen darauf hin, dass aus den nord- oder ostfränkischen gegenden eine massenhafte und langdauernde

einwanderung stattgefunden hat. Die vorsicht, die auf solchem unsichern gebiet doppelt geboten ist, erheischt es nur diese ausdrücke zu gebrauchen. Im zusammenhang mit andern momenten könnte man leicht geneigt sein, sie noch zu erweitern und geradezu zu behaupten, dass der gröste theil der deutschen bevölkerung Schlesiens im mittelalter aus den bezeichneten gegenden stammt. Dafür spricht nicht blos die volkstümliche tradition, wenn sie auch allein für sich in den augen der strengen forschung nicht viel bedeuten will, sondern vielerlei kultur- und sittengeschichtliche parallelen, die am ungezwungensten durch eine leibliche übertragung erklärt werden.

Besonders auf dem platten lande tritt der zusammenhang zwischen dem fränkischen und dem schlesischen volksleben jedem, der für solche dinge sein auge geschärft hat, unzweideutig entgegen. Die anlage der dörfer ist, soweit sie sich noch als altertümlich erkennen lässt, hier wie dort dieselbe, desgleichen die des gehöftes und seiner einzelnen theile samt ihrer inneren einrichtung, die flureintheilung und das system der bewirtschaftung. Auch soweit die heutigen sitten und gebräuche, aberglaube und sage noch einen altertümlichen untergrund haben, der freilich hier noch mehr wie in andern landschaften des innern und nördlichen Deutschlands von einer gewaltigen masse modernen schuttes überlagert und versteckt ist, wird man unwillkürlich immer zuerst an entsprechende bildungen auf jenem gebiete erinnert. Dass sich auf ihm manches frischer und deutlicher erhalten hat als hier im osten, beweist noch nichts gegen die alte zusammengehörigkeit. Und wenn in den städten dieses fränkische element sich weniger hervorthut, so erklärt sich das von selbst aus den grossen practischen bedürfnissen, die ihre anlage und innere gestaltung nach allen seiten hin bestimten. Sie sind hier wie anderwärts in dem östlichen colonisationsgebiete unseres mittelalters nach einer und derselben schablone entworfen. Das vorbild dazu konnte so wenig aus Franken, wie aus Thüringen oder einer andern westlichen landschaft geholt werden. Es entstamt einzig dem practischen geiste unseres damaligen bürgerstandes und hat sich, wie bekannt, aufs trefflichste bewährt: es ist eine freie und originelle schöpfung, die natürlich nicht die angeborenen grundzüge des deutschen wesens dieser zeit, und man kann hinzusetzen aller zeiten, verläugnet, aber sie enthält nichts von specifischen und abgeschlossenen landsmannschaftlichen reminiscenzen, am wenigsten von thüringischen.

Man dürfte diesen thatsachen unbedingte beweiskraft einräumen, wenn sie durch entsprechende urkundliche notizen unterstützt würden. Aber an solchen fehlt es bisher, und es hat nicht den anschein, als wenn die gegenwärtig auch in Schlesien so rüstig begonnene systematische

durchforschung des gesamten archivalischen materials diese empfindliche lücke ausfüllen könnte. Die documente, aus denen man die gründung und besiedelung der verschiedenen orte erfährt, beschäftigen sich ausnahmslos mit ganz anderen gegenständen als mit einer registrierung der landsmannschaftlichen herkunft der colonisten. Denn wer kam, war willkommen, gleichviel wo er herstamte, wenn er nur die genügenden garantien rüstiger arbeitskraft und bürgerlicher wohlanständigseit zu bieten vermochte.

Für unsere zwecke können wir den mangel eines stricten urkundenbeweises zugeben, ohne dadurch in unserem kreise gestört zu werden. Unsere urkunden entnehmen wir anderswoher, und finden sie da zum glück reichlich, deutlich und von unanfechtbarer glaubwürdigkeit. Die schlesischen sprachdenkmäler des mittelalters ebensowol wie die lebendige volkssprache der gegenwart geben uns auf alle hier einschlagende fragen und zweifel genügende auskunft.

So ersehen wir daraus, um die resultate vorweg zusammenzufassen, zwei hauptthatsachen, für welche wir aus den übrigen urkunden für die besiedelungsgeschichte des landes keinen oder doch nur einen halb und halb genügenden aufschluss gewinnen. Die erste ist, dass die deutsche volkssprache in Schlesien von dem momente an, wo wir sie urkundlich fixiert vor uns haben, eine ebenso einheitliche, organisch gefügte gliederung darstellt, wie nur irgend eine andere der deutschen landesmundarten damaliger zeit innerhalb der älteren wohnsitze unseres volkes. Was für das mittelalter gilt, gilt selbstverständlich auch für die spätere und heutige zeit. Die zweite noch wichtigere thatsache ist, dass diese schlesische mundart schon in ihren ältesten zeugnissen die engste verwantschaft mit andern mitteldeutschen und vorzugsweise mit der ostfränkischen beurkundet, ohne doch einer eigenartigen bildung zu entbehren, die ihr das recht giebt ebenso selbständig und ursprünglich zu heissen, wie die andern zeitlich älteren.

BRESLAU, JAN. 1868. H. RÜCKERT.

LITTERARISCHE EXEGETISCHE GRAMMATISCHE UND ETYMOLOGISCHE BEITRÄGE AUS DEM BEREICHE DES NIEDERDEUTSCHEN.

Clâws Bûr.

Weder bei Höfer (Clâws Bûr), noch bei Goedeke (Grundrisz) ist erwähnt: „M. Bado, Mindensis, quondam discipulus Erasmi Roterod., vir magno ingenio praeditus, descripsit pontificiorum sacrificulorum nequitiam in libro dicto Clawes Buer, qui primo editus est 1523.“ Herm. Hamelmann opera genealogico-historica. Lemgo 1711 p. 231.

Kalkofen-Comoedie.

Die dem schillerschen „Gang nach dem eisenhammer“ zu grunde liegende erzählung ist wahrscheinlich als nd. fastnachtspiel in einer ausführung vorhanden gewesen, die der fassung in „Der selen troist“ und der bei Gryse entsprach. So lässt sich vermuten nach einer mittheilung in Fahne's dortm. chronik s. 144: „(1501) fastelabend wurde in Dortmund ein spiel dargestellt, genannt Kalkoffens-Comoedie,[1] worin der treue knecht gerettet und der falsche ritter verbrannt wurde.“

1) Der hg. merkt an: „Kalkoffen war der verfasser.“

Mwestf. de reimen tein.

In einem jener lieder, welche die Soester fehde hervorrief, heisst es bei Liliencron hist. volksl. I, 86 v. 4: *de bussen mosten de reimen tein un schoten an de muren.* Der hg. hat das „riemen ziehen“ der büchsen nicht erklärt. Manchem leser jener samlung dürfte daher folgendes nicht unwillkommen sein.

„*De reimen tein*“ ist bildlicher ausdruck für öffnen, hier für öffnen wollen, zu öffnen versuchen. Zum verständnisse: An westfälischen bauerhäusern wird die in die nieder- oder dehlentür eingelassene kleine tür durch eine starke klinke von innen verschlossen. An dieser klinke ist ein riemen befestigt, der durch ein höher liegendes bohrloch nach aussen geht. Zieht man draussen an diesem riemen, so hebt sich die klinke — falls dieselbe nicht durch eine andere vorrichtung festgemacht ist — und die tür ist geöffnet. Will man (wie zur nachtzeit) sichern verschlus haben, so zieht man den riemen ins haus. Zu der zweckmässigen einrichtung des altwestfäl. bauerhauses gehörte auch diese eben so einfache und leicht herstellbare, als bequeme und sichere weise des verschlusses.

ISERLOHN. F. WOESTE.

(Wird fortgesetzt.)

ÜBER CYNEVULF.

I.

Indem Leo (in der abhandlung *Quae de se ipso Cynevulfus tradiderit. Hal. 1857.*) uns das erste rätsel des codex exoniensis als eine charade auf den namen Cynevulf betrachten lehrte, liess er doch noch viel zu deren befriedigender erklärung vermissen. Aber auch nach dem, was Grein in seiner bibliothek der ags. dichtung, Dietrich in Eberts jahrb. f. roman. und engl. lit. 1, 241 ff. und in Haupts ztschr. 11, 459 berichtigt haben, scheint mir eine erneute sorgfältige betrachtung des merkwürdigen gedichtes nicht überflüssig.

Grosse schwierigkeit macht sofort der anfang. Um Leos von Dietrich mit recht verworfener auffassung zu geschweigen, so übersetzt der letztere: „meinen leuten ist als gäbe ein mann ihnen eine gabe, sie pflegen sie aufzunehmen, wenn er zur schaar komt.“ Das zu ratende wort wäre hienach *cyn* = *cynn genus*, worunter man die gefolgsleute zu verstehn hätte, die von ihrem *hlâford* gaben zu ihrem unterhalt erwarten. Es wäre also in diesem theil des rätsels das erste zu ratende wort für sich allein berücksichtigt, während in den drei andern theilen jedesmal eine bedeutung dieses wortes in ihrer wechselbeziehung zu *vulf* erscheint: ein verstoss gegen die concinnität, den man von einem guten dichter nicht erwarten darf. Oder „sollte das ganze wort das sprechende sein, so würde auch der wolf als einer bezeichnet sein, der freilich unfreiwillige unterhaltsgabe aufnimt, wenn er zur herde komt;“ doch dies lässt Dietrich mit recht „dahin gestellt,“ eine solche subsumption des raubenden wolfes und der beschenkten gefolgsmannen unter dem begriffe des nehmens wäre wunderlich gezwungen und wenig zutreffend; der begriffliche rahmen wäre zu weit sowol als zu dünn. Indes scheint mir das wort *cynn* in diesem zusammenhange nicht recht passend. So sehr die begriffe der mannen und der mage in einander fliessen, so sind doch die letztern nicht als solche, sondern nur insofern sie zum dienstgefolge ihres verwanten gehören, berechtigt gaben zu erwarten, und es läge daher näher auf *dryht* als auf *cynn* zu raten. Überdies müste man, um das *e* des namens *Cynevulf* heraus zu bringen, die form *cynne* raten, erhielte aber dann ein *n* zu viel.

Vielleicht finden andre eine dem dichter und der dichtart angemessene zweideutigkeit darin, dass dieselben worte *villađ hy hine âpecgan gif he on þreát cymeđ* in völlig verschiedenem sinne den zweiten und den siebenten vers bilden. Ich fühle mich auch dadurch ermutigt, die schwierigkeiten, die uns der anfang des rätsels bietet, mittelst einer

athetese zu beseitigen. Ich glaube dass die mit 7 und 8 gleichlautenden verse 2 und 3 nur einem schreiberirrtum ihr dasein verdanken. Das rätsel hat in der that nur drei theile, v. 1 ist nur die einleitung zu v. 4—7. Sein sinn ist „meine leute sind zum kampfe bereit," nach der z. b. aus Nib. (Lachm.) 1958. 2067 erhellenden heldensitte, durch geschenk vor dem kampfe die mannen anzufeuern, und die zu ratende bedeutung ist hier bereits *cœne*, audaces, welche der redend eingeführte erste theil des compositums *Cynevulf*, northumbrisch ausgesprochen, füglich als „seine leute" bezeichnen darf. Ich übersetze also: „meinen leuten ist als ob man ihnen gaben spende. Ein wolf ist auf einer au (d. i. in einem theile des wortes), ich auf der andern. Fest ist das eiland, mit sumpf umgeben, es sind kampfrauhe männer da auf der au: sie wollen ihn empfangen, wenn er gegen die schaar ankomt."

Die zweite bedeutung des mit *vulf* zusammengesetzten wortes ist richtig als „weib, ehefrau" erkannt, aber nicht ganz zutreffend mit nhumbr. *cœn* = *cvên* ausgedrückt worden. Der schluss des rätsels lehrt, dass der dichter das auslautende *e* im ersten theil seines namens keineswegs überhört: man hat also auf *cœne* = *cvene* zu raten, das durch got. *quinô*, ahd. *quenâ*, mhd. *kone* gefordert wird und im rätsel 73, v. 1 wirklich überliefert, von Grein freilich durch einen circumflex unkentlich gemacht ist. Die misverständnisse Leos in bezug auf *dôgode* und *bogum* finden sich bei Grein berichtigt, dagegen fehlt auch er in der verbindung der sätze, wie er sie durch die interpunktion andeutet. Ein komma hinter *sät*, ein kolon hinter *bilegde* ziehen alles gesagte in eine situation zusammen, der es dadurch an klarheit fehlt. Es ist vielmehr die des einsam sich härmenden weibes zu unterscheiden von der des schmerzlich süssen abschiedes, dessen sich die sprecherin erinnert, indem sie ihren harm um den abwesenden schildert. Auch das kann ich nicht billigen, dass Grein in seinem glossar *vîdlâstum* als adjectiv zu *vênum* versteht, sich also Leos „weitgehende sehnsuchten" aneignet; einfacher und natürlicher versteht man es als substantiv und trennt es von *vênum* durch ein komma. Ich übersetze demgemäss: „durch die weiten reisen meines Vulf, durch die vergeblichen hoffnungen auf ihn (auf seine rückkehr) habe ich lange weile (denn das intransitiv *dôgian* = alts. *dôgôn* muss am ende zu *däg* und *dôgor*, dies, gehören, was schwerlich eine andere bedeutung an die hand gibt, während diese den transitiven *âdôgian* und *gedêgan*, sustinere, wol zu grunde liegen kann), wann es regnerisches wetter war [1]) und ich weinend sass. So oft mich der kampfeifrige (zum abschied) mit bogen (d. i. mit den gebogenen armen)

1 Bei Grein steht durch irrtum *väter* statt *veder*.

umschlang, erfüllte es mich mit wonne, war es mir doch auch leid. Vulf, mein Vulf, das harren auf dich hat mich krank gemacht, dein seltnes kommen, nicht mangel an nahrung."

Ich kann diesen theil des rätsels nicht verlassen ohne dem gedanken raum zu geben, dass wir hier einen herzenslaut aus des dichters eignem familienleben vor uns haben. Während er als sänger seinem gewerbe und den freuden des hoflebens nachgieng, mochte die treue hausfrau manche zeit zubringen, die ursache gab, ihr solche worte in den mund zu legen und ihr auf diese weise im prolog des rätselbuches ein heimliches denkmal zu setzen.

Vor dem dritten theile des rätsels fehlt das v. 3 fälschlich gesetzte *ungelîce is ûs*, obgleich hier sehr nötig, da man sonst bei *uncer* v. 16. 19 noch an die *cœne* und ihren Vulf zu denken in gefahr ist. Man darf es unbedenklich ergänzen. Die dritte mögliche bedeutung des ersten wortes ist *cœn* = *cên*, pinus, taeda; hier aber bleibt das auslautende *e* übrig, das daher als drittes element des zu ratenden wortes besonders angeführt werden muss. Dies geschieht unter dem bild eines hundes, der mit richtigem hundenamen (GDS. 468) *Eádvacer* oder northumbrisch *Edvacer* (s. z. b. die urkunde Offas von 774, bei Kemble cod. dipl. anglos. n. 122, sowie Bouterwek Vier evang. s. CXXI) genant wird; und zwar bezeichnet ihn das zum raten aufgegebene erste compositionswort, dem das ganze rätsel in den mund gelegt ist, als sein und des andern wortes junges, wobei natürlich beider bedeutung für den augenblick vergessen und nur ihre äussere laut- und schriftgestalt ins auge gefasst ist. Leo verstand die worte *Eádvacer uncerne earne hvelp* als object zu *biređ*, *vulf* daher als subject und *gehýrest þu* als objectlose frage. Greins interpunction hat dies berichtigt, die frage „hörst du" fordert zum object das *e*, das man hier rathen soll. Indes liesse sich dieser forderung gerecht werden, indem man das fragezeichen hinter *Eádvacer* setzt, worauf immer noch *uncerne earne hvelp* als object zu *biređ* übrig bliebe und die frage *gehýrest þu* auf das geschrei des vom wolf entführten jungen hundes könnte bezogen werden. Durchschlagend scheint mir jedoch die erwägung, dass nur die umgekehrte construction die erforderliche congruenz zwischen bild und sache herstellt: denn das *e* wird nicht durch *vulf* mit dem holze, d. i. mit *cœn* verbunden (oder zu ihm hingetragen), es verbindet vielmehr *vulf* mit *cœn*. Einverstanden bin ich auch, wenn Grein nach *vuda* den satz nicht wie Leo schliesst, sondern ein komma setzt, denn *uncer giedd geador* kann keinem verb ausser *biređ* untergeordnet werden. Gleichwol übersetze ich v. 18 mit Leo so, dass der erste der beiden mit *þät* beginnenden sätze einen hauptsatz bildet, und muss daher, um v. 19 appo-

sitionsweise zu 17 construieren zu können, v. 18 als parenthese betrachten. Sie will ohngefähr sagen: „es ist nicht leicht eine charade zu machen," drückt dies aber launig durch die affirmation aus, es sei leicht zerlegen was nie vereinigt war; die thätigkeit des charadendichters wird mit recht ein zerlegen genannt. Bei Grein dagegen erscheinen beide sätze mit *þät* relativ zu *uncer giedd,* wodurch wenigstens der zweite widersinnig wird, denn die worte *cœn* und *vulf* sind und waren ja in dem zu ratenden namen vereinigt. Ich übersetze: „hörst du Eadvacer, unsern zornigen welf? er trägt den wolf zum holze, (das zerlegt man leicht was nie vereinigt war) unser rätselwort zusammen."

Noch aber befriedigt dieser letzte theil des rätsels nicht, so lange man bei dem, was er von Eadvacer, wolf und holz sagt, nur an die vereinigung zweier worte zu einem compositum denken darf; es fehlt das reale poetische leben, wie es jedem der beiden frühern theile eingehaucht ist. Ein hund, der einen überwältigten wolf zu einem baume oder allenfalls nach dem walde schleppt, ist eine ganz willkürliche vorstellung: er sollte ihn vor die füsse seines herrn schleppen oder auf der stelle tot beissen. Das gesagte hat nur sinn, wenn man dabei an die worte, nicht wenn man an ihre bedeutung denkt. Diesem mangel würde abgeholfen, wenn man eine sitte voraussetzen dürfte, gefangene wölfe wie verbrecher aufzuhängen. *Vudu,* die umschreibung von *cên*, bedeutete dann ein *galgtreóv. Warg* ist wolf und im abgeleiteten sinne verbrecher, warum sollte nicht *waragtrêo* (Hêlj. 166, 21), nord. *vargtré* (Hamdism. 16) zunächst und eigentlich als wolfsholz zu fassen sein? Bekannt ist die sitte des altertums, menschen mit wölfen aufzuhängen und dadurch die hinzurichtenden als *warge* oder der wölfe gleichen zu bezeichnen (RA. 685 f.); diese sitte erscheint um so begründeter, wenn es bei hirten üblich war, den vierfüssigen räuber um seiner selbst willen am galgen büssen zu lassen. Auch der wolf, der vor Odhins westlicher saalthür hängt (Grimnism. 10) und den Simrock Myth.[2] 193 „schwer zu deuten" findet, erklärt sich, wenn der aufgehangene wolf als ein jenem gotte dargebrachtes opfer galt. Dass wenigstens das aufhängen die form war, unter der man gerade ihm opfer brachte, lehrt uns die merkwürdige stelle Hâvam. 139, und so oft wir (wie Oros. 5, 16. Tac. ann. 1, 61. Saxo gramm. ed. Müller 1, p. 26) von aufgehängten kriegsgefangnen lesen, werden wir dem siegesgotte gebrachte opfer in ihnen zu sehen haben. Der wolf aber, sein kriegerischer liebling unter den tieren, muss wol als ein so schickliches opfer für ihn erscheinen, wie der gefangene kriegsfeind.

Ich lasse zum schluss den text des rätsels, wie ich ihn herstelle, folgen.

Leódum is minum svylce him mon lâc gife.
vulf is on iége, ic on ôđerre.
fäst is þät êglond, fenne bivorpen.
sindon välreôve veras þær on ige:
villađ hy hine âþecgan gif he on þreât cymeđ.
ungelice is ûs.
Vulfes ic mines vidlästum, vênum dôgode,
þonne hit väs rênig veder and ic reótugu sät.
þonne mec se beaducâfa bogum bilegde,
väs me vyn tô þon, väs me hväđre eác lâđ.
Vulf, min Vulf, vêna me þine
seóce gedydon, þine seldcymas,
murnende môd, nales meteliste.
ungelice is ûs.
gehýrest þû Eádvacer, uncerne earne hvelp?
biređ vulf tô vuda,
(þät mon eáđe tôslîteđ, þätte næfre gesomnod väs)
uncer giedd geador.

II.

Dass Cynevulf in der mundart dichtete, die man northumbrisch nennt, aber eigentlich anglisch oder nordenglisch nennen sollte, hat Dietrich, nachdem er es früher gegen Leo bestritten, in den abhandlungen *Kynevulfi poetae aetas* (1860) und *De cruce Ruthwellensi* (1865) zu völliger genüge erwiesen. In der inschrift des kreuzes von Ruthwell und in der northumbrischen aufzeichnung des rätsels von der brünne haben wir zwei reste des echten textes seiner gedichte, alles übrige ist ins westsächsische umgeschrieben und zwar, wie die inschrift von Ruthwell zeigt, nicht ohne starke veränderung. Hieraus sehen wir, dass er in der seine rätsel eröffnenden charade nicht nur aus rätselnot, sondern weil es seine mundart mit sich brachte, seinen namen *Cœnevulf* sprach. Dann ist aber auch anzunehmen, dass er ihn ebenso sprach, wo er ihn in runen seinen gedichten einflocht. Die rune *ŷr*, die wir hier lesen, ist sonach nur durch die umschreibung ins westsächsische bedingt, und wir haben, um den vom dichter gewollten sinn zu gewinnen, an ihrer statt die rune *êđel*, nhumbr. *œđil*, herzustellen. Dies vorausgesetzt versuche ich die erklärung der betreffenden stellen in *Elene* und *Crist* zu revidieren. Die stelle der *Juliana* (Grein, bibl. 2, 70) bleibt ausser betracht; Leos versuch, auch hier den runen begriffsworte unterzulegen, ist von Dietrich mit recht zurückgewiesen worden.

Zum verständnis der runen im epilog der *Elene* (Grein 2, 135) hat Leo den schlüssel gegeben, indem er v. 1257 *säc* nicht als *pugna*, sondern als eine ungewöhnliche schreibung für *secg*, vir, auffasste. Grein hätte diesen schlüssel nicht verschmähen sollen. In den vorhergehenden

versen sagt der dichter: ich gedachte oftmals des kreuzes, ehe ich die wundergeschichte von ihm enthüllt (d. i. mitgetheilt) hatte, wie ich sie in büchern gekündet fand. Fährt er nun fort *â väs säc ôđ þät,* so könnte dies nach Grimm (Andreas und Elene s. 169) heissen „immer war streit, zweifel," über die geschichte nämlich, ehe ich sie enthüllt hatte: gewis wenig wahrscheinlich bei einem publicum, das auf eine darstellung der sache in der volkssprache angewiesen war. Oder „immer war kampf bis dahin," nämlich in meinem gemüte, es fehlte mir an innerem frieden; aber dies wäre ein dunkler ungenügender ausdruck für den zustand, den bereits die verse 1243—45 erschöpfend geschildert haben. In beiden fällen steht das *he* in 1259 völlig in der luft. Man könnte es nur auf das durch die erste rune angedeutete wort *cên* beziehen, und mag man dies nun als fackel oder, wie in der charade, als kienbaum verstehn, so bleibt es gleich sinnlos, dass *cên* in der methalle kleinode empfangen habe. Unerlaubt aber wäre es, mit Grimm durch diese erste rune, oder, da auch die zweite keinen wortsinn ergibt, durch die beiden ersten den ganzen namen Cynevulf angedeutet zu sehen, da hiezu das epithet *drusende* nicht passen würde und da alle folgenden runen hier den sinn ihrer namen haben. Nebenbei wäre die construction des satzes, der dem subjecte *cên* die bestimmung *cnyssed cearvelmum* und dem prädicat *gnornode* den nebensatz mit *þeáh* vorausschickt, stilwidrig. Einen richtigen sinn und einen der ags. poesie gemässen satz erhalten wir nur wenn wir übersetzen: „immer war der mann bis dahin von sorgendrang erschüttert, eine sinkende fichte, obgleich er in der methalle kleinode empfieng, apfelförmiges gold."

Es darf nicht wunder nehmen, dass der dichter, der bisher in erster person sprach, sich auf einmal als „den mann" einführt, denn er gibt jetzt das rätsel seines namens auf: „der mann" ist der, den man aus den nun folgenden runen buchstabieren soll. Der formelle anstoss der schreibung *säc* ist nicht gross genug um ein hindernis zu bilden: *sec* für *secg* wenigstens setzt derselbe codex im Andreas v. 1227. *Cên* wird von Leo sowol wie von Grein für *taeda* genommen, ich glaube mit unrecht. Die sinkende fackel ist kein bezeichnendes bild, sondern die ausgebrannte. Darum wollte sich Leo mit einem zerfallenden kienspan helfen, der aber durch *drusende* schwerlich angedeutet sein kann. Ein durch den sturm halb aus der wurzel gehobener, dem umfallen naher baum scheint das richtige bild für den von *cearvelmum* erschütterten mann.

Ich komme zur zweiten rune. Was Leo aus ihr zu machen suchte kann ich mit hinweisung auf Greins jeden zweifel ausschliessende erklärung des runennamens *eár* (Bibl. 2, 353), welchem Leo *ŷr* hier gleich-

stellen wollte, übergehn. Grein erklärt in der anmerkung zu unserer stelle wie im glossar *ýr* frischweg durch bogen, ohne den sinn anzugeben, den die stelle so erhält. Sollten wirklich die Angelsachsen den nordischen namen der rune für *y*, der sie noch dazu eine von der nordischen ganz abweichende gestalt geben, mitsamt dem *r* des nominativs als fremdwort sich angeeignet haben? Kaum glaublich, zumal da sie die ags. form für *ýr*, *eóh* = *eóv*, *îv* = ahd. *îwa* eibe, schon zur bezeichnung der rune für *eo* verwenden. Aber das runenlied muss ja auskunft geben. Sie lautet:

ᚣ *byđ ädelinga* *and eorla gehväs*
vyn and vyrđmynd, *byđ on vicge fäger,*
fästlic on färelde, *fyrdgeatewa sum.*

Aus dieser beschreibung auf den begriff bogen zu raten scheint mir eine völlig unzulässige zumutung. Zwar ist der bogen ein kriegsgeräte, aber inwiefern ist er fest oder dauerhaft auf der reise? Dies würde, eben wie der inhalt der drei ersten halbverse, auf jede andre waffe passen; auf den bogen passt es am wenigsten, da er durch die feuchtigkeit an schnellkraft verliert. Gar nicht passt „am" oder „auf dem rosse schön," denn der bogen ist kein zierrat sondern eine waffe, und das nicht des reiters, sondern des fussgängers. Versuchen wir dagegen den begriff goldmünze der beschreibung anzupassen, da Lye, ich weiss nicht aus welcher quelle, *yre* als gleichbedeutend mit *ora*, *uncia* aufführt. Wissen wir, dass an schnüren hängende goldbracteaten zum schmucke der menschen dienten, so können wir aus unsrer stelle entnehmen, dass derselbe schmuck auch bei rossen angewant wurde. Auch bei den verkehrsverhältnissen jener zeit konnte das gemünzte geld als wanderer von einer hand zur andern gedacht und seine dauerhaftigkeit auf dieser steten reise hervorgehoben werden; ebenso treffend war schon damals die bezeichnung als rüstzeug zum kriege. Für die drei ersten halbverse bedarf es keines wortes, um diese lösung zu rechtfertigen. Einwenden lässt sich nur, dass die rune in den angelsächsischen alphabeten eben nicht *yre* sondern *yr* heisst. *Yre* entspricht genau dem nordischen *eyrir* und bildet mit diesem die älteste aneignung des lat. *aureus;* als eine jüngere ist das bekannte *ôra* zu betrachten. Wie nun neben diesem im northumbr. priestergesetz *ôr* gebräuchlich erscheint, so könnte auch neben *ýre* eine abgegriffene form *ýr* gegolten haben, die man wegen des gleichklanges mit dem nordischen namen der rune vorzog. Die vollständige form hat wenigstens das runenalphabet des Hrabanus Maurus bewahrt. Dieser, der alle lateinischen buchstaben runisch ausdrücken und benennen wollte, konnte für *y* natürlich nicht aus dem

deutschen rat schaffen und entnahm dem angelsächsischen ein altertümlich oder northumbrisch auslautendes *ŷri,* das in mehreren aufzeichnungen *huyri*, in der von W. Grimm, Wien. Jahrb. XLIII, s. 23 mitgeteilten Pariser aufzeichnung besser *hyre* geschrieben wird; das *h* ist dabei so bedeutungslos wie bei *his* und *hur* für *is* und *ûr*.

Man verzeihe diese abschweifung. Wir erhalten also für El. 1260 den sinn „er trauerte um geld," dessen dem dichter nämlich doch nicht so viel zufloss als er brauchte, obgleich er in der methalle seinen verdienst hatte. Dass *gnornian* so gut wie *crânian* und die Gr. IV, 612 ff. aufgeführten verba mit dem accusativ verbunden werden könne, dürfte wol nicht bezweifelt werden. Lassen wir aber den dichter, wie wir nach der gewonnenen einsicht müssen, northumbrisch reden, so erhalten wir den edleren und schicklicheren sinn „er trauerte um die heimat," von der er durch sein gewerbe getrennt war, und das gegenbild zu der einsamen, sich nach ihrem Vulf sehnenden hausfrau des rätsels.

Grimms übersetzung der folgenden worte „not war sein gefährte" ist unmöglich; Leo und Grein lesen mit recht ein compositum *nŷdgefêra*. Was dies bedeute wird von Grein nicht erklärt; Leo versteht „der unglücksgefährte" als apposition zu *ŷr*, welche construction natürlich mit seiner auslegung von *ŷr* hinfällt. Aber auch die übersetzung „unglücksgefährte" wird durch die analogie der composita mit *nŷd* nicht bestätigt, die vielmehr auf „gefährte aus not, gezwungener gefährte" oder auf „gefährte in der not" führt. Nehmen wir die erste dieser bedeutungen, so erhalten wir folgende übersetzung: „notgedrungener gefährte ertrug er beklemmende sorge, geheime angst (wofür rhetorisch „enges geheimnis" gesagt ist), wo vor ihm das ross (durch die rune *eh* bezeichnet) die meilenpfade mass, mutig sprang, mit zieraten aus draht geschmückt." Damit würde sich der dichter als unberittenen begleiter eines zu rosse einherziehenden reichen herren darstellen. Vielleicht ist es aber auch gestattet, *gefêra* nach analogie von *gebyrgea genîdla gefaþa gevyrhta* hier ohne copulative kraft des präfixes statt als *consors itineris* nur als *viator* aufzufassen. Dann wäre der sinn des compositums wie der von *nŷdfara* Exod. 208 „der notgedrungene wanderer;" wir würden es eng zu dem vorhergehenden verb construieren, hinter ihm ein komma setzen und die willkommene übersetzung erhalten: „um die heimat trauerte der notgedrungene wandrer, es ward ihm eng ums herz wo vor ihm ein ross die meilenpfade mass" u. s. w. Der anblick des rosses, das ihn schnell an den ort seiner sehnsucht tragen könnte, erfüllte den heimwehkranken wandrer mit wehmut. Wer mit Leo *fôre* lesen und „auf der reise" verstehen wollte, müste das ausbleiben der präposition durch ähnliche beispiele wahrscheinlich machen, wozu wenigstens der

einzige mir erinnerliche, von Grein und mir selbst emendierte fall in Vidsiths lied v. 3 nicht hinreichen dürfte. Dieselbe beweispflicht hat wer mit Grimm und Grein (im glossar) dem *fore* die bedeutung vormals gibt; denn in den übrigen stellen, die Grein unter diese bedeutung bringt, drückt es nichts anderes als *coram* aus.

Man könnte einen widerspruch darin finden, dass Cynevulf zuerst von seinem reichlichen verdienste spricht und ihm dann doch die bequemlichkeit eines reitpferdes fehlt. Aber es ist gar nicht nötig, hiebei an einerlei zeitpunkt in seinem leben zu denken, und nur natürlich, wenn es ihm bei seinem gewerbe das eine mal gut, das andre mal schlecht ergieng.

Der nun folgenden rune *vên* will Grein die bedeutung *venn* = *vynn* unterlegen; ohne not: es ist die der jugend eigne glückliche zuversicht des lebens gemeint. „Der wahn ist geschwunden, die freude mit den jahren; die jugend ist verwandelt, der alte wolstand (mit ihr)."

Viele schwierigkeit hat wider die rune *ûr* gemacht. Nach Grimm verträte sie bedeutungslos den buchstaben, was sich aus oben angegebenen gründen nicht billigen lässt. Leo versteht *ôr* geld, ohne zu beweisen, dass *ô* und *û* in der mundart unseres dichters einander vertreten. Grein macht aus *ûr* ein nicht belegtes, mir unbekanntes adverb für *quondam*, das überdies neben *geâra* ein pleonasmus wäre. Dietrich schlug vor ein andres mit *u* beginnendes wort zu lesen, etwa *uppe*, *lascivia*; aber so gut dies dem sinn nach wäre, ich kann nicht glauben dass der dichter sich solche substitutionen erlaubte. Sie würden das ganze kunststück zu nichte machen, dessen schwierigkeit und bravour eben darin besteht, die namen der sämtlichen runen, die zusammengelesen werden sollen, im stabreim und in passendem zusammenhange vorkommen zu lassen; wer ihnen andre worte mit demselbem anlaut unterschöbe, würde die sache sich selbst unrühmlich leicht, dem leser oder hörer unbillig schwer machen. Etwas ganz anderes ist es doch, wenn El. 789. 1090 die rune *vên* für *valdend* steht: dies ist lediglich ein im betreffenden zusammenhange gar nicht miszuverstehendes compendium des schreibers.

Der auer ist das vornehmste jagbare wild und steht daher figürlich für die jagd, die Cynevulf als eine hauptfreude seiner hingeschwundenen jugend hervorhebt. Leo behauptet zwar, ich weiss nicht mit welchem grunde, in England habe es nie auer gegeben. Sollten nicht angelsächsische fürsten, wenn dieses thier ihrem lande wirklich fehlte, es der jagd wegen vom continent aus eingeführt haben? Dass es wol bekannt war zeigt wenigstens die beschreibung im runenliede. „Der auer war ehemals des jugendstandes belustigung; nun sind die jahrtage

von einer frist zur andern fort geschritten, die lebenswonne dahin gegangen, wie wasser (die rune *lagu*) zergleitet, beschleunigte fluten. Vermögen (die rune *feoh*) ist jedem (nur) geliehen unter dem himmel; des landes schätze zergehn unter den wolken dem winde vergleichbar" u. s. w.

Ich gehe zu der stelle im Crist (bei Grein 1, 169) über. Hier wird die erste rune von Leo als ein apokopiertes *cêne*, *audax*, aufgefasst, „dann erzittert der kühne," wenn er den könig reden hört u. s. w. Grein schliesst sich dem an, aber dass jene apokope der sprache Cynevulfs gemäss sei, wäre noch zu erweisen. Auch ist es ganz unnötig, für *cên* hier einen andern sinn zu suchen als den es im runenalphabet hat. Musten wir in der Elene bestreiten, dass von der fichte, auch wenn sie allegorisch verstanden wird, gesagt werden könne was in den nächsten versen folgt, so bin ich hier der meinung, dass der dichter vollkommen berechtigt ist fortzufahren: „sie hört den könig reden." Es ist ein allgemeines dichterrecht, für vorgänge, die das menschliche gemüt erregen, der stummen natur ein mitgefühl zu leihen. Wenn ein bekanntes volkslied alles laub und gras trauern lässt, „als Jesus in den garten gieng und sich sein bittres leid anfieng;" wenn Cynevulf selbst Cr. 1128 ff. (zwar auf grund einer homilie Gregors) in langer ausführung die theilnahme der stummen creatur an Christi leiden schildert und dabei 1170 auch der bäume nicht vergisst, so kann gewis auch die fichte als stattlicher vertreter des pflanzenreiches mit den menschen vor der stimme des weltrichters erbeben.

„Er spricht grimme worte zu denen, die ihm vormals in der welt übel gehorchten, während *ŷr* und *nŷd* aufs leichteste trost finden konnten": so übersetze ich mit Leo, während Grein die beiden runennamen als von *frôfre* abhängige genetive fasst. Wir können aber schwerlich genetive brauchen, die sich in der form vom nominativ unterscheiden, und das würde wenigstens der von *nŷd*, wenn auch nicht der von *yrmðo*, *miseria*, was Thorpe dem *ŷr* unterzuschieben vorgeschlagen, Grein angenommen hat. Ich beziehe mich hier auf das, was ich über solche unterschiebungen oben gesagt habe. Mit *ŷr* selbst ist nun offenbar gar nichts anzufangen und auf den ersten blick auch nichts mit dem von des dichters mundart geforderten *ǣðil*. Aber wenn es nicht erlaubt sein konnte, dem namen der rune andre wörter gleiches anlautes unterzuschieben, so konnte der dichter sicherlich seine kunst beweisen und zugleich den scharfsinn des lesers erproben, indem er mit dem namen der rune den sinn eines gleichlautenden wortes verband. Es ist dasselbe spiel, das Cynevulf in der charade auf seinen namen treibt. Welches hier passende wort könnte nun in jener mundart mit *ǣðil* gleichgelautet haben?

Das nordenglische *oe*, auch *oi* geschrieben, erscheint in einigen fällen auch an der stelle von kurzem *ä*. Beda schreibt *Oisc* und *Oiscingas* für *Äsc* und *Äscingas*, *Oidilwald* für *Aeđelwald;* der glossator des Durhamer evangelienbuches *huoeđer*, *huoeđre*, *doeg* (Bouterwek, Vier evang. CXXVI ff.); in Kembles cod. dipl. nr. 35 finde ich *Hodilredus* und *Oedilrædus* sogar als namen eines Ostsachsen; in den Epinaler glossen (Mones anz. VII, 153) *voeffsas vespas;* im registr. Matth. 15 (bei Bouterw. s. 279) *sloegende percutienti.* Es findet sich ferner die northumbrische unterdrückung des anlautenden *v* nicht nur vor *u*, sondern auch vor *oe*, wenn ich auch nur das eine beispiel *oeg* für *veg* in der glosse zu registr. Matth. 69 beizubringen weiss. Cynevulf selbst erkennt wenigstens die unterdrückung des inlautenden *v* vor *oe* (s. Bouterw. CXXXV) an, indem er den ersten theil seines namens als uxor zu raten aufgibt. Hienach lässt sich wol für *vädl*, *mendicitas*, eine aussprache und schreibung *oedl* oder vielmehr *oedil* denken, denn das northumbrische liebt die gedehntere form und noch der glossator des codex von Rushworth schreibt *aiđulo* für *âdlo morbos* (Bouterw. glossar s. v.); aber auch der cod. exon. gewährt im Phönix v. 612 *veđel.* Ein consonantischer unterschied besteht nicht, da das northumbrische nach langem wie nach kurzem vocal gern *d* für *đ* setzt (Bouterw. CXLII), *oeđil* also auch *oedil* lauten konnte. Man könnte also übersetzen: „während armut und not aufs leichteste trost finden konnten.“ Dies wäre keine tautologie; *nýd* ist eigentlich fessel und kann im sinne von gefangenschaft verstanden werden: in carcere (eram) et non visitastis me Matth. 25, 43.

Man könnte *oedil* auch als *âdl morbus* verstehn, dem sinne nach ebenso gut. Das eben citierte *aiđulo*, wofür auch *æđulo* geschrieben sein dürfte, beweist, dass das wort im northumbrischen zur trübung des vocals neigte; für langes *æ* wird aber *œ* öfter als für kurzes geschrieben, auch die Epinaler glossen geben ein beispiel *œghuuelci dhinga* = *omnimodo.* Aber der ableitungsvocal in *aiđulo* widerstebt der gleichsetzung mit *œđil*, wie auch in dem zweimal (Cr. 1320. Psalm. 106, 4) von Grein verkannten zu *âdl* gehörigen verb *âđolian*, *deficere.*

Es fehlt hierauf die rune *eh.* Während in den nordenglischen urkunden die schreibung *Cœnuulfus* herscht, buchstabiert unser dichter in den drei übrigen fällen seinen namen mit einem die zweite silbe bildenden *e.* Ueberdies fehlt zu dem satze in v. 803 das subject. Man hat also grund genug, nach 803 einen ausgefallenen vers, der die rune für *e* enthielt, anzunehmen. Greins herstellung jedoch, *on þam* ᛖ *fullan däge engla dryhten*, ist nicht gerade einleuchtend. Es wäre erst zu beweisen, dass die mundart sich des ableitungsvocales in *egeful* so beliebig entschlagen konnte; auch fand Grein in seinem glossar aus der

ganzen ags. poesie kein *egeful* oder *egelîc* neben dem gewöhnlichen *egesful* und *egeslic* einzutragen. Ich wüste nicht welches andre wort hier in frage kommen könnte als *aglæca*, wofür auch *äglæca* und andrerseits *ahlæca* (Beov. 646. 989) geschrieben wird, also *ähläca* und nach northumbrischer weise *ehlæca* ohne zweifel denkbar ist. Eine übertragung dieser häufigen bezeichnung der teufel auf die verdammten aus der menschheit, die der teufel gesellen sind, scheint mir nichts anstössiges zu haben, und ich ergänze daher hinter v. 803 *þâm* ᛖ *læcum engla dryhten*, oder *älmihtig god* oder *ealra scyppend,* wie nun der zweite halbvers gelautet haben mag.

Die folgende rune erscheint wider mit ihrem gewöhnlichen namenssinne: „die hoffnung ist dahin auf der erde zierden,“ d. h. die hoffnung ihrer ferner zu geniessen. Auffallend ist nur der gebrauch von *vên* als masculinum und wol *seo* für *se* zu bessern. Mit diesen worten bahnt sich der dichter den übergang zur beschreibung des weltbrandes: jene hoffnung ist dahin, weil die erde selbst zerstört wird.

Die rune für *u* wird von Leo wider als *ôr*, pecunia, aufgefasst und seine erklärung lautet: pecunia, quae ab hac insula undis secluditur (in transmarinis partibus), divitiae terrae diu et avide a me adpetebantur. Er sieht darin eine andeutung, dass Cynevulf seinen erwerb auch als seefahrer, vielleicht als seeräuber gesucht habe. Grein hilft sich auch hier durch die annahme des adverbs *ûr* = *olim*; Dietrich auch hierdurch unterschiebung eines wortes von gleichem anlaut, nämlich *ufan* desuper. Ich beziehe mich hierüber auf das oben gesagte. Meines bedünkens erscheint der auer abermals als vertreter der thierwelt, die der dichter, wo er von der sündflut spricht, wol statt aller andern *eorđan frätva* ins auge fassen darf, und die apposition *feoh on foldan* = *pecus in campo* erklärt und verallgemeinert zugleich diesen sinn. Nur muss man *longe* nicht mit *diu* übersetzen, sondern als gegensatz zu dem in die zukunft deutenden *þonne* für *longe ær* nehmen, wie Exod. 557 *vile nû gelæstan þät he longe gehêt.*

Der sinn der rune für *l* ruft keinen zweifel hervor; was *feoh* bedeute ergibt sich aus der auffassung von *ûr*.

DARMSTADT, JAN. 1868. M. RIEGER.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Ein brief Jacob Grimms.

Das nachstehende schreiben Jacob Grimms, dessen mitteilung wir der güte des herrn buchhändlers dr. S. Hirzel in Leipzig verdanken, ist ein actenstück zur geschichte des „Deutschen Wörterbuches," und verdient schon deshalb in einer germanistischen zeitschrift aufbehalten zu werden. Wir ersehen aus ihm, dass Jacob Grimm ernstlich beabsichtigte, im wörterbuche eine durchgreifende verbesserung der hergebrachten neuhochdeutschen sogenannten rechtschreibung einzuführen. Nur die erwägung, dass irtümer und vorurteile um so zäher und eigensinniger haften, je älter und unverständiger sie sind, und dass also ein so entschiedenes vorgehen gegen eine seit jahrhunderten eingewurzelte fehlerhafte gewohnheit der verbreitung und wirkung des wörterbuches unverhältnismässigen abbruch thun würde, konnte ihn bewegen, von solchem vorhaben abzustehen und sich darauf zu beschränken, in der vorrede des wörterbuches (1, LIV—LXII) die notwendigkeit einer bis auf den grund gehenden verbesserung klar und eindringlich darzulegen. Die erfüllung der am schlusse des briefes ausgesprochenen weissagung, dass, „wenn neues politisches heil über uns aufgeht," das publicum „schneller nachgeben," und eine „neue orthographie" sich herstellen lassen werde, „die im zerrissenen ermatteten Deutschland nichts bewerkstelligen konnte," erscheint uns nun schon um ein gut theil näher gerückt, als man vor 20 jahren erwarten konnte. Ist es aber nun gelungen, nachdem Deutschland kaum zur grössern hälfte politisch geeinigt war, eine auf rein vernünftiger grundlage beruhende einheit des maasses und gewichtes herzustellen, dann dürfen wir uns auch einer auf eben so vernünftigen grundsätzen erbauten durchgreifenden und allgemein anerkannten verbesserung der deutschen rechtschreibung um so sicherer getrösten, weil diese reform viel geringere materielle schwierigkeiten zu überwinden haben würde als jene. RED.

An die berühmte Weidmann'sche Buchhandlung. Leipzig.

Bevor zur ausarbeitung des wörterbuchs nun geschritten werde, ist ein entschlufs über die zu befolgende schreibweise zu fassen, welche auf den gehalt und die anordnung des werks grofsen einflufs haben mufs. Ich kann, nachdem ich in der grammatik dargestellt habe, wie unrichtig, barbarisch und schimpflich die heutige schreibung ist, es nicht über mich bringen, sie in einer das ganze der sprache umfassenden arbeit dennoch beizubehalten und fortzupflanzen.

Es wäre fast allen übelständen abgeholfen, wenn sich, in der hauptsache, zu dem mhd. brauch zurückkehren liefse, wodurch auch die scheidewand zwischen gegenwart und vorzeit weggerissen und das lebendige studium unsers alterthums unsäglich gefördert würde.

Wie sehr die jetzige orthographie im argen liegt, hat man bereits im vorigen jh. einzusehn angefangen und ist verschiedentlich auf den besseren weg einzugehn bemüht gewesen.

Schlözer ist ein rühmliches beispiel, es gebrach ihm nur an grammatischer einsicht, aber viele seiner mutig gewagten änderungen sind untadelhaft und richtig abgesehn.

Auch Voss gieng in einzelnem mit gutem grund voran und man hätte meinen sollen, dafs sein ansehn und der eindruck seiner viel verbreiteten schriften von nachhaltigerer wirkung gewesen wäre.

Alles oder das meiste scheiterte an dem pedantischen sinn der Deutschen, die jeder edlen neuerung einen haufen kleinlicher gründe entgegen zu setzen gewohnt sind.

Unter den Spaniern hat die academie in auffallenden, wesentlichen stücken die rechtschreibung geändert und jedermann sich den getroffnen anordnungen willig gefügt, so dafs jetzt die spanische sprache eine musterhaft einfache und leichte schreibung besitzt.

Nur in wenigem ist bei uns die verbesserung vorgedrungen und namentlich das unnöthige Y verbannt worden. Adelung scheidet noch *sein* und *seyn* und noch heute schreiben leute aus den früheren jahren ihr *bey*, *frey*, ohne doch die allgemein werdende herschaft des *bei*, *frei* aufhalten zu können.

Auch die verbannung der einfältigen grofsen buchstaben aus den substantiven gibt wenig anstofs mehr und wird darum um sich greifen.

Mein grundsatz war bisher allmälich und sparsam vorzurücken. in büchern wo man etwas ganz anders vor hat als die rechtschreibung, fällt jede abweichung vom brauch störend auf, und mitten in der grammatik kam es mir noch nicht darauf an. ich hofte, dass man den gelinden vorschritt begünstigen und nachahmen würde; jeder meiner änderungen giengen bereits ältere gewähren voraus, z. b. *schif*, *hofnung* schrieben ausser Voss schon manche vor ihm. doch ist mir darin zaghaft oder gar nicht gefolgt worden und man kehrte immer lieber auf den alten fleck zurück, als mit vorzuschreiten.

Jetzt beim wörterbuch mufs kühn vorangegangen oder ganz die hand abgelassen werden.

Das wörterbuch soll die deutsche sprache auf eine höhere stufe ihrer entwicklung empor heben; es soll nicht im staub stehen bleiben, sondern ihn abschütteln und in reine luft dringen wollen.

Folgende umwälzungen in der bisher geltenden schreibung scheinen mir nothwendig und unabweisbar.

1) Dås dehnende H wird verworfen. es stört die natürliche ordnung aller wörter. wie, *ahne* soll vor *amme*, *sohn* vor *sommer*, *führen* vor *für* aufgezählt werden, da doch M dem N vorausgehen mufs und der Schwede *son* hinter *sommar*, der Däne *sön* hinter *sommer* folgen lässt. das verhältnis der wurzeln wird durch zwischentritt des ganz unwesentlichen H getrübt. Nicht anders wird TH verschwinden und dem natürlichen T weichen. bei Adelung geht *talg* dem *thal*, *thun* dem *tugend*, *thor* dem *tochter* weit voraus, da doch die natürliche folge wäre *tal talg*, *tugend tun*, *tochter tor*. Im 16 jh. findet sich auch geschrieben *khün* für *kühn*, *rhat* für *rath*, *mhüe* für *mühe*, was sich nachher wider verlor; gleich falsch und noch falscher ist der anlaut TH. Nur da bleibt H wo es einem organischen H oder W entspricht, wie in *sehn fliehn weh wehen ehe mühe*.

2) Das dehnende IE schwindet. schon jetzt schreiben viele das richtige *gibt* für *giebt* und niemand wird sich dem *siht stilt* f. *sieht stiehlt* weigern, zumal diese formen nun mit *ifst*, *nimmt* in die reihe treten. *vil*, *zil* etc. haben gleich wenig bedenken und stehn wie *mir dir*, wofür *mier dier* dem *viel ziel* entsprechen würde. zu erwägen bleiben die praeterita *schien mied blieb*, doch würde auch hier die schreibung *schin mid blib* dem *ritt griff* gerecht werden. gerathen aber die dehnenden IE in bann, so heben sich die organischen IE desto vortheilhafter und man wird sich gewöhnen in *ziehen fliehen lied* (verschieden von augen-*lid*) den diphthong deutlicher auszusprechen, weshalb auch *liecht* lux zu schreiben. *nicht* aber wird bleiben, da schon frühe *ieht nieht* zu *iht niht* geworden ist. ich gebe auch nach *licht* zu lassen.

3) Auch die dehnenden geminationen unterdrückte ich gern, und schriebe *bar, her, mer* f. *baar, heer, meer,* doch sind ihrer wenige, wogegen andere geminationen des vocals die organische länge ausdrücken: *haar leer*, weit häufiger dafür dehnendes H eingedrungen ist: *jahr wahr ehre lehre ohr.* das letzte kann nicht länger geduldet werden; soll nun *jaar waar eere oor* an dessen stelle treten oder *jar war ere or?* was mir besser zusagt, da wir auch schon *waren* erant, *schwer* mhd. *swære* setzen. Freilich kann eingewandt werden, dass *her* exercitus und *her* huc, *mer* mare und *mer* magis durch die schreibung von einander abstehen sollten; ich komme hierauf zurück.

4) Geminierte consonanz verdient erhaltung, zum dank dafür, dafs sie uns den kurzen vocal rettete. nur auslautend und inlautend vor T könnte sie sich nach mhd. weise vereinfachen, noch im 17 jh. schrieb man nicht selten *al sol kan man solte konte* und ich wäre dieser regel nicht gram, lasse mich aber überstimmen. FF in solchen fällen ist mir ein greuel, weil *schif* = *schiphph* sich etwa ausnimmt wie *dachch* oder *netztz* für *dach netz.* im inlaut lässt sich *schiffe* aussprechen.

5) Kitzlich ist das SZ = ß und schon ahd. wurde das weiche *z* oder *ȥ* durch *zs*, mhd. hin und wieder *zz ȥȥ* durch *SZ* oder *ZS* ausgedrückt. da wir das harte Z in- und auslautend mit TZ, also zwei buchstaben bezeichnen, wäre auch SZ, wie jedermann den buchstaben nennt, erträglich, und er darf weder ein polnischer buchstabe noch laut gescholten werden. wir trennen CH, warum nicht SZ? die bezeichnung durch *fs*, so sehr sie um sich gegriffen hat, ist schlecht weil nichts sagend, und schon darum zu verdammen, weil sie sich nicht in der majuskel ausdrücken läfst. ich mufs also auf SZ *sz*, das uns auch den ursprung aus Z und die nähe des S anschaulich macht, bestehen. SS im auslaut ist unstatthaft. viele mhd. auslaute *ȥ* und inlaute *ȥȥ* sind aber nhd. in S und SS übergetreten: Benecke bemühte sich *kreifs* aus *kreis* herzustellen, schrieb aber nicht *ameifse* noch weniger *aufs* oder *wafs* = mhd. *ûȥ waȥ.* Schon ahd. galt *Hessi*, mhd. *Hesse Hessen* = *Chatti,* warum sträuben wir uns nhd. *wasser essen* zu schreiben? die regel hat Adelung, dünkt mich, recht gehandhabt, dafs im inlaut nach langem vocal *SZ*, nach kurzem *SS* zu schreiben, d. h. nach langem vocal ein etwas dickerer consonant als nach kurzem auszusprechen sei. wir sind unbefugt nach mhd. regel *wafser efsen* (eigentlich gäbe *waȥȥer eȥȥen wafsfser efsfsen*) herzustellen, so wenig wir *efs wafs* für *eȥ waȥ* schreiben; der unentbehrliche unterschied zwischen *das* und *dafs* lehrt eben, wie für die conjunction der dickere laut haftete, für den artikel sich gleichfalls in S auflöste.

Das sind die hauptsachen, woran mir gelegen ist: es gibt noch manche andere, von geringerer bedeutung, die sich leichter entscheiden. Unsere guten herrn verleger, wenn sie dies gelesen haben, werden erschrecken und bedenklich sein; ja die welt wird schreien über die neuerungen in der schreibung und anfangs geneigt sein den stab darüber zu brechen.

Ich habe mich nicht geweigert in andern büchern mit dem strom zu schwimmen, sogar diese zeilen sind in der alten orthographie niedergeschrieben: aber der verfasser eines deutschen wörterbuchs vernichtet unmittelbar seine mühsame arbeit und würdigt sie herab, wenn er sich den fehlern ergibt, die allein die unwissenheit und lange verkennung unserer sprachgesetze hegen konnte. Es mufs in der vorrede umständlich und umständlicher als hier geschah über die nothwendigkeit der reformation geredet werden; machen vernünftige gründe eindruck, so steht zu erwarten, dass das publicum allmälich, oder wenn neues politisches heil über uns aufgeht, schneller nachgeben und das werk auch eine neue orthographie heranführen wird, die

im zerrifsenen ermatteten Deutschland nichts bewerkstelligen konnte. Dann mag selbst die erfahrne verzögerung dem wörterbuch zu statten kommen, damit es gerade mit dem beginn unseres umgestalteten öffentlichen lebens zusammen treffe. Alle vorgeschlagnen abänderungen der schreibung laufen darauf hinaus, die sprache durch das ausscheiden schleppender buchstaben rascher, behender zu machen und mit der orthographie der meisten uns verwandten völker in einklang zu bringen. das wörterbuch, wenn es gelingt, wird dadurch an ansehen und verbreitung gewinnen.

Noch ein wort über den pedantischen grundsatz keine gleichlautigen formen für verschiedne bedeutungen zu leiden. alle sprachen, die griechische und lateinische mit einbegriffen, besitzen genug dergleichen wörter und gerathen nie in verlegenheit; das leben der rede, der zusammenhang hebt alle zweifel. Schrieb man im 13 jh. unbedenklich *sîn* sui und *sîn* esse, so sollen wir auch kein *sein* und *seyn* unterscheiden wollen, so wenig wir *legen* ponere und *gelëgen* positus in der schrift sondern. darum taugt die unterscheidung nichts zwischen *wider* contra *wieder* rursus, zwischen *war* fui und *wahr* verus u. s. w.

(BERLIN, IM APRIL 1849.) JACOB GRIMM.

Dr. **Ernst Laas,** Der deutsche Aufsatz in der ersten Gymnasialklasse (Prima.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1868. (Preis 1 thlr.)

Neben der festen umgränzung des lehrstoffes und der sichern durchbildung der lehrmethode, welche innerhalb des gymnasial-unterrichts der classischen philologie und der mathematik zu gute kommen, fällt das vielerlei des gegenstandes und eine tastende, subjectivem ermessen und gelüsten masslos nachgebende behandlung an dem lehrfach des deutschen auf, obwol demselben nach seiner bedeutung für den organismus des gymnasiums die anerkennung der gleichberechtigung mit jenen disciplinen längst zu theil geworden ist. Elemente der historischen grammatik, altdeutsche lectüre, lectüre neuerer litteraturwerke, poetik, litteraturgeschichte, logik und psychologie, freie vorträge, versification, aufsatz — alles das sind materien, die erlaubter oder vorgeschriebener massen in den deutschen stunden der obersten gymnasialklassen behandelt werden. Und so verschiedener auffassung unterliegt zur vergrösserung des übels widerum jedes einzelne von jenen gebieten, dass nach beiden seiten hin das gesunde mittelmass, worauf die vielheit der objecte selbst hinweist, aufs bedenklichste überschritten und z. b. in der einen anstalt gotische grammatik und lectüre getrieben wird, während auf der andern vielleicht die elementarsten begriffe der historischen grammatik unbekannt bleiben, dass man hier die deutschen stunden eines ganzen semesters oder mehrerer ausser dem aufsatze nur der logik widmet, während anderswo widerum die schülerschaft kaum bis zur unterscheidung von umfang und inhalt eines begriffes gedeiht; dass in der einen schule fast nur noch Lessing gelesen, in einer andern sorgfältig geleiteten widerum sogar ein nichtclassiker wie Claudius für eine geeignete semesterlectüre gehalten wird; dass es schulen gibt, wo in sämtlichen deutschen stunden kaum einmal ein schüler zu zusammenhangender äusserung gelangt, während in andern in alter tradition das curiosum fortlebt, dass die schüler mit ihren sogenannten freien vorträgen ein drittel sämtlicher lehrstunden ausfüllen.

Die ursachen dieses misstandes liegen nur zum kleineren theile so offen da, dass nicht von ihrer untersuchung und erkenntnis die wesentlichste beihilfe für seine beseitigung erwartet werden dürfte. Von einer derartigen untersuchung aber werden die interessen der deutschen philologie aufs wesentlichste mitberührt werden. Ihre

beziehungen zur schule überhaupt, zum deutschen unterrichte vor allem sind unbestritten. Wie aber steht es wol mit einem aus wissenschaft und praxis gleich sehr hervorgediehenen versuche dieselben fest zu stellen? Sollten nicht sofort einige der wichtigsten seiten des deutschen unterrichts der herschenden unklarheit entrissen werden, wenn es gelänge zu ermitteln, wie weit nunmehr die deutsche philologie, wie sie dermalen ist, dem gymnasium nutzbar zu machen, nach welchen seiten der universitätsunterricht in dieser wissenschaft vielleicht auszudehnen sei, ob es sich nicht empfehle, anstalten der vermittlung zwischen wissenschaft und schule, wie sie in seminarien für französisch und englisch, für mathematik, für allgemeine pädagogik bereits mit glück versucht, auch zum frommen zukünftiger deutschlehrer anzustreben, wie es denn endlich mit dem praktischen erfolge der unzweifelhaft woldenkenden fürsorge der gesetzgebung auf dem gebiete der prüfungsreglements, der lehrpläne u. s. w. bestellt sei? Es sind dies fragen, für deren erörterung sich die spalten dieser zeitschrift berufenen männern der wissenschaft und der schule immer gern öffnen werden und deren lösung unausgesetzt im auge zu behalten wunsch der herausgeber ist.

Aus diesem wunsche erscheint auch eine kurze erwähnung der monographie gerechtfertigt, welche Dr. Ernst Laas soeben über den deutschen aufsatz in der ersten gymnasialklasse veröffentlicht hat. „Der dienst am deutschen aufsatz" ist nach Laas die höchste und wichtigste der aufgaben des deutschlehrers in prima. In ihm findet demgemäss die unter das fach des deutschen fallende vielheit der gegenstände einheit und mittelpunkt. Wie dieser grundgedanke des buches der pädagogischen klarheit, so macht seine durchführung der philosophischen bildung des verfassers ehre. Dabei ist ganz besonders zu loben, dass die kraft logischer entwickelung Laas nirgends verleitet, aus den schranken des durchführbaren herauszutreten. Es sind eben erfahrungen und erträge des unterrichtes, aus denen dieses handbuch erwachsen ist; nie verliert der verfasser die reife und das wissen der schüler, eher einmal die knappheit der stundenzahl aus dem auge, was um so weniger ein schade, da eine immer gründlichere erwägung der aufgaben des deutschen unterrichts nach seiner gewiss von vielen getheilten meinung auch die frage einer vermehrung der stundenzahl immer ernstlicher hervordrängen wird. Es ist nicht möglich hier den interessanten gedankengang zu widerholen, auf welchem der verfasser bei der erkenntnis von wesen und zweck des deutschen aufsatzes anlangt. In der hauptsache wird demselben die reproduction der auf der schule zuzuführenden nationalen bildungselemente als aufgabe überwiesen. Unter denselben steht, wie billig, dem verfasser die nationale litteratur voran, und wenn uns ihre verwertung für den aufsatz wie die der litteratur überhaupt, in dieser monographie unverhältnismässig stark betont erscheint, so kann Laas doch keineswegs der vorwurf gemacht werden, dass er den religiös-sittlichen und politisch-patriotischen fond, den die jugend auf unsern gymnasien vor allem andern gewinnen soll, verkannt oder übersehen habe. Mit der verarbeitung der neueren deutschen litteratur, wie Laas sie in lebendiger veranschaulichung vorschlägt und recht eigentlich dem lernbegierigen lehrer wie schüler vormacht, wird man im ganzen nur einverstanden sein können; die ältere zeit kommt hier nur in wenigen paragraphen zur besprechung, — ist doch nach des verfassers absicht das mittelalter der kern, um den sich alles, was in ober-secunda in den deutschen stunden getrieben wird, herum legt, und unser buch will prima dienen.

Der grössere theil des starken bandes enthält eingehende besprechung von „aufgaben, die aus dem unterrichte oder der privatlectüre stammen." Diese materialien zu deutschen aufsätzen werden, so steht zu hoffen, durch die gediegenheit des

gehaltes und die strenge methode ihrer anlage aus den händen der lehrer, welche nicht ähnlich, wie Laas selbst, die deutschen themata aus dem ganzen des eignen unterrichtes und der schule zu gewinnen wissen, endlich jene unbeschreiblich seichten hilfsmittel entfernen, welche als ein trauriges zeugnis für den stand des deutschen unterrichts in Deutschland noch neuerdings in immer neuen auflagen und fortsetzungen erschienen sind.

BERLIN. E. HÖPFNER.

Die kosenamen der Germanen, eine studie von **dr. Franz Stark.** Mit drei excursen: 1) über zunamen, 2) über den ursprung der zusammengesetzten namen, 3) über besondere friesische namensformen und verkürzungen. Wien, Tendler & C. 1868. 191 seiten. (Preis 2 thlr.)

Der verfasser dieser überaus fleissigen arbeit bezeichnet dieselbe als vorarbeit für ein germanisches namenbuch, welches er in wissenschaftlich genügender vollendung noch vermisst. Und sicher war für die hypokoristischen namenformen, fast die häufigsten und jedenfalls die schwierigsten, bis jetzt nur beiläufiges geschehen, es fehlt gerade hier zumeist eine auch nur einigermassen vollständige samlung der formen und noch mehr an einer wirklich kritischen betrachtung und sichtung derselben. Der herr verfasser hat nun die kosenamen aus allen jahrhunderten und nicht bloss aus hoch- und niederdeutscher, angelsächsischer und altnordischer sprache zusammengestellt: auch auf die französischen, spanischen, italienischen hypokoristischen umformungen deutscher eigennamen ist er eingegangen. Das quintilianische plus habet operis quam ostentationis kann er mit vollstem rechte von seinem buche sagen, das in knappester form ein sehr reiches material (wie der index von I—XII ausweist) verarbeitet. Folgen wir zunächst dem zu bahnen höchst mühevollen, jezt aber auch für minder gerüstete gangbar gemachten wege, der uns eine reiche fülle des belehrenden neuen bieten wird. Alle einfachen namen sind (s. 10) verkürzungen und zwar hypokoristische verkürzungen ursprünglich zusammengesetzter eigennamen; dieser einfachen namen wird nun eine ziemlich reiche anzahl aus allen deutschen stämmen und vom 5. jahrhundert an zusammengestellt, und zwar zuerst solche welche den ersten, dann solche welche den zweiten bestandteil der composition aufgegeben haben. Einzelne wie Burgundofaro, welcher name als Faro und als Burgundo verkürzt vorkomt, gehören zu beiden klassen. Dieser samlung, welche keineswegs vollständig ist und nur zahlreiche beispiele bieten soll, folgt dann s. 19 f. die besprechung der änderungen, welche die einfach verkürzten namen, und zwar immer nur an der auslautenden (einfachen oder doppelten) consonanz des stammes erlitten haben: diese, in den verkürzten namen oft als inlaut erscheinend, wird bisweilen geradezu verdoppelt, z. b. Ricca = Rigilda, Sicco = Sibertus, Sifridus (wie ja ahd. gern einfache consonanz zwischen vocalen verdoppelt wird s. 20); häufiger (s. 21 f.) aber zeigt sie nur den schein der verdoppelung, indem doppelte stammschliessende consonanz gern sich assimiliert, was an verschiedenen consonantengruppen, deren erster laut stets l n r oder h ist, in zahlreichen beispielen nachgewiesen wird. — Aber auch fernere verkürzungen erleiden diese schon durch verkürzung entstandenen namen, da sie 1) (so meist romanische und friesische formen) den schlussconsonant der wurzel (k h d g l n) verflüchtigen, wie Huon, Huo = Hugo (s. 37); oder 2) namen mit consonantischer ableitung diese entweder oder den vor ihr die wurzel schliessenden consonanten abwerfen, z. b. s. 44 von ragin Ragfridus, s. 46. Aalram für Adalram. Alle diese hypokoristischen formen können nun deminution erleiden, die dreifacher art ist, je nachdem ihr einfache, veränderte oder verkürzte hypokorismen zu

grunde liegen (s. 53); sie erfolgt durch den vocal i, durch l k z lin und chin. Auch diese deminutiva erleiden nun wieder verschiedene verkürzungen (65), zunächst durch ausfall des vocals der deminutivendung, welcher oft den verlust des consonantischen wurzelauslautes mit veranlasst, so namentlich in friesischen namen und in angelsächsischen. Bei den deminutiven mit k und l schwindet, wenn der auslaut der wurzel ein kehllaut ist, dieser oft und der vokal der deminuierenden endung bleibt (74), z. b. Aiko für Agiko u. s. w. Ebenso geschieht es bei den mit z deminuierenden worten, nur dass vor diesem z auch w l n (m) und r des stammes häufig weichen. Von s. 90 an bespricht der verfasser nun die widerholte deminution, indem 1) die erste unverkürzt bleibt und dann noch (doch nur die bildungen mit l, z und in) durch i weiter verkleinert wird, z. b. Sintili; oder 2) die erste deminution ist verkürzt und dann sind die deminutiva auf l k z einer zweiten deminution fähig. Nachdem nun alle die vom vollen namen im auslaut abfallenden stämme und die welche bleiben oder abfallen zusammengestellt sind, nach einigen bemerkungen über alter und verbreitung der hypokoristischen einstämmigen formen, folgt dann s. 103 die besprechung der zweistämmigen kosenamen, die zwar nicht so zahlreich, für die erkentnis aber durch die in ihnen meist herschende contraction ganz besonders schwierig sind. Denn alle zweistämmigen hierher gehörigen formen sind entweder einfach zusammengezogen oder zugleich zusammengezogen und verkleinert. Die contraktion, die sie erleiden, ist dreifacher art: indem entweder der erste theil des componierten namens hauptsächlich (unverkürzt oder verkürzt) bewahrt wird und vom zweiten theil nur der anlautende (auslautende s. 104 ist druckfehler) consonant; oder 2) (133) der zweite stamm hauptsächlich gewahrt wird und vom ersten nur der an- oder auslautende consonant erscheint, eine seltene und mehr der gelehrsamkeit angehörende contractionsweise; oder 3) (114) indem beide stämme in der zusammengezogenen form gleichmässig vertreten sind. Die verkleinerung dieser zusammengezogenen namen (141) findet sich nur durch l k z (ableitungen auch mit -n, -t) und nur von den contrahierten namen, welche den ersten stamm bewahrt haben. Auch diesen zweiten theil des werkes schliesst der verfasser mit der betrachtung der zusammengezogenen namen nach zeit und ort ihres vorkommens.

Dieser rahmen wird nun belebt durch eine reiche fülle von beispielen, deren jedes einzelne, wie es uns bei Stark vorliegt, ein genaues historisches und etymologisches studium voraussetzt. Als besonders wertvoll möchten wir die besprechung und erklärung der schwierigen zusammengezogenen formen bezeichnen, da hier gar manches sprachrätsel seine erledigung findet; und es ist kein beispiel, wo nicht wenigstens bedeutende fingerzeige der erklärung gegeben werden. Man wird mit herrn Stark nicht rechten dürfen, dass er nicht das ganze reiche material, das ihm zu gebote stand, gegeben hat, da er ja kein germanisches namenbuch selbst, sondern nur eine studie dazu, nur die erläuterung der hypokoristischen namenveränderung in ihren principien geben wollte. Und in dieser erläuterung sowol wie in der methodischen classificierung, sowie ferner in der genauen beobachtung der einzelnen formen bei der bestimmung, wohin sie gehören, gerade in dieser naturwissenschaftlichen schärfe der beobachtung und der methode möchten wir einen hauptvorzug dieses buches sehen, der uns den lebhaften wunsch aussprechen lässt, dass der verfasser auf diesem felde, das des ausbaues noch so sehr bedarf, bald neue ernte halten wollte. Namentlich wichtig wird es sein, wenn er ganz durchführt, was er in dieser studie schon anbahnt, eine möglichst strenge scheidung keltisches und germanisches sprachgutes, welches jetzt noch vielfach in den eigennamen durcheinander gewirrt ist. Und fast noch wichtiger ist die andere vorarbeit, welche der verfasser für nötig

hält: genaue darstellung der veränderungen, welche germanische namensformen in romanischer und griechisch-römischer zunge erfahren haben, denn hieraus wird neben der namenforschung auch die sprachwissenschaft im allgemeinen die reichsten früchte ernten.

Indes, so wichtig diese arbeiten sein werden: das ist doch zu viel gesagt, wenn der verfasser behauptet (vorwort), dass zu einem wissenschaftlichen germanischen namenbuch bis jetzt alles, auch jede vorarbeit vermisst werde. Mag auch Förstemanns namenbuch manche und nicht unbedeutende schwächen haben: in vieler weise hat er das rechte getroffen und gerade zu etymologischer verarbeitung ist seine samlung und zusammenstellung wertvoll. Und ist Potts namenbuch nicht eine unschätzbare vorarbeit für jeden, der speciel sammeln will? Allerdings ist Potts werk auf sehr weite gesichtspunkte berechnet. Aber wenn herr Stark in vorliegender studie, welche nur die deutschen hypokoristischen namen besprechen soll, sich mit recht nur aufs deutsche beschränkt, so wird ein germanisches allgemeines namenbuch ganz unmöglich sein ohne sprach- und sittenvergleichung. Gar vieles was bei uns dunkel ist, wird sich aufhellen von Rom, Griechenland, Asien her; wie ja das Pott im einzelnen schon gezeigt hat. Und in einem stück scheint uns die beschränkung des herrn verfassers auch für diese studie zu knapp: allerdings erwähnt er einzelne nhd. namenbildungen, aber er engt sich vielfach zu sehr aufs mittelalter ein. Gar manches sprachgesetz — denn diese gesetze dauern und wirken lange — wird seine erläuterung in modernen erscheinungen finden; oder entgegenstehendes nhd. muss widerlegt, entkräftet werden, wenn es nicht der arbeit schaden soll. Ein beispiel mag klar machen, was wir wollen. Der herr verfasser stellt die behauptung auf, die einfachen namen seien alle hypokoristisch (s. 10 excurs. 2). Hier hätte man nun den beweis schärfer gewünscht. Herr Stark gibt uns zahlreiche beispiele (s. 12—19), aber hier musten alle einstämmigen formen angeführt und als ursprünglich mehrsilbig dargelegt werden, da jedes einzelne nicht erwähnte beispiel die regel umstossen kann. Auch die Art, wie diese beispiele gegeben werden, ist gar zu knapp; da heisst es Vulfus = Hunulfus Jorn. c 54 (und so die übrigen beispiele), während hier der leser gleich den vollen beweis finden muste, dass wirklich Vulfus dort gleich Hunulfus sei und ferner, dass wirklich nirgends Wulf als einstämmiger eigenname vorkomt. Und auch die behauptung, welche wir s. 57 lesen, dass ein überblick über die namengebilde der vorliegenden schrift schon deutlich bewiese, die Germanen hätten schon beim ersten erscheinen in der geschichte ihre namen aus zwei wörtern durch zusammensetzung gebildet und schon damals hypokoristisch gekürzt, diese behauptung beweist nichts und ist in dieser allgemeinheit schwerlich richtig. Vulfila der Goten bischof hat nur diesen namen, und wäre dieser durch hypokoristische zunächst abwerfung des zweiten theiles und dann deminution entstanden, sicher wäre uns bei der stellung seines trägers der volle name überliefert. Ebenso ist es mit anderen, z. b. Hraban. Hugo, Berta, Bruno sind heutzutage noch gebräuchliche einstämmige namen, zu denen es gar keine vollere form gibt; es wäre doch auffallend, wenn die sprache so sehr in allen diesen verkürzungen versteinert wäre, dass sie auch jede möglichkeit der composition bei ihnen vergessen hätte. Waren diese einfachen worte aber volle namen von jeher, so hat dies nichts auffallendes. Und warum sollen die Germanen alle einstämmigen namen aufgegeben haben, da sie doch so viele verwante völker, Griechen, Römer u. s. w. beibehielten? Auch der erklärungsversuch des verfassers für die entstehung der zusammengesetzten namen ist nicht durchschlagend. Er meint (s. 158—163), diese composita seien alle durch verbindungen der elterlichen oder sonst verwantschaftlichen namen entstanden. Aber so kön-

nen unmöglich alle diese mehrstämmigen formen entstanden sein; da sie zu deutlich oft nach anderen principien gebaut, zu häufig von schlacht und krieg u. s. w. entlehnt oder mythologischen ursprungs sind u. dergl. m. In vielen, ja in den meisten fällen hat gewiss der verfasser ganz recht: in dieser allgemeinheit wird er aber den satz kaum durchführen können; wenigstens bis jetzt ist ihm der beweis noch nicht gelungen.

Dies war das hauptbedenken, was wir gegen das buch, das gerade hierauf grosses gewicht legt, hatten. Noch etwas anderes sei erwähnt. Herr Stark meint s. 20, dass die verdoppelung des consonantischen wurzelauslautes in einstämmigen verkürzungen wie Sicco = Sigbertus, Sigfrid lediglich aus der vorliebe des ahd. für doppelte consonanz zwischen zwei vokalen stamme. Wir sehen in dieser verdoppelung etwas ganz speciel absichtliches. Solche hypokorismen dienen einmal als kosenamen, zweitens aber zum ruf. Alle jene verkürzungen mit doppelter consonanz haben kurzen vokal: man wolte den namen kürzen, um ihn zum ruf, zur rasch lebendigen anrede brauchbarer zu machen, wie das indogermanische im vocativ immer die kürzeste stammform setzt. Zugleich aber hat jene verschärfung des lautes etwas zärtliches: der name liess sich rascher aussprechen; die stimme sprach intensiver den geliebten klang aus. Man bemerke wie auch die natürlichsten kosenamen dieselbe form haben: pappa, mamma, ἄττα u. s. w. So erklären wir uns auch die vorliebe für assimilationen in solchen namen (s. 21—32). Diese erscheinung berührt sich in ihrem inneren wesen mit reduplicierenden eigennamen, wie Boppo, Poppo (über welchen namen auch herr Stark zweifelt), Lili, Mimi u. s. w., deren reduplication auch kosend gemeint zu sein scheint. Doch verdienen diese formen eine eingehendere besprechung.

Wenn sich nun so manches einzelne findet, worüber man mit dem herrn verfasser vielleicht verschiedener meinung ist: mit seinem ganzen gang und mit den auf feinster beobachtung beruhenden einzelnen gesetzen, die er aufstellt, kann man es nicht sein; und sprechen wir mit wärmstem Dank für die mannigfaltige und sichere belehrung, welche das buch gewährt, unsere überzeugung dahin aus, dass herr Stark die forschung über deutsche namen aufs wesentlichste gefördert hat, sowie die hoffnung und den dringenden wunsch, dass es ihm gefallen möge, auch die übrigen vorarbeiten, die er und wir alle mit ihm für nötig erachten, auszuarbeiten. Wer mit so jahrelangem eingehenden fleiss und scharfsinn auf diesem felde gearbeitet wie er, der ist wie keiner dazu berufen. Und dürfen wir schliesslich noch eine kleinigkeit erwähnen, die freilich nur auf die äussere einrichtung des buches geht? Die strengste knappheit ist in demselben überall gesetz, resultate, worüber man seiten füllen könte und bisweilen gern gefüllt sähe, werden oft nur in einem satz hingestellt. Auch die quellenangaben, auf der grösten belesenheit und den umfassendsten studien beruhend und nirgends fehlend, sind gleichfalls möglichst kurz angeführt. Hätte es doch herrn Stark gefallen, ein verzeichnis derselben zu geben, da sie zu überschauen bei ihrem reichtum und ihrer ausdehnung über lange jahrhunderte und verschiedene völker von litteraturgeschichtlicher wichtigkeit sein dürfte.

Und hiermit nehmen wir abschied vom verfasser, indem wir seine studie gleichmässig dem philologen wie dem historiker empfehlen: denn auch dieser wird eine reiche quelle wichtiger belehrung in derselben finden.

MAGDEBURG. GEORG GERLAND.

Dr. J. Methner, einführung in die deutsche sprachlehre. Gnesen, Lange 1868. 94 s. (Preis 10 Sgr.)

Das büchlein enthält (§. 1—4) eine kurze schilderung der wortbildung der indogermanischen ursprache (in einer anmerkung auch einiges über den semitischen, isolierenden und agglutinierenden sprachbau) sowie eine kurze erklärung des verfalls der flexionen. Dann folgt (§. 5—9) ein geschichtlicher abriss der völker- und sprachspaltungen, wie sie der indogermanische stamm zeigt, ganz nach Schleicher, dessen figürliche darstellung der völkertrennungen der verfasser §. 9 benuzt. §. 10—16 besprechen zunächst die lautverschiebung, dann die spaltung der deutschen grundsprache in grunddeutsch, goth., altn., geben darauf eine erklärung des wortes deutsch, um schliesslich den ablaut ganz und gar nach Schleichers vorgange zu behandeln. §§. 17—22 enthalten einige kurze bemerkungen zur goth. flexion, wozu die paradigmen (in nebeneinanderstellung mit den betreffenden ahd., mhd. formen) s. 50 f. gegeben werden. Nachdem sodann die zweite lautverschiebung und (§. 28) eine reihe beispiele zu beiden, sowie die vocaleigentümlichkeiten des ahd. (—§. 32) angeführt sind, folgen bemerkungen zur ahd. flexion mit hinweisung auf die paradigmen sowie einiges über die ahd. und alts. litteratur; endlich Schleichers figur, welche die verzweigung der deutschen sprache darstellen soll. Ausführlicher wird von §. 44—69 das mhd. nach seiner lautgestalt, seinen regelmässigen und unregelmässigen formen, seiner quantität besprochen, und dann zum nhd. übergegangen, dessen entstehungsweise und ihre consequenzen §§. 70—72 (s. 30—32) enthalten, dessen vocalismus (auch wieder durchaus nach Schleicher) §§. 73—77 (s. 32—37), dessen flexionen §§. 78—100 (s. 37—49) behandeln. Die ausführlichkeit der behandlung nimmt also zu, je näher die sprachperiode uns selbst liegt; sie ist im nhd. verhältnismässig sehr eingehend. An die schon erwähnten goth., ahd., mhd., nhd. paradigmen schliesst sich dann von s. 63—73 die erklärung einiger nhd. wörter von verdunkelter abstammung, worin indes referent nur allbekanntes aus Grimm, Dietz u. s. w. fand, neben manchem keineswegs richtigem; namentlich ist die erklärung der eigennamen nicht immer geglückt. Einige goth. und ahd. sprachformen nebst kleinen wortverzeichnissen schliessen das ganze.

Der herr verfasser sagt selbst in der vorrede, dass er nichts oder nur ganz einzeln neues biete, dass er sich hauptsächlich an Schleicher anschliesse und dass der zweck dieser seiner zusammenstellung nur ein pädagogischer sei. Die beurteilung des heftes wird also eigentlich nur eine pädagogische sein können. Da drängt sich aber gleich folgende bemerkung auf. Sollen derartige dinge auf der schule schon behandelt werden, so darf man doch auf keinen fall (worin alle einig sind) die schüler mit dem zweifelhaften, dessen gerade das neubebaute feld des deutschen und der linguistik so vieles bietet, vertraut machen: nur möglichst sichere ergebnisse der forschung eignen sich für ihn. Die Schleicherschen theorien — über die wir hier nicht zu urteilen haben und nicht urteilen wollen — werden sich also schon von diesem gesichtspunkte aus für die schule ganz und gar nicht empfehlen; denn sie sind noch sehr bestritten und in manchen fällen geradezu von der mehrheit der sachkundigen abgelehnt.

Aber auch wenn der herr verfasser nur allgemein anerkannte resultate gegeben hätte, so fragt sich doch, ob überhaupt derartiges schon auf die schule gehört. Zunächst verneint sich das bei vielen einzelnheiten des büchleins. Was sollen dem schüler die mannigfaltigen specialitäten in etymologie und namendeutung? wo steckt da die mindeste formal bildende kraft für ein jugendliches gemüt? wird nicht der unterricht durch solche methode einer doppelten gefahr ausgesetzt, einmal der zer-

splitterung in kleinigkeiten und dann der viel grösseren, dass er ausarte in dilettantische spielerei, sowol bei lehrern als schülern? Nur ganz sichere kraft und grosse gelehrsamkeit kann wirklich sicher etymologisieren, und diese bei allen lehrern des deutschen vorauszusetzen wäre doch nicht praktisch; die gegebenen beispiele reizen aber solche versuche nur allzusehr. Und man weiss ja, wie gern die schüler aus dem strengen ernste des unterrichts heraus ins spielende verfallen; gerade der deutsche unterricht ist dieser gefahr so sehr ausgesetzt, und wodurch wird diese mehr herbeigeführt, als durch ein solches etymologisieren, wie es der herr verfasser sehr zu lieben scheint, da es uns öfter in seinem büchlein begegnet? So gibt er auch sonst viel zu viel für den schüler. Wie in aller welt gehört das was wir in der anmerkung s. 2 lesen über hebräisch und isolierenden und agglutinierenden sprachbau zu dem was der schüler „als gebildeter mensch von sprache und sprachlichem leben wissen muss" (vorrede s. 1)? Wenn diese kenntnis ein notwendiges requisit auch nur eines auf der universität gebildeten menschen ist, so sieht es mit der bildung scheu aus in Deutschland. Unter 10 studierten wird kaum einer diese kenntnisse besitzen, die wir hier den primanern und secundanern lehren sollen. Freilich steht das nur in der anmerkung, aber die anmerkung nimmt über eine halbe seite ein.

Doch, kann man sagen, das sind einzelnheiten und ein geschickter lehrer — ein geschickter lehrer! als ob alle lehrer geschickte wären! Wie wenn nun das buch einem ungeschickten in die hand fiele und dieser darnach unterrichten wolte oder solte? Freilich geben wir zu, dass auch hierin noch nicht der hauptfehler des buches steckt. Der steckt tiefer. Und wo?

Die antwort hierauf trifft nicht nur dies büchlein; sie trifft den ganzen lehrplan des modernen schulwesens. Goth., ahd., mhd. gehört überhaupt noch nicht auf ein gymnasium, aus vielen gründen, von denen wir hier nur einige kurz berühren wollen. Die schule hat hauptsächlich eine erzieherische thätigkeit; sie darf nichts lehren, was nicht auf verstand oder gemüt des schülers einen erzieherischen, d. h. f o r m a l bildenden einfluss hat. Das aber hat dieser unterricht im deutschen nicht. Denn ganz abgesehen davon, dass die werke der altd. dichter meist so tief unter den classischen stehen, so liegt die sprache, die ganze innere sprachform des altd. unserer jetzigen sprache viel zu nahe, als dass sich das altd. wirklich als formal bildend ausweisen könnte. Alles das, was das altd. leisten soll, seiner natur nach aber nicht leisten kann — womit selbstverständlich nicht das altd. herabgesetzt, sondern nur einer anderen sphäre zugewiesen wird — das leistet ein gut betriebener unterricht in den klassischen sprachen, welcher dem schüler auch schon für seinen standpunkt zur genüge die sprachen in ihrer geschichtlichen entwickelung vorführen kann. Wie will man denn in prima und secunda z. b. den griechischen unterricht anders handhaben, als dass der schüler einen klaren einblick in den unterschied des homerischen, attischen, dorischen erhält und liegt es nicht nahe (vorausgesetzt dass jenes bedürfnis, e i n e sprache geschichtlich kennen zu lernen, da ist) hier eine solche geschichtliche entwickelung, die des erklärenden manches bieten wird, zu geben? Auch wird dies viel fruchtbarer sein, als die darstellung der geschichte der deutschen sprache, weil wir bei letzterer aus naheliegenden gründen zu sehr unter der herschaft des objects stehen und stehen müssen, während die griechische sprache als durchaus freies object uns gegenüber steht.

Man spricht fortwährend von concentration des unterrichtes: und mit vollem recht. Aber man rede nicht nur von diesen dingen: man führe sie auch durch. Und das ist wahrlich keine concentration, wenn man der schule immer mehr und mehr zuschiebt. Man verwechselt zweierlei: das was man selbst gern treibt und was mit

einigermassen fähigen schülern gewiss recht unterhaltend sein kann und das was zur ernsten zucht des geistes gehört. Gerade wir in unserer zeit haben uns vor dem allzuviel, der zersplitterung zu hüten. Hat ein schüler das alles schon auf der schule so zu sagen gar gekocht vorgesetzt bekommen, wozu soll er es noch auf der universität hören? Statt also dass man durch diese schulanleitung den appetit der jünglinge reizt, stumpft man ihn ab und macht einer seichten, aburteilenden viel- und alleswisserei bahn. Ganz anders würde man diese und alle studien fördern, wenn man statt dieses zertreuenden vielerlei die kraft mehr auf die klassischen sprachen concentrierte; man würde den schülern die geistige frische und dadurch kraft und lust zu weitern studien lassen.

Der raum verbietet hier mehr zu geben als andeutungen, indes lässt sich aus diesen deutlich sehen, was wir von dem plane, den der herr verfasser seinem buche zu grunde gelegt hat, denken. Wir halten ihn für einen absolut falschen und weit entfernt mit dem vorwort (s. 1) es als ein erfreuliches zeichen anzusehen, dass fortwährend neue lehrbücher u. s. w. der deutschen sprache geschrieben werden, sehen wir darin nur ein zeichen, dass eben ein wirklich die sache förderndes lehrbuch für schulen nicht geschrieben werden kann und daher erscheinen stets neue und neue. Und warum keins geschrieben werden kann? weil die sache in sich eine ganz verfehlte, die lösung also eine unmögliche ist.

Der herr verfasser gibt dann eine sehr ausführliche grammatik des nhd. Gegen grammatikalischen unterricht im nhd. sind wir unbedingt, auch wenn er, wie hier für die prima bestimt ist. Der schüler kann seine muttersprache sprechen, er fühlt, er denkt in ihr. Was soll er das, was er kann, lernen? aus einem buche lernen? Man wird bei der lectüre deutscher gedichte, beim schreiben der aufsätze und noch mehr beim unterricht in den klassischen sprachen schon in den mittleren klassen sehr oft auf die flexion der muttersprache hinweisen und sie dadurch der hauptsache nach dem schüler, fast ohne dass er es merkt und ohne ihn mit stunden über deutsche grammatik zu langweilen, in ihrer formung klar und begreiflich machen können. Ja man wird dies thun müssen, wenn der unterricht in den klassischen sprachen möglichst fruchtbar sein soll. Weiter aber darf man nichts thun, wenn man nicht unnütz kraft und zeit der schüler vergeuden will. Der deutsche unterricht an deutschen gymnasien hat ja doch nur dann sinn, wenn er zur erläuterung der meisterwerke unserer schriftsteller (auch gegen litteraturgeschichte auf gymnasien sind wir aus mehr als einem grunde) zur ausbildung der fähigkeit eigene gedanken in der muttersprache zusammenhängend zu entwickeln und zur logischen propædeutik dient. Es ergibt sich hieraus, wie wenig referent mit dem auf s. II. vorgetragenen lehrplan des deutschen, wie ihn der herr verfasser sich denkt, einverstanden sein kann.

Musten wir so das büchlein als völlig unbrauchbar für schulen — nicht für schüler; will einer privatim sich im altd. unterrichten, er wird des anregenden und für ihn belehrenden viel in dieser einführung finden — musten wir es für schulen als völlig unbrauchbar bezeichnen; so ist es auch wenigstens völlig überflüssig für lehrer. Denn so gut wie der herr verfasser den Schleicher und Bopp und Grimm und vielleicht noch Steinthals charakteristik oder sonst ein handliches buch hernahm und daraus seine zusammenstellung machte, so gut kann dies jeder lehrer selbst thun. Ja er muss es thun und muss mehr thun; denn heut zu tage muss von jedem der griechisch und lateinisch u n t e r r i c h t e n will, verlangt werden, dass er es nicht nur k a n n, sondern auch k e n n t, d. h. also die historische entwickelung der einzelnen sprachen studiert hat aus Bopp und Pott und Schleicher u. s. w., dass er die schüler einführen kann in das innere verständnis dieser sprachen, ihres baues, ihrer

gleichheiten und ungleichheiten untereinander und in beziehung auf das deutsche. Und das gleiche muss man in seinem fache von jedem lehrer des deutschen erwarten. Wer nicht die deutsche sprache so kennt, dass er bescheid weiss mit den hauptepochen ihrer entwickelung und die haupterscheinungen ihrer jetzigen gestalt erklären kann, der ist, auch für sexta, zum deutschen lehrer unbrauchbar — oder sollte es doch sein. Haben aber die deutschen lehrer diese kenntnisse und haben sie womöglich in den anderen klassen auch das lateinische in der hand, in den oberen klassen wenigstens einen teil des klassischen unterrichts; dann wird, wie wir schon sagten, ganz unvermerkt die richtige erkenntnis der deutschen formen den schülern zu theil werden und es bedarf erst recht keines specialunterrichts über diese.

Für die schule also halten wir das buch unbrauchbar, und für den lehrer, den studierten philologen, mindestens unnütz. Den gebildeten nicht-philologen, will einer von diesen sich mit dem eingehenderen studium der deutschen grammatik beschäftigen ohne zu viel und zu tief zu forschen, können wir hingegen das büchlein mit gutem gewissen empfehlen. Er findet das für ihn wesentliche beisammen und kleine fehler stören ihn nicht. Uns aber möge der herr verfasser dies freimüthige äusseren unserer ansicht nicht anders deuten, denn als reinen eifer für das eine gute ziel, dem auch er zusteuernd seine zusammenstellung schrieb: als eifer für die jugend unseres deutschen volkes, auf der seine hoffnung und seine zukunft beruht und für die daher nur das beste gut genug ist.

MAGDEBURG. GEORG GERLAND.

Pischon's leitfaden zur geschichte der deutschen litteratur. Dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage bearbeitet von **K. J. H. Palm,** Oberlehrer am Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau. Leipzig, Duncker und Humblot. VIII, 247 S. 8. (18 Sgr.)

Wenn ein buch wie Pischons leitfaden zur deutschen litteraturgeschichte im verlaufe von nahezu vierzig jahren bis zur dreizehnten auflage gediehen ist, wenn es so weite verbreitung gefunden hat und zu einem so viel gebrauchten schulbuche geworden ist, so gibt diese erscheinung zwar noch keinen vollgiltigen und entscheidenden beweis gediegenen werthes, denn: habent sua fata libelli; wol aber erweckt sie eine recht günstige meinung, mahnt aber auch gleichzeitig zu der frage, welchen ursachen es wol solchen erfolg verdanke, und ob es nun, nach einem menschenalter, in wissenschaftlicher wie in pädagogischer beziehung noch auf der höhe der zeit stehe.

Der prediger Pischon in Berlin war kein germanist von fach, sondern ein dilettant, zwar einer der bessern art, der mit eifer darnach strebte, eine umfassendere kenntnis der älteren wie neueren deutschen litteratur sich selbst zu erwerben und in weitern kreisen zu verbreiten, immerhin aber war und blieb er ein dilettant, der nie bis zur wirklichen kennerschaft und meisterschaft durchdrang, und deshalb können denn auch die von ihm veröffentlichten werke zur deutschen litteraturgeschichte die mängel dieses dilettantischen ursprunges nicht verläugnen. So zeigen in den „Denkmälern der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt,“ welche er in 6 bänden als „Beispielsamlung“ zu seinem litterargeschichtlichen leitfaden herausgab, diejenigen altdeutschen stücke, welche er selbst aus nicht eben schwer lesbaren handschriften geschöpft hat, so viele und so erhebliche fehler, dass diese stücke für den wissenschaftlichen gebrauch ungeeignet sind.

Als Pischon im jahre 1830 die erste auflage seines „Leitfadens“ erscheinen liess hatten die brüder Grimm und Lachmann ihre mächtigen forschungen bereits begonnen, aus welchen die wissenschaft der deutschen philologie und mit dieser auch eine völlig veränderte gestaltung und auffassung der deutschen litteraturgeschichte erwuchs. An übersichtlich zusammenfassenden darstellungen der deutschen litteraturgeschichte, welche bereits einen hauch des neuen geistes verspüren liessen, war damals kaum schon etwas anderes nennenswertes vorhanden als Wachlers vorlesungen und Kobersteins grundris. Wachlers werk, obschon sich auszeichnend durch weite des blickes, bot doch zu wenig wirklich wissenschaftliche forschung und stand zu sehr unter herschaft der phrase, sodass es bald hinter dem fortschritte der neuen wissenschaft zurückblieb und ganz in vergessenheit gerieth. Koberstein schlug einen ganz anderen weg ein. Als wirklicher kenner und forscher erweiterte er sein büchlein allmählich zu einer drei starke octavbände umfassenden darstellung, in welcher die der altdeutschen litteratur gewidmete abtheilung eine mit vorsichtigster kritik ausgearbeitete übersicht der von anderen forschern gewonnenen ergebnisse enthält, während die der neueren zeit gewidmeten drittehalb bände überwiegend auf eigener selbständiger quellenforschung beruhen, deren fülle, gründlichkeit und gewissenhaftigkeit so leicht nicht wird übertroffen werden.

Pischon stand also damals einer neuen noch in den anfängen begriffenen wissenschaft gegenüber, deren mächtige schlaglichter eben erst begannen das innere leben der deutschen litteratur zu erhellen. Eine übersichtliche zusammenhängende darstellung dieses inneren lebens war ihm mithin noch unmöglich. Er beschränkte sich deshalb im wesentlichen auf eine blosse äusserliche aneinanderreihung des stoffes, und selbst für diese fehlte es ihm noch an vorgängern, aus deren verwanten, theils gelungenen, theils mislungenen bestrebungen er hätte beispiel und lehre schöpfen können. So war es denn kaum zu vermeiden, dass sich sogar in die aufzählung des thatsächlichen eine nicht unerhebliche zahl von irrtümern und fehlern einschlich. Nichtsdestoweniger war sein bestreben, in einer übersichtlichen aufzählung des thatsächlichen der litteraturgeschichte die ergebnisse der neusten germanistischen forschung einzureihen und zu verwerten, sehr dankenswert, und ward auch mit wolverdientem beifalle aufgenommen. Diesen beifall seinem buche zu erhalten blieb er auch bis zu der letzten von ihm selbst besorgen auflage, der elften vom jahre 1856, fortwährend bemüht, indem er unausgesetzt besserte und nachtrug; und sein, noch in der vorrede der elften auflage bestimt ausgesprochenes hauptziel blieb nach wie vor, einen „klaren überblick des ganzen der litteraturgeschichte, der in grösseren werken zu leicht verloren geht, für ein studium auf schulen“ zu liefern. Allmählich aber war binnen 26 jahren durch die menge der nachträge das buch ziemlich auf das doppelte seines ursprünglichen umfanges angewachsen, und während die von haus aus unzweckmässige und verfehlte anlage dieselbe blieb, wucherten die einzelnen notizen über das mass dessen hinaus was die schule ertragen kann. Pischon spürte diesen übelstand auch selbst, und liess deshalb schliesslich „namentlich in der neueren zeit, bei der übersicht der romanlitteratur, dichtkunst und behandlung der sprache“ manches geänderte oder neu aufgenommene, weil es „nicht notwendig zum vortrage“ gehörte „mit kleineren lettern drucken.“ So hatte das werk allmählich etwas von dem charakter eines schulbuches verloren und dafür etwas von dem charakter eines repertoriums angenommen.

In diesem zustande überkam, nach dem im jahre 1857 erfolgten tode des verfassers, der director des gymnasiums zu Thorn, dr. Passow, das buch, als er von der verlagshandlung mit ausarbeitung der 12. auflage betraut wurde. Passow erkannte

die principiellen grundmängel desselben mit sehr richtigem blicke, und sprach sich in der vorrede sehr verständig darüber aus. Zwar behielt er, theils aus pietät gegen den verstorbenen verfasser, theils aus mangel an zeit, die anlage bei, auch da, wo er sie nicht für zweckmässig erachtete, aber er minderte den für schulzwecke übermässig angeschwollenen stoff um mehr als zwei bogen. Wol wuste er, dass er für den unmittelbaren zweck des unterrichtes die kürzung noch ein gut theil weiter treiben könne, aber es bekundet den einsichtigen und erfahrenen pädagogen, wenn er bemerkt: „wenn schulbücher für die unteren klassen sich gar nicht knapp genug auf das unentbehrliche beschränken können, so ist es bei einem buche, welches primaner benutzen, mindestens kein nachteil, wenn es ihnen einen etwas weiteren blick eröffnet und zeigt, dass die wissenschaft mit dem, was ihnen unmittelbar überliefert werden kann, noch lange nicht erschöpft und abgeschlossen ist." Ausserdem wollte er, und auch dies widerum mit vollem rechte, dem buche in der gestalt, die es allmählich gewonnen hatte, den charakter wahren, dass es auch studierenden und jungen lehrern zum anhalte dienen könnte. Demgemäss besserte und berichtigte Passow im einzelnen soweit er wuste und konnte, bemühte sich um eine handliche zusammenstellung der wichtigsten litteraturnachweisungen, welche ebensosehr dem lehrer willkommen sind, wie sie dem schüler eine ahnung von der fülle des fleisses und der forscherarbeit geben, welche vorausgehen muste, ehe die entwerfung eines solchen litteraturbildes möglich werden konnte, namentlich aber erwarb er sich ein sehr wesentliches verdienst um die verbesserung des buches, indem er, und zwar vorzüglich in den einleitenden paragraphen zu den einzelnen zeiträumen, skizzen und winke über den inneren entwickelungsgang der deutschen litteratur neu hinzufügte. Denn die litteraturgeschichte ist mit der culturgeschichte auf das allerengste verflochten, und wenn die culturgeschichte auch nicht, wie einige wollen, zum mittelpunkt alles geschichtlichen unterrichtes auf höheren schulen gemacht werden kann, so gebührt ihr doch auch schon im schulunterrichte eine grössere berücksichtigung als ihr bis jetzt noch gemeinhin zu theil wird, und zumal für das verständnis der deutschen litteraturentwickelung ist ihre herbeiziehung ganz unentbehrlich.

Auch Passow war nicht Germanist von fach, und ein ort wie Thorn konnte ihm auch schwerlich reiche litterarische und zumal germanistische hilfsmittel darbieten, während die leitung des dortigen sehr umfassenden gymnasiums seine zeit und kraft stark in anspruch nehmen muste. Es ist also sehr begreiflich und verzeihlich, dass er binnen den 11 monaten, die er auf die ausarbeitung der 12. auflage verwante, bei weitem nicht alle fehler des buches beseitigen konnte. Dennoch hatte das buch, zum theil schon durch die eigenen fortgesetzten bemühungen des verfassers, namentlich aber durch Passows verbesserungen so viel gewonnen, dass es unter den allmählich zahlreicher gewordenen werken verwanten zweckes eine recht ehrenvolle stellung behauptete und schulen wie studierenden, wenngleich unter dem nöthigen vorbehalte, mit gutem fuge empfohlen werden durfte.

Passow konnte nur diese eine im jahre 1862 erschienene auflage besorgen, da ihn nicht lange darauf, am 3. august 1864, der tod abrief. Die besorgung der 13. auflage übertrug die verlagshandlung im december 1867 dem oberlehrer am Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau K. J. H. Palm, der sich bereits durch mehrere originalarbeiten als ein kundiger und einsichtiger forscher auf dem gebiete der deutschen litteratur bewährt hatte. Die frist für die herstellung dieser neuesten auflage, welche nach dem wunsche der verlagshandlung schon bis ostern 1868, also binnen einem vierteljahre, fertig sein sollte, war viel zu kurz bemessen. Blieb also dem herausgeber eine bis auf den grund durchgreifende verbesserung von vorn her-

ein abgeschnitten, so ist um so mehr anzuerkennen, was er in der knappen zeit von fünf monaten, bis ende mais, geleistet hat. Ausser zahlreichen berichtigungen und nachträgen im einzelnen ist er namentlich bedacht gewesen auf vervollständigung der litterarischen nachweisungen, und hat in dieser beziehung eher des guten zu viel gethan als zu wenig. Hauptsächlich aber unterscheidet sich diese neueste dreizehnte auflage von der vorangegangenen zwölften dadurch, dass Palm von Passows auffassung widerum etwas abgewichen ist, und das buch der gestalt, die es unter Pischons hand zuletzt gewonnen hatte, widerum genähert, dass er ihm also widerum etwas von dem character eines repertoriums gegeben hat. Palm begründete sein verfahren damit, dass er sagte, je grösseren beifall Passows bearbeitung bei den verständigen gefunden habe, desto weniger habe er nun widerum aufs neue ändern dürfen, wie vieles auch seinen wünschen nicht entsprochen habe. Daher sei die anordnung des stoffes gröstentheils, die folge der paragraphen ganz dieselbe geblieben. Doch habe Passow bei seinen kürzungen offenbar allzutief ins fleisch geschnitten, habe eine grosse menge namen, besonders der neueren zeit, ausgeschieden, die nicht vermisst werden dürften. Ueberdies habe sich die bedeutsamkeit manches namens erst in neuester zeit so offen herausgestellt, dass er in einem schulbuche nicht länger unerwähnt bleiben dürfe, wenn sich der herausgeber nicht dem vorwurfe aussetzen wolle, den blick des lernenden oft unwichtigerem in der vergangenheit zugewendet, das grössere und lebensvollere der gegenwart aber ihm vorenthalten zu haben. So sei denn widerum eine erhebliche vermehrung des stoffes geboten gewesen, wodurch das buch die durch Passow verlorenen zwei bogen wider gewonnen habe. Auch jetzt noch werde freilich mancher in dieser aufzählung den oder jenen in neuster zeit vielgenannten dramatiker oder romanschriftsteller vermissen, indes vollständigkeit hierin zu erstreben sei nicht die aufgabe eines schulbuches; ein schulbuch aber solle der leitfaden nach wie vor bleiben, mit der massgabe, dass er auch über die schule hinaus studierenden und jungen lehrern als anhalt dienen könne; darum seien auch alle neuen ausgaben und monographien aufgeführt, und reichliche hinweisungen auf abhandlungen in den germanistischen zeitschriften von Haupt und Pfeiffer aufgenommen worden.

In beziehung auf seine zusätze, und ganz besonders in beziehung auf die von ihm wider aufgenommenen oder ganz neu hinzugefügten litterarischen namen neuerer und neuester zeit, sagt Palm zwar ausdrücklich: „ich fürchte nicht, dass ich jemandem damit zu viel gethan zu haben scheinen könnte.“ Aber trotz dieser entschiedenen verwahrung will mich dennoch bedünken, dass seine eigene ansicht hierüber und folglich auch seine ganze behandlung des buches wesentlich anders ausgefallen sein würde, wenn er nicht durch die übermässige kürze der ihm gestellten frist zu hastender nur auf erledigung des einzelnen hindrängender eile gezwungen worden wäre, sondern im gegenteil die erforderliche musse gehabt hätte, um seine aufgabe in ihrer gesamtheit ruhig und erschöpfend zu erwägen, sich darnach einen festen, einheitlichen und abgerundeten plan vorzuzeichnen, und diesen dann unbedrängt auszuführen. Sollte das buch auch nach Palms an- und absicht zunächst und eigentlich ein schulbuch sein und bleiben, so musten folgerichtig auch Passows weise pädagogische grundsätze festgehalten und weitergebildet werden; so durfte nicht folgewidrig das buch widerum in die bahn eines repertoriums gelenkt werden, auf die es unter Pischons händen immer mehr und mehr gerathen war. Denn wie man beide anforderungen vereinigen, wie ein leitfaden zugleich ein gutes schulbuch und auch ein gutes repertorium werden könne, das vermag ich wenigstens nicht abzusehen. Vielmehr will mich bedünken, je mehr ein litterarhistorisches handbuch den charakter eines repertoriums annehme, desto mehr müsse es an seiner brauchbarkeit als

schulbuch einbüssen, und umgekehrt, je mehr es zu einem wirklich guten schulbuche werde, desto weniger könne es gleichzeitig die dienste eines repertoriums leisten.

Wenden wir uns nunmehr, nach dieser übersicht der schicksale des buches, in welchen seine schwächen ebensosehr ihre erklärung wie ihre entschuldigung finden, zu seinem inhalte selbst. so ist widerum vorweg als ursprünglicher und noch nicht beseitigter grundfehler desselben zu bezeichnen der durchgreifende mangel einer strengen kritik, welcher sowol in der auswahl und anordnung der litterarhistorischen thatsachen, wie in den aufgenommenen und ausgesprochenen ansichten und urteilen, und nicht minder in der beschaffenheit der beigegebenen litterarischen nachweisungen überall durchbricht, am übelsten in der behandlung der älteren litteratur. Und doch kann grade ein leitfaden für schulzwecke solcher strengen kritik am wenigsten entraten. Mein verehrter und lieber freund Palm wird mehrjähriger angestrengter und sorgsamer arbeit bedürfen, um das ganze buch mit dem kritischen messer zu durchschneiteln, und wird mirs hoffentlich nicht verübeln, dass ich mir erlaubt habe ihn entschieden auf diese notwendigkeit hinzuweisen.

Die ersten fünf paragraphen enthalten eine allgemeine einleitung, und zwar bestimt §. 1 den begriff der litteratur und der litteraturgeschichte; §. 2 verzeichnet die wichtigeren litterargeschichtlichen werke, unter denen man Gudens noch immer nicht überflüssig gewordene chronologische tabellen, Eitners synchronistische tabellen, und die verweisung auf die betreffenden abschnitte in Hoffmanns deutscher philologie ungern vermisst. §. 3 handelt in einer nicht gradezu falschen, aber der verbesserung bedürftigen weise von dem charakter des deutschen volkes und dessen wirkung auf die entwickelung und gestaltung der litteratur. In den beigegebenen litterarischen nachweisungen würden die schriften von Pütz und Feussner wol zu streichen sein. §. 4 bespricht die deutsche sprache nach ihrer abstammung und dialectischen gliederung mit irriger angabe über die skandinavischen sprachen und mit ungenauer über das niederdeutsche. §. 5 theilt die litteraturgeschichte in sieben perioden, welche durch die jahre 1150, 1300, 1500, 1620, 1748, 1770 begränzt werden, während es entschieden zweckmässiger gewesen wäre, die eintheilung Wackernagels in eine vorgeschichte, und in die drei zeiträume des alt-, mittel- und neu(hoch)deutschen aufzunehmen. Unterabtheilungen innerhalb der grossen zeiträume konnten dann noch hinzutreten, musten aber als untergeordnete gekenzeichnet werden. Wie in einem kunstverständig entworfenen gebäude müssen die architektonischen gliederungen und scheidelinien sich in entsprechend abgestuften verhältnissen hervorheben.

Der ersten bis 1150 reichenden periode sind die paragraphen 6—19 gewidmet, von denen die drei ersten widerum einleitendes enthalten. §. 6, als „übersicht“ bezeichnet, spricht von der „heidnischen urpoesie,“ und der mit einführung des christentums beginnenden scheidung in volks- und kunstpoesie. Dieser paragraph ist aus der vorangehenden auflage unverändert beibehalten. Eine folgende auflage wird über die litteratur der heidnischen, der germanischen zeit hoffentlich besseres zu sagen wissen, und den unterschied zwischen volks- und kunstpoesie klarer und schärfer angeben. Auch werden in ihr wol solche kaum halbwahre phrasenhafte ausdrücke (die das buch jetzt noch reichlich darbietet) verschwinden, wie „die fränkische Sigfridssage, welche mythologischen ursprungs, die burgundischen sagen von Günther, die gotischen von Dietrich von Bern, beide mehr geschichtlichen ursprungs.“ Leicht ist die aufgabe freilich nicht, zumal wenn sie in knappstem raume ausgeführt werden soll. Aber schon Wackernagels litteraturgeschichte kann hier wie überall dem bearbeiter die trefflichsten winke und anregungen geben, und es wird frucht-

bar sein, sie durchgehends zu rate zu ziehen. §. 7 handelt von den ober- und niederdeutschen mundarten, wobei das fränkische schlechtweg zu den oberdeutschen gerechnet wird, von der lautverschiebung, der lautschwächung, den runen, der buchstabenschrift, und von den sängern. Betreffs der runen war zu verweisen auf die abhandlungen von v. Liliencron und Müllenhoff in der allgemeinen monatsschrift für wissenschaft und litteratur. Halle u. Braunschweig 1852, während die neuesten forschungen, die noch zu keinem abgeschlossenen endergebnisse geführt haben, noch unerwähnt bleiben können; betreffs des barditus auf Müllenhoff, de antiquiss. germ. poesi chor. p. 20. Wackernagel, lit. gesch. s. 9 und Grimm, deutsches wörterb. s. v. bar 1, 1121. §. 8, über metrik und reim handelnd, ist von Palm wesentlich verbessert. So lange aber die namhaftesten forscher noch darüber uneins sind, ob der altdeutsche vers ursprünglich zu 4 hebungen, oder zu 8 hebungen mit cäsur zu rechnen sei, würde ich in einem schulbuche doch nicht zu schreiben wagen „der altdeutsche vers hat 8 hebungen.“ Dass der reim, welcher schärfer als endreim zu bezeichnen wäre, durch den einflus der christlich-römischen poesie entstanden sei, ist nach Wilhelm Grimms forschungen doch mislich zu behaupten, und daher die doppelt zweifelnde angabe über den ursprung des reimes besser zu streichen. Dagegen vermisst man sehr ungern eine angabe des gewaltigen, bis in die innersten tiefen greifenden einflusses, den stab- wie endreim auf den charakter der poesie geübt haben. In der litteraturnachweisung ist mir die bemerkung über Lachmanns ansichten betreffs der betonung gänzlich unverständlich, und verweisen würde ich, nicht auf die unbrauchbaren schriften von Feussner und Schneider, sondern auf Schmellers leider noch nicht entbehrlich gemachte abhandlung „über den versbau in der alliterierenden poesie besonders der Altsachsen“ (Abhh. d. philos. philol. kl. d. bair. akad. bd. 4. 1847) und auf Wilhelm Grimm, zur geschichte des reimes. Berlin 1852.

Die §§. 9—14 reihen unter der überschrift „Vor Karl dem Grossen“ in unzweckmässigster weise gotisches, althochdeutsches und altniederdeutsches aneinander, während der zusammenhang der althochdeutschen wie der altniederdeutschen litteraturdenkmäler dadurch um so wilkürlicher unterbrochen und auseinandergerissen wird, da sich bei den kleineren denkmälern und bruchstücken genaue und völlig sichere chronologische bestimmungen oft gar nicht ausmitteln lassen. In §. 9 ist die ungenaue und halb unrichtige auskunft über das gotische alphabet, in §. 10 die griechische und die halbgriechische schreibung Ulfilas und Ulfila beibehalten, dagegen die echtgotische Vulfila gar nicht erwähnt (vgl. Wackern. LG. §. 8. anm. 4), desgleichen wird widerum die angabe über die unterbliebene übersetzung der bücher der könige samt dem von Philostorgius angegebenen grunde ohne weiteres als thatsache erzählt. Bessells wichtiges büchlein über Vulfila ist weder erwähnt noch benuzt. Die schrift von Waitz ist zwar angeführt, aber nicht einmal des Auxentius angabe über die kenntnisse und die schriftstellerei Vulfilas hat verwertung gefunden. Beibehalten ist auch die bezeichnung der Skeireins als „auslegung des evangelii Johannis.“ In der anmerkung ist der wunderliche fehler stehen geblieben: „Mai entdeckte 1818 in Mailand in dem kloster Bobbio die briefe Pauli“ u. s. w. Die litteraturnachweisungen sind ganz unkritisch. Anzuführen wären in geordneter folge etwa die editiones principes, dann die ausgaben von Gabelentz-Loebe, von Uppström (jetzt über alle gotische reste reichend) und von Stamm-Heyne, dann das glossar von Schulze und die schriften von Waitz, Bessell und Bernhardt (kritische untersuchungen über die gotische bibelübersetzung. Meiningen 1864), das überflüssige dagegen zu streichen.

§. 11 und 12 gelten der althochdeutschen litteratur. Der §. 11, welcher anscheinend einige allgemeine bemerkungen enthalten soll, ist nach inhalt und form

so verunglückt, dass man versuchen muss seinen wunderlichen sinn zu errathen, und kaum begreift wie der herausgeber ihn unverändert beibehalten konnte. §. 12 zählt die althochdeutschen denkmäler aus der zeit vor Karl dem Grossen auf. In der ersten anmerkung zu demselben werden die von Müllenhoff und Scherer herausgegebenen althochdeutschen „Denkmäler“ zwar erwähnt, aber weder hier noch sonst im leitfaden sind sie ausgenuzt. Ihnen gegenüber zeigt sich recht handgreiflich, wie unhaltbar Pischons ganze behandlung des gesamten althochdeutschen zeitraumes nachgrade geworden ist. Seine betreffenden paragraphen sind eben entstanden zu einer zeit, wo die wissenschaftliche kenntnis der althochdeutschen litteratur erst begann, und ihre ganze anlage ist so beschaffen, dass alles nachträgliche flickwerk sie nicht hat in einer dem fortschritte der forschung entsprechenden weise verbessern können. Will also der herausgeber des leitfadens dem althochdeutschen zeitraume gerecht werden, so wird ihm kaum etwas anderes übrig bleiben, als Pischons darstellung hier gänzlich aufzugeben, und eine ganz neue selbständige bearbeitung an die stelle zu setzen. Die pietät gegen den verfasser darf ihm kein hindernis sein. Denn nicht darin ligt die pietät gegen den verstorbenen verfasser, dass man die mangelhafte einrichtung und die paragraphenfolge eines von ihm selbst zu stetiger verbesserung und vervollkomnung bestimten werkes beibehält, sondern darin, dass man es auf die stufe zu erheben sucht, auf welche er es selbst erhoben haben würde, wenn er noch lebte und es auszuführen vermöchte. Hauptsächlich aber wird sich eine solche neue ausarbeitung auf die von Müllenhoff und Scherer herausgegebenen „Denkmäler“ zu stüzen haben; denn nur engherzigster parteigeist könnte läugnen, dass in diesem buche nicht nur die texte der sämtlichen kleinen althochdeutschen denkmäler vielfache berichtigungen und verbesserungen gefunden haben, sondern dass auch namentlich ihr verständnis wesentlich gefördert, ja in zahlreichen fällen wirklich erst aufgeschlossen worden ist. Sein selbständiges urteil den herausgebern gegenüber sich zu wahren bleibt ja dem bearbeiter des leitfadens natürlich unbenommen. Entsprechend wird aber auch in den litterarischen nachweisungen des leitfadens bei jedem der kleinen denkmäler zunächst auf das buch von Müllenhoff und Scherer zu verweisen, und gleichzeitig werden alle durch dasselbe überflüssig gemachten verweisungen zu streichen sein.

Von heidnischen denkmälern nennt §. 12 die merseburger zaubersprüche, den wiener reise- (hunde-) segen und den lorscher bienensegen, während das zappertsche schlummerlied in der anmerkung mit recht als eine fälschung abgewiesen wird. Zu den zaubersprüchen verweist er auf den wertlosen aufsatz von Zeune im fünften bande der v. d. Hagenschen Germania, dagegen lässt er unerwähnt die trefliche abhandlung von Kuhn (in dessen zeitschrift 13, 49), durch welche die bedeutung des spruches gegen verrenkung erst in ihr volles licht gesetzt worden ist. — Von christlichen dichtungen wird das wessobrunner gebet erwähnt. In der dazu gehörigen anmerkung ist die verweisung auf Feussners unnützes programm stehen geblieben. Die letzten der neu zugefügten verweisungen („Bouterwek, Germania 1, 885“) ist aber wol nur durch versehen hierher gerathen; denn die erwähnung von Bouterweks vorlesung über das Beowulflied sollte doch wol wahrscheinlich für die dritte anmerkung der folgenden (9.) seite bestimt sein. Es fehlt die verweisung auf Gesserts facsimile im Serapeum von 1841. — Endlich folgen an prosaischen denkmälern, welche sämtlich als übersetzungen bezeichnet werden: a) Isidor de nativitate domini. b) Keros benedictinerregel. c) „Die exhortatio ad plebem christianam, glaubensbekentnisse, beichtformeln, glossarien.“ Sollte es sich nicht empfehlen, lieber folgendermassen zu ordnen: a^1) glossen, a^2) interlinearversionen, Kero; b) übersetzungen, Isidor; c) formeln

für den kirchlichen gebrauch, exhortatio, glaubensbekenntnisse, beichten. Bei diesen kirchlichen denkmälern tritt es übrigens schon hervor, wie mislich die im leitfaden beliebte scheidung ist: „A. Vor Karl dem Grossen. B. Seit Karl dem Grossen;" da ihr vorkarolingischer ursprung mit gelehrsamkeit und geist bestritten worden ist, und wol kaum mit zweifelloser sicherheit erwiesen werden kann. In den litteraturnachweisungen ist vergessen worden den dritten band von Hattemers denkmalen, namentlich aber Wilh. Grimms vortrefliche ausgabe der exhortatio nachzutragen. Nachweisungen über glossen fehlen gänzlich, während doch mindestens Wilh. Grimms Glossae cassellanae und Altdeutsche gespräche und Holtzmanns aufsätze in Pfeiffers Germania zu erwähnen waren.

Ausserdem aber trift diesen paragraphen — und nicht diesen allein — noch ein sehr gewichtiger principieller tadel. Sämmtliche in demselben erwähnte heidnische wie christliche denkmäler sind eben nur genannt; abgesehen von einer ganz unerheblichen, an das wessobrunner gebet geknüpften bemerkung ist auch nicht eine silbe über ihre bedeutung gesagt. Aber was fromt es denn dem schüler, ja was fromt es überhaupt, die blosse thatsache zu wissen, dass es zaubersprüche, dass es eine übersetzung des isidorischen tractates, dass es eine benedictinerregel, eine exhortatio, glaubens- und beichtformeln und glossen gegeben hat? In dieser weise gesätes kann doch nur getrocknet aufgehn, höchstens zum vegetieren kommen, aber nicht zu wirklichem und fruchtbarem leben gedeihen. Man wende nicht ein, das leben müste durch die hinzukommende mündliche belehrung des lehrers geweckt werden. Denn derjenige lehrer, der in diesen dingen so bewandert ist, dass er aus dem vollen schöpfen kann, und von allem weiss, was alles in betracht komt und was davon für schulzwecke verwendet werden kann und soll, der wird eben nicht nach Pischons leitfaden greifen. Allerdings ist in den anmerkungen das werk R. v. Raumers „Einfluss des christentums auf die althochdeutsche sprache" erwähnt, aber ganz zuletzt, gleichsam anhangsweise und wie ein verlorener posten, während es hätte in den vordergrund gerückt und ausgenuzt werden sollen. Denn grade bei dem beginne dieser periode, wo das heidentum weicht und mit dem christentum der erste grund der gelehrten und der christlichen bildung und damit aller späteren geistigen entwicklung des deutschen volkes gelegt wird — grade hier war es dringend geboten, den schüler darauf aufmerksam zu machen und den lehrer daran zu mahnen, wie wunderbar fest uralte überlieferung haftet, und mit welchen mitteln kirche und schule ihre gewaltige aufgabe zu lösen unternahmen. Hierüber belehrt zu werden ist für den schüler eben so anziehend als fruchtbar, und erst unter dieser voraussetzung gewinnen auch alle jene denkmäler, die heidnischen sprüche, wie die glossen, die interlinearversionen, die übersetznngen und die kirchlichen formeln für ihn ein höheres interesse und ein wirkliches leben. Und selbst wenn der leitfaden für eine in diesem sinne gehaltene skizze ein paar seiten verwendete, so wäre das keine raumverschwendung; er kann dafür anderes beschneiden und ausmerzen, dessen wert für schule und leben sehr viel geringer ist.

Unter der überschrift „Altniederdeutsches" werden §. 13 und 14 zusammengefasst. In §. 13 hätte die angabe, dass das Hildebrandslied ein niedersächsisches denkmal sei, verbessert, und in den beigefügten litteraturnachweisungen hätte das unnütze gestrichen werden sollen. Dahinter wird als prosadenkmal die „Teufelsentsagung," oder, wie es richtiger benannt sein sollte, das Taufgelöbnis, angeführt und mit der bemerkung „Unbedeutendes" abgefertigt, während vielmehr mit kurzen worten seine herkunft und seine wirkliche bedeutung angegeben sein sollte. §. 14 mit seinen ganz

unzulänglichen notizen über angelsächsische litteratur würde entweder ganz zu streichen, oder, wenn man ihn nicht missen wollte, wesentlich umzuarbeiten sein.

§. 15 enthält einige allgemeine bemerkungen über die zeit der kerlingischen, sächsischen und fränkischen kaiser, die man als ersten entwurf einer recht schwierigen skizze nicht ohne anerkennung lassen mag. Palm hat sie unverändert beibehalten, hätte aber doch die vermutung, dass Karls auf die sammlung der alten heldengesänge bezügliche thätigkeit „wahrscheinlich in der vereinigung vereinzelter heldenlieder zu grösseren ganzen“ bestanden habe, als eine mindestens müssige und jedenfalls sehr gewagte lieber streichen sollen. Die erforderliche umarbeitung dieses paragraphen wird sicher nicht leicht sein. Ueber den zusammenhang von Karls gesetzgeberischen bestrebungen mit der gleichzeitigen litteratur und über den einfluss, den die hofsprache auf dieselbe geübt hat, bieten die „Denkmäler“ von Müllenhoff und Scherer eine fülle reicher und feiner bemerkungen, die zweckmässig zu verwerten sein werden.

§. 16 zählt die poetischen denkmäler dieses zeitraumes auf. Die zwölfte auflage nannte deren nur drei: Otfried, das Ludwigslied und Muspilli; Palm hat hinzugefügt: Merigarto, einige gedichte der Vorauer handschrift mit oberflächlicher verweisung auf andere verwante, und ferner hat er hierher gezogen das Annolied, was früher in §. 35 stand, die kaiserkronik aber hat er in §. 35 belassen. — Otfrieds buch wird auch jetzt noch „Evangelienharmonie“ genannt, und die seichten phrasen sind stehen geblieben: „Die behandlung ist frei, fromm, gemüthlich, die betrachtungen oft allegorisch mystisch, die erzählung trocken und langweilig. Der reim ist nicht immer rein, sondern öfter nur assonierend. Die strophe besteht aus zwei langzeilen oder vier halbzeilen.“ Statt ihrer wird eine künftige auflage wol wirklich darüber belehren, welche veranlassung, welchen zweck und welche quellen Otfried gehabt, weshalb seine erzählung und seine betrachtung grade so ausgefallen sind, welchen einfachen von W. Wackernagel und Wilhelm Grimm dargelegten gesetzen sein reim folgt, und dass er nach seiner eigenen zählung seine strophe zu vier halbzeilen rechnete. — In der litteraturangabe zum Ludwigsliede wäre das falsche citat „Grimm, Germ. II“ in „Germ. 1, 233“ zu berichtigen und überflüssiges zu streichen, dagegen die verweisung auf den druck in Lachmanns specimina linguae francicae wol schon deshalb nicht überflüssig, weil Lachmann dort bereits statt der grammatisch anstössigen und deshalb verdächtigen, und bei Müllenhoff-Scherer wol nur aus versehen ohne anmerkung aufgenommenen lesart *jah* in v. 55, aus dem verlesenen *Sab* der editio princeps, durch feine emendation die unanstössige form *gab* gewonnen hat. Auch beim Muspilli würden überflüssige verweisungen zu streichen und statt ihrer anzuführen sein C. Hofmanns abhandlung über Docens abschrift des Muspilli, in den sitzungsber. d. bair. akad. philos. philol. cl. 3 novbr. 1866. — Palms eigene zusätze nehmen wir einstweilen als eine wirkliche bereicherung dankbar an. Wenn längere musse ihm verstatten wird, die Vorauer handschrift und die denkmäler von Müllenhoff u. Scherer für den leitfaden gründlich durchzuarbeiten und wirklich auszunutzen, wird er die erforderlichen verbesserungen leicht bewerkstelligen, und vielleicht wird dann auch Holtzmanns aufsatz über das Annolied das blendende für ihn verlieren, so dass er aus eigener kühler kritik die angabe widerum streichen wird, dass das Annolied wahrscheinlich von Lambert von Hersfeld gedichtet sei.

Die aufzählung der prosaischen denkmäler in §. 17 ist unverändert beibehalten und wird in späterer auflage eine um so durchgreifendere auch auf die litteraturnachweisungen auszudehnende umarbeitung erfahren müssen.

§. 18 fasst altsächsisches und angelsächsisches zusammen. Die angabe über den Heliand ist durch Palm erweitert worden. Stehen geblieben ist die bemerkung, dass der verfasser des Heliand nach der sage ein bauer gewesen sei, aber nicht hinzugefügt ist die viel wichtigere thatsache, dass er, nach dem von Windisch gelieferten nachweise seiner quellen, ein gelehrter, in den lateinischen damals gangbaren theologischen werken gründlich bewanderter mann gewesen ist. Das treffliche buch von Windisch ist in der anmerkung zwar angeführt, aber eine daraus geschöpfte gedrängte belehrung über die quellen des Heliand und über die art ihrer verarbeitung und benutzung, so wie ein fingerzeig über den einfluss des stabreimes und der damit aufs engste verknüpften altepischen technik auf die ganze haltung und den stil des gedichtes wäre sicher nicht überflüssig gewesen, weil man erst dadurch zu einem wirklichen verständnis und einer richtigen würdigung desselben gelangen kann. Unnütze titel in der anmerkung hätte man dafür gern entbehrt. — Heynes ausgabe der kleineren altniederdeutschen denkmäler ist zwar erwähnt, aber nicht benuzt, und so wird denn in betreff der fragmentarisch erhaltenen psalmenübersetzung lediglich widerum auf die unvollständige und ganz unbrauchbar gewordene ausgabe v. d. Hagens verwiesen, die übrigen altniederdeutschen kleineren denkmäler aber werden gänzlich mit stillschweigen übergangen. — Die demnächst folgenden dürftigen angaben über angelsächsische litteratur würden widerum entweder zu streichen oder gründlich zu verbessern sein.

§. 19, überschrieben skandinavisches, ist mit allen seinen mängeln und fehlern unverändert stehen geblieben und wird gänzlich umgearbeitet werden müssen. Schon wegen ihrer hohen bedeutung für die deutsche mythologie und die deutsche heldensage wird man einer berücksichtigung der alten skandinavischen litteratur auch in einem leitfaden nicht füglich entbehren, und aus gleichem grunde auch der angelsächsischen kaum gänzlich geschweigen können. Dann werden aber namentlich die für die deutsche litteratur bedeutsamen thatsachen richtig, klar und bestimmt zu zeichnen und in dieser ihrer bedeutsamkeit zu characterisieren sein. Es wird also besonders über die Lieder- und die Prosa-edda, über die Völsunga und über die Vilkinasage richtig und zweckmässig zu handeln und eine gute auswahl der einschlägigen litteraturnachweisungen zu geben sein; und ferner wird anzumerken sein, dass neben den frühzeitig beginnenden prosaischen sagas die epischen lieder sich nicht zu rhapsodien, geschweige zu wirklichen epen fortentwickelten, und dass die den stabreim festhaltende poesie unter den händen der skalden in verknöcherung und verkünstelung erstarrte. Ueber die rechtsbücher wird nicht nur richtigeres und besseres zu sagen, sondern auch eine bemerkung über ihre bedeutsamkeit beizufügen sein. Es werden insonderheit die wunderbarer weise gar nicht erwähnten schriften Maurers und für die Lieder-edda deren neuste von Bugge besorgte ausgabe (Christiania 1867) zu rathe zu ziehen sein. — In die zweite anmerkung zu diesem paragraphen sind die titel der lehr- und handbücher der deutschen mythologie untergesteckt worden, dei denen doch Mannhardt, die götter der deutschen und nordischen völker. Berlin 1860 um so weniger vergessen sein sollte, weil grade dies buch am meisten geeignet ist, um in das studium der mythologie einzuführen. Später wird wol die mythologie eines besonderen paragraphen gewürdigt werden.

Die paragraphen 20 bis 46 behandeln die zweite von 1150—1300 reichende periode, also die blütezeit der mittelhochdeutschen litteratur.

§. 20 bietet eine unverändert beibehaltene allgemeine übersicht, welche gute und geschickt ausgedrückte gedanken enthält. Richtig ist bemerkt, dass der zwiespalt zwischen weltlicher und geistlicher macht die geister zu selbständigerem den-

ken anregte; aber der beginn dieser anregung fällt bereits in die frühere periode der fränkischen kaiser, in jene zeit, wo pabst wie kaiser in ihren streitigkeiten an die öffentliche meinung appellierten und diese dadurch zu einem urteil herausforderten. Darauf hinzuweisen ist um so weniger überflüssig, weil die zeit der fränkischen wie der sächsischen kaiser in unseren litteraturgeschichten gewönlich nur nach dem massstabe der spärlich erhaltenen denkmäler geschätzt und deshalb unterschätzt wird. In beziehung auf die kunstpoesie dieses zeitraumes sollte ausdrücklich gesagt und hervorgehoben sein, dass, und auf welchem wege ihre stoffe wie ihre formen aus Frankreich herübergekommen sind; und gleicherweise sollte gezeigt sein, wiefern die änderung nicht blos der politischen sondern auch der socialen und wirthschaftlichen zustände einen wesentlichen einfluss auf den raschen verfall dieser dichtung geübt haben. Ferner wäre das wesen und der unterschied der poetischen und der volksmässigen poesie bestimter zu zeichnen, und auch der spielmannspoesie nicht zu vergessen, wozu Müllenhoffs buch „zur geschichte der Nibelunge Not. Braunschw. 1865“ einen schätzbaren anhalt geben könnte.

Der 21ste die sprache besprechende paragraph ist durch Palm geschickt erweitert und verbessert worden. Nur der letzte satz würde dahin zu berichtigen sein, dass der versbau widerum die alte schon bei Otfried nachweisbare gesetzmässigkeit und feinheit der eigenen einheimischen metrik aufnimt, während die reinheit und fülle des endreimes und die künstliche gestalt der strophe, insonderheit der höfischen, sich in folge der durch die fremden französischen vorbilder gegebenen anregung ausbildet.

Die §§. 23—27 sind überschrieben „Volkspoesie“ und handeln von den zur deutschen heldensage gehörenden dichtungen, einschliesslich des könig Rother, und von den zur thiersage zählenden. In diesen paragraphen macht es sich recht empfindlich geltend, dass Passow zu keiner klaren vorstellung gekommen war über das, was er die volkspoesie jener zeit nennt, und zu keiner ausreichenden kenntnis des stofflichen wie des technischen. Und auch der neuste bearbeiter hat diesen übelstand noch nicht ganz überwinden können. Daher schwankt die auffassung und darstellung zwischen den mancherlei in den letzten decennien aufgetauchten meinungen und behauptungen unentschieden hin und her, mengt richtiges und unrichtiges, sicheres, zweifelhaftes und grundloses, und kann aus mangel einer selbständigen. den ganzen gegenstand beherrschenden kenntnis und eines wohlbegründeten eigenen urteiles zu keiner festen, scharfumrissenen zeichnung kommen. — Gleich zu anfange behauptet §. 23, dass „volksmässige lyrische dichtungen aus dieser zeit gar nicht, oder doch nicht in ihrer ursprünglichen gestalt erhalten“ seien, während solche doch auf den ersten blättern des von Haupt und Lachmann herausgegebenen Minnesangs frühling thatsächlich und deutlich vorliegen. Dass ihrer freilich nicht viel sein können, und dass und warum die lyrischen und noch mehr die epischen volksmässigen dichtungen jener zeit von dem was wir jetzt volkslied nennen einigermassen, ja zum theil recht sehr verschieden sind und sein müssen, das ligt in der natur der sache und liesse sich leicht nachweisen, wenn hier der raum dazu ausreichte. — Die belehrung über die Nibelungenstrophe ist von Palm etwas, aber noch nicht ausreichend, verbessert worden. Es müste etwa heissen: die sogenannte Nibelungenstrophe ist eine vierzeilige, nach aller wahrscheinlichkeit einheimische und volksmässige, und demgemäss zweitheilig gebaute strophe, so dass die beiden ersten zeilen den auf-, die beiden letzten den abgesang bilden (vgl. v. Liliencron in Haupts ztschr. 6, 69 flg.). Jeder vers derselben ist durch eine cäsur derart geteilt, dass vor der cäsur 4 hebungen mit stumpfem, oder häufiger 3 hebungen mit klingendem ausgange, hinter derselben in

den ersten drei versen 3, im vierten aber 4 hebungen stehen, (zwischen und vor denen, wie überhaupt in epischen gedichten, die senkungen fehlen können). Die reime stehen am versende und sind nur stumpf. Cäsurreime beginnen erst allmälich vorzudringen. Zuerst begegnet die Nibelungenstrophe in Oesterreich, um die mitte des 12. jahrhunderts, in liedern, welche (ohne zweifellose gewähr) dem Kürenberger zugeschrieben werden. Verstattete es der raum des grundrisses, so könnte man wol noch hinzufügen: wird die letzte zeile der Nibelungenstrophe um die letzte hebung gekürzt, so entsteht eine minder kunstgerechte strophe, der sogenannte Hildebrandston, der auch schon im Nibelungenliede vereinzelt eingedrungen ist, später immer häufiger gebraucht wird, und sich im volksliede bis auf die gegenwart erhalten hat. Durch verlängerung der siebenten halbzeile von 3 auf 5 hebungen ist die strophe von Walther und Hiltegund, dagegen durch verlängerung der achten halbzeile von 4 auf 5 hebungen und durch gleichzeitige aufnahme des klingenden reimes in den schluss der dritten und vierten langzeile ist die Gudrunstrophe, endlich aus einer verbindung der zweiten hälfte der Nibelungenstrophe mit der letzten zeile der Gudrunstrophe ist die strophe der Rabenschlacht entstanden. Einige andere variationen der Nibelungenstrophe finden sich im gleichzeitigen minnesange; ein wenig entfernter verwant ist die wol von Wolfram geschaffene Titurelstrophe.

Ueber die entwicklungsgeschichte des Nibelungenliedes bleibt und lässt der §. 23 sehr im unklaren, und verräth nicht eben eine tief eingedrungene kentnis und ein wirkliches verständnis der Lachmannschen arbeiten, wenn er sagt, die am entschiedensten von Lachmann „vertretene" liedertheorie nehme eine „fast mechanische und willkürliche zusammenfügung einzelner, vorher gesondert ausgebildeter lieder an." Die entwicklungsgeschichte des französischen epos, welche dem des deutschen analog verläuft (nur dass bei dem Nibelungenliede die verhältnisse viel günstiger lagen, und deshalb ein viel vollkommneres endergebnis lieferten) scheinen die herausgeber nicht gekannt zu haben, wenigstens haben sie sie nicht benutzt. Es wird vielleicht nicht überflüssig sein, an die lehrreiche, und überhaupt viel zu wenig beachtete recension V. A. Hubers von La chevalerie Ogier de Danemarche zu erinnern (in Neue Jen. Allg. Lit. Zeit. 1844. April nr. 95 flg. s. 377—384. 389—398).

Die zur heldensage gehörenden gedichte werden (§. 24—26) folgendermassen geordnet: 1) „Die fränkisch-burgundische Sigfriedssage": Hürnen Seyfried. 2) Die gotische Dietrichssage": Sigenot, Ecken Ausfahrt, Laurin, Alphart, Rabenschlacht. 3) „Die vereinigte burgundisch-gotische sage": Biterolf, Rosengarten, Nibelungenot und Klage. 4) „Die lombardische sage": Rother, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich. 5) „Die nordisch-fränkische sage": Gudrun. Will man diese sehr bedenkliche einteilungsweise nach den volksstämmen, in welchen wol das einst von C. O. Müller bei behandlung der griechischen mythen und sagen eingeschlagene verfahren nachwirkt, in einem leitfaden beibehalten, so müste doch wenigstens auch gesagt sein, wie sie gemeint und verstanden sein soll, damit nicht die vorstellung erweckt werde, als sei jede dieser sagen und dichtungen sondereigentum des betreffenden volksstammes, als sei sie grade bei dem einen oder den beiden genannten volksstämmen entstanden, ausgebildet oder vorzugsweise gepflegt worden.

Sigenot, Ecke, Laurin, Alphart, Rabenschlacht, Biterolf und Rosengarten werden hier eben nur genannt, und nur zum theil später in §. 51 nochmals mit einigen zeilen besprochen. Das von Müllenhoff herausgegebene „Deutsche Heldenbuch" (bis jetzt zwei Bände. Berlin 1866.), in welchem diese dichtungen zum erstenmal eine kritische behandlung theils schon erfahren haben, theils noch erfahren werden, ist erst im nachtrage (s. 131) erwähnt, und nur nach dem generaltitel, ohne inhaltsan-

gabe, oder irgendwelche bemerkung über seinen wert, geschweige dass es schon benutzt worden wäre.

Auf eine knappe, aber geschickt geschriebene inhaltsangabe des Nibelungenliedes folgt eine dürftige notiz über die in ihm erscheinende mischung heidnischer, christlicher, mythologischer und geschichtlicher bestandteile — unter welche letztere auch Rüdeger von Bechelaren gerechnet wird, dem doch jede historische grundlage gebricht — und über seine ästhetische wirkung. Dann werden in einem sehr kurzen und unvollkommenen, das thatsächlich beweisbare und die hypothese nicht unterscheidenden berichte die ansichten von Lachmann, Holtzmann und Bartsch einfach neben einander gestellt, mit der hinzugefügten schlussbemerkung: „diese fragen sind noch nicht endgiltig entschieden, doch hat Lachmanns liedertheorie gegenwärtig nur noch wenige anhänger.“ Den meisten raum nimt die litteraturnachweisung in der anmerkung ein, in welcher allmählich wichtiges, unwichtiges und völlig wertloses ganz unkritisch angehäuft worden ist.

Weil das Nibelungenlied die gewaltigste und vollendetste aus urältesten überlieferungen erwachsene nationale dichtung des deutschen volkes ist, gebührt ihm auch in einem leitfaden eine hervorragende berücksichtigung. Und in einem leitfaden der auch dem weiterstrebenden und dem lehrer zum anhalte dienen soll, wäre eine präcisierung der wichtigsten an das Nibelungenlied sich knüpfenden fragen um so schätzbarer, je mehr in den letzten jahrzehnten durch eine umfängliche, überwiegend subjectiv gehaltene, an voraussetzungen, behauptungen und sogar gehässigkeiten fruchtbare litteratur die unbefangenheit der betrachtung getrübt und der sachverhalt verschoben und verwirrt worden ist.

Diese aufgabe auf beengtem raume auszuführen, ist allerdings nicht ganz leicht, aber doch nicht unmöglich. Sie wird sicher lösbar, wenn man die fragen richtig stellt — da unrichtig gestellte fragen selbstverständlich auch irreleitende antworten ergeben müssen —, und wenn man richtig und scharf unterscheidet zwischen dem thatsächlich beweisbaren und der hypothese, namentlich also genau die scheidegrenze feststellt, wo das thatsächlich beweisbare aufhört und die hypothese beginnt. Man hat also mit der unerbittlichen logik des mathematikers auszugehen von dem thatsächlich gegebenen und bekannten, von der in den handschriften vorliegenden textüberlieferung, und diese nach den gesetzen und regeln strengster philologischer methode grade eben so zu prüfen, wie man jede andre textüberlieferung prüfen würde; also, indem man die textquellen zeile für zeile kritisch vergleicht und die in der oder jener textgestalt mangelnden oder überschiessenden strophen gleichfalls als varianten betrachtet, die eben nur etwas mehr raum einnehmen und deshalb mehr in die augen fallen, aber unter umständen doch so unwesentlich sein können, dass sogar eine variante, die nur drei buchstaben begreift, eine viel erheblichere kritische bedeutung haben kann als drei ganze mangelnde oder überschiessende strophen. Und zwar kann bei der kritischen würdigung der varianten die auf ermittelung des ersten noch unbekannten und zu suchenden gerichtete, die e r s t e grundfrage lediglich nur lauten: welches ist unter den überlieferten textfassungen die ä l t e s t e. Diese ganze kritische arbeit hält sich lediglich innerhalb der gegebenen thatsachen, und jeder schritt derselben ist auch thatsächlich beweisbar. — Hat man nun auf diese weise die ä l t e s t e textfassung ermittelt und kritisch gereinigt, d a n n erst kann die z w e i t e frage folgen: welche eigentümlichkeiten bietet diese älteste textfassung, und wie lassen sich dieselben sämtlich und genügend erklären? Hier erst, bei beantwortung dieser zweiten frage, welche die vorgängige beantwortung und erledigung jener ersten zu ihrer voraussetzung hat, beginnt die notwendigkeit einer h y p o t h e s e,

deren wesen bekantlich darin besteht, dass man in ermangelung thatsächlich vorliegender und nachweisbarer erklärungsgründe die gesamtursache einer reihe von erscheinungen durch schlussfolgerungen und vermutungen zu gewinnen sucht. Die hypothese ist also nur eine meinung, deren richtigkeit zwar nicht durch einen stricten beweis erhärtet werden kann, die aber doch als richtig gelten darf, wenn sie alle thatsachen, die in ihren bereich fallen, vollständig, folgerichtig und leicht erklärt, ohne mit sich selbst oder mit anderen thatsachen in widerspruch zu gerathen. Es ist also bei dem Nibelungenliede die sogenannte handschriftenfrage von der sogenanten liedertheorie scharf zu unterscheiden, und jene muss erledigt sein, ehe diese erfolgreich in untersuchung gezogen werden kann.

Hält man diesen naturgemässen weg streng ein, dem alle objective philologische kritik seit einem halben jahrhunderte ihre grossen und gesicherten erfolge verdankt, und den auch Lachmann bei seiner nibelungenforschung eingehalten hat, so wird man zu einem eigenen wolbegründeten urteile gelangen, über dessen zuverlässigkeit man auf jeder wegstrecke rechenschaft geben kann, und dies urteil wird dann freilich dahin ausfallen, dass die ergebnisse der lachmannschen handschriftenkritik in allen wesentlichen punkten unerschüttert stehen bleiben, und dass seine liedertheorie noch durch keine bessere ersetzt worden ist.

In der litteraturangabe zur Klage, deren text übrigens durchaus das schicksal des nibelungentextes theilt, war Schönhuths wertlose ausgabe zu streichen, und dagegen zu verweisen auf Sommer in Haupts ztschr. 3, 193—218 und Rieger, ebendas. 10, 241—255. Desgleichen fehlt beim Ortnit die anführung und benutzung der wichtigen abhandlung Müllenhoffs in Haupts ztschr. 13, 185—192. Die phrase, dass der „nordisch-fränkischen sage vielleicht auch die reine Siegfriedssage in ihrer ältesten gestalt“ angehört habe, „wo sie mit den fränkisch-burgundischen sagen noch nicht verflochten war,“ ist natürlich ganz zu streichen und ebenso ist die beigefügte litteraturnachweisung des unnützen ballastes zu entledigen.

Die kunstpoesie dieses zeitraumes ist abgehandelt in den §§. 28—44 und würde durch eine bessere disposition des stoffes sehr gewinnen. Die beibehaltene behauptung (§ 29), dass Britannien, Frankreich und Spanien dem höfischen epos die originale geliefert habe, möchte doch schwer zu beweisen sein. Über Hartmann von Aue hat sich Palm durch dessen „neuesten herausgeber“ aufs eis führen lassen. Wilmanns hat bereits bewiesen (Haupts ztschr. 14, 144 flg.), dass und warum die aufstellung von Hartmanns theilnahme am kreuzzuge von 1189—91 hinfällig ist. Dagegen hätte er zu Gottfried von Strassburg bemerken können, dass Elard Hugo Meyer (Walther v. d. Vogelweide. Bremen 1863. s. 5) zum jahre 1207 einen Godofredus Rodelarius de Argentina nachgewiesen hat, welcher sehr wol mit dem dichter identisch sein kann, der sonach stadtschreiber von Strassburg gewesen wäre, und dafür hätte er die bemerkung über Gottfrieds geistliche gedichte streichen sollen. Zu Karlmeinet wird anzuführen und zu benutzen sein das buch von Bartsch „Ueber Karlmeinet. Nürnberg 1861,“ und das ästhetische urteil über Flore und Blancheflur wird wol einer einschränkung bedürfen. Zum Rolandsliede hat neuerdings H. E. Meyer ein gehaltvolles programm geliefert. Bei Wolframs Willehalm vermisst man die anführung und benutzung der arbeit von Jonckbloet „Guillaume d'Orange. Chansons de geste etc. La Haye 1854. 2 bde.“

An einer kritik der Artussage gebricht es uns noch gänzlich. Holtzmann hat erst neuerdings (Pfeiffers Germania 12, 257 flg.) einen richtigen ersten schritt dazu gethan. Tieferes eindringen führt aber zu sehr überraschenden ergebnissen, welche ich an einem anderen orte ausführlicher darzulegen und zu beweisen gedenke. Nie-

mand wird es dem leitfaden zum fehler rechnen, wenn er nicht über die bis jetzt vorliegende forschung hinausgeht; doch hätten einige bereits beseitigte irrtümer verbessert werden können. Ganz richtig wird gesagt, das wort gral bedeute nur gefäss; es ist in dieser bedeutung noch heut in den landstrichen an den östlichen pyrenäen gebräuchlich. Aber der gral der sage ist sehr viel älter als die erbeutung der glasschüssel in Caesarea, und ist mit der abendmahlsschüssel Christi erst identificiert worden durch die Kelten, welche ihre nationallegende von ihrer bekehrung durch Joseph von Arimathia mit der gralsage verknüpften. Die erklärung des namens Monsalvatsch durch mons salvatoris ist grammatisch unzulässig, vielmehr geht die benennung zurück auf ein lateinisches mons salvaticus = silvaticus: bewaldeter berg, und in den Pyrenäen haben den sitz des grals erst unsere Romantiker gesucht. Die ortsnamen in Wolframs Parzival, welcher die am reinsten gebliebene überlieferung der sage enthält, sind eben nicht geographische, und folglich auch nicht geographisch zu deuten; aber ihre erste aufzeichnung muss die sage im südosten Frankreichs gefunden haben. Bei dem Lanzelot ist nachzutragen die dissertation von G. N. Schilling, de usu dicendi Ulrici de Zatzikhoven. Halae 1866. Dass Wolframs gewährsmann Guiot ein provenzale gewesen sei, sollte, als längst widerlegt, gestrichen sein, (doch dürfte nicht etwa der schon von Lachmann in der ausgabe Wolframs s. XXIV richtig abgewiesene Guiot von Provins dafür eingesetzt werden,) und bezüglich der Krone des Heinrich von dem Türlin sollte richtiger gesagt sein, dass die quelle dieses werkes noch unermittelt ist.

Doch ich muss hier abbrechen, da sich eine so eingehende besprechung nicht wol über das ganze buch ausdehnen lässt. Ich beschränke mich deshalb darauf, nur noch einige einzelne bemerkungen hinzuzufügen.

Bei erwähnung der worte aus Lamprechts Alexander: (§. 36) „da ward ihm vergeben," wäre die bemerkung wol nicht überflüssig, dass sie nicht moralisch, sondern physisch zu verstehen, und mithin zu übersetzen sind: „da ward er vergiftet." Zum guten Gerhard des Rudolf von Ems ist (§. 37) noch das Simrocksche werk nachzutragen „Der gute Gerhard und die dankbaren todten" (Bonn 1856). Die pariser minnesingerhandschrift (§. 41) ist nicht mit der heidelberger palatinischen bibliothek nach Rom und von da nach Paris entführt worden; und eben deshalb hat Preussen trotz aller bemühung beim friedensschlusse ihre rückkehr nach Deutschland nicht erwirken können. Eine auskunft über die entstehung der umfänglichen minnesingerhandschriften aus liederbüchern der fahrenden sollte im leitfaden nicht mehr vermisst werden. Zu Neidhart von Reuenthal (§. 42) hat Palm, im bestreben nach vollständigkeit der litteraturangaben, noch auf dem letzten blatte des buches (s. 231) eine abhandlung nachgetragen, die er aber nicht selbst gesehen haben kann; denn die dissertation von Paetz, de vita et fide Nithardi, Halae 1865, handelt nicht von dem dichter Neidhard, sondern von dem leben und der glaubwürdigkeit des karolingischen chronisten Nithart. Zwischen dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel (§. 46) ist das noch fehlende mittelglied, der Spiegel deutscher leute, samt der zugehörigen litteraturangabe einzuschieben. Bei den volksliedern (§. 54) fehlt noch die erwähnung des so wichtigen, 1866 erschienenen dritten bandes von Uhlands schriften. Die prosa des 14. und 15. jahrhunderts (§. 60—66), namentlich die theologische, wird in einer folgenden auflage reichlicher zu bedenken und gründlicher zu bearbeiten sein. Haben diese prosaischen werke auch meistens keinen reiz mehr für uns, und sind sie für uns grösstenteils längst gänzlich verschollen, so hatten sie doch eine ungemeine verbreitung und übten eine tiefgreifende wirkung über das ganze volk hin, so dass sie der reformation mächtig vorarbeiteten. Grade sie sind besonders charakteristisch für jenen

ganzen zeitraum. Ueber die englischen comödianten würde man gern etwas bestimmteres und thatsächlicheres erfahren, als das schlechthin verdammende urteil in §. 77, zumal die meisten benutzer des leitfadens das nicht mit angeführte werk von Cohn, Shakespeare in Germany in the 16 and 17 centuries (London 1866) wol kaum dem namen, geschweige dem inhalte nach kennen werden. Der britische ursprung des volksbuches von Fortunat ist denn doch sehr zweifelhaft (vgl. Ersch und Grubers encyclopädie s. v.). Richtig wird hervorgehoben (§. 95), dass Opitz sich an holländische vorbilder angeschlossen habe; ungenau aber ist, was von den gleichzeitigen holländischen dichtern gesagt wird, und unrichtig deren vermengung mit den älteren rederijkern. Sehr fruchtbar aber würde sich erwiesen haben eine belehrung über die geschichte der poetiken von Jul. Caes. Scaliger ab, und über deren grossenteils durch Frankreich und Holland vermittelten einfluss auf die deutsche litteratur. Neben Hettner und Biedermann sollte unter den für die litteraturgeschichte des achtzehnten jahrhunderts (s. 171) angeführten werken Schlossers geschichte des achtzehnten jahrhunderts doch wahrlich nicht fehlen.

Diese ausstellungen sollen nicht den werth des Pischonschen leitfadens herabsetzen, der ja trotz alledem zu den besseren büchern seiner art gehört, noch auch sollen sie das verdienst seines letzten herausgebers schmälern; sondern grade im gegenteil haben sie den zweck, indem sie nicht nur auf die mängel des buches aufmerksam machen, sondern auch die mittel und wege zu deren beseitigung andeuten, zur vervollkomnung desselben beizutragen. Die partie der älteren litteratur, der sie vorzugsweise gelten, ist in der that die bei weitem schwächste des buches und der verbesserung am meisten bedürftig. Mit dem sechszehnten jahrhunderte wird die behandlung eine wesentlich bessere und in der litteratur des achtzehnten jahrhunderts ist sie noch befriedigender, ja theilweise recht löblich und wohl gelungen. Von der fülle dessen, was aus der litteratur der letzten jahrzehnte dargeboten wird, würde man sogar manches ohne bedauern vermissen können; und für die zwecke der schule wäre es jedenfalls kein verlust, wenn namen wie Scherenberg, Redwitz, Bogumil Goltz, Henriette Paalzow, Luise Mühlbach u. dgl. gänzlich fehlten, und statt ihrer noch einige der bedeutendsten und einflussreichsten vertreter der wissenschaft aufgenommen würden, wie z. b. Joh. Aug. Wilh. Neander. Für die zwecke der schule hat meines bedünkens schon Koberstein in seiner vorrede von 1827 die richtigen grundsätze aufgestellt, wenn er sagt, in den früheren zeiten habe er die für das bedürfnis des lehrers sorgenden anmerkungen nicht gespart, denn der lehrer bedürfe zur belebung seines vortrages eines reichen materiales um sich im einzelnen mit dem gegenstande, über den er sprechen soll, vertrant zu machen; er selber aber habe aus eigener erfahrung gelernt, wie schwer es halte, nur zur kenntnis der quellen und hilfsmittel für die ältere geschichte unserer litteratur zu gelangen; darum habe er auch, je weiter zurück in der zeit, die litteraturnachweisungen um so reichlicher gegeben, während in den neuern perioden sich jeder aus den gangbaren grösseren werken leicht selbst rath erholen könne. Ferner habe er die geschichte der deutschen litteratur jüngster zeit, ungefähr der letzten drei decennien, fast gänzlich von seinem leitfaden ausgeschlossen; da diese entwicklungsstufe noch zu sehr in die unmittelbare gegenwart herübergreife, noch zu enge mit den interessen des tages zusammenhänge, noch zu wenig zum abschlus gekommen sei, als dass es sich geziemen möchte sie in den kreis des schulunterrichtes zu ziehen, wie man ja auch die neueste politische geschichte noch ausser dem schulbereiche lasse.

Wird im Pischonschen leitfaden die darstellung der älteren litteratur dem gegenwärtigen stande der forschung entsprechend umgearbeitet, wird die auffassung vertieft und die innere entwickelung der litteratur noch mehr berücksichtigt, wird die anordnung verbessert und dabei auch schon äusserlich das bedeutendere kräftiger hervorgehoben, das unwichtigere dagegen mehr in den hintergrund gerückt, werden auch die litteraturnachweisungen zweckmässig gesichtet: dann wird der leitfaden wirklich im stande sein, seinen ausgesprochenen zweck vollständig zu erfüllen, und den ruhm eines nicht blos brauchbaren, sondern eines guten, ja eines vortrefflichen schulbuches zu verdienen. Ich zweifle nicht daran, dass mein verehrter freund Palm ihn zu dieser vollendung erheben könne, und wünsche ihm von ganzem herzen den vollgenuss an musse, gesundheit und sonstigen förderlichen vorbedingungen zur ausführung dieser allerdings weder leichten noch rasch zu bewältigenden aufgabe.

HALLE. J. ZACHER.

Einführung in die deutsche litteratur von ihren ersten anfängen bis zur gegenwart. Biographien und proben von A. Droese. Langensalza, schulbuchhandlung von F. G. L. Gressler. 1868. XII, 324 s. 8. (1 Thlr.)

Der verfasser sagt in der vorrede: „Nachstehende blätter enthalten eine kleine geschichte der deutschen litteratur von ihren ersten anfängen bis auf die gegenwart in kurzen biographien der dichter, oder, wo sich selbige nicht ermitteln lassen, des gedichtes. Es war des verfassers absicht, überall in den gegebenen proben anklänge zu schaffen an bekanntes, in den biographien die wichtigsten lebensereignisse der dichter und die durch hervorragende kritiker ausgesprochene meinung über ihre leistungen kurz anzudeuten. Mehr zu sagen wäre überflüssig."

Von der leistung des verfassers mögen einige proben zeugnis geben. Er sagt s. 4 (über den stabreim): „Stabreim heisst er, wie das wort buchstabe, daher, dass man die buchstaben anfangs nicht schrieb, sondern mit holzstäben ausdrückte, oder in holzstäbe und steine ausschnitt."

S. 18. „Das Nibelungenlied. Dieses alte deutsche heldengedicht, die deutsche Ilias genannt, führt seinen namen von den Nibelungen oder Niflungen, einem alten burgundischen mächtigen heldenstamme. Es beruht auf vielfach verschlungenen, in dem strom der zeiten zu uns herabgeschwommenen (hindurchgesickerten, wie H. Laube sagt) mären der Wilkina- und Niflungasaga."

S. 26. „Walther von der Vogelweide . . . . . nahm (1207) an dem berühmten sängerkriege in der Wartburg theil, wo er zum sieger erklärt wäre, wenn nicht der zauberer Klingsohr aus Ungerland sich für Heinrich von Ofterdingen erklärt und so die ganze sache unentschieden gemacht hätte."

S. 28. „Wolfram von Eschenbach . . . . *Reich und neu in der darstellung und ein gewandter und zierlicher Meister der Sprache und des versbaues, erhebt er sich zu einer epischen höhe*, die vor ihm nicht erreicht worden . . . . . er stammte aus einer freiherrlichen familie der Oberpfalz, *empfing zu Henneberg den ritterschlag, und brachte sein leben auf ritterzügen zu, wobei er von seinem dichtertalent und der freigebigkeit der fürsten lebte.*[1] Eine zeitlang war er bei dem landgrafen Hermann von Thüringen, bei welchem er auch als kampfrichter am wartburgskriege theilnahm . . . Die bedeutendsten seiner zahlreichen werke sind: der Parcival, der Titurel oder die pfleger des graals, der Trojanische krieg, Wilhelm von Oranse und Gottfried von Boullion" . . . . S. 29. „Das wort Graal leitet man aus dem lateinischen „sanga is regalis," königliches blut, daraus ward im romanischen Saing regal, und verstümmelt St. Greaal, Gral."

S. 38. „Reineke de Fos. Diese fein, anmuthig, tief und treffend gefasste satyre des volksbewusstseins gegen die culturexistenz, diese treffliche darstellung der verkehrtheiten der damaligen politischen und kirchlichen zustände erschien 1498 zum ersten male in Lübeck gedruckt. Es ist eigentlich eine bearbeitung des alten, aus dem 13. jahrhundert stammenden niederländischen Reinaert, glücklich mit fleisch überzogen."

Ueber Herder gibt der verfasser folgende belehrung: S. 149. „Dieser stern erster grösse am himmel deutscher litteratur ist der sohn eines armen schullehrers" . . . Es folgen nun lediglich biographische notizen, und dahinter: „Seine werke, hervorgebracht durch seine vielseitigen talente und ausserordentlichen kenntnisse, werden mit recht eingetheilt in solche, die zur schönen kunst und litteratur, die zur religion und theologie, die zur philosophie und geschichte gehören. Nennen wir einige einzeln, so finden wir . . . ." (es folgen einige vereinzelte titel, ohne weitere beigefügte bemerkung).

Aehnlich über Jean Paul, s. 224. „Dieser berühmte deutsche schriftsteller ist den 21. märz 1763 zu Wunsidel im Fichtelgebirge geboren." Es folgen weitere biographische notizen, und dahinter: „Jean Paul ist der gröste humorist Deutschlands und hat eine grosse zahl von werken humoristischen, ästhetischen, satyrischen, pädagogischen inhalts verfasst, z. b. grönländische processe, die unsichtbare loge . . . u. a. m."

Diese proben werden überreichlich genügen, um den traurigen beweis zu liefern, mit welcher stümperhaftigkeit und zugleich mit welcher unglaublichen leichtfertigkeit bücher zusammengeschmiert werden, und mit welcher stirn ein solches kritik-

1) Die cursiv gedruckten zeilen sind wörtlich entnommen aus dem Brockhausischen conversationslexicon, 10. aufl. 1852. bd. 5. s. 622.

los zusammengestoppeltes machwerk dem deutschen volke als eine „einführung in die deutsche litteratur," oder gar (nach dem wortlaute der vorrede) als „eine kleine geschichte der deutschen litteratur" dargeboten wird.

HALLE. J. ZACHER.

Ein altpreussisches Glossar.

Die von den herren dr. Rudolf Reicke, custos der königlichen bibliothek zu Königsberg und dem stadtgerichtsrathe Ernst Wichert herausgegebene altpreussische Monatsschrift — eine sehr verdienstliche zeitschrift, welche auch über deutsche sprache, litteratur und volksüberlieferung in der provinz Preussen schätzbare mitteilungen bringt, und deshalb die besondere beachtung auch der Germanisten verdient — enthielt in dem jüngst erschienenen vierten hefte ihres fünften bandes (mai — juni 1868) folgende nachricht:

„Im fünften bande der N. Pr. Prov.-Bl. s. 249 erwähnt stadtrath F. Neumann in Elbing bei gelegenheit einer abhandlung über den namen Damerau einer in seinem besitze befindlichen preussischen vocabelsammlung (XIV. jahrh.), mit dem bemerken, dass er dieselbe in verbindung mit einigen andern schriftlichen überresten aus älterer zeit in kurzem zu veröffentlichen gedenke. Obgleich er vielfach privatim und öffentlich an dieses sein versprechen erinnert worden ist, sind doch seitdem zwanzig jahre verstrichen, ohne dass die von vielen seiten mit sehnsucht erwartete veröffentlichung dieses kostbaren schatzes erfolgt wäre, und vereinzelte mitteilungen daraus, die theils Neumann selbst, theils Töppen gelegentlich in den Prov.-Blättern und in der Altpr. Monatsschrift gegeben haben, sind bisher alles, was wir von dem vocabularium kennen. Nun aber hat Neumann vor wenigen wochen sich entschlossen, das betreffende manuscript, welches ausser dem gedachten vocabularium noch einige wertvolle piecen historischen inhalts enthält, der elbinger stadtbibliotek zu schenken und so die benutzung desselben dem dafür sich interessirenden publikum zu ermöglichen. Es wird für viele leser der monatsschrift von interesse sein zu erfahren, dass das vocabularium sich bereits abschriftlich in den händen des prof. Nesselmann befindet, welcher die veröffentlichung desselben als eine wichtige, ja unschätzbare vervollständigung seiner im jahre 1845 erschienenen schrift über die sprache der alten preussen für eines der nächsten hefte der monatsschrift vorbereitet. Der uns bisher bekannt gewesene preussische vocabelschatz wird dadurch sehr beträchtlich erweitert werden, zumal das vocabularium sich in wesentlich andern begriffsregionen bewegt, als die bisherige hauptquelle für unsere preussische sprache, die übersetzung des katechismus und der kirchenagende."

Auch ich hatte während meines königsberger aufenthaltes mich widerholt vergeblich um dies damals ganz unzugängliche altpreussische glossar bemüht. Um so erfreulicher ist es, dass es nun endlich, und dass es von so kundiger hand demnächst veröffentlicht werden soll. Das glossar ist, wie ich aus einer gütigen brieflichen mittheilung des herrn professor Nesselmann entnehme, in 32 abteilungen sachlich geordnet, und befasst gegen 800 altpreussische wörter mit nebengesetzter verdeutschung. Aus den mir von herrn professor Nesselmann mitgeteilten proben ist zu ersehen, dass auch die beigefügten verdeutschungen manche schwierige und seltene ausdrücke enthalten, so dass auch sie für die Germanisten schon deshalb nicht ohne ein höheres interesse sind.

HALLE. J. ZACHER.

Einladung zur Germanistenversammlung.

Einem brieflichen ersuchen des hochgeehrten präsidiums der diesjährigen philologenversammlung nachkommend beehrt sich die redaction dieser zeitschrift, die Germanisten im namen des gedachten präsidiums zu der auf den 30. september bis 3. october d. j. nach Würzburg ausgeschriebenen philologenversammlung und den sitzungen der germanistisch-romanistischen section ergebenst einzuladen.

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.

CORPUS IURIS GERMANICI POETICUM.[1]

I. KUDRUN.[2]

König Hetel ist herscher über sieben lande:[3] Hegelingeland, Dänemark, die mark Stürmen (Stormarn), Holstein, die schleswigschen Friesen (Wasserfriesen), Nifland mit den Friesen zwischen Rhein und Weser (Waleis), endlich Ortland oder Nordland.[4] Unmittelbar seiner herschaft unterworfen ist nur das land der Hegelingen (207. 432. 523), nach der ursprünglichen textesform wol auch Ortland;[5] alle übrigen sind an die grossen des reichs, Hetels vasallen, zu lehn ausgethan. Dieselben sind von dem überarbeiter sämtlich zu verwanten des königshauses gemacht, wol dem bekannten sprachgebrauche *mâge unde man* zu liebe, der nun dahin zu verstehen ist, dass „magen“ die unmittelbaren, „mannen“ die aftervasallen des königs genannt werden. Diese magen sind Horant, Wate (515), Frute (220), Irolt und Morunc (271), in späterer zeit auch Ortwin, Hetels sohn. Sie leisten ihrem lehnsherrn zins und dienste:

1) Unter dieser überschrift gedenke ich in einer reihe zwangloser abhandlungen die schöne litteratur des mittelalters vom rechtshistorischen standpunkte aus zu bearbeiten. Plan und muster dafür ist schon früher von mir vorgelegt worden. Vgl. zeitschr. f. deutsch. alterthum 13, 139—161. Zeitschr. f. rechtsgeschichte 7, 131—143.

2) Die ursprünglichen stellen nach Müllenhoff, die übrigen nach Bartsch. Ohne im einzelnen ein urteil abgeben zu wollen, schliesse ich mich im allgemeinen an die resultate der Müllenhoffschen kritik des gedichts an. Der kürze wegen spreche ich immer nur von éinem überarbeiter, obgleich Müllenhoff deren mehrere nachgewiesen hat.

3) 550: *daz er herre wære ob siben richen landen.* Allerdings spielt der überarbeiter, vielleicht nach dem vorbilde der sieben kurfürsten, gern mit der siebenzahl. Dem könig Gere werden *siben fürsten lant* zugeschrieben (2) und Siegfried von Mohrenland *was ein künic gewaldic siben künige hêre* (580). Auch der nah verwante Biterolf kennt diese redensart (vgl. Müllenhoff 7). Bei Hetel aber ist sie wörtlich zu nehmen.

4) Das nähere ergibt sich aus den unten folgenden erörterungen. Im allgemeinen sind folgende stellen hervorzuheben: *ime diende ouch Ortlant* (204) und: *er was ze Friesen herre, wazzer unde lant; Dietmers unde Wâleis was in siner hant* (208). Vgl. 884. 938 f. 469 in verbindung mit 465. Der überarbeiter hat die andeutungen, die er vorfand, trotz einzelner verwechselungen mit consequenz und nicht ohne geschick im einzelnen weiter ausgeführt.

5) Siehe anm. 26.

563, 2. *daz Hetelen künne daz in dem lande saz,*
wie sie im muosten zinsen die bürge zuo dem lande.
ze hove kômens alle, als Hetele und frou Hilde nâch in sanden.

572. *der gemeiner dienest den des küniges man*
dem künic Hetelen tâten, dâ von er gewan
vor anderen degenen alsô michel êre.

Dem scheint allerdings Wate zu widersprechen, indem er zu der königin von Irland sagt:

350. *jâ hête ich selbe lant.*
dô gab ich swem ich wolde ros und gewant.
solt ich nu lêhen dienen, müelichen ich daz tæte.
von den mînen erben belîbe ich nimmer jâres frist stæte."

Allein diese äusserung gehört in das von Wate und seinen genossen an Hagens hofe beobachtete system der verstellung (vgl. 311 f.), denn gerade bei Wate tritt das vasallenverhältnis deutlich hervor. So können auch die worte, welche Wate bei der fahrt nach Irland[6] an Hetel richtet: „*hüetet uns der erbe*" (279) nur auf die erblichkeit der lehen, nicht auf ein landrechtliches erbe bezogen werden.

Horant ist der vornehmste unter Hetels vasallen und der einzige der schon nach dem ursprünglichen gedicht zu seinen verwanten gezählt wird (216. 1084. 1181. vgl. 1112). Er ist herr von Dänemark (814) und nennt Hetel *mînen herren* (396. 400 — 402). Bei dem Normannenzuge wird er von Hilde ausersehen das reichsbanner zu tragen: „*er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen handen* (1181. vgl. 1111 f.). Diese bevorzugung Horants, nach dem deutschen staatsrecht ein vorrecht der fürsten,[7] verbunden mit der bedeutung seines lehns und der hervorragenden rolle die er bei der entführung Hildes spielt, war für den überarbeiter veranlassung die rechtliche stellung Horants sorgfältiger auszuführen. Seine Dänen nennen ihn *herre*, und weit berühmt ist *ir vogetes name* (564), denn er gebietet über eine stattliche macht[8] und führt selbst gegen fremde fürsten auf eigene hand kriege (221 f.). Nach besiegung der Normannen bleibt er mit Morunc als statthalter des eroberten landes zurück (1552. 1556). Er hat eigenes landesherrliches geleit,[9] und

6) Die kosten dieser fahrt trägt der könig (262. 273).

7) Vgl. Walter, deutsche rechtsgeschichte § 276.

8) An den hof entboten erscheint er mit einem gefolge von sechzig seiner mannen (216. 218), nach Irland folgen ihm 1000, zum Mohrenkriege 4000 mann (272. 689. 696)

9) Die Normannenboten auf der fahrt zu Hetel kommen zuerst zu Horant: *dô gerten sie geleites* (600, 4). Ihre bitte wird ihnen gewährt: *sîn geleite wîsen hiez*

am hofe des königs, den er häufig besucht (571), versieht er das amt des schenken, das zu seinem lehn gehört; denn als Hilde bei seiner abwesenheit den Frute auffordert schenkendienste zu thun, antwortet dieser scherzweise:

1612, 2. *„ich leiste ez gerne, frouwe. welt ir daz ich'z tuo,*
diu lêhen sult ir lîhen mit zwelf vanen rîchen,
sô wirde ich herre in Tenelant." des lachte dô frou Hilde minneclîchen.

1613. *Dô sprach diu küniginne: „des mac niht gesîn.*
in Tenelande ist herre Hôrant der neve dîn.
du solt in friundes mâze an sîner stat schenken.
swie er sî z'Ormanîe, sô solt du doch hie heime in bedenken."

Die würde des schenken wird hier offenbar als untrennbar mit dem lehn verbunden gedacht, und zwar mit einem fahnlehn, denn als solches wird Dänemark hier bezeichnet. Horant ist also inhaber eines fahnlehns, d. h. reichsfürst. Ob wir auch die übrigen mannen Hetels so aufzufassen haben, steht dahin, ist aber wahrscheinlich; gleich Horant führen sie im kriege eigene fahnen, während das ganze heer dem reichsbanner der Hegelingen folgt (887. 1367 ff.), allein die bezeichnung „fürst" begegnet nur bei Ortwin (1705), der als zukünftiger thronfolger auch den königstitel führt.[10] Durch die königswürde zeichnet sich aber auch Horant vor seinen genossen aus, er hat sie von Hetel um seiner verdienste willen erhalten:

206, 2. *der verdiende sint*
an Hetelen dem künige, daz er im der krône
wol ze tragene gunde; er gap sie dem helde ze lône.[11]

Die stellung Horants ist in mehrfacher beziehung auch von allgemeinem interesse. Zunächst ist der gekrönte reichsfürst eine ungewöhnliche erscheinung. So lange die heerschildsordnung in geltung war, — und wir werden unten sehen, dass sie zur zeit der abfassung der Kudrun noch in vollster blüte stand, — durfte der deutsche kaiser keines laien

dô Hôrant die ellenden geste dâ her von Tenelant, unze daz sie bræhten die Hartmuotes mâge dâ sie ze hove kæmen (602). Hetel, über ihre botschaft erzürnt, darf ihnen doch nichts anthun, er muss Horants geleite achten: *der künic in übele gunde, daz ir geleite was Hôrant der biderbe, ein sneller degen riche. Sie müesten anders widere scheiden von dem künige schedeliche* (607).

10) Unter Kudruns frauen befindet sich eine herzogin (1005. 1093. 1526). König Hagen bietet den angeblich von Hetel aus ihren landen vertriebenen helden an sie zu fürsten zu machen (316. 322). Unter den mannen des königs von Irland wie des von Mohrenland werden könige und fürsten erwähnt (186. 611. 702. vgl. anm. 3). Selbst der Normannenkönig Ludwig hat grafen und fürsten unter sich (605. 761. 977).

11) Vgl. 415: *Swie er niht krône trüege, er dienet' im die krône.*

mann sein, auch der römische könig war seinem zum kaiser gekrönten vater nicht durch mannschaft verpflichtet.[12] Ausländische könige galten zwar der theorie nach als untertanen des reichs, in wirklichkeit finden wir aber nur einzelne von ihnen und nur vorübergehend der lehnsherrlichkeit des kaisers unterworfen,[13] deutscher reichsfürst ist niemals einer von ihnen gewesen; dasselbe gilt von den königen von Arelat.[14] Das einzige vorbild für den könig Horant konnte einem deutschen und zumal einem österreichischen dichter der könig von Böhmen sein. Die uns vorliegende gestalt der Kudrun ist daher nach 1198 entstanden, denn erst in diesem jahre erlangten die herzöge von Böhmen dauernd das recht auf den königstitel.[15] — Dazu stimmt nun auffallend, dass unter Hetels vasallen gerade der mit der königswürde bekleidete Horant das schenkenamt innehat, das in Deutschland bekanntlich mit der krone Böhmen verbunden war.[16] Schon aus dem jahre 1114 wird berichtet: *dux Boemiae summus pincerna fuit.* Von da an finden wir bei diesem wie bei den übrigen erzämtern eine allgemeine verschiebung, die festen verhältnisse aus der zeit der sächsischen kaiser sind in ein vollkommenes schwanken geraten, und dass sie sich noch 1198 nicht wider gefestigt hatten, beweist der umstand, dass in diesem jahre der könig von Böhmen das marschallamt versah. Erst der Sachsenspiegel zeigt wider geordnete zustände: *In des keiseres kore sal die erste sin die bischop von Megenze; die andere die von Trere; die dridde die von Kolne. under den leien is die erste an' me kore die palenzgreve von' me Rine, des rikes druzte; die andere die hertoge van Sassen, die marschalk; die dridde die marcgreve von Brandeburch, die kemerere. die schenke des rikes, die koning von Behemen, die ne hevet nenen kore, umme dat he nicht düdesch n' is.*[17] Innerhalb der jahre 1198 und 1232 muss also die regel, dass die einzelnen reichsämter mit bestimmten fürstentümern verbunden seien, wider die allgemeine anerkennung erlangt haben, und in eine frühere zeit kann demnach auch die überarbeitung der Kudrun, die eben jene regel anerkennt, nicht gesetzt werden. — Aber nicht blos als gekrönter reichsfürst und inhaber eines erzamtes, sondern auch als landesherr hat Horant für die zeitbestimmung des gedichts ein erhöhtes interesse. Wir sahen oben, dass er das geleitsrecht besitzt, und zwar

12) Vgl. Ficker, heerschild 32. 50.

13) Vgl. ebd. 80.

14) Vgl. Ficker, reichsfürstenstand 1, 224 f.

15) Vgl. Ficker, entstehungszeit des Sachsenspiegels s. 85. Von dem blos persönlich berechtigten Wladislaw II. (1158—73) kann füglich abgesehen werden.

16) Ueber das folgende vgl. ebd. 121—130.

17) Ssp. III. 57 § 2. Vgl. unten s. 274.

wird dies als etwas sich von selbst verstehendes behandelt. Noch im 13. jahrhundert wurde das geleitsrecht als entschiedenes königliches regal angesehen, das von andern als dem reichsoberhaupt nur auf grund besonderer königlicher verleihung ausgeübt werden durfte. So bestimmte der Mainzer landfrieden v. 1235 § 8: *Firmiter inhibemus, ne quis conductum alicui precio prebeat, nisi ius conducendi teneat ab imperio iure feodali.* Vgl. Walter, deutsche rechtsgeschichte §. 310 anm. 4. Einzelne verleihungen des regals mögen schon in älterer zeit erfolgt sein, aber weder Friedrichs II. confoederatio cum principibus ecclesiasticis v. 1220, noch das dem schluss desselben jahres angehörende privileg für den patriarchen von Aquileja wissen etwas davon, obgleich in beiden sorgfältig alle den geistlichen fürsten eingeräumten rechte aufgezählt werden. Vgl. Berchtold, entwickelung der landeshoheit 1, 126—156. Erst Heinrichs VII. statutum in favorem principum v. 1231 und die dasselbe bestätigende curia Sibidati Friedrichs II. v. 1232 verordnete im §. 14: *Item conductum principum per terram eorum, quam de manu nostra tenent in feodo, vel per nos vel per nostros non impediemus vel infringi patiemur.* Diesen rechtszustand kennt unser überarbeiter, ja er ist für ihn gar kein neuer mehr. Hiernach ist die vorliegende gestalt unsers gedichts bereits einige zeit nach 1231 entstanden.[18]

Wate ist schon in dem echten theile der Kudrun eine hauptperson, nicht sowol wegen seiner verwantschaft mit dem königshause, als vielmehr wegen seiner hervorragenden kriegsleistungen. Er ist *des künic Hetelen man* (518) und hat von ihm die mark Stürmen oder Sturmland, die heimat der „Stürmere" des Ssp. III, 64 §. 3, zu lehn empfangen (231. vgl. 223. 263). Hier, wol unter Wates obhut, ist Hetel aufgewachsen;[19] er bauet auf die treue seines mannes: *„ân angest ich des bin, Wate rîte gerne swar ich im gebiute"* (231) und bietet ihn wo es not thut zur hoffahrt wie zur heerfahrt auf (232. 687). Auch Wates stellung ist von dem überarbeiter eingehender behandelt worden. Er ist Horants oheim (206. 254), hat von Hetel land und burgen zu lehn

18) Müllenhoff (S. 94 u. 124) setzt den ersten überarbeiter um 1230, die beiden andern um die mitte des 13. jahrhunderts, die abfassung der echten theile aber in die blütezeit der Babenberger, etwa um 1212. Bartsch (s. XVIII) vermutet abfassung des gedichts zwischen 1190 und 1200 und überarbeitung im anfange des 13. jahrhunderts, gibt aber nicht an worin diese überarbeitung, abgesehen von äusserlichkeiten, bestanden habe. Ueber die mitte des 13. jahrhunderts als spätesten termin hinauszugehen empfiehlt sich nicht, da seit jener zeit die in der Kudrun ganz unberührt gelassenen dienstmannenverhältnisse in den vordergrund des politischen lebens treten. Vgl. zeitschr. f. rechtsgeschichte 7, 139.

19) 204 f. Der überarbeiter lässt dem Wate auch Ortwins erziehung anvertrauen (574).

empfangen (205) und nennt ihn *mînen herren* (533). Zur hoffahrt begnügt er sich mit geringem gefolge, die meisten seiner mannen zum schutze seines landes daheim lassend (233 f.), aber zur heerfahrt entboten führt er seinem herrn ein stattliches *ingesinde* zu, 400 mann zur fahrt nach Irland (270. 331), 1000 gegen die Mohren wie gegen die Normannen (696. 1091 f.). Fleissig besucht er den hof seines königs:

570, 2. *Wate der vil wîse, selden liez er daz,*
drî stunt in dem jâre, ern sæhe sînen herren.[20]

Am hofe bekleidet er das amt des truchsessen (1611), steht also in dieser beziehung Horant gleich, und es fehlt selbst nicht viel, dass er auch gleich ihm den königstitel führte, denn bei der siegreichen rückkehr vom Normannenzuge empfängt Hilde ihn mit den worten:

1577, 3. *„willekomen, helt von Stürmen! du hâst gedienet schône.*
wer möhte dich versolden, man engebe dir lant und eine krône?“

Frute erscheint in der ursprünglichen Kudrun, wenn wir von seiner weisheit im rat absehen, in einem etwas nebelhaften lichte. Er heisst stets *Fruote von Tenemarke* (219. 242), ist also genosse von Horant, ohne dass ihr verhältnis zu einander sich irgend erkennen liesse. Auch der überarbeiter[21] behält die vorgefundene benennung bei (292), lässt Horant und Frute gemeinsam den zug nach Portugal unternehmen und dem könige darüber berichten (221 f.), beiden auch wol gemeinschaftlich die erziehung Kudruns übertragen (575); endlich nennt er sie beide herren von Dänemark:

263, 2. *Hôrant unde Fruote die kêrten sâ zehant*
hin ze Tenemarke dâ sie hiezen herren.
si gedâhten sich mit dienste dem künic Hetelen nimmer geverren.

Im einzelnen ist das verhältnis beider aber verständig und consequent ausgeführt. Die enge verbindung beider helden tritt mehrfach darin herwor, dass Horant von Frute vertreten wird. So sieht sich Horant im kampfe gegen die Normannen genötigt, das reichsbanner aus der hand zu geben (1421), statt bei ihm finden wir es nun bei Frute (1467). Horant bleibt als statthalter in der Normandie zurück, an Hildens hofe übernimmt statt seiner Frute das schenkenamt. Wir haben oben den scherz kennen gelernt den Frute hieran knüpft und aus dem hervorgeht, dass allein Horant ein anrecht auf Dänemark wie auf das

20) Damit steht freilich str. 236 im widerspruch.

21) Auch hier wird eine verwantschaft mit Horant und Wate hergestellt (382. 1467).

schenkenamt besitzt. Allein der überarbeiter, dessen juristische ausführungen durchaus nicht den tadel verdienen den man mit recht seinem künstlerischen geschmacke macht, hat dafür gesorgt, dass auch Frute einen bestimmten rechtlichen platz behauptet. Ihm steht sonst das kämmereramt zu (1686),[22] in welchem er nur für das eine mal durch Irolt vertreten wird (1611); das lehn Frutes aber ist Holstein, denn in der Normannenschlacht führt er die *Holzsæzen* (1415) und auch das aufgebot zur heerfahrt wird ihm, wie es scheint, durch Moruncs vermittelung *in Holzâne lant* zugestellt (1089). Damit ist nun auch der grund für Frutes bezeichnung als Dänen gegeben, denn Holstein wird gleich Stormarn (204. vgl. 456) zu Dänemark gerechnet, was nach Müllenhoff (38 anm. 1. 93) auf die zeit Waldemars des siegers, dem Friedrich II. alles land nördlich der Elbe einräumte, zu beziehen ist.

Irolts stellung ist fast ganz ein werk des überarbeiters.[23] Der dichter der Kudrun kannte ihn als herrn der Friesen und als vasallen Hetels,[24] der ihn zur fahrt nach Irland aufbietet: „*heizet mir von Friesen komen Irolden und sîne liute*“ (231). Der überarbeiter weist ihm neben den Friesen auch einen theil von Holstein zu: *er bringet vil der Friesen . . . und ouch der Holzsæzen* (1374). Wol wegen dieser beziehungen zu Holstein muss er Frute einmal im kämmereramte vertreten (1611), während wir ihn bei einer andern gelegenheit als marschall kennen lernen: *Irolt der degen der sol daz gesinde nâch dem vanen wîsen* (689). Vielleicht haben wir uns unter Irolts Holstein nur einen theil desselben, etwa Ditmarschen (Dietmers) zu denken, was zugleich dahin führen würde unter seinen Friesen im gegensatze zu denen Moruncs die bewohner der schleswigschen westküste und der Nordseeinseln (die Wasserfriesen der str. 208) zu verstehen. Ganz unverständig ist es vom überarbeiter, auch Ortland als Irolts lehn hinzustellen (565. vgl. 273. 480. 520. 634); wir werden unten sehen was ihn dazu bewogen haben kann.

Morunc ist nach den echten theilen des gedichts herr von Nifland (211. vgl. 564). Dem entspricht es, wenn der überarbeiter ihn auch als herrn von Friesland bezeichnet (480) und ihm zur fahrt nach Irland ein gefolge von 200 Friesen zuschreibt (271). Hier haben wir es mit den Friesen zwischen Rhein und Weser zu thun, so dass eine

22) 280. 549. Veranlassung dazu hat wol die sprichwörtliche „milde“ des Dänenkönigs Frodi gegeben.

23) Derselbe macht ihn zu einem neffen Wates (492. 1416).

24) Der überarbeiter lässt ihn von Hegelingeland als „*mînes herren lande*“ sprechen (351. 369).

collision Moruncs mit Irolt vermieden wird.[25] Auf dieselben geographischen verhältnisse weist auch die dem überarbeiter angehörige bezeichnung Moruncs als markgrafen von Waleis hin (1087. 641. 1102. 1370) von wo er seinem lehnsherrn zum Mohrenkriege 2000 mann zuführt (688. 697). Wol mit recht hat man den namen Waleis auf die Rheinmündung Waal (wie Brunhilds Isenland auf die Yssel) gedeutet; auch der umstand spricht dafür, dass der überarbeiter Herwig als einen nachbar von Waleis erscheinen lässt (641), weil er bei Seeland an das niederländische Seeland denkt, obwol überwiegende gründe für das dänische zu sprechen scheinen.

Ortwin, Hetels sohn, ist nach dem Tode seines vaters könig von Ortland und von hier aus wird er zur heerfahrt gegen die Normannen aufgeboten (1096. 1099 f.). Der dichter der Kudrun nahm eine unmittelbare herschaft Hetels über Hegelingeland und Ortland an und liess mit seinem tode ersteres nebst der oberherschaft über die übrigen länder auf Hilde, letzteres auf Ortwin übergehen. Der überarbeiter dagegen betrachtete nur Hegelingeland als reichsunmittelbares territorium, Ortland, mit dem er nicht zu bleiben wusste, verlieh er einstweilen an Irolt und liess später Ortwin, sobald er ihn in die handlung einführte und noch vor dem tode des königs im besitze des landes erscheinen,[26] ohne den übergang aus der einen hand in die andere im geringsten zu begründen. Weiter hält er dann aber an der schon von dem dichter vertretenen auffassung fest, dass nach Hetels tode die reichsregierung von Hilde fortgeführt wird,[27] und wenn Horant den jungen Ortwin *sînen lieben herren* nennt (1420), so kann das nur auf ihre zukünftige stellung zu einander bezogen werden, im augenblick sind sie gleichstehende genossen, vasallen der königin und beide mit dem königstitel ausgestattet. In diesem verhältnis wird auch durch Ortwins vermählung nichts geändert, Hilde bleibt königin der Hegelingen so lange sie lebt und Ortwin geht mit seiner jungen gemahlin auf sein lehn:

1704, 2. *daz siu ze Nortlande krône solde tragen*
bî Ortwîn dem künige, daz siu dâ frouwe hieze.

Wesentlich anders wird das thronfolgeverhältnis am irischen königshofe geschildert. Geres witwe führt nicht die regierung kraft eignen

25) Müllenhoff 80 findet str. 1089 eine herschaft Moruncs über Holstein angedeutet, die stelle lässt aber auch die von uns bei der besprechung Frutes gemachte auslegung zu.

26) 689. 698. 716. Siehe anm. 5.

27) 921. 1075. 1083. Vgl. 1097. 1599. 1667. Im Normannenkriege wird das reichsbanner, dem alle folgen, *daz Hilden zeichen* genannt (1181. 1372. Vgl. 1353. 1548).

rechts, sondern nur als vormundschaftliche regentin für ihren unmündigen sohn Sigebant:

6. *Diu Sigebandes muoter* — *den witewen stuol besaz.*
der mære helt guoter, — *dar umbe liez er daz,*
daz er niht wolde minnen — *ze rehter sîner ê.*
der edelen küniginne — *was nâch Sigebande wê.*
7. *Sîn muoter riet dem rîchen,* — *daz er im næme ein wîp*
dâ von getiwert würde — *sîn lant und ouch sîn lîp.*

Nachdem Sigebant sich mit einer norwegischen königstochter vermählt und um ihr ebenbürtig zu sein das schwert genommen hat, wird ihm unter mitwirkung der mannen (magen) die herschaft übergeben:

18. *Daz er sie solde minnen,* — *daz dûhte niemen reht:*
siu was ein küniginne, — *dô was er dannoch kneht.*
dô muost er tragen krône — *ob edelen fürsten rîche.*
des hulfen im sîn mâge.

Ritterschlag (als zeichen der mündigkeit) und vermählung werden auch bei Sigebants sohne Hagen abgewartet, bevor er der krone würdig erscheint (171. 176—179). Dann aber verzichtet der könig vor seinen mannen zu gunsten seines sohns und weist sie an den neuen herrn dem sie sofort behufs der lehnserneuerung die mannschaft leisten:

188. *Vor den sînen gnôzen* — *sprach her Sigebant:*
„mînem sune Hagenen — *gibe ich mîniu lant,*
die liute mit den bürgen, — *nâhen unde verren.*
alle mîne recken — *sulen in in haben zeinem herren.“*
189. *Dô sich verzigen hête* — *der fürste Sigebant,*
dô begunde Hagene lîhen — *bürge unde lant*
mit vil guotem willen. — *die ez nemen solden,*
er dûhte sie sô biderbe, — *daz siz von im gerne nemen wolden.*[28]
190. *Nâch lêhenlîchem rehte* — *gestraht ir maniges hant*[29]
wart dem jungen künige. — *schaz und ouch gewant*
gab er sînen gesten, — *nâhen unde verren.*
sô mildes fürsten hôchzît — *möhte noch den armen niht gewerren.*

Also lehnserneuerung und „milde“ gegen die gäste sind die ersten regierungsakte des thronfolgers, jene weil er lehnsherr, diese weil er

28) Vielleicht darauf zu beziehen, dass die mannen beim herrenwechsel einen geringeren als den bisherigen herrn nicht anzunehmen brauchten. Homeyer, system des lehnrechts 444.

29) Vgl. 833, 4.

wirt geworden ist.[30] Hierauf beginnt seine Hauptthätigkeit, die sorge für recht und gericht:[31]

194. *Dô begunde rihten* — *her Hagene in Irlant.*
swaz er unbilliches — *an den liuten vant*
des muosten sie engelden — *von im harte sêre.*
inner einem jâre — *enthoubet er ir ahzic oder mêre.*

Der ganze passus scheint eine unmittelbare benutzung der bekannten Nibelungenstelle zu enthalten, in welcher die übergabe der krone an den mit seiner jungen gemahlin heimkehrenden Siegfried geschildert wird:

657. *Dô sprach vor sînen friunden* — *der hêrre Sigmunt:*
„den Sifrides mâgen — *tuon ich allen kunt,*
er sol vor disen recken — *mîne krône tragen.“*
diu mære hôrten gerne — *die von Niderlanden sagen.*

658. *Er bevalch im sîne krône,* — *gerihte. unde lant.*
sît was er ir hêrre. — *die er ze rehte vant*
und dar er rihten solde, — *daz wart alsô getân,*
daz man sêre vorhte — *der schœnen Kriemhilde man.*

Nicht ganz deutlich ist das verhältnis Hartmuts zu seinem vater. Als könig der Normandie wird, so lange Ludwig lebt, nur dieser bezeichnet (786. 819. 848), Hartmut erst nach dem tode seines vaters (1630), da er nach der aussöhnung mit seinen siegreichen feinden als alleinherscher in sein land zurückkehrt; bei lebzeiten seines vaters führt er nur im allgemeinen,[32] ohne beziehung auf ein bestimmtes land, den titel könig, fürst, vogt (587 f. 608), einmal heisst er auch *der junge*

30) Vgl. lex salica 46: *et hospites tres suscipere debet.*

31) Vgl. 20: *er rihte swem er solde und rach der armen anden.* Vgl. Franklin, reichshofgericht 1, 1 ff. Der könig sorgt für den frieden; wer den von ihm gebotenen frieden bricht wird geächtet (vgl. 259. 313. 416) und büsst, wenn man seiner habhaft wird, mit dem tode:

296. *Er sprach: „mîn geleite* — *unde mînen fride*
den wil ich in enbieten. — *er büezet mit der wide*
der an iht beswæret — *die unkunden herren.*
des sîn âne sorge, — *in sol in mînem lande niht gewerren.“*

um den frieden nach innen und aussen aufrecht erhalten zu können legt der könig wol feste plätze an: *sîne bürge er stifte und fridete sîn lant wol nâch küniges rehte* (569). Ueber krieg und frieden gebietet er allein und auf seinen befehl wird der kampf eingestellt (526).

32) Wie ja auch königstöchter häufig den titel „königin“ führen. Vgl. 225. 427. 971.

wirt des landes (992). Wirklicher (gekrönter) könig ist er noch nicht, weil seine eltern noch leben und er noch unvermählt ist:

1022, 2. *der helt sich versan,*
deiz im und sînen friunden wære gar ein schande,
daz er niht krône trüege und doch herre hieze ob küneges lande.

Diese worte deuten an, dass ihm zur vollen herschaft nur noch die formelle anerkennung durch die krönung fehle (vgl. 1031, 3), und in der that tritt Hartmut mehrfach neben seinem vater als selbständiger herscher auf. Er lebt nicht am hofe seines vaters (588 f.), wir finden ihn häufig im kriege beschäftigt (vgl. 1011. 1023) und es scheint als wären ihm (wenigstens nach ansicht des überarbeiters) die marken des landes anvertraut:

1050. *Von dannen gie dô Hartmuot da er die sînen man*
vlêgte, daz sie solden des landes huote hân
und ander sîner êren.

Er hat seine eigenen mannen, die neben denen seines vaters genannt werden (596. 766. 768. 1036. 1288. 1344), auch wird von einem *Hartmuotes zeichen* gesprochen (859). In den zusatzstrophen wird ihm bald ein eigener haushalt zugeschrieben,[33] bald verspricht er seinen helden: *„ich gibe iu dâ heime mînes vater guot“* (800). Land und burgen werden bald als Ludwigs, bald als Hartmuts eigentum bezeichnet (954. 956. 1110). Hartmut selbst sagt von sich aus: *„ir wizzet daz wol, Kûdrûn, daz mîn eigen sint diu lant und die bürge unde ouch die liute“* (1029), und dem entsprechend gibt Kudrun auf die frage: *„wes sint disiu erbe und diz rîche lant und ouch die guoten bürge?“* die auskunft:

1227. *„der fürsten einer heizet Hartmuot:*
dem dienent lant diu wîten und veste bürge guot;
der ander heizet Ludewic von Ormanîe rîche:
im dienent vil der helde, die sitzent in ir lande lobelîche.“

Das ganze verhältnis zeigt mehr einen thatsächlichen, als einen rechtlichen charakter. Rechtlich hat Hartmut noch keinen anspruch auf die herschaft, thatsächlich lässt das vertrauen seines vaters ihn vielfach an derselben theilnehmen.

Wir haben gesehen, wie wichtig für den thronfolger die vermählung ist;[34] denn treu zur seite steht dem könige die gemahlin, sie wirkt

33) Bei ausrüstung der heerfahrt zu den Hegelingen sagt Ludwig zu Hartmut: *„sun, gib et du den gesten, sô gib ich hie heime mînen helden“* (743).

34) Vgl. 7. 176. 1022. So lange die eltern leben hat nur der vermählte thronfolger königsrechte. Anders natürlich wenn sie gestorben sind (vgl. 209).

mit beim geben wie beim leihen (1642). Ihre krone vererbt sie auf tochter oder schwiegertochter.[35] Um so grösseres gewicht wird darauf gelegt, dass der könig nur eine seiner würdige gemahlin nehme. Seine wahl fällt regelmässig auf eine königstochter, und nicht selten geht dem entscheidenden schritt eine beratung mit den grossen des reichs voran (8. 169. 176 f. 210. 241). Selbst der besiegte und gefangene Hartmut weist mit entschiedenheit jeden gedanken an eine gemahlin, die seiner magen (d. i. mannen) misbilligung finden könnte, zurück:

1638, 2. *ê daz ich alsô minnet, ê lieze ich mîn leben,*
daz ez mîne mâge dâ heime diuhte smæhe:
sô wolde ich wærliche, daz man mich ê veigen gesæhe.

Besonders eifrig ist die sorge königlicher eltern um die standesmässige verheiratung ihrer töchter. Die ganze erste hälfte der Kudrun dreht sich ja um die weigerung zweier könige ihre töchter[36] andern als ihnen an macht und ansehen gleichen fürsten zur ehe zu geben (201. 585. 593). Hetels macht wird schliesslich von Hagen als ebenbürtig anerkannt und darum findet die aussöhnung beider statt (560); Herwig wird wegen seiner persönlichen tüchtigkeit angenommen, obgleich er keinem sehr mächtigen und angesehenen geschlechte angehört (651 f. 656). Aber er ist doch ein selbständiger könig, sein Sewen oder Seeland keinem höhern herrn unterworfen; und wenn sich Hartmut ihm auch an macht gleichstellen kann:

1048, 2. *er sprach: „frou Kûdrûn, ich wære wol genôz*
des fürsten Herwîges, den ir für michel êre
nemet iu ze friunde,“

so klebt diesem und seinem geschlechte doch ein makel an, der jeden gedanken an einen ausgleich, wie er Herwig gegenüber zu stande kommt, von vornherein als unmöglich erscheinen lässt:

610. *Dô sprach frou Hilde: „wie læge si ime bî?*
ez lêch mîn vater Hagene hundert unde drî
sînem vater bürge dâ ze Karadîne.
diu lêhen næmen übele von Ludewîges hant die mâge mîne.“

35) Vgl. 990. 1310. 1606. Nib. 661: *In den selben ziten starp vrou Siglint. dô nam den gwalt mit alle der edelen Uoten kint, der sô richen vrouwen ob landen wol gezam.*

36) Hilde selbst stellt nur die allgemeine bedingung: *„kome er mir ze mâze, ich wolde im ligen bi“* (405). Deutlicher ist ihre frage: *„wer ist din herre od wie ist er genant? mag er haben krône od hât er eigen lant?“* (401).

Während diese strophe allgemein als ein theil des alten gedichts anerkannt ist, wird in der folgenden, die den überarbeitern zugeschrieben wird, weiter ausgeführt, dass Ludwig durch feindschaft eines mitvasallen sein lehn verloren habe. Denselben vorwurf der unebenbürtigkeit erhebt Hetel gegen Hartmut (819), auch Kudrun scheint darauf anzuspielen und Ludwig selbst hat eine ahnung, dass es so kommen werde (593).

Ludwig ist nicht königsgenoss, weil er mann eines andern königs geworden ist. Diese heerschildserniedrigung dauert fort, obgleich ihre veranlassung, das mannenverhältnis zu Hagen, längst aufgehört hat, und sie wirkt noch für zwei geschlechtsfolgen nach, kind und kindeskind werden von ihr betroffen.[37] Gerade dies ist es aber, woran Hilde anstoss nimmt, die persönliche erniedrigung Ludwigs und selbst Hartmuts würde sie sich vielleicht eher gefallen lassen.

Diese übertragung lehnrechtlicher anschauungen auf das rein landrechtliche gebiet der ehe haben wir schon früher (zeitschr. f. deutsch. alterth. 13, 151) kennen gelernt. An sich hatte die heerschildsordnung mit dem recht der eheschliessung nichts zu schaffen. Im landrecht galt noch in der ersten hälfte des 13. jahrhunderts der grundsatz, dass bei ehen freier personen, wenn auch verschiedenen standes, das kind regelmässig den stand des vaters erhielt, gleichviel ob die mutter einem höheren oder geringeren stande angehörte. Ebenso war für den lehnrechtlichen stand (d. h. den heerschild) des kindes allein der heerschild des vaters massgebend, wenn nur beide eltern ritterlicher herkunft waren; der höhere oder geringere heerschild der mütterlichen familie kam gar nicht in betracht. Während also nach landrecht nur zwischen freien und unfreien, nicht aber zwischen den verschiedenen klassen der freien eine misheirat möglich war,[38] konnte nach lehnrecht nur zwischen ritterbürtigen und nichtritterbürtigen, nicht aber zwischen ritterbürtigen personen verschiedenen heerschilds eine unebenbürtige ehe eintreten. Allein die häufige anwendung des motivs der unebenbürtigkeit zur ehe bei den dichtern nötigt zu der annahme, dass der eigentlichen rechtsentwickelung (d. h. der abschliessung des hohen adels) schon ende des 12. jahrhunderts die entwickelung im leben vorausgegangen war und dass damals eine königstochter anstoss nahm sich einem fürstensohne, eine fürstentochter sich einem freien herrn, eine freiin sich einem schöffen-

37) Vgl. Homeyer, system des lehnrechts 302 f.

38) Vgl. s. Margareten marter 144 ff.: *er swuor bi sinem libe, er wolte sî ze wibe: sî wære eigen oder fri, sî muoste ime wesen bi* (zeitschr. f. dtsch. alt. 1, 160) und in dem von Bartsch veröffentlichten texte v. 108 ff: *ob sie von edeln frowen wære, ob si im mohte gezemen, er wolte sî ze chonen nemen. ob aver sî wære eigen, er wolt ir vil guotes erzeigen* (Germania 4, 443).

barfreien oder einem ritterlichen dienstmanne zu vermählen, obgleich in allen diesen wie in den umgekehrten fällen ein rechtliches bedenken nicht obwalten konnte.[39]

Für die geschichte der eheschliessung enthält der ursprüngliche theil der Kudrun einige beachtenswerte bemerkungen bezüglich der verlobung Herwigs mit Kudrun:

664. *Frâgen sîne tohter* *nâch râte sîner man*
Hetele dô begunde, *obe si zeinem man*
wolde Herwîgen, *den edelen ritter guoten?*
dô sprach die maget schœne: *„ich wil mir niht bezzers friundes muoten.“*

665. *Dô vestente man die frouwen* *dem recken an der stunt,*
der si dâ krœnen solde.

Damit ist die vermählung vollzogen, es fehlt nur noch beilager und heimführung; beides unterbleibt, nach dem echten gedicht weil Herwig durch den einfall des Mohrenkönigs plötzlich abgerufen wird, nach den zusätzen des überarbeiters weil Hilde ihre tochter noch ein jahr lang bei sich behalten will. Es fragt sich nun, ob dieser aufschub eine rechtliche wirkung auf das verhältnis Herwigs zu Kudrun ausübt, ob wir also verlöbnis und eheschliessung als zwei getrennte akte zu unterscheiden haben, oder ob mit der verlobung schon allen anforderungen der eheschliessung genügt ist.[40] Zunächst auf die letztere alternative könnten die worte, mit denen Kudrun wie Herwig ihr verhältnis bezeichnen, gedeutet werden. Kudrun sagt zu Hartmut:

1043. *„Ir wizzet wol, her Hartmuot,* *swie iwer wille stât,*
daz man mich bevestent *einem künege hât*
mit vil stæten eiden *zeime êlichen wîbe:*
ez ensî daz er sterbe, *ich gelige nimmer bî eines recken lîbe.“*

Aehnlich sprechen sie und Herwig sich in zwei zusatzstrophen aus (770. 1245). Sie hat mit Herwig ringe gewechselt, und durch seinen ring gibt Herwig sich ihr wider zu erkennen: *„dâ mite ich wart gemahelet Kûdrûn ze minnen“* (1247—1249). Alles das sind ausdrücke, die nach unserer heutigen sprechweise auf eine wirkliche ehe bezogen werden müssten; allein der sprachgebrauch des mittelalters war eben ein anderer (vgl. 964) und das widerholte andringen des ritterlichen Hartmut dessen ganzer charakter dem ansinnen eines ehebruchs entschieden

39) Vgl. Haupts zeitschr. 13, 155 und meinen daselbst anm. 19 angeführten aufsatz so wie einen nachtrag zu demselben (zeitschrift f. rechtsgeschichte 7, 147 f.)

40) Dies ist die meinung von Friedberg, recht der eheschliessung 21.

widerspricht, lässt deutlich erkennen, dass er das verhältnis Kudruns zu Herwig nur als ein einseitig lösbares verlöbnis,[41] nicht als eine unlösbare ehe betrachtet. Dies ist denn auch die einzig richtige auffassung, die unter anderm durch die zahlreichen zeugnisse bestätigt wird nach denen die wirkungen der eheschliessung auf das vermögen erst mit dem ehelichen beilager eintraten.[42] Verlöbnis und eheschliessung verhielten sich zu einander wie auflassung und besitzergreifung, konnten zu éinem akte verbunden oder auch als zwei getrennte akte gedacht werden; der zweite akt umfasste aber nur die mit besondern feierlichkeiten ausgestattete heimführung und das beilager, die eigentliche trauung war immer die verlobung, d. h. die feierlich (im ringe) abgegebene erklärung des ehelichen consenses (vgl. 1034). Der überarbeiter unsers gedichts hat es für nötig gehalten Kudruns und Herwigs verhältnis zum bürgerlichen abschluss zu bringen, er erwähnt ihr beilager (1666, 2. 3) und lässt darauf dies paar und die drei andern von ihm erfundenen zur krönungsweihe schreiten:

1666, 4. *vierer künige tohter* *die wiht man vor den helden zuo der krône.*
1667, 1. *dô wâren ouch die künige* *gewîhet nâch ir ê.*

Derselbe vorgang wird auch bei Hagens vermählung erwähnt: *nâch siten kristenlîchen wîhen man dô hiez beide zuo der krône* (179). Wir haben wider eine nachahmung der Nibelungen vor uns, denn auch Gunther und Sigfrid begeben sich nach dem beilager in die kirche:

594. *Nâch siten der si pflâgen* *und man durch reht begie.*
Gunther unde Prünhilt *niht langer daz verlie,*
sie giengen zuo dem münster *dâ man die messe sanc.*
dar kom ouch er Sifrit. *dô huop sich michel gedranc.*

595. *Nâch küniklîchen êren* *was in dar bereit*
swaz si haben solden, *ir krône und ouch ir kleit.*
dô wurden si gewîhet. *dô daz was getân,*
dô sach man under krône *elliu fieriu schône stân.*

Die vergleichung dieser stellen lehrt, dass wir es hier mit einer handlung zu thun haben die zu der eheschliessung nur in sehr entfernter beziehung steht. Die krönung setzt, wie wir sahen, im allgemeinen eine voraufgegangene vermählung voraus und deshalb findet sie im

41) Nach dem ältesten deutschen recht musste bei verlöbnisbruch der schuldige theil eine muntbrüche entrichten, deren höhe sich nach dem muntschatze berechnete. Vgl. meine geschichte des ehel. güterrechts 1, 11—19.

42) Vgl. ebd. II. 1 s. 97.

unmittelbaren anschluss an diese statt. Die kirchliche feier aber bezieht sich nicht auf die eheschliessung, sondern auf die krönung, sie muss daher bei nichtgekrönten personen weggefallen sein. Während die zeugnisse priesterlicher mitwirkung bei der eheschliessung erst mit dem 13. jahrhundert häufiger werden,[43] kannte man die kirchliche krönungsweihe schon im 9. jahrhundert; von der vermählung des angelsächsischen königs Ethelwulf mit Karls II. tochter Judith im jahre 856 wird uns berichtet: *Edilwulf rex occidentalium Anglorum . . . Judith . . desponsatam . . in matrimonium accepit et eam . . episcopo benedicente imposito capiti eius diademate reginae nomine insignit, quod sibi suaeque genti eatenus fuerat insuetum* (Mon. Germ. scr. 1, 450).

Dank der geschmacklosigkeit des überarbeiters der Kudrun besitzen wir noch zwei schätzenswerte schilderungen einer eheschliessung:

1648. *Dô hiez man Ortrûnen zuo dem ringe gân*
und ouch Hildeburge, die maget wol getân.
Ortwîn und Hartmuot die nâmen sie ze wîbe.
. . . .

1649. *Ortwîn von dem ringe ze im daz magedîn*
zuhte minniclîchen. ein guldîn vingerlîn
gab er der küniginne in ir vil wîzen hende.
. . . .

1650. *Dô umbeslôz ouch Hartmuot die meit ûz Irlant.*
ir ietweder dem andern daz golt stiez an die hant.

Es folgt die verlobung des Mohrenkönigs mit Herwigs schwester:

1663. *Den künic von Karadîe hiez man dar gân.*
sie sprâchen zuo der frouwen: „welt ir disen man?
der machet iuch gewaldic niwen künicrîche.“

1666. *Dô lobeten sie ein ander der ritter und daz kint.*

Das hierauf von allen paaren vollzogene beilager und die krönungsweihe wurde schon oben besprochen.

BONN. RICHARD SCHRŒDER.

43) Hierher gehört die früher mitgeteilte stelle aus Lohengrin (Haupts zeitschr. 13, 160), die ich nur nicht als eine declaratio coram parocho, sondern als declaratio coram clerico hätte bezeichnen sollen. Der unterschied zwischen der krönungsweihe und der kirchlichen eheschliessung ist bisher nicht genug beachtet worden. Vgl. Friedberg a. a. o. 82. Wackernagel, Haupts zeitschr. 2, 549.

DIE NEUESTEN UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE ABFASSUNGSZEIT DES SCHWABENSPIEGELS.

Der Deutschenspiegel ist nach 1235 abgefasst, weil er bereits den Mainzer landfrieden kennt, aber vor 1272, weil der in diesem jahre verstorbene Berthold von Regensburg ihn mehrfach bei seinen predigten benutzt hat. Das umgekehrte verhältnis, die starke benutzung der predigten Bertholds im Schwabenspiegel, veranlasste Laband (beiträge zur kunde des Schwsp., 1861) zu der annahme, dass Berthold selbst den Schwabenspiegel verfasst habe, und zwar in der zeit seines aufenthalts zu Augsburg, 1251—72. Diese behauptung, so viele gründe auch für sie sprachen, erhielt doch bis vor kurzem nur geringe zustimmung, die bairische kurstimme statt der böhmischen schien auf die zeit nach 1273 oder gar 1275 hinzuweisen, während sich als spätester termin nur das jahr 1282, als datum einer jetzt verschollenen handschrift, mit bestimmtheit feststellen liess. Neuerdings hat nun aber eine ebenso wichtige wie glänzend durchgeführte entdeckung Rockingers (sitzungsberichte der bair. akad. d. wiss. 1867 s. 408 ff.) die behauptung Labands nahezu zur gewissheit erhoben.

Eine Münchener Schwabenspiegel-handschrift enthält höchst sorgfältige einträge von varianten aus zwei Regensburger handschriften, deren eine dem Gabriel Mair (1623 stadtgerichtsassessor zu Regensburg) gehörte, während die andere, ein pergamentcodex mit dem wappen des Urban Trinkl (1524—37 kämmerer zu Regensburg), dem schreiber im februar 1609 durch vermittelung des herrn Nicomed Schwäbl (wol dem sohne des 1584—1604 nachweisbaren Regensburger ratsherrn gleiches namens) zur benutzung überlassen war. Als ursprünglichen besitzer dieses pergamentcodex nennt sich ritter Rüdiger von Manesse von Zürich, und in einem andern eintrage erklärt herr Heinrich der Preckendorfer, dass er während seines aufenthalts bei dem grafen Rudolf von Habsburg in den jahren 1264—68 den codex von einem ritter und bürger aus Zürich, der dem grafen in einem kriege gegen verschiedene herren hilfe geleistet, zum geschenk erhalten habe. Ursprünglicher besitzer war also der berühmte Rüdiger von Manesse der ältere, den wir 1264 wie 1268 als mitglied des zürcherischen rates finden; vielleicht hatte er Berthold bei dessen reise durch die Schweiz im jahre 1250 kennen gelernt und wurde durch den umstand, dass Berthold und Heinrich der Preckendorfer landsleute waren, zu der kostbaren schenkung an diesen bewogen. Von der oberpfälzischen familie der Preckendorfer scheint der codex durch die verheiratung Georgs von Preckendorf mit Agnes Trinkl gegen ende

des 15. jahrhunderts an die familie der letzteren gekommen zu sein. Seit 1609 ist jede spur der handschrift verloren.

Hiernach wird die abfassung des Schwabenspiegels in die zeit von 1256 bis 1268 zu setzen sein, denn die bekanntschaft des verfassers mit den verhältnissen unter dem interregnum und mit dem ausschliesslichen wahlrecht eines geschlossenen kurfürstencollegiums lässt ein zurückgehen über 1256 nicht zu. Die beiden stellen über die kurstimmen sind von denen der andern handschriften nicht verschieden, erst durch rasur und correctur ist die bairische in eine böhmische stimme verwandelt; man sieht daraus, dass sich bis zur wahl Rudolfs die verhältnisse noch nicht derartig befestigt hatten, wie die gegner Labands bisher anzunehmen geneigt waren.

Leider gestatten die von dem schreiber der varianten gemachten mitteilungen keinen genaueren einblick in das wesen der manessischen handschrift, nur so viel lässt sich deutlich erkennen, dass sie nicht den Deutschenspiegel, sondern den Schwabenspiegel enthalten hat.

Auch das gedicht Lohengrin, das in einer früher (zeitschr. f. dtsch. alterth. 13, 156) von mir mitgeteilten stelle auf den Schwabenspiegel bezug nimmt, gewinnt jetzt ein höheres interesse, weil es sich fast wörtlich an die zweite handschriftenklasse anschliesst. Die verbindung der erzämter mit den weltlichen kurstimmen findet sich bekanntlich zuerst Ssp. III, 57 §. 2 (s. oben seite 260). Einen schritt weiter geht die älteste handschriftenklasse des Schwabenspiegels, indem auch die stimme von Mainz aus dem erzamte erklärt wird (vgl. Schwsp. Lassb. 130). Auf grund von interpolationen, die Ficker (über einen spiegel deutscher leute 116 f.) nachgewiesen hat, geschieht dies in der zweiten handschriftenklasse auch in betreff der beiden andern geistlichen stimmen: „*Der bischolf von Triere ist kanzler über daz künicrich Arel, der hat die andern stimme an der kür. Der bischolf von Kollen der ist kanzler ze Lamparten unde hat die dritten stimme an der kür. Daz sint driu fürsten ampt, diu hœrent ze der kür*“ (Schwsp. Wack. 110). Diese lesart hat dem verfasser des Lohengrin vorgelegen (vgl. besonders den schluss: „*die kür die erzepistuom von der wirde hânt*“), die zweite handschriftenklasse des Schwabenspiegels muss also ebenso wie dies gedicht vor 1290 entstanden sein, was bei der abfassungszeit 1256—68 nicht dem geringsten bedenken unterliegt, mit der annahme einer späteren entstehung des Schwabenspiegels dagegen nicht gut vereinbar erscheinen müste.

BONN. RICHARD SCHRŒDER.

ÜBER DEN HELIAND.

Der Heliand und seine quellen. Von dr. Ernst Windisch. Leipzig, Vogel, 1868. 118 seiten in 8.

In den letzten zwanzig jahren ist mehrfach die frage nach dem verfasser des Heliand und nach den unterlagen, die er für sein werk benutzte, angeregt worden. Es waren durchschnittlich nur gelegenheitsschriften, gymnasialprogramme und dissertationen, die darauf bezügliche untersuchungen bargen; der enge raum, auf den dergleichen schriften sich beschränken müssen, hinderte im allgemeinen eine tiefere und breitere darlegung der einschlagenden verhältnisse und die angelegenheit wurde durch eine gründliche forschung nicht sehr gefördert. Immer aber schulden wir den verfassern dank: ihre bemühungen hielten das interesse an der sache, auch in grössern als den eigentlich germanistischen fachkreisen wach, und die bemerkungen einiger von ihnen konnten wirklich als anhalt für weitere forschung dienen. Ich erinnere an das hübsche schriftchen von Middendorf, Münster 1862.

Mit einem aufsatze Zarnckes vom jahre 1865 (über die *praefatio ad librum antiquum lingua saxonica conscriptum* und die *versus de poeta*, berichte der königlich sächsischen gesellschaft der wissenschaften, philol. histor. classe s. 104 ff.) beginnt für die versuche zur lösung der frage eine neue zeit. Diesem aufsatze und seiner anregung verdanken wir wol zunächst die oben angezeigte wertvolle schrift von Windisch, die zu einem teile von Zarnckes untersuchungen ausgehend und auf ihnen fussend, zwar nicht alle seiten der Heliandfrage, namentlich nicht die über das verhältnis beider handschriften zu einander, berührt, aber die frage über den verfasser des gedichts und seine quellen in erschöpfender und wesentlich abschliessender weise behandelt.

Wir vermögen die schrift Windischs nicht besser zu ehren und den dank, den wir ihr schulden, nicht besser auszusprechen, als wenn wir im allgemeinen an ihrer hand und nur gelegentlich unsere eigene meinung dagegen setzend, den lesern dieser zeitschrift einen summarischen überblick dessen, was den verfasser des Heliand und seine quellen betrifft, geben.

Matthias Flach aus Albona in Illyrien, oder wie er sich selbst nennt, Flacius Illyricus, ein schüler Luthers und Melanchthons, gab im

jahre 1562 zu Strassburg ein buch heraus: „*catalogus testium veritatis,*“ in welchem er eine *praefatio in librum antiquum lingua Saxonica conscriptum* mitteilt. Diese *praefatio* gibt sich als das vorwort eines unbekannten zeitgenossen Ludwigs des Frommen zu der abschrift eines grossen altsächsischen biblisch-epischen werkes aus und erzählt dass Ludwig der Fromme auf den gedanken gekommen sei, den ungelehrten seines volkes, die nur die deutsche sprache sprächen, die heilige schrift näher zu bringen; in ausführung dieser absicht habe er sich an einen mann aus dem volke der Sachsen gewant, der bei den seinen für einen nicht unberühmten dichter gegolten habe, denselben beauftragend sowol das alte wie das neue testament in seine sprache poetisch zu übertragen. Der dichter, der schon vorher eine mahnung von oben bekommen, habe sich deshalb um so bereitwilliger auf des kaisers geheiss sogleich an das schwierige und mühevolle werk gemacht, habe von der weltschöpfung begonnen und alles bedeutende in seinen hauptpunkten der geschichtlichen wahrheit gemäss dargestellt, bisweilen auch einiges, wo es ihm passend erschienen, mystisch behandelt. So habe er die poetische bearbeitung des ganzen alten und neuen testaments glücklich zu ende geführt und ein werk geschaffen, welches sich durch anmut und schönheit der darstellung, durch fülle der worte und vortrefflichkeit der gedanken so auszeichne, „*ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet.*“ Nach seiner weise habe der dichter das ganze werk in „*vitteas*“ eingeteilt, welches wort der unbekannte vorredner durch „*lectiones vel sententias*“ übersetzt. Ausserdem theilt derselbe vorredner, aber nur als sage, mit, dass die vorhin erwähnte mahnung von oben dem dichter als m a h n u n g i m s c h l a f e zugekommen sei, und zwar zu einer zeit, wo er der dichtkunst noch ganz unkundig gewesen.

Unmittelbar auf diese *praefatio* folgt in dem catalogus des Flacius unter der überschrift „*versus de poeta et interprete hujus codicis*“ ein lobgedicht in hexametern auf jenen biblisch-epischen dichter von einem ebenfalls unbekannten verfasser. In diesem gedichte hat die in der *praefatio* erwähnte sage schon eine veränderung und erweiterung gefunden, bei welcher die aufforderung des kaisers an den sächsischen dichter gänzlich verschwunden ist, indem aus dem „*viro de gente Saxonum qui apud suos non ignobilis vates habebatur,*“ ein schlichter ackersmann geworden ist, welcher einst beim weiden seiner wenigen rinder auf einer waldtrift unter dem schatten eines baumes eingeschlafen und im schlafe durch eine stimme vom himmel aufgefordert worden sei, die göttlichen gesetze in seiner eigenen sprache zu besingen. Nach der schilderung seines einfachen landwirtlichen lebens und jener traumerscheinung, die

ihn zu dem heiligen gesange aufgefordert, schliesst das gedicht mit folgendem:

qui prius agricola, mox et fuit ille poeta.
tunc cantus nimio vates perfusus amore
metrica post docta dictavit carmina lingua.
coeperat a prima nascentis origine mundi,
quinque relabentis percurrens tempora secli,
venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
faucibus eripuit tetri miseratus averni.

Wie Flacius zu diesen beiden stücken, der *praefatio* und den *versus*, gekommen ist, wissen wir nicht. Er suchte bekanntlich alle bibliotheken durch, um aus ihnen historische zeugnisse für die wahrheit der lutherischen lehre und die irrtümer des papstes aufzuspüren; nie aber gibt er bei solchen historischen zeugnissen an, wo er sie her habe. Schwerlich wird es gelingen, der Flaciusschen quelle auf die spur zu kommen.

Indessen darf der gedanke nicht auftauchen, als ob wir etwa in den beiden stücken eine fälschung des 16. jahrhunderts zu erblicken hätten. Die unzweifelhafte ächtheit derselben verbürgt ihre ganze haltung und sprache, so wie der umstand, dass man im 16. jahrhundert keine ahnung von der existenz einer poetischen altsächsischen bibelparaphrase haben konnte, dass daher die erfindung einer erzählung von dem zu stande kommen einer solchen vollständig unmöglich sein muste. Hierzu tritt noch ein weiterer grund. Die obengedachte *praefatio* ist uns nämlich in zwei von einander unabhängigen und in den worten etwas abweichenden fassungen überliefert, einer längern und einer kürzern. Es ist die längere fassung, die wir von Flacius erfahren; aus dessen buche ist sie wieder abgedruckt worden bei *Cordesius*, *opuscula et epistolae Hincmari* 1615. Cordesius sagt zwar nicht, dass er die *praefatio* von Flacius abgedruckt habe und man war eine zeit lang der ansicht, dass auch er, Cordesius, zu seiner veröffentlichung eine alte handschrift benutzte; aber Zarncke und Windisch haben nachgewiesen, dass dies nicht der fall sei, dass vielmehr Cordesius von Flacius nachgedruckt habe.

Die kürzere fassung der *praefatio* ist uns erhalten in dem werke des *Andreas du Chesne* (latinisiert *Quercetanus*): *Historiae Francorum Scriptores*, Paris 1636, Tom. II, aus welchem sie der bischöflich würzburgische historiograph Eckhart in seiner *veterum monumentorum quaternio* (Lips. 1720) wieder abdruckte. Diese kürzere fassung weicht von jener in manchen lesarten nicht unbeträchtlich ab; der schlussatz, den

die längere fassung aufweist und in dem als sage berichtet wird, dass der dichter sein werk in folge einer göttlichen mahnung im schlafe unternommen habe und dass er vorher der dichtkunst ganz unkundig gewesen sei, fehlt in der kürzern fassung ganz.

Auch du Chesne schweigt über seine handschriftliche quelle. Wenn aber die beiden fassungen der *praefatio* gegen einander gehalten werden, wie dies Windisch s. 10. 11 thut, so ist der von dem letzteren gezogene schluss klar, dass die handschriftliche quelle des Flacius und die des du Chesne nicht eine und dieselbe gewesen sei. Die abweichungen einzelner wichtiger lesarten; der schlussatz der einen fassung, der in der andern fehlt, weist darauf hin, dass hier zwei verlorene handschriften der *praefatio* vorgelegen haben, jedem eine andere.

Diese beiden redactionen gehen auf ein archetypon der *praefatio* zurück, das, wie zuerst Zarncke, dann wider Windisch nachgewiesen hat, bereits interpoliert ist. Es sind der *praefatio* einzelne sätze eingeschoben, die nicht in der ursprünglichen fassung derselben gestanden haben können. Die interpolation selbst ist alt und allem anscheine nach noch im neunten jahrhundert vorgenommen. Sie flicht in die durchaus historische und nüchterne sprache der *praefatio* namentlich sagenhafte züge ein, welche wol entlehnt sein mögen der erzählung Bedas von dem angelsächsischen dichter Cädmon, der erst schafhirt und der dichtkunst unkundig gewesen sei, später aber auf göttlichen antrieb die bibel in ein episches gedicht umgegossen habe. Der sagenhafte schlussatz der *praefatio*, der an diese erzählung anklingt und der auch nur in der längern fassung steht, gehört vorzugsweise einem interpolator an. Scheiden wir diese einschaltungen mit Zarncke und Windisch aus der *praefatio*, so erlangen wir eine klare und vollkommen abgerundete darstellung des allgemeinsten inhalts, dass ein altsächsischer dichter bibelstoff metrisch bearbeitete und zwar auf geheiss kaiser Ludwigs des Frommen.

Es muste nun die frage aufgeworfen werden, ob sich die *praefatio* und die bei Flacius hinter derselben stehenden *versus de poeta* auf den Heliand beziehen.

Das gedicht ist seit dem ausgange des 17. jahrhunderts der gelehrten welt bekannt geworden. Die erste nachricht über die eine handschrift desselben, den Cottonianus, gab 1696 Thomas Smith, ausführlicher dann 1704 Wanley in dem Thesaurus von Hickes. Die andere handschrift, der Münchner codex, von den ältern germanisten nach seinem ehemaligen aufbewahrungsorte der Bamberger codex genannt, wird zuerst erwähnt in einer notiz vom jahre 1717, die der Würzburgsche

bibliothekar Conrad Siegler an den benedictiner Bernhard Pez zu Mölk in Oesterreich gab. Der codex befand sich damals in der bischöflichen bibliothek zu Würzburg, wohin er im dreissigjährigen kriege in sicherheit gebracht zu sein scheint.

Der erste, der die *praefatio* auf den Heliand zog, war jener oben genannte Eckhart. Er kannte den Cottonianus und war auf den Münchner codex durch Pez aufmerksam gemacht worden; und da er das fränkische des Cottonianus richtig herausfühlte, aber meinte, es sei mit Sächsischem gemischt, so kam er auf die vermutung, den Heliand habe ein unter den Franken erzogener Sachse gemacht. Spätere haben entweder den zusammenhang der *praefatio* und des Heliand geläugnet, oder ignoriert, wie z. b. Schmeller, oder endlich an ihn geglaubt. Erst Zarncke trat ordentlich den beweis für das letztere an, Windisch folgte ihm und brachte zu den Zarnckeschen gründen noch weitere selbständige bei. Diese beweisführung (s. 11—24) ist eine der besten und ansprechendsten partien in der schrift Windischs, wobei wir an einigen äusserlichkeiten, stil und knappen ausdruck betreffend, nicht mäkeln wollen. Eine skizze dieses beweises ist folgende.

„Sechs punkte sind es, in welchen die *praefatio* ihr werk characterisiert. Wir lesen nämlich 1) dass das werk zur zeit Ludwigs des Frommen entstand und durch seine anregung; 2) dass es zum zwecke die verbreitung des christentums unter den Sachsen haben sollte; 3) dass der verfasser ein Sachse, und zwar ein berühmter volksdichter, war; 4) dass es poetisch in sächsischer mundart (besser: in sächsischem dialecte) dargestellt den inhalt des neuen und alten testaments enthielt nebst eingestreuten mystischen erklärungen; 5) dass es in einzelne capitel, vitteae genannt, eingeteilt war; 6) dass das werk bei denen, welche es verstanden, hohe anerkennung seiner schönheit wegen fand.“

Von diesen sechs punkten passen entschieden fünf auf den Heliand. Derselbe zeigt in der einen handschrift, dem Monacensis, den sächsischen dialect; dass er zur zeit Ludwigs des Frommen entstanden sei, kann zwar aus dem gedichte selbst nicht strict bewiesen werden, aber es hindert uns auch nichts an dieser annahme; der verfasser war, wie wir sehen, ein begabter dichter; der Heliand enthält mystische erklärungen; er ist, allerdings nicht im Monacensis, wol aber in der andern, der Cottonischen handschrift in einzelne capitel eingeteilt; was die hohe anerkennung betrifft, die dem werke bei den zeitgenossen zu theil geworden sein soll, so können wir dies jetzt freilich mit unsern mitteln nicht beurteilen; aber die hohe poetische schönheit des Heliand ist ja allseitig anerkannt.

Einzig und allein in bezug auf die inhaltsangabe stimmt die *praefatio* mit dem Heliand insofern nicht, als dieser nicht die bearbeitung des alten und neuen, sondern ausschliesslich des neuen testamentes ist.

In bezug auf diese schwierigkeit haben sich die meinungen gespalten; einerseits entnahm man aus ihr die berechtigung, den zusammenhang der *praefatio* mit dem Heliand ganz zu läugnen, andrerseits wurde (von Zarncke) die ansicht aufgestellt, der Heliand sei der zweite theil eines grossen biblisch-epischen gedichtes und der erste, der das alte testament umfasst habe, sei uns nur verloren gegangen.

Die erstere meinung, ein zusammenhang der *praefatio* mit dem Heliand existiere nicht, hat wenig beifall gefunden. Vor allem ist hierbei zu berücksichtigen, dass der Heliand als ein im sächsischen dialecte und in volksmässigem tone geschriebenes gedicht sich darstellt. Wenn auf dieses gedicht fünf von den sechs in der *praefatio* hervorgehobenen punkten passen, so ist die annahme doch sehr bedenklich, dass diese übereinstimmung eine nur zufällige sei. Dann müste die *praefatio* ein völlig anderes gedicht im sinne haben, das doch mit dem Heliand, der seiner sprache nach entschieden ins 9. jahrhundert fällt, ganz oder nahezu gleichzeitig wäre. Zwei gleichzeitige gedichte desselben inhalts aber und in demselben dialecte geschrieben anzunehmen, fällt unmöglich, eins hätte ja die wirkung des andern aufheben müssen, wenn das eine nicht zufällig ein verunglücktes war. Das ist aber wider nicht der fall, der Heliand, wie er uns vorliegt, ist ein gedicht von grosser schönheit und die *praefatio* behauptet von ihrem gedichte eben dasselbe.

Die andere meinung, dass der Heliand der zweite theil eines die ganze bibel umfassenden werkes sei, vertrat, wie schon gesagt, Zarncke. Ohne die existenz der *praefatio* würde wahrscheinlich ein solcher gedanke nicht gefasst worden sein, denn der Heliand macht durchaus nicht den eindruck eines zweiten theils, es müste ja dann doch in seinem eingange oder sonst, wovon keine spur sich findet, einmal an den ersten theil angeknüpft sein.

Die Zarnckesche meinung stützt sich vorzüglich auf die übereinstimmung eines gedankens in der einleitung des Heliand mit einigen zeilen der *versus de poeta.* Der dichter des Heliand sagt nämlich von v. 39 ab, dass gott die welt geschaffen und ihre alter geordnet habe. Fünf seien vergangen gewesen, das sechste, nämlich das zeitalter Christi, habe noch bevor gestanden, da sei denn nun dieses mit der geburt Christi angebrochen. Schon Lachmann schloss aus diesen zeilen, der inhalt des angeblich verlornen ersten theils des Heliand habe die begebenheiten in jenen fünf zeitaltern und damit die des alten testaments umfasst,

er glaubte seine vermutung durch den schluss der *versus de poeta* unterstützen zu können, woselbst es heisst:

> Cœperat a prima nascentis origine mundi
> Quinque relabentis percurrens tempora secli.

Diese vermutung Lachmanns hat nun Zarncke weiter geführt. Derselbe meinte, dass die beiden angeblichen theile des altsächsischen werkes schon von allem anfange an ihrer länge wegen in zwei verschiedenen handschriften enthalten gewesen seien; „so wie uns der zweite theil in zwei handschriften erhalten ist, so habe der verfasser der *versus* nur eine handschrift des ersten theils vor augen gehabt. Denn dies folge notwendig aus den letzten zeilen der *versus:*

> venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
> faucibus eripuit, tetri miseratus averni.

Der verfasser sage ja hier ausdrücklich, dass der sächsische dichter in seinem werke nur bis zur ankunft Christi gekommen sei" (Windisch p. 14.).

Allein diese ausführungen Zarnckes hat Windisch mit guten gründen zurückgewiesen. Er hat hierbei zwei gesichtspunkte geltend gemacht, die auch wir nicht anstehen als durchschlagend anzuerkennen. Zuerst führt er folgendes an (s. 14): Gesetzt einmal den fall, der verfasser der *versus* hatte wirklich nur den einen imaginären ersten theil vor sich, der bloss das alte testament umfasste. Natürlich würde hier von Christi geburt und ankunft noch nicht die rede sein. Denn diese wird ja erst im Heliand erzählt, und zwar in einer weise, welche fern ist von jeder rückbeziehung. Ist aber dann der ausdruck *venit ad adventum* etc. nicht ebenso befremdend, wie er es ist, wenn wir ihn auf den Heliand beziehen? Geht er auf den das alte testament enthaltenden theil, so besagt er zu viel, bezieht er sich auf den Heliand, so besagt er zu wenig."

Der zweite gesichtspunkt Windischs ist positiver natur. Er zeigt, wie wir uns das entstehen und das verhältnis der *praefatio* und der *versus de poeta* zu einander zu denken haben.

Um seine ausführungen in dieser hinsicht ganz würdigen zu können, muss erst auf das verhältnis beider documente zu einander hingewiesen werden. Offenbar haben beide verschiedene verfasser. Offenbar erzählen auch beide unabhängig von einander etwas, was sie nicht aus urkundlichen nachrichten, sondern aus tradition schöpften. Diese tradition ist in der prosaischen *praefatio* im allgemeinen geschichtstreuer,

obschon spätere interpolationen ihr sagenhafte züge beigemischt haben. In den versus dagegen ist die person des dichters bereits ganz von der sage umwoben, hier hat augenfällig die erzählung Bedas von Cädmon eingewirkt. Was aber beide documente von dem gedichte selbst (und wir haben gesehen, dass diess nur der Heliand sein kann) berichten, muss als historisch angenommen werden, und es kam nur noch darauf an, zu zeigen, dass die hier erhaltenen nachrichten trotz einiger ungenauigkeiten wirklich den Heliand betreffen.

Was die *versus* von dem inhalt des gedichts erzählen, beschränkt sich auf das durchlaufen der fünf weltalter seitens des dichters bis zum eintritt in das sechste, wie schon hervorgehoben ist. Nun fängt der Heliand thatsächlich mit dem sechsten an, erwähnt aber die vorhergehenden fünf. Windisch stellt nun die behauptung auf, „dass der verfasser der *versus de poeta* in seiner eben besprochenen inhaltsangabe weiter nichts mitteilt, als ein excerpt der verse des Heliand 38—53.“ Die gründe Windischs dafür sind klar und gut gruppiert, eins, wovon wir gleich nachher sprechen werden, hätte aber entschiedener hervorgehoben werden müssen. Der dichter der *versus* muss offenbar zu den beregten zeilen eine Heliandhandschrift vor sich gehabt haben; er las von ihr den anfang, erblickte in der einleitung zum Heliand eine angabe des inhalts desselben, was sie nun freilich nicht ist, sondern nur eine angabe der einteilung der weltgeschichte nach den damaligen anschauungen, und glaubte, weil der dichter des Heliand die fünf vor Christus voraufgehenden weltalter erwähnt habe, er schildere sie in seinem werke. Entscheidend für diese auffassung sind die verse 47—53 des Heliand und die schlusszeilen der *versus*, und hier hätte Windisch ausdrücklich betonen sollen, dass beide stücke sogar in den worten sich vielfach berühren. Die Heliandverse lauten:

. . . thiu fîbi wârun *agangan;*
skolda thuo that sehsta sâligliko
kuman thuru kraft godes endi *kristas giburd*
hêlanderô best, hêlagas gêstes,
an thesan middilgard, *managon te helpun,*
firiô barnon ti frumon *wiđ fiundô niđ,*
wiđ dernerô dwalm.

„Die fünf (weltalter) waren verlaufen; da sollte durch die macht Gottes das sechste kommen und Christi geburt, des besten heilands, vielen zur hilfe, den menschen zum nutzen wider der feinde verfolgung und den fallstrick der bösen geister.“ Und nun vergleiche man die schlusszeilen der *versus:*

quinque *relabentis* percurrens tempora secli,
venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
faucibus eripuit tetri miseratus averni.

Diese übereinstimmung beider denkmäler ist durchschlagend für die annahme Windischs. Daneben hat der letztere noch darauf hingewiesen, was die erwähnung der fünf weltalter vor Christus hier auf sich hat.

Die einteilung der weltgeschichte in sechs alter ist, wie bekannt, schon im frühen mittelalter eine sehr gewöhnliche. Sie geht von biblischen anschauungen aus, gehört aber nicht der theologie, sondern der historiographie an, sie bezieht sich auf den verlauf der gesamten menschengeschichte überhaupt. „Die gesamtgeschichte wurde im mittelalter so betrachtet und behandelt, dass man die überlieferungen der bibel gleichsam als das gerippe aufstellte, um daran die thatsachen aus der heidnischen geschichte anzufügen.“ So zählte man das erste alter von Adam bis zu Noa; das zweite bis zu Abraham; das dritte bis zu David; das vierte bis zur babylonischen gefangenschaft; das fünfte bis auf Johannes den Täufer; das sechste von da ab *usque ad finem sæculi*, wie Augustin sagt.

Der dichter des Heliand, der wie wir weiter unten sehen werden, geistlich gebildet war, kannte natürlich diese einteilung der weltgeschichte. Es war auch natürlich, dass er sie in seiner einleitung verwendete: ausser dem umstande, dass sie der zeit geläufig war, spricht auch der mit, dass er gerade sein werk mit der schilderung der eltern Johannis des Täufers beginnt, mit dem das sechste weltalter ja anheben sollte.

Dagegen ist es unmöglich, dass er zu seinem Heliand einen ersten theil gedichtet haben sollte, in welchem er die fünf weltalter durchlief. Windisch hebt richtig hervor, dass er dann nicht den inhalt des alten testaments paraphrasiert, sondern einfach eine weltgeschichte geliefert hätte. Aber auch gegen die annahme, dass die nachricht der *versus* in ungenauer fassung wirklich auf die alttestamentliche geschichte gehen soll, wird (s. 18. 19) hervorgehoben das durchaus selbständige gepräge des Heliand, das nicht in einer spur auf eine voraufgegangene behandlung des alten testaments weist, und die secundäre bedeutung des letzteren für ein volk, das der Heliand zunächst in dem vielfach nur äusserlich angenommenen christentume stärken sollte, zu welchem zwecke das gedicht die geschichte Christi germanisierte, wie auch Vilmar schon mehrfach hervorgehoben hat.

So gipfelt die bisher referierte untersuchung Windischs in dem schlusse: die *versus de poeta* haben die einleitung zum Heliand misver-

standen; sie haben eine beiläufige erwähnung der fünf weltalter vor Christus dahin aufgefasst, dass der dichter des Heliand diese fünf weltalter wirklich poetisch behandelt habe.

Nun steht aber noch die notiz der prosaischen *praefatio*, die unabhängig von den *versus* entstanden, gleichfalls berichtet, dass der sächsische dichter das ganze alte und neue testament in verse gebracht habe. Um diese angabe nach ihrer genauigkeit oder ungenauigkeit zu prüfen, versucht Windisch, wie uns dünkt mit glück, die entstehung der *praefatio* zurecht zu legen.

Augenscheinlich stand der schreiber dieser *praefatio* den kreisen fern, in welchen das gedicht entstanden ist (nicht nur dem stamm, sondern wol auch schon der zeit nach). Wie er uns keinen namen des dichters zu nennen weiss, so ist er offenbar ein Nichtsachse, denn er stellt sich in seinen worten ausdrücklich als fremder dem sächsischen stamme gegenüber (*praecepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur* etc.; und noch einmal am schlusse: *quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae composuit*). Eine genaue kenntnis des gedichts kann dem praefator von vornherein nicht zugeschrieben werden, wenn er kein Sachse war. -- Was den Heliand selbst betrifft, so haben wir in ihm ein gedicht zu erkennen, das nicht, wie das Otfrids, als moralisch-belehrendes auch für die geistlichen zur benutzung verfasst ist, sondern das für das eigentliche volk und wesentlich für mündliche fortpflanzung berechnet war. „Dazu war ja die allitterierende poesie ganz besonders geeignet, weil sie in ihren eigentümlichkeiten dem gedächtnisse sehr zu hilfe kommt: die langzeile merkt sich leicht durch den stabreim, der sich ja bekanntlich an die wörter anschliesst, welche dem sinne nach die hauptsächlichsten sind; das behalten der folgenden zeile aber wird namentlich dadurch erleichtert, dass im anfange derselben irgend ein synonymum eines der in der vorhergehenden zeile enthaltenen hauptbegriffe steht." Der Heliand war ein volksgedicht, nur für das volk, nicht, wie der Otfrid, auch für die geistlichen bestimmt, und „konnte ausserhalb der landstriche, in denen das volk die sächsische mundart sprach, nur wenig verbreitung finden. — So werden wir es denn einem grossen zufalle zu verdanken haben, dass ausser den beiden codices auch noch eine notiz über den Heliand in gestalt jener *praefatio* auf uns gekommen ist. Ich vermute nun, dass bei irgend welchem anlasse ein codex (vielleicht gar der Monacensis, warum nicht?) in ein fränkisches kloster gebracht wurde. Da der dichter selbst, weil er ja nur für das volk dichtete, schwerlich wie Otfrid grosse einleitungen und widmungsgedichte beigegeben haben wird, so konnten sich die äussern nachrichten über die entstehung des

gedichts nur mündlich fortpflanzen. Vor allen dingen konnte sich die angabe sehr wol erhalten, dass Ludwig der Fromme die erste anregung zu dem unternehmen des dichters gegeben habe, und dieser angabe zu mistrauen, sehe ich nicht den geringsten grund. Als nun der codex auswanderte, da konnte sowol diese angabe mit in die fremde kommen, als auch besonders der bericht, wie herlich das gedicht sei, und welchen anklang dasselbe bei den landsleuten des dichters gefunden habe. Es konnte also einer, auch wenn er kein wort des werkes selbst gelesen hatte, doch sehr wol über die vortrefflichkeit desselben schreiben. Und dieser gedanke ist deshalb wichtig, weil wol auch damals niemand, ohne mit dem sächsischen dialecte ganz vertraut zu sein, das gedicht wird ohne mühe haben verstehen können, so dass er es durchlas. Denn grade der sächsische dialect steht in den lautverhältnissen und im wortschatze weit von der mundart des damals herschenden Frankenstammes ab und berührt sich nahe mit dem angelsächsischen. — Unter solchen verhältnissen denke ich mir die *praefatio* entstanden."

Der kern dieser ausführung ist meines erachtens richtig; über einzelnes gestatte mir der herr verfasser, eine abweichende meinung kurz darzulegen. Was zunächst das verhältnis zwischen altsächsischem und altfränkischem dialecte betrifft, so muss das von Windisch gesagte entschieden verworfen werden. Der fränkische stamm sprach nicht in einer zunge; er redete theils hoch-, theils mittel-, theils niederfränkisch. Mit dem letztern haben wir es allein zu thun. Es grenzte westlich an das romanische sprachgebiet, nördlich an das friesische, östlich an das sächsische, speciell das altwestfälische, südlich verlief es in das mittelfränkische. Dass es sich in den lautverhältnissen und im wortschatze weit von dem altsächsischen entfernt habe, ist in dieser allgemeinheit nicht aufzustellen. Je weiter man von Westfalen aus westlich gieng, desto unähnlicher wurde das altniederfränkische dem altsächsischen, woraus denn folgt, dass in den östlichsten strichen des fränkischen und den westlichen des sächsischen beide dialecte sich sehr ähnlich gewesen sein müssen. Und in der that, wenn man im 9. jahrhundert unweit des stiftes Essen die sächsische grenze beschritt, um in die grafschaft Mark und damit auf niederfränkisches sprachgebiet zu kommen, war der unterschied zwischen beiden dialecten noch nicht gross. Man hörte hier etwa uo für gothisches und altsächsisches ô und einige geringere abweichung in den vocalverhältnissen, über die ich nachher sprechen werde; der consonantismus war derselbe, unterschiede in der verbal- und nominalbildung traten wenig zu tage. Auch wüste ich kaum eine verschiedenheit des wortschatzes zu nennen, so weit sich die verhältnisse jetzt noch überblicken lassen.

So stand von dieser seite her der einwanderung des Heliand in das altniederfränkische sprachgebiet ein grosses hindernis nicht entgegen. Und wir brauchen die vermutung Windischs nicht, dass bei irgend einem anlass ein codex des Heliand in ein fränkisches kloster gekommen sei. Wir setzen ihr die ganz bestimmte behauptung entgegen: der Heliand ist aus dem altsächsischen in jenen altniederfränkischen grenzdialect der grafschaft Mark in der that übersetzt worden, und diese übersetzung ist uns in dem *codex Cottonianus* bis auf heute erhalten. Dieser codex nämlich gewährt uns keinen altsächsischen dialect, sondern den altniederfränkischen, und um es ganz bestimmt zu bezeichnen, diejenige spielart des altniederfränkischen, wie sie im kloster Werden an der Ruhr, das hart an die sächsische sprachgrenze stiess, und dessen umgebung gesprochen wurde. Das will ich nachher näher darlegen.

Mit der gedachten übersetzung aber wurde der Heliand dem fränkischen stamme näher gerückt. Von Werden aus verbreitete sich die kunde von dem schönen gedichte auch über andere klöster, die der sächsischen grenze ferner lagen; mit ihm zugleich die tradition über den verfasser des gedichts und die veranlassung zu dem letztern. Die veranlassung war für die Franken von besonderm interesse, ein kaiser ihres stammes hatte sie ja gegeben. Von diesem gesichtspunkte aus ist die *praefatio* zu betrachten. Dass ihr verfasser ein Franke war, geht daraus hervor, dass im vordergrund seiner darstellung Ludwig der Fromme steht, der mehr hervorgehoben wird, als der dichter selbst und sein werk. Dasselbe wird ungenau beschrieben, er kannte es weiter nicht, und wenn der verfasser der *praefatio* in einem niederfränkischen kloster weiter entfernt von der sächsischen grenze und von Werden sass, so war ihm die sprache des Heliand nicht mehr mundgerecht. Windisch hat richtig darauf aufmerksam gemacht, dass er sich selbst als einen ausgibt, der jene sprache nicht versteht, es folgt das aus einem satze der *praefatio: quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae composuit, ut audientibus ac intelligentibus non mininam sui decoris dulcedinem praestet.* Wir dürfen also von einem, der nur nach hörensagen von dem gedichte, dessen kunde bis zu ihm gedrungen war, und der mehr interesse für den veranlasser des gedichts, als für dieses selbst hatte, eine genaue inhaltsangabe des letztern nicht erwarten, und wenn der praefator sagt, der dichter habe sein werk fortgeführt *ad finem totius veteris ac novi testamenti*, so liegt die ungenauigkeit auf der hand; wie hätte ein epischer dichter auch nur das ganze neue testament, die briefe der apostel eingeschlossen, in verse bringen können!

Wenn wir indes in diesem punkte eine von Windisch abweichende meinung aufgestellt haben, so alteriert dies, wie schon hervorgehoben, das grosse und ganze dieser tüchtigen beweisführung nicht im geringsten. Am schlusse des weges treffen wir mit Windisch wieder zusammen, und wir können mit ihm, das bisher gesagte zusammenfassend, den satz aufstellen: die *praefatio* sowol wie die *versus de poeta* gehen allerdings auf den Heliand. Sie berichten unabhängig von einander ungenaues über das gedicht, nach massgabe ihrer eigenen ungenügenden kenntnis davon; und es lösen sich auf diese weise die widersprüche, die beide quellen gegen einander haben.

Was die person des dichters angeht, so wird uns eine nähere kunde wol immer fehlen. Wir sind in dieser hinsicht auf das angewiesen, was uns die wirklich historischen nachrichten der *praefatio* (nach entkleidung von den sagenhaften zügen) liefern und was wir aus dem gedichte selbst über ihn entnehmen können.

Aus der *praefatio* wissen wir nur, dass der dichter *quidam vir de gente Saxonum* war, *qui apud suos non ignobilis vates habebatur.* Wes standes, ob geistlicher, ob laie, darüber wird uns nichts gesagt. Windisch hat sich für annahme des letzteren (s. 86) entschieden. Mit unrecht; nach der ganzen haltung des gedichts, nach der art der quellenbenutzung zu demselben kann der verfasser nur ein geistlicher gewesen sein, werauf wir jedoch hier nicht näher eingehen können.

Wir kommen zu dem theile der schrift Windischs, der ihren schwerpunkt bildet, zu der untersuchung über die quellen des Heliand. Diese füllt den grösten theil des buches (s. 25—86), aber das referat darüber kann sich mit einigen worten begnügen, weil es nur die resultate der untersuchung, nicht ihre einzelheiten, widerholen kann; die letzteren bitten wir unsere leser dringend, selbst nachzulesen. Die resultate sind folgende: der dichter legte seinem werke, oft in freier weise, die sogenannte evangelienharmonie des Tatian zu grunde, benutzte aber auch nebenbei commentare der kirchenväter, so namentlich die *Expositio in Matthaeum* des Hrabanus Maurus, die *Expositiones* zu Marcus und Lucas des Beda, und die *commentaria super Johannem* des Alcuin. Wie diese benutzung der quellen durchgeführt ist, zeigt noch einmal zusammenfassend am schlusse der schrift eine ausführliche und recht übersichtlich angelegte tabelle.

Aus der benutzung des Hraban folgert nun Windisch die entstehungszeit des gedichts. Er beweist, dass Hraban seinen commentar vor 821 nicht vollendet haben könne, der Heliand könne daher frühestens erst einige jahre nach diesem werke unternommen sein. Genauer wird

die abfassungszeit des gedichts in eins der zehn jahre von 825—835 verlegt.

Dieser ansicht steht die Middendorfs gegenüber, die den Heliand in einem der ersten regierungsjahre Ludwigs des Frommen entstanden sein lässt, und geneigt ist, sich die von diesem kaiser ausgegangene anregung zu dem werke in verbindung mit dem 815 zu Paderborn abgehaltenen reichstage zu denken — eine ansicht, die auch die meine ist. Ein näheres eingehen auf diese frage muss ich der schrift vorbehalten, die ich bereits 1866 bei meiner ausgabe des Heliand in aussicht stellte. Hier nur so viel: dass Hraban seinen commentar vor 821 nicht schrieb, kann Middendorfs annahme nicht beeinträchtigen. Was Hraban hier aufzeichnet, das hatte er schon lange vorher in Fulda mündlich gelehrt. Wie wenn nun, worauf manches hinzudeuten scheint, der dichter des Heliand in der klosterschule zu Fulda unter Hraban gebildet wurde und seinem mündlichen unterrichte das im gedichte entstammt, was als Hrabans eigentum von Windisch nachgewiesen ist?

Ehe ich das referat schliesse, will ich noch einige worte über das verhältnis der beiden Heliandhandschriften zu einander bemerken.

Wenn wir der *praefatio* glauben schenken, so ist der Heliand ein altsächsisches gedicht; altsächsisch aber ist nicht mit altniederdeutsch identisch. Nach der anlage und ausführung der ganzen dichtung ist der verfasser ein geistlicher. Nach der zeit, in der der Heliand abgefasst ist (im ersten viertel des 9. jahrhunderts) können wir den verfasser nur in zwei klöstern suchen: Münster oder Corvey. Münster war in den ersten jahren des 9. jahrhunderts vom heil. Liudger gestiftet worden, die gründung von Corvey wurde 815 beschlossen und es vergieng noch eine zeit, ehe das kloster ordentlich ins leben trat. Nun haben wir vom Heliand den einen codex, den Monacensis, der uns mit seinem dialecte entschieden nach Münster weist. Die sprachformen dieses codex genau nach dem orte zu bestimmen, dazu gibt uns die sogenannte Freckenhorster heberolle die mittel an die hand. Freckenhorst liegt im Münsterlande, wenige stunden von Münster entfernt, hier wurde noch im 9. jahrhundert ein umfängliches verzeichnis der dem kloster zugehörigen gefälle in sächsischer sprache abgefasst. Vergleichen wir die sprachformen dieses denkmales mit denen des codex Monacensis, so decken sie sich fast vollständig. Der schluss ist nicht anzutasten: wir haben in dem letzteren codex ein Münsterisches denkmal vor uns.

Der zweite codex des Heliand, der Cottonianus, ist dagegen, wie ich schon vorhin hervorgehoben habe, kein altsächsisches, sondern ein altniederfränkisches denkmal. Er entstammt dem kloster Werden an

der Ruhr, in der altniederfränkischen grafschaft Mark, ebenfalls einer stiftung des heil. Liudger. Auch für diese behauptung sind die sprachformen beweisend. Wir haben aus dem kloster Werden deutsche, örtlich beglaubigte denkmäler, vor allem die zwar im texte lateinisch abgefasste, aber mit einer menge deutscher eigennamen und manchen andern deutschen wörtern durchzogene heberolle, von der ein stück Lacomblet (im archiv für die geschichte des Niederrheins 2, 217—249), ein anderes Crecelius (*Index bonorum et redituum monasteriorum Werdinensis et Helmonstadensis.* Elberfeld 1864) herausgab. Aus diesen stücken können wir uns nun ein genaues bild, nicht zwar der Werdener mundart überhaupt, aber der Werdener lautverhältnisse machen; und auch hier sehen wir, dass diese lautverhältnisse im Cottonianus genau, und zwar bis auf einzelnheiten genau, widerkehren. Ich will nur einzelnes besonders durchschlagendes anführen. Die Werdener mundart hat die diphthongen altnfr. *ei, ou* bereits in annäherung an das sächsische, zu *ê, ô*, verengt: ebenso der Cottonianus. Altnfr. *uo* schwankt, meist bleibt es in der Werdener mundart, manchmal tritt dafür auch *ô* ein, so findet sich neben *Hruođgêr Hrôđger*, neben *Hruoding Hrôđheri.* Dasselbe schwanken auch im Cottonianus, doch eben auch so, dass *uo* entschieden überwiegt: er schreibt *muod*, neben seltenerm *môd*, *duom*, doch auch *dôm*, *gespuon*, einmal auch *gespôn.* Folgende kleine züge aber sind besonders sprechend. Die Werdener mundart hat zwar das altnfr. *ei*, goth. *ai*, gewöhnlich in *ê* verengt, daneben doch auch einige Male in *â:* neben *Hêlgêr* ahd. *Heilgêr* steht *Hâlagfriđ*, neben *Êkasbeki* auch *Âc-hêm.* Nun sehen wir auch im Cottonianus einigemal dieses *â* = *ê*, ahd. *ei* erscheinen: 1114 *sârag-môd* für *sêrag-môd*, 5082 *arâs* für *arês;* neben *skên* schien 3135 steht *skân* 3145. In der Werdener mundart erscheint bereits einigemal der umlaut von *u* in der schreibung *i*, namentlich im eigennamen *Stikkes-uurđ* neben *Stuccias-uurđ;* dieselbe erscheinung auch im Cottonianus: *drihten* 264 neben *druhtin*, *gefrimid* 43 für *gefrumid.*

Diese züge, die sich ohne mühe vermehren lassen, werden genügen, um klar zu machen, dass der Cottonianus ein Werdener sprachdenkmal ist. Fällt er somit der altniederfränkischen zunge zu, so kann er einer ausgabe des altsächsischen gedichtes nicht zu grunde gelegt werden; der herausgeber muss sich an den altsächsischen codex des Heliand, den Monacensis halten, wie lückenhaft er auch gegen den Cottonianus ist; die lücken muss er eben durch die übersetzung (eine solche ist thatsächlich der Cottonianus) ausfüllen.

Haben wir auf diese weise die sprachformen beider Heliandhandschriften als den orten Münster und Werden eigentümlich erkannt, so

können wir auch eine vermutung wagen, in welcher weise die altniederfränkische umformung des altsächsischen dichtwerkes vor sich gegangen sei. Münster und Werden waren schwesterklöster, beide gegründet von éinem manne, dem heiligen Liudger; als schwesterklöster standen sie in enger verbindung zu einander und in schriftentausch. So konnte es in Werden nicht verborgen bleiben und nicht ohne interesse für dasselbe sein, wenn in Münster ein gedicht wie der Heliand entstand, man bekam dasselbe communiciert, und um es auch für die altniederfränkische umgebung nutzbarer zu machen, um den niederfränkischen bewohnern einen heimatlichen eindruck vom gedichte zu geben, das man sicher auch diesen bewohnern gegenüber zur festigung im christentume verwante, schrieb man es in die dortige mundart um. Das ist die einfache und natürliche erklärung über das verhältnis des Cottonianus zum Monacensis.

Wir scheiden vom verfasser mit dankbaren gefühlen. In den letzten jahren, namentlich seit dem erscheinen meiner Heliandausgabe, sind von seiten einiger in glücklicher dilettantischer unbefangenheit äusserungen über Heliandfragen gethan worden, die einem der sich in die altniederdeutschen verhältnisse etwas eingelebt hat, der sich seine bücher gründlich vorher überlegt, ehe er sie schreibt, der aber nicht die gewohnheit hat, alles was er weiss oder zu wissen glaubt, mit breiter stimme in die welt zu schreien, ein halb mitleidiges, halb ärgerliches lächeln ablockten. Diesen äusserungen gegenüber berührt das buch Windischs wol. Hier ist treue und tiefe forschung in liebenswürdigster form geboten, die resultate derselben stehen unseres erachtens im wesentlichen fest und man kann mit grosser ruhe abwarten, ob jemand gegen das von Windisch gegebene besseres zu leisten im stande ist.

HALLE, IM OCTOBER 1868. M. HEYNE.

DIE ALTSÄCHSISCHE BIBELDICHTUNG

UND DAS

WESSOBRUNNER GEBET.

Ernst Windisch hat in verdienstlicher art mit nachweisung der quellen, aus denen der dichter der altsächsischen evangelienharmonie geschöpft, zugleich die zeit nachgewiesen, in welche wir nun das gedicht mit sicherheit zu setzen haben: um das jahr 830. Demgemäss liegt, chronologisch genommen, keine unrichtigkeit darin, wenn die lateinische prosavorrede die veranlassung des werkes kaiser Ludwig dem Frommen zuschreibt. Und so könnte man, nachdem für den unbekannten verfasser bisher auf den oder jenen älteren namen ist geraten worden, jetzt doppelt leicht auf einen anderen verfallen, der gerade in diese jahrzehende und in den kreis der Ludwig näher befreundeten gehört, auf Bernold, von geburt einen Sachsen (Ermoldus Nig. I, 149), aber bischof zu Strassburg. Denn über ihn berichtet Ermoldus Nigellus I, 153 fgg.:

Sed gens atra nimis, cui præst modo præsul honore,
Divitiis pollens, nescit amare deum;
Barbara lingua sibi, scripturæ nescia sacræ,
Ni foret antestis ingeniosus ei.
Hic populo noto scripturas frangere verbo
Certat et assiduo vomere corda terit;
Interpres quoniam simul atque antestis habetur,
Hic monitando gregem ducit ad astra suum:

worte, die auf eine übersetzung der bibel und zwar so zu deuten scheinen, dass die poetische form nicht ausgeschlossen wäre. Sie meinen jedoch nur predigt in der sprache des volkes: für die blosse erklärung, nicht aber die übersetzung der heiligen schrift wird das brotbrechen auch anderweitig (z. b. von Otfried III, 7, 50 fgg.) als bild gebraucht, und die biblische vergleichung der predigt mit dem werke des ackermannes war so geläufig, dass ein prediger auf lateinisch *spermologus* oder *seminiverbius* hiess (s. du Cange), ohne den tadelnden sinn, den die beiden worte ursprünglich (Act. Apost. XVII, 18) besitzen. Zudem, wenn auch der sächsische dichter mit so viel kirchlicher gelehrsamkeit, wie wir nun alle durch Windisch wissen, seinen stoff handhabte, so war er doch von stand ein laie. Als solchen verrät er sich immer noch genugsam: ein wirklich gelehrter hätte z. b. kaum die hirten auf dem feld in der geburtsnacht Christi zu pferdehütern gemacht (*ehuskalkôs* EH. 388) oder die stelle, wo Hrabanus die drei magier *successores* Balaams nennt (Windisch, der Heliand und seine quellen s. 49), so umgedichtet, wie

er nun z. 569 fgg. thut, oder einen zug, der sonst nur in der legende von pabst Gregor und anderen heiligen vorkommt, auf Christum übertragen und von diesem erzählt, dass der heilige geist in taubengestalt ihm auf die achsel gesessen sei (z. 988: vgl. Ἔπεα πτερ. s. 38). Selbst die worte darüber, wie *thena lêreand skulun fôdean that folkskepi* (1860 fgg.), kommen ersichtlich nur aus dem mund eines fromm dankbaren gemeindekindes, und eben ein solches so gut als ein priester oder mönch konnte in der art, wie z. 5031 fgg. geschieht, auf den von Petrus ererbten primat der päbste deuten. Auch hiezu stimmt widerum die *præfatio* und kennzeichnet den dichter als einen mann aus dem volke, nicht aus dem clerus, und stimmen ebenso die *versus de poeta*, indem sie mit sagenmässiger umgestaltung dasselbe von ihm berichten, was Beda (hist. eccl. IV, 24) von Cædmon, dass er ein bauer und ursprünglich nicht einmal des dichtens und singens fähig gewesen, sondern erst durch ein wunderwort gottes zu solcher kunst und zu diesem werke sei berufen und befähigt worden: ein bericht, den die jüngere redaction der *præfatio*, so wenig er auch mit deren sonstigen aussagen vereinbar ist, anhangsweise in sich aufgenommen hat.

Wenn nun aber, was diese zwei hauptpunkte, die persönlichkeit des dichters und die zeit der abfassung, betrifft, die *præfatio* und die *versus de poeta* der wahrheit entsprechen, weshalb sollen sie in betreff eines dritten, des umfanges nämlich, den das gedicht in seiner vollständigkeit gehabt, so gänzlich unglaubwürdig sein (Windisch s. 12 fgg.)? Beide sprechen, obschon wir einstweilen nur noch die evangelienharmonie besitzen, auch von der bearbeitung des alten testamentes. In der *præfatio* heisst es: *Præcepit — cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus ac novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret. — Igitur a mundi creatione initium capiens — ad finem totius veteris ac novi testamenti interpretando more poetico satis faceta eloquentia perduxit.* Und während dem gegenüber allerdings für die zweifelsfrage raum bleibt, ob der Sachse denn wirklich auch die Paulinischen briefe in deutsche allitterationen übertragen habe, drücken sich die *versus* nicht so im grossen und ganzen aus, sondern bezeichnen als den zweiten, neutestamentlichen theil der dichtung bloss die geschichte des herrn von seiner geburt bis zum erlösungstode, also eben bloss die evangelien:

Cœperat a prima nascentis origine mundi;
Quinque relabentis percurrens tempora secli,
Venit ad adventum Christi, qui sanguine mundum
Faucibus eripuit tetri miseratus Averni.

Mögen auch diese worte, woran übrigens noch zu zweifeln erlaubt ist, in der art ihrer fassung auf einigen versen des altsächsischen gedichts beruhen (z. 38 fgg. Windisch s. 14 fgg.), gegen den sachverhalt selbst, den sie darstellen sollen, ist damit nichts bewiesen.

Wende man nicht (Windisch s. 18) gegen solch ein doppelzeugnis ein, das alte testament, die geschichte der Juden, wäre für die Sachsen nicht geeignet gewesen. Warum für sie dasselbe ungeeignet, was doch Ulphilas für seine Gothen, was auch die angelsächsichen dichter für ihre leser und hörer durften geeignet achten? Wie bestimmend aber in Altsachsenland der vorgang und das vorbild der Angelsachsen wirkte, zeigt uns die evangelienharmonie auf jeder seite; hauptsächlich Werden, die stiftung S. Liudgers, mochte diese einwirkung vermitteln, dasselbe kloster, woher auch, wie es scheint (Heyne, Altniederd. denkm. II, IX), die psalmenübersetzung und erklärung rührte, die nicht viel jünger als die evangeliendichtung ist. Natürlich, das ganze alte testament war nicht in verse zu bringen: hier konnte es nur, ähnlich dem verfahren Cædmons, eine auswahl gelten, die bei dem episch anziehendsten, dem typisch bedeutungsvollsten blieb und somit noch vieles mehr und mit noch gewisserer befugnis übersprang, als das in der evangelienharmonie geschah. *Juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens* sagt die *praefatio*, und über Cædmons dichtung Beda a. a. o. *Canebat autem de creatione mundi et origine humani generis et tota genesis historia, de egressu Israel ex Aegypto et ingressu in terram repromissionis, de aliis plurimis sacræ scripturæ historiis, de incarnatione dominica* u. s. w.

Den verfassern der *præfatio* und der *versus de poeta* hat neben der evangelienharmonie und mit dieser verbunden auch ein alttestamentliches gedicht auf sächsisch vorgelegen: wenn wir das vereinte zeugnis beider in so raum gebender art auffassen, so bleibt kein recht mehr an dessen zuverlässigkeit zu zweifeln, und einzig darin liegt ein irrtum, dass beide, das alte testament und das leben Jesu, von einem und demselben sollen bearbeitet sein. Denn so viel müssen wir zugeben, der dichter dieser evangelienharmonie kann nicht auch den vorderen theil der heiligen schrift gedichtet haben: wie er z. 38 fgg. von der schöpfung der welt und von den weltaltern spricht, deren abgrenzung aus der geschichte des alten testaments entnommen ist, weist er wol ganz allgemein auf dessen inhalt zurück, nicht aber so, dass eine anknüpfung darin läge, eine fortsetzung damit bezeichnet, ja irgendwie nur angedeutet würde, es gebe bereits ein solches gedicht und er kenne dasselbe; aus seiner eigenen feder konnte ein solches um so weniger geflossen

sein, als ihm dann jener verstoss mit Bileam zum beispiel nicht begegnet wäre. Das alte testament war die arbeit eines andern: erwägt man aber, welche ähnlichkeit mit der evangelienharmonie ihm der alles gleich bewaltende stil der allitterationsdichtung verleihen muste, so wird es begreiflich und mehr als verzeihlich, dass ein fremder dritter, der beide hälften dieses bibelwerkes in Einem bande zusammen fand, sie beide für das werk eines einzigen ansah und nun auch von der vorderen meinte, sie sei, wie er das eigentlich nur von der zweiten wuste, unter Ludwig dem Frommen und auf dessen geheiss gedichtet worden.

Sie war jedoch um einiges früher abgefasst. Irre ich nämlich nicht (aber ich hege die ansicht schon seit längerem und habe sie „erdauern“ können), so besitzen wir einen überrest dieses sonst verlorenen teiles der dichtung noch, den anfang derselben, zwar in hochdeutsch umgeschrieben, aber zug für zug noch mit voller erkennbarkeit des unhochdeutschen grundes. Ich meine die verse, die in dem sogenannten Wessobrunner gebet vor den in prosa gebrachten bittworten stehn, in der handschrift die elf ersten zeilen und den anfang der zwölften. Sie lauten nach dem neuesten und besten facsimile, das wir haben, dem von Gessert in Naumanns Serapeum II (1841), 8,

Dat gafregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuas. noh uf himil. noh paum
noh pereg niuuas. ninohheinig
noh sunna nistein. noh mano
niliuhta. noh der março seo.
Do dar niuuiht niuuas enteo
ni uuenteo. enti do uuas der eino
al mahtico cot. manno miltisto.
enti dar uuarun auh manake mit
inan. cootlihhe geista. enti cot
heilac.

Die handschrift ist vom jahr 814 (Gessert s. 6): die aufzeichnung des bruchstückes fällt somit in eine zeit, die der evangelienharmonie um mindestens zwei jahrzehende vorangeht, in der aber doch altsächsische bibeldichtung, durch einen mann etwa wie jenen Bernold, *quem Carolus sapiens — doctrinæ studiis imbuit atque fide* (Erm. Nig. I, 147), bereits wol denkbar und angelsächsischer einfluss auf dieselbe doppelt erklärlich ist. Ich gewahre aber solchen, ganz abgesehen von einer eigenheit bloss der aussprache, dem *gafregin* z. 1, das näher bei angelsächsischem *gefrägn* als bei altsächsischem *gifragn* liegt, namentlich in dem

ausdrucke *geista* z. 11, der wol den Angelsachsen, niemals aber dem dichter der evangelienharmonie so viel als engel bedeutet, und diese bedeutung kann hier allein doch gelten. Bei einigem andern, das man geneigt sein könnte ebenso aufzufassen, geschähe das nicht mit der gleichen berechtigung; noch weniger wäre es gestattet das bruchstück ganz und unmittelbar auf angelsächsischen ursprung zurück zu führen: solch einer vorlage gegenüber würde die hochdeutsche umschreibung wesentlich anders ausgefallen sein, wir würden da z. b. gleich in der ersten zeile kein *firahim* lesen.

Die verse bilden, weit davon entfernt so, wie einst die brüder Grimm und Massmann gemeint, noch heidnisch zu sein, den eingang zu einer schöpfungsgeschichte auf grund der bibel; sie schildern das nichts, das, während nur noch der einzige gott mit seinen engeln da war, der welt vorangegangen, und schildern es so, dass darauf die schöpfung selber muste erzählt werden. Denn es wird schritt für schritt fast eben das alles und in eben derselben reihenfolge als noch unvorhanden aufgeführt, was nachher ein tag der schöpfung nach dem andern bringen soll, und nur die stellung, welche das meer erhält, weicht erheblicher von der Genesis ab. Hier (z. 6) wird damit, dichterisch, malerisch, der schluss gemacht: zuletzt nach allem sieht man das gröste, das es hienieden gibt, die weite fläche der see, die gebirge und himmel widerspiegelt und in sonnen- und mondschein leuchtet und wie der mond. *Noh mâno ni liuhta noh der mâreo sêo*, es ist das kein zeugma wie dort in der verwanten stelle Otfrieds II, 1, 36 *Sô waz sô himil fuarit joh erdûn ouh biruarit joh in sêwe ubar al, got detaz thuruh inan al:* das Abecederium Nordmannorum sagt ja ebenfalls *lagu the leohto. Der mâreo sêo*, das herrliche, das gewaltige meer: auch der geist des Sachsen, der die evangelienharmonie gedichtet, hat dieses bild mit heimatlicher vorliebe in sich aufgenommen: er hebt sich auf die höhe seiner kunst, wo es seeschifffahrt und seesturm zu schildern gilt (2233 fgg. 2907 fgg.), und das salz des evangeliums, das die menschen zertreten (Matth. V, 13), liegt ihm am gestade des meers, im ufersande: z. 1370. 1373.

Aber auch ohne dass wir die voraussicht auf die schöpfungsgeschichte, die noch folgen sollte, mit in anschlag bringen, ist das geordnete gleichmass, womit der dichter unserer verse auf die welt hin blickt, nicht zu verkennen. Zuerst die zwei hauptbegriffe *ero* und *ûfhimil*, dann dem *ero* entsprechend *paum* und *pereg*, dem *ûfhimil* aber *sunna* und *mâno*. Diese gliederung ist so einleuchtend und natürlich, dass Grein gewiss gefehlt hat, indem er (Pfeiffers Germania X, 310) hinter *noh paum noh pereg* ergänzen wollte *noh pulga* d. i. woge, und dann *ni sand nohheinig*.

Wol mag es auch in der Völu spâ heissen (str. 3) *vara sandr né sær né svalar unnir:* aber was da zusammensteht, gehört auch von natur wegen so zusammen, ufersand und see und kühle wogen; wie jedoch passt die woge zu baum und berg und der sand zu sonne und mond, und das meer erst später? Es ist, damit der vers sich fülle, ein anderes wort vor *sunna* und *mâno* einzuschalten: wir werden nachher erörtern, welches; und allerdings wird, gleichfalls um des versbaues willen, auch zwischen *paum* und *pereg* noch ein wort verlangt. Sonst zwar und der sache nach sind schon diese zwei, ja schon eines davon ist genug um den begriff der erde zu vertreten oder ihn doch mehr zu veranschaulichen. Die berge, oder berge und hügel, oder berg und thal in der lateinischen redensart *maria montesque polliceri* (Sal. Catil. 23); im Orendel 3443 *ein hêrre über berc unde tal, über wazzer und luft über al*; in den sprüchen Salomonis VIII. 25 flg. (berge — hügel — erde); in Cynevulfs Christ 968 *eordhan mid hire beorgum and upheofon torhtne mid his tunglum.* Die bäume, oder mit einer besonderung, die noch stärker versinnlicht, die eiche, oder malerischer laub und gras in der Offenb. VII, 1, 3 (erde — meer — baum) und VIII, 7 (erde — bäume — gras); bei Tibull I, 4, 65 *dum robora tellus, dum cælum stellas, dum vehet amnis aquas;* im Freiberger stadtrecht 194 *den vride, den der keiser geboten hât, di vursten gelobit haben, die lantherren gesworn haben, daz he den stête wolle halden, di wîle eiche unde erde stêt*; in Richthofens fries. rechtsquellen 46, 31 und 47, 15 (von einem begrabenen) *under êke and under erthe;* in einem judeneide der Görlitzer handschrift des weichbildrechtes (glosse zu art. 133) *daz dich got schende, der hymel und erde geschaffin hot und dorczu laup und graz;* in dem judeneide von Erfurt (leseb. I, 317) *der got, der himel unde erdin gescûf, loub, blûmen unde gras, des dâ vore nine was;* ähnlich in anderen dergleichen stücken. Beide endlich, berg und baum, oder berg und wald u. s. f. zusammen, in dem althochdeutschen gedicht vom jüngsten tage (leseb. I, 78) *sô daz Êliases pluot in erda kitriufit, sô inprinnant diê pergâ, poum ni kistentit einîc in erdu;* im K. Ruther 4404 *beide berc unde walt scûf her und die lufte*; in dem judeneide des Schwäbischen landrechts 215 *der got, der dâ geschuof himel unde erde, tal unde berge, walt, loup unde gras;* in anderen mit verrückungen, die theils durch den reim, theils dadurch veranlasst sind, dass man meinte neben der erde noch die übrigen elemente eigens bezeichnen zu sollen: so in dem einer Strassburger handschrift (Johanniterbibl. A 94) *sô dir helfe der got, der beschuof himel unde erde, tal unde berge, alse du reht habest, der got, der beschuof luft unde tuft, loup unde gras, dez ê niut enwas,* und dem, der in der Berliner handschrift des Sachsen-

spiegels von 1369 hinter der vorrede zum landrecht steht, *Dat di god sô helpe, de selve god, de dâr liet werden unde geschûp hemel unde erde, berch unde dal, vür, water unde luft, lôf unde gras, unde dar tô alle ding.* Unmittelbar aber hinter der angeführten althochdeutschen stelle heisst es weiter *stein ni kistentit*, und dies und kein anderes wort denn wird es auch sein, das in unserem bruchstück zwischen dem baume und dem berge fehlt: *noh paum noh stein noh pereg ni uuas.* So verbindet auch die evangelienharmonie z. 3118 *stên endi berg*, und die Völu spâ, wo sie zuerst von der weltschöpfung, dann aber (eben wie dort die offenbarung Johannis und der althochdeutsche dichter) von dem abschliessenden gegenbilde derselben, dem weltuntergange, spricht, hat str. 4 die zeilen *sôl skein sunnan â salar steina: þâ var grund grôin grœnum lauki*, dann str. 51 *griotbiörg gnata* und 52 *stynja dvergar fyr steindurum veggbergs vîsir.* Uebrigens ist das *noh stein* (auf sächsisch mochte es eher *nî stên* heissen) doch vielleicht nicht ganz ohne spur verloren gegangen: es scheint dem schreiber noch im sinne zu liegen, wenn er gleich nachher z. 5 *nistein* für *niscein* setzt.

Ein eingang also zu der geschichte der schöpfung, auf die noch, wo man das gedicht vollständig las, diese selber folgte. Und da kaum denkbar ist, es werde jemand bloss die schöpfung gedichtet, nicht aber weiter in dem buche der genesis und so fort gelesen und das gelesene deutsch umschrieben haben, so besitzen wir in diesen versen zugleich den ersten eingang einer übertragung des ganzen alten testamentes, zum mindesten doch dessen hervortretendsten theilen nach.

Hiebei müssen wir dahin gestellt sein lassen, ob dem schreiber zu Wessobrunn die ganze dichtung oder bloss dieser abschnitt derselben zugegangen sei: ob aber schriftlich oder durch mündliche mittheilung, darüber kann weniger zweifel walten: mehr als einer der fehler, die er macht, und darunter ein hauptfehler, ist nur aus dem ersteren wege zu erklären.

Und es gieng ihm von dem verfasser selber zu, wie das wort zeigt, das er über seine abschrift setzt, *De poeta.* Denn ich wage doch kaum zu vermuten, er habe etwa zuerst jene *Versus de poeta* widergeben wollen, es seien also dieselben schon damals, schon im jahre 814, vorhanden gewesen, und was sie erzählen, habe ursprünglich nur auf den dichter des alten testamentes bezug gehabt. Alsdann müsten sie ursprünglich auch mit z. 30 geendigt haben und die vier, welche jetzt noch folgen, ein jüngerer zusatz sein: allerdings wol möglich bei diesem gedichte, das im eingange zwar auf das breiteste angelegt ist, dann jedoch immer schmäler und kürzer zusammenschrumpft.

Ich habe nunmehr zu beweisen, dass der *poeta*, von welchem der Wessobrunner mönch das deutsche gedicht oder gedichtstück erhalten, kein näherer landsmann desselben, dass er kein Oberdeutscher, sondern ein Sachse gewesen sei. Und es ist nicht schwierig das darzuthun: so vieles kommt in diesen wenigen zeilen vor, das entschieden sächsisch, den oberen mundarten aber und ihrer dichtung fremd ist, und ebenso ist einer der stärkeren mängel, die der schreiber verschuldet hat, nur dann wider gut zu machen, wenn man die hilfe in der sprache der Sachsen sucht.

Eine vorbemerkung, die hier notwendig ist, kann ich gleich an das erste wort anknüpfen. Die Angelsachsen, welche die abrenuntiatio diaboli und die zweite der Basler arzeneivorschriften (leseb. 1, 19 u. 56) aufgesetzt, folgten hochdeutschen vorlagen und hielten, da es ihnen weder auf durchgreifende übertragung derselben in die eigene mundart noch auf genaues abschreiben ankam noch anzukommen brauchte, je nach zufall die hochdeutschen worte und laute und flexionen fest, z. b. *forsachistu, gotes*, theils brachten sie ihre angelsächsischen mit hinein, z. b. *allum, and,* theils und noch mehr geriethen sie in eine mischung beider, z. b. *genotas.* Dasselbe verhältnis in dem von einem Sachsen geschriebenen Hildebrandsliede: *ik, dhat, seggen, urhêttun* (leseb. 55, 22 fg.) sind ihm sächsisch geworden, mitten darunter jedoch sind *gihórta* und das reflexivum oder reciprocum *sih,* beide nur hochdeutsch, stehen geblieben, oder weiterhin (59, 22) *reccheo*, mitteninne zwischen *rîche* und *wurti*, allitterierend auf das erstere und nicht in *wrekkeo* verändert. Umstände ganz anderer art und darum auch ein ganz andres verfahren zeigen sich uns bei dem mönche von Wessobrunn. Da er die verse, die er aus sächsischer hand empfangen, einem hochdeutschen gebet als einleitung und begründung wollte vorangehn lassen, muste er sie in sprachlichen einklang mit dem letzteren bringen: er setzte deshalb, wenn er auch sonst kaum irgendwo und irgendwie absichtlich änderte, wenn er auch nicht gemeint war die ihm überlieferten worte umzutauschen, doch deren form, die laute, die flexionen, durchweg in die ihm selbst gewohnten um, und es war wenigstens nicht die schuld seines willens, dass ihm das nicht überall gleich gut gelang. Darum, mag jener Angelsachse auch unangelsächsisch mit *Forsachistu* beginnen, dürfen wir das wort, das hier den beginn macht und in der zweiten zeile widerkehrt, wir dürfen *dat* nicht ebenso für unhochdeutsch, nicht für ein gemisch aus hochdeutschem *daȥ* und sächsischem *that* ansehen. Zwar heisst es inmitten der beiden *dat* mit hochdeutschem *z*-laut *firiuuizzo* und in der nachfolgenden prosa dreimal *za:* man beachte jedoch, es ist ein anderes

z, das so wie sonst im hochdeutschen angewendet, und ein andres, an dessen stelle der ursprüngliche *t*-laut unverschoben behauptet wird, und so gut Alamannen und Baiern des zwölften, dreizehnten jahrhunderts hie und da noch bei dem letzteren bleiben (*satte* und *gesat* sind organischer weise nur so viel als *saȥte*, *gesaȥt*, nicht aber aus *sazte*, *gesazt* entstanden), ebenso gut lässt sich dasselbe in bairischer mundart um das jahr 800 und da noch mit vollerem gleichmass durchgeführt denken. Später in schriften des mittleren Deutschlands finden wir neben sonst beständig gebrauchtem ȥ gleichwol noch mit *t* das pronomen *dit* und überall und von anfang an worte wie *bate, pittar*, *lotar, hlûtar* u. dgl., die ebenfalls, wenn sie ganz mit der übrigen sprache gegangen wären, ein ȥ haben müsten.

Dat also wollen wir nicht für sächsisch ansprechen, wol aber *gafregin,* das hochdeutsch genommen ein unwort ist; wäre auch wirklich dem gothischen *gafraihnan* ἀκούειν ein hochdeutsches *gafreganan* nachgefolgt, *gafregin* müste alsdann in doppelt befremdlicher weise für *gafreganu* gesetzt sein. Es ist aber gar nicht als solch ein verdorbenes præsens aufzufassen, sondern lediglich als herübernahme jenes aorists *gifragn gefrägn*, mit welchem die sächsische und angelsächsische epik auch da, wo sie geistlichen stoff aus doch geschriebenen quellen schöpft, die einzelnen glieder der dichtung anzuheben und so von vorn herein und immer aufs neue die glaubwürdigkeit des erzählten zu bekräftigen liebt: die entsprechende hochdeutsche formel wird mit dem zeitworte *hören* gebildet, das den Sachsen in dieser anwendung fremd ist. *Gefrägn ic*, *ik gifragn*, jenes erscheint regelmässig mit vorangehendem *thâ*, dieses mit *thâr* oder *thô* oder *sô* verbunden: in unserm gedichte von der schöpfung, das noch nicht rückwärts deuten und anknüpfen konnte, war keine dieser partikeln brauchbar, sondern einzig ein vorwärts deutendes *dat.* Man könnte damit den eingang des Hildebrandsliedes zusammenstellen, *Ik gihôrta dhat seggen:* aber *hœren* nimmt ebenso wol, wenn es weit innerhalb einer dichtung steht, dies pronomen zu sich: *daȥ hôrtih rahhôn diâ weroltrehtwîson* leseb. I, 77, 38. Endlich noch, wenn der Wessobrunner *gafregin* schreibt, so muss er das wort auch gelegentlich und zwar auf angelsächsisch haben aussprechen hören, mit der brechung *gefrägn:* er macht sich daraus einen durch *i* begründeten umlaut *e.*

Die altsächsische evangelienharmonie braucht von einem substantivum, dessen nominativ der einzahl, falls er vorkam, nur *firih* lauten konnte, oft widerholt den pluralischen genitiv und dativ *firihô* oder *firiô*, *firihun firihon firion*, letzteren namentlich in dem ausdrucke *mid firihun* unter den menschen, wie es anderswo *mid mannun* heisst und *mid*

eldiun; auch das angelsächsische kennt, zugleich mit beständiger abwerfung der bildungssilbe, nur den pluralis *firas* u. s. w. Die althochdeutschen quellen aber bieten das wort im ganzen nur zweimal, *virihô* leseb. 79, 2 (die handschrift mit verteilung in zwei zeilen *ur* | *ho*) und *fireô* 57, 13. Denn verschieden von diesem masculinum, obwol damit verwant, ist das neutrum *firihi: smala firihi* oder zusammengesetzt *smalafirihi* die verdeutschung von *vulgus* (sprachsch. III, 683). Dies letztere nun mag dem Wessobrunner bei seinem *firahim* in den sinn gekommen sein: es wäre das ein dat. plur. der art wie *nezzin, wîzin* u. dgl. im Ammonius. Wie ungehörig aber hier, ja wie unmöglich ein plural von diesem worte, und wie entstellt dasselbe zugleich mit seinem *ah* für *ih!* Es hat eben auch noch *ferah* mit herein gespielt. Sichtlich hatte hier der schreiber ein wort vor sich, das er nicht kannte, nicht verstand und darum auch nicht einmal recht las, eben jenes altsächsische *firihun.*

Z. 2. *firi uuizzo.* Im Althochdeutschen giebt es nur ein mit *i* gebildetes *firiwizzi,* welches als neutrum belegt, indess auch als femininum, mit langem *î*, wol denkbar ist. Altsächsisch aber heisst es *firiwit,* ein neutrum wie das angelsächsische *fyrvet.* Auch an unserer stelle ist nur der genitiv plur. solch einer kürzeren neutralform anzunehmen, nicht zwar wegen des neutralen *meista:* denn auch mit genitiven andern geschlechtes kann ein neutraler superlativ verbunden werden, man fasst ihn dann selber als ein substantivum auf: *mannô liobôsta* Otfr. I, 22, 43. *tôdô wirsesta* Notk. ps. XXXIII, 22. *willeônô mêsta* EH. 603. 4026. 5927. *gumônô betsta* 2432. 3685. 5489, womit auch *furista,* ohne einen derartigen genitiv dabei und doch von männlichen personen gebraucht (Otfr. IV, 16, 24. Ammon. XCIV, 3. EH. 3556), zu vergleichen ist; und so durfte selbst dann, wenn *firiwizzi* weiblich war, ganz wol daneben das neutrum *meista* stehn. Aber in der mundart eines mannes, der *enteô* und *wenteô* flectierte (z. 7. 8), hätte dieser casus auch von *firiwizzi,* gleich viel ob das ein femininum oder neutrum, *firiwizzeô* lauten müssen. Er schreibt *firiuuizzo,* weil er in seiner vorlage *firiuuitto* las. Und zwar hat das wort hier noch die vollere bedeutung wunder: die evangelienharmonie verwendet es bereits mit derselben abschwächung wie Otfried sein *firiwizzi,* wie aber auch *wuntar* als einen ausdruck gleichsam unpersönlicher art: *ûs* (dat.) *is thes firiwit mikil* wir möchten das gerne hören EH. 4294; *thiô armilîchûn wizzî was thes thô firiwizzi, was si es wuntar thrâto joh frâgêtun therô dâtô* Otfr. III, 20, 41.

Ero hat sich bisher weder sächsisch noch hochdeutsch irgend sonst gezeigt; im anfange des prosagebetes steht *erda.* Gleichwol halte ich das wort für keinen fehler, nicht dass ich es, wie im mhd. wörterb. I,

50 a geschieht, mit dem *ere* d. i. ackerland der bücher Mose (Fundgr. II, 74, 14) oder wie Schmeller II, 236 mit der glosse *solum hero* in verbindung brächte: denn jenes *ere* ist ein femininum und sein *e* aus *a* umgelautet, mit *hero* aber ist, worauf bereits Graff hindeutet (sprachsch. IV, 999), unzweifelhaft *herd* gemeint; sondern weil die partikeln *ioner* und *nioner* nur dann etymologisch zu verstehen sind, wenn man so wie Jac. Grimm (gramm. III, 221) sie auf ein älteres *éo in eru*, *néo in eru* zurückführt.

Z. 3. *uf himil.* Das althochdeutsche kennt die partikel *ûf* nur in dem sinne der richtung und bewegung und hat demgemäss auch keine zusammensetzung, in welcher dieselbe ein verweilen am ort bezeichnete. Wol aber so die sächsischen sprachen und die des nordens. Wie da, im angelsächsischen, *up* zugleich so viel als oben ist, erscheint es mit eben dieser bedeutung in mehr als einem compositum, z. b. altnordisch *uppheim*, altsächsisch *upôd*, angelsächsisch *upengel*, *uplyft*, *uprôdor;* erst daher wird dem althochdeutschen sein einziges wort der art, *ûflîh*, die übersetzung von *supernus*, *sublimis*, gekommen sein: angelsächsisch *uplîc.* Das hauptbeispiel aber ist der sinnlicher belebte ausdruck für himmel, angelsächsisch *upheofon*, altnordisch *upphimin*, altsächsisch *uphimil: eorđe and upheofen* ps. CI, 22. *iörđ né upphiminn* Völu spâ 3. *erđa endi uphimil* EH. 2887. Hieraus denn ist das wessobrunnische *ûfhimil* einfach umgeschrieben.

Z. 4. *Ni* muss hier wie in der achten zeile den sinn von *noch* als bindewort besitzen, wo es eine apocopierung aus gothischem *nih*, das *i* mithin gedehnt ist. In diesem sinne widerum ein dem althochdeutschen fremdes wort, desto mehr altsächsisch, nur dass im altsächsischen der vocal gewöhnlich, wie im angelsächsischen immer, zu *e* abgeschwächt erscheint. Die dem hochdeutschen entsprechende vollere form *noh* ist dem altsächsischen höchst ungeläufig, die EH. bietet dafür nicht mehr als zwei belege, und sie hat deshalb in der urschrift unseres stückes schwerlich so oft als jetzt in der abschrift (sechsmal) gestanden. Ob wir aber wagen dürfen nun all diese *noh* ohne weiteres gegen *nî* oder etwa auch gegen *nek*, dessen seltneres synonym (eine zusammenziehung, wie es scheint, aus *ni* und *ôk*), zu vertauschen?

Hinter *ni* sodann ist die ergänzung eines wortes, des substantivums zu *nohheinig*, erforderlich, das dem schreiber in der feder geblieben oder über das er dahingegangen ist, weil er es nicht verstand, eines wortes, das zugleich mit *sunna* z. 5 allitteriere, nicht mit *scein:* denn auf dieser einsilbigen schlusshebung wäre ein gleichlaut unzulässig. Und

was ergänzt wird, muss ein ausdruck für stern sein, nach Gen. I, 16; vgl. Völu spâ str. 5 *Sôl þat ne vissi, hvar hon sali âtti; mâni þat ne vissi, hvat hann megins âtti; stiörnur þat ne vissu, hvar þær staði âttu.* *Sterro* selbst aber, wie das die evangelienharmonie z. 4314 (nach Matth. XXIV, 29) neben *mâno* und *sunna* stellt, würde wider zu jener allitteration nicht taugen. So bleibt als hilfe nur Ein wort übrig, das zwar die evangelienharmonie zufällig bloss in der adjectivischen weiterbildung *swigli*, die dichtung der Angelsachsen aber in der substantivform selbst gewährt: es heisst da *svegl*, auf sächsisch also *swegal*. *Svegl* ist sowol lichthimmel als himmelslicht; in letzterer wendung des begriffes wird vor allen die sonne (vgl. *swigli sunnûn lioht* EH. 3578. 5784 oder kürzer bloss *swigli lioht* 5627), eigentlich jedoch und ursprünglich gewiss nicht sie allein so genannt, vielmehr wird es damit wie mit dem altsächsischen *tungal*, angelsächsisch *tungol* sich verhalten haben, das die bedeutungen stern, mond, sonne, himmel insgesamt umfasst. Um so geeigneter war der ausdruck in einer geschichte der schöpfung so wie hier voranzutreten: er gab nun zugleich den allgemeineren begriff himmelslicht und, da sodann sonne und mond noch eigens benannt werden, den besonderen, stern. Das zahladjectivum dazu, *nohheinîg*, konnte aber auf altsächsisch nicht so lauten: der gewöhnliche sprachgebrauch verlangt dafür, um eine silbe kürzer, *ênîg; nigên*, das von vorn dem *nohheinîg* ähnlicher sähe, würde einen bedenklichen reim mit *scein*, altsächsisch *scên*, herstellen. Also *ní swegal ênîg*.

Z. 6. *marę̧o:* hier ist die feder etwas vorausgeeilt, denn das ę̧ passt eigentlich nur für das folgende *seo*. Im hochdeutschen haben erst spätere zeiten die anwendbarkeit dieses adjectivums so erweitert, dass z. b. Walther 93, 12 sagen konnte *diu linde mære* und 54, 20 *mîn pferit mære*. Wie viel freier und reicher darin die altsächsische gleich der angelsächsischen dichtung war, so dass für sie auch *der mâreo sêo* nichts ungewöhnliches hatte, zeigt uns der erste blick in die wörterbücher. Aus der evangelienharmonie vergleicht sich besonders nahe z. 1305 *thié môtun thie mârion erda ofsittian:* Matth. V, 5 *ipsi possidebunt terram*. Also *mâreo* mit festgehaltenem *e* für *i* wie nachher in der prosa *willeon*. Indessen völlig trifft diese vergleichung doch nicht zu. Althochdeutsch *willeo*, *willeon*, *willeônô*, *willeôm*, alles das sind auch sonst mehrfach belegte formen: belege jedoch für *mâreo* giebt es nirgend, es wird überall nur mit ausstossung des bildenden vocales *maro* oder auch *marro* u. s. f. gelesen. Und so hat der schreiber wol nur deshalb *mareo* gesetzt, weil er das oder *mario* (altsächsisch ist beides)

in seiner urschrift fand, wie er aus gleichem anlasse, aber umgekehrt, z. 2 *firi uuizzo* setzt, nicht *firiuuizzeo.*

Z. 7. *niuuiht.* Die behauptung Jac. Grimms (gramm. III, 65), *niwiht* als der voll substantivische ausdruck für *nihilum* dulde kein *ni* beim zeitwort des satzes, wird durch mehrfache beispiele nicht allein aus mittelhochdeutscher zeit (Windb. ps. CXVIII, 87 *daz me gibiderbet, unze iz newiht ist, unze iz ze niehte ne wirdit;* Walth. 9, 22 *si endiuhten sich ze nihte;* Singenb. 209, 5 *sô weiz ich, daz ich niht enwas und niht enwirde:* vgl. Fundgr. I, 272), sondern auch schon aus althochdeutscher widerlegt: s. sprachsch. I, 732. Gegen den hochdeutschen sprachgebrauch wäre also *niwiht ni was* durchaus kein verstoss und eine änderung etwa in *niowiht* (nihil unquam) oder, wie Grein gewollt, (Germ. X, 310), in *iuwiht* d. i. *iowiht* unnütz; zudem würde damit bei dem überwiegenden tone, den in *iowiht niowiht* die partikel besitzt (in *niwiht* trägt ihn der zweite bestandteil), die allitteration beeinträchtigt: denn diese verlangt auf *wiht* eine starke hebung. Oder ist die meinung Greins, *iuwiht* solle mit *enteô, was* mit *wenteô* allitterieren? Sein wort „wodurch die allitteration vollständig geregelt ist," deutet davon nichts an. Wenn aber das stück altsächsischen ursprung hat, dann freilich kann *niwiht* kaum behauptet werden: auf altsächsisch kommt diese zusammensetzung erst einige wenige mal in den psalmen und da mit solcher verwechselung und verwirrung vor, dass *niwiht,* adverbial abgeschwächt, die verdeutschung von *non, niewiht* dagegen die von *nihilum* ist, im ersteren falle somit eigentlich *niewiht* und im letzteren *niwiht* zu erwarten wäre. Sonst aber nirgend ein sächsisches *niwiht.* Es wird in der vorlage des Wessobrunners einfach *uuiht* gestanden haben: er schrieb dafür *niuuiht*, weil ihm auf hochdeutsch das geläufiger war, oder weil ihn das gleich folgende *niuuas* beirrte.

Z. 7. 8. *enteo ni uuenteo.* Neben diesem hochdeutschen *wentî* (das zusammenstehen mit *enti* und die gleiche biegung mit demselben nöthigen uns nicht das wort ebenfalls für ein neutrum zu halten: im mittelhochdeutschen hat es weibliches geschlecht) neben *wentî* ist zwar ein sächsisches *wendî* noch nicht aufgefunden: aber die annahme eines solchen hat in sich nichts widerstrebendes, um so weniger als das spätere niederdeutsch es kennt. Dazu die reimformel, welche die zwei synonyma hier bilden. Abgesehen von Otfrieds *in felde joh in walde* (I, 1, 62. vgl. Haupts zeitschr. II, 138 fg.), dessen gleichklang nur halb und somit vielleicht bloss zufall ist, sind die gereimten verbindungen nahverwandter oder entgegengesetzter begriffe für das hochdeutsche

nicht früher als seit dem übergange in das zwölfte jahrhundert nachweisbar, wo in dem jüngeren Physiologus als das erste beispiel der art die adjectiva *guot unte fruot* begegnen (Fundgr. I, 23, 27): denn *liste* und *wiste*, das Jac. Grimm rechtsaltert. s. 13 bereits aus dem Sanctgallischen Marcianus (s. 104 Graff) anführt, ist da gar nicht zu dem, was man eine formel nennt, vereinigt, eben so wenig als im Boethius s. 169 *kân* und *kestân*. Desto häufiger ist dergleichen von anfang an im norden und bei den Angelsachsen: zahlreiche belege (und die zahl könnte leicht noch sehr vergrössert werden) in Jac. Grimms Andreas u. Elene s. XLIII; dann auch friesische beispiele: *wêd and skrêd* Richth. 445, 16 u. a.; ein altsächsisches *grôni endi skôni* EH. 4238. *Ende* und *wende* aber stellt noch jetzt die volkssprache Niederdeutschlands zusammen: *van ende tô wende* (von anfang bis zu ende) Brem. wörterb. I, 307; und im mittelalter ein dichter, der halb und halb auch dorthin gehört, der Meissner: *Got vater — du wende ân ende endehaft* v. d. Hagens MS. III, 93 b. Ausserdem bei Oberlin sp. 1983, ohne angabe jedoch woher, die dreigliedrige zeitwortformel *stossen, enden und wenden*.

Z. 8. *enti*. Hiemit steht es wie vorher z. 2 mit *ero*: in dem sinne wie hier gebraucht, um an einen temporalen vordersatz den nachsatz, also an einen nebensatz den hauptsatz anzuknüpfen, ist *enti* gleichermassen im sächsischen wie im hochdeutschen unerhört (das mittelhochdeutsche wörterb. III, 183 b führt ein einziges und deshalb nicht verdachtloses beispiel aus einer mitteldeutschen predigt des vierzehnten jahrhunderts an), und es kann damit nur von auswärts her das griech. *καὶ τότε* und *καὶ ἰδού* (z. b. Act. Apost. I, 10) und das provenzalische und italiänische *e* nach sätzen mit *come* oder *quando* oder *se* u. s. f. verglichen werden: z. b. *e can fos en la crotz d'espinas coronatz, e Longis vos tranquet d'una lansa 'l costatz* Ferabras 1447. *e se non fosse per fà mormorare, e sempre apresso te vorei venire* in einem römischen ritornell. Hier gilt indes eine eigentümlichkeit, welche bereits diese beispiele zeigen: auch dem ersten satze pflegt ein *e* voranzugehn und so die unlogische gleichstellung der beiden satzglieder noch nachdrücklicher zu machen. Unter solchen umständen möchte man am liebsten vermuten, auge und hand des schreibers seien durch das *enteo* (altsächsisch *endio*) grade vorher oder das alsobald nachfolgende *enti dar uuarun* irre geführt worden, und er hätte an diese stelle eigentlich gar kein *enti* setzen sollen.

Z. 9. *manno miltisto*. *Milde* als unmittelbares beiwort zu dem namen Gottes haben die Angelsachsen überhäufig und hat auch die alt-

sächsische evangelienharmonie z. 3240, während die althochdeutsche Otfrieds bloss die aufgelöstere verbindung *thiu druhtines miltî* (III, 10, 15) u. dgl. kennt. Aber *mannô miltisto*, obschon damit ebenfalls Gott gemeint ist (in Cædmons Exodus 549 ist Moses *manna mildust*), darf bedenken erregen. Wenn der Sachse EH. 821 die mutter Maria ihren zwölfjährigen sohn *mannô liobôsto* anreden lässt, und wenn es ebenso bei Otfried heisst (I, 22, 41 und 43) *Sô siu gisah then liobon man int iru thaz herza biquam, thô sprah si zi themo kinde mit gidrôstemo sinne „Wio ward, thaz ih ni westa, mannô liobôsta, thaz thu hiar irwunti mir untar theru henti?“* so ist diese übereinstimmende sprechart beider daraus zu erklären, dass es allgemeinere sitte der zeit gewesen auch den noch unmündigen sohn in liebreichem scherz einen mann zu nennen: vgl. *barn — kindjungé man* EH. 750. 2161; und nur eben daher können die häufigen mit *man* gebildeten kosenamen (s. Förstemann I, 902 fg.) rühren, denen für töchter, für frauen die mit *wîb* (ebd. s. 1289 fg.) zur seite stehn. In ihrer quelle (Luc. II, 48) hatten beide das einfache *fili* vor sich. Insofern tragen jene zwei stellen zur deutung unseres *mannô miltisto* nichts bei. Auch nicht die zahlreicheren andern derselben gedichte, an denen von Christo widerum die ausdrücke *liobemo manne, themo liaben manne* (O. V, 4, 14. 7, 42) oder *gumônô, thiodgumônô bezto* oder kurzhin bloss *thiodgumo* (EH. 2576) gebraucht werden: denn da ist überall von dem sohne gottes die rede, der noch als menschensohn auf erden wandelt oder eben erst als mensch gestorben ist. Und auch nicht die im Orendel z. 3450, wo der pförtner gott anruft *himelischer man*, noch die in einem gedicht des Liedersaales (I, 367) von Jesus Christ, *der ein man ob allen mannen ist*, noch die spätere in dem vierten passionsgrusse Paul Gerhardts *Ich grüsse dich, du frömmster mann:* denn auch hier wird auf die menschwerdung, hier die vormalige menschwerdung gottes gezielt, in dem gedicht des Liedersaales überdies mit anknüpfung an das prophetische gleichnis von dem einen manne und sieben weibern (Jes. IV, 1). Nach altkirchlicher lehre ist allerdings die schöpfung der welt durch das wort (Ev. Joh. I, 1—3), das licht (ebd. 10), die weisheit (spr. Sal. III, 19), durch den sohn also (Ephes. III, 9. Coloss. I, 16. Hebr. I, 2 fgg.), den später mensch gewordenen, geschehen: aber es wäre doch eine starke prolepsis ihn deshalb schon bei der schöpfung selbst, ja, wenn wir es genauer mit unseren versen nehmen, schon für die zeiten vor der schöpfung mensch zu heissen. Oder sollen wir den schwierigkeiten, die so dem verständnisse den weg vertreten, damit ausweichen, dass wir das gedicht eben doch wider für ein heidnisches und als ein hauptmerkmal des heidentumes gerade diese bezeichnung der gottheit mit dem beiworte *mannô*

miltisto erkennen? Aber einen athemzug vorher ist die gottheit sehr unheidnisch *der eino almahtico cot* genannt worden, und selbst ein heide würde die gottheit, welche die welt erschafft, nie in der art zu den menschen zählen. Oder uns kurz entschliessen und in *manno* nur einen schreibfehler sehen, der in *mannon* zu bessern sei? So mit dativischer bekleidung heisst ja auch Beovulf z. 3182 *mannum mildust*, und während der erste satz des nachfolgenden prosagebetes, *du himil enti erda gauorahtôs*, die von den versen angedeutete schöpfungsgeschichte kurz wieder aufnimmt, wäre der zweite, *enti du mannun sô manac coot forgâpi*, eine wideraufnahme und ausdeutung jenes *mannon miltisto*. Aber eben dieser satz mit seinem noch altertümlicher vocalisierten dativ *mannun* (nachher ebenso *tiuflun*) lehrt uns, auch an die änderung *mannon* dürfe man nicht denken. Nach alle dem scheint *mannô miltisto* nur auf Eine weise noch erklärbar, die zwar weder aus dem hochdeutschen noch dem sächsischen sprachgebrauch durch sonstige beispiele, aber durch eines doch aus nächster verwantschaft, durch ein angelsächsisches, kann belegt werden. Cynevulf z. 104 richtet an Christum die anrufung *engla beorhtast* der engel leuchtendster d. h. leuchtender als alle engel. Mit derselben kürze der rede nun bezeichnet *mannô miltisto* den gott, welcher milde, milder als alle menschen, an milde hoch über alle menschen ist, und so wird zuletzt wesentlich nichts anderes damit ausgedrückt als in der evangelienharmonie z. 3241 fg. mit den worten *mildi god, hêr hebankuning*.

Z. 10. 11. *enti dar uuarun auh manake mit inan.* Althochdeutsch ist der von *mit* regierte accusativus schwerlich: wo auf diesem sprachgebiet eine solche verbindung noch sonst erscheint, gilt jedesmal bald dies, bald jenes bedenken, und der stellen sind überhaupt nur wenige. Die aus *Kero* (sprachsch. II, 660) beweisen bei der ganzen art dieser interlinearübersetzung nichts; in der einzigen aus Isidorus (II, 4 *mit ercna euua*, lat. *certa lege*) steht es immer noch frei mit Holtzmann s. 143 fgg. einen weiblichen instrumentalis anzunehmen; in dem S. Emmeramer gebet in Müllenhoffs und Scherers denkmälern s. 188, 11, wo nach der handschrift gedruckt ist *cûtan uuillun mit rehtan galoupon*, empfiehlt der parallelismus mit dem vorangehenden satzgliede *keuuizzida enti furistentida* sowie die vergleichung mit dem entsprechenden gliede des gebetes von Wessobrunn (*rehta calaupa enti cotan uuilleon*) und mit der apostolischen grundlage beider (*omnem voluntatem bonitatis et opus fidei in virtute* Thessal. II, 1, 11), dies alles empfiehlt hier statt *mit* ebenfalls *enti* oder vielmehr, was jenem noch ähnlicher aussieht, *inti* zu lesen; endlich wenn im Hildebrandsliede steht (leseb. 58, 22)

mit sus sippan man, so wollen wir nicht vergessen, dass der schreiber derselben ein Sachse war. Und der unseres gebetes schrieb von einem Sachsen ab. Den Sachsen aber, in beiden zweigen dieses namens, war der accusativus bei *mid* durchaus nicht fremd, ja den Angelsachsen ganz eigentlich geläufig: darüber Dietrich in Haupts zeitschr. XI, 393 fgg.; ein altsächsisches beispiel EH. 185 *mid is swîthron hand;* auch *mid mî* z. 933, *mid ûs* 2654 kann ebensowol accusativisch als dativisch verstanden werden. Ausserdem ist noch zweierlei an diesem verse zu beachten, das wir mit zu den übereinstimmungen unsers gedichtes und der jüngeren evangelienharmonie und insofern auch zu den merkmalen des sächsischen ursprungs rechnen dürfen: die redefüllung, womit er seinen anfang nimmt (alle vorher waren kürzer und knapper gemessen), und besonders die verschränkung und verteilung der worte, da *mit inan* zu *wârun*, *manakê* zu dem getrennten substantivum erst des nächsten verses und einer neuen allitteration gehört, ganz wie EH. 261 *thu skalt for allun wesan* | *wîbun giwîhit;* 2830 *that sie — mîna farlâtan* | *leoblîka lêra* u. a. Eine dritte übereinstimmung jedoch, die man etwa auch wahrnehmen möchte, könnte ich meines theils nicht anerkennen, dass nämlich mit einer steigerung des gleichlautes, die auch in der evangelienharmonie häufig sei, dies verspaar auf allen vier hebungen allitteriere, auf *mannô*, *miltisto*, *manakê* und *mit*. Ich muss dergleichen schon für die evangelienharmonie ablehnen: überall in derselben, wo Riegers alt- und angelsächsisches lesebuch vierfache allitteration bezeichnet, findet doch, genauer betrachtet, nur dreifache statt: z. b. 11, 21 (z. 1654) betone man vielmehr *hélidos thurh iuwa hándgeba,* | *endi hebbead tharod iuwan húgi fásto,* nicht *hébbead* und *húgi*; 24, 10 (2754) *min wórd for thesumu wérode,* | *than williu ik it her te wárun gequéden,* nicht *willlu* und *wárun;* 26, 25 (2930) *gibáriad gi báldlico:* | *ic bium that bárn gódes,* nicht *bíum* und *bárn;* die zeilen 10, 21 und 22 (1110 fg.) *úp te them álomahtigon gode* | *endi ím énum thíonon swido thiolico* | *thégnos mánaga* sind, auch damit dem *swído* sein recht geschehe, anders abzuteilen: — *endi im énum thíonon* | *swído thíolico* | u. s. w. Und ebenso wenig wird an unserer stelle die dreizahl überschritten: denn *mit* als proclitisches wort muss in die senkung und die schlusshebung auf *inan* fallen: *enti dar warun auh mánake mit ínan.* Dieselbe betonungsart gilt EH. 2654 *the mán thurh mágskepi:* | *her is is móder mid ús;* auch z. 459 und 1935 lese man *mid ím,* z. 3586 *mid ímu.*

Z. 11. *cootlihhe geista. enti cot.* In betreff des langen *ô* von *cootlihhe* widerholt sich eigentlich nur, was vorher über *dat* z. 1 und 2 ist

bemerkt worden: fand auch der schreiber dasselbe in einem sächsischen *gôdlîkâ* vor, so brauchte er es doch nicht von da herüber zu nehmen: wie das nachfolgende gebet noch mehrfach zeigt, mit den worten *coot, cotan, uuistom*, stand dieser laut schon seiner eigenen mundart zu. Nach der wahrnehmung Jac. Grimms (gramm. I³, 99 fg. u. 104) zeigen diejenigen althochdeutschen quellen ein langes, nicht in *uo* diphthongiertes *ô*, die zugleich *ao* statt *ô* und *au* statt *ou* zeigen: wirklich auch setzt unser schreiber *paum*, *auh*, *galaupa*, während es zu *ao* keinen anlass gab.

Ungleichmässiger verfuhr seine mundart mit den *k* und *g*. Mit *c* d. i. *k* lauten (die beispiele gehören sowol den versen als der prosa) *coot* und *cotan*, mit *g* *gafregin*, *galaupa*, *ganada*, *gauuorahtos*, *gauurchanne*, *forgapi* und *forgip*; *k* oder *c* als inlaut bieten *almahtico* und *manake*, als auslaut *arc*, *heilac*, *manac*, dagegen *g* *nohheinig* und *pereg*, und in letzterem ist das *g* noch eigens aus *c* gebessert. So stehen denn auch in unsrer z. 11 neben einander *cootlihhe*, *geista* und wider *cot:* ein wechsel, der aber die allitteration zu nichte macht und damit schliesslich noch einmal zeigt, wie dem Wessobrunner geistlichen die sprach- und dichtform seiner urschrift etwas fremdes und unverstandenes und deshalb deren voll genaue widergabe, so angelegen ihm die auch sein mochte, keine möglichkeit für ihn war. Die urschrift hatte hier dreimal dasselbe *g*.

Z. 11. 12. Mit *enti cot heilac* geht das poetische stück zu ende; der beginn der prosa wird mit einer initiale bezeichnet: *Cot almahtico du* u. s. w. Geschickt aber verschmelzt der schreiber jenen abgebrochenen ausgang (im gedicht war er das subject eines neuen satzes gewesen) mit diesem eingange zu einem doppelanruf. Aehnlich die widerholung und das asyndeton in den frauengebeten bei Diemer (deutsche gedichte 380, 8. 381, 12 fg.) *Heiligez prôt*, *lebentigez brôt*, *du* — und *Lebentigez brôt*, *wârez brôt der engel.*

So weit meine erörterungen über die altsächsische bibeldichtung und die vordere hälfte des Wessobrunner gebetes, denen man, ich verlange nicht, sofort mit beistimmung, sondern nur ohne vorurteil gefolgt sein möge. Falls sie das rechte nicht ganz verfehlt haben, so dürfte die urgestalt der uns noch verbliebenen anfangszeilen jenes werkes etwa in der art herzustellen sein:

That gifragn ik mid firihun
firiwittô mêsta,
that ero ni was
noh uphimil.

noh bôm nî stên
noh berg ni was,
nî swegal ênig
noh sunna ni skên,
noh mâno ni liuhta
noh the mârio sêo.
Thô thâr wiht ni was
endiô nî wendiô,
endi thô was the êno
alomahtigo god,
mannô mildisto,
endi thâr wârun ôk managâ mid ina
gôdlîkâ gêstôs.
endi god hêlag

Ich habe die probe gemacht: das gedicht vom jüngsten tage, weil das schon ursprünglich althochdeutsch ist, wäre nicht so leicht und sicher (hier blieben nur die gehäuften *noh* und das erste *endi* zweifelhaft) in altsächsischen laut zu bringen.

BASEL, APRIL 1868. WILH. WACKERNAGEL.

BAUERNWENZEL, ZIEGENPETER, MUMS.

Weinhold bespricht s. 24 des ersten heftes dieser zeitschrift eine krankheit, die unter dem namen tannewezel im 14. und 15. jahrhundert Deutschland durchzog. Dem namen nach verwandt ist der bauernwenzel, wie man jetzt gewöhnlich die krankheit nennt, welche bei Grimm im WB. bauernwetzel, bauernwäschel (parotitis) genannt wird; ein name der nach Weinholds unbestreitbar richtiger etymologie etwa zu erklären wäre als schlag, wie ihn ein bauer gibt, als tüchtige maulschelle, welche die plötzlich eintretende geschwulst veranlasst. Aber nicht dadurch, dass diese krankheit den folgen einer allerdings überaus derben ohrfeige ähnlich sieht, oder so plötzlich, so mit einem schlage eintritt, wie sie thut und zu seiner zeit auch der tannewezel that, nicht dadurch hat sie den namen wezel, schlag, empfangen: vielmehr wie alle krankheiten nicht blos bei den Indogermanen, sondern bei allen völkern der welt ursprünglich als ein besessensein von geistern betrachtet wurden, so

waren namentlich die rasch und plötzlich eintretenden übel dieser deutung ausgesetzt und man dachte sie vorzugsweise als veranlasst durch einen schlag, stoss oder schuss dämonischer mächte. Die zwischen göttern und menschen stehenden elbe, die hausgeister, die zwerge, kurz alle jene halbgöttlichen wesen, die wol insgesamt dem glauben ihr leben verdanken, dass die menschliche seele nach dem tode zurückkehre um als freundlicher oder feindlicher geist mit den menschen zu verkehren: diese waren es, welchen man das entstehen der krankheiten zuschrieb. Herr Olof stirbt im volkslied vom schlage der elbin; elbendrötsch heissen blödsinnige; dvergslagen in Norwegen gelähmtes vieh (Gr. D. M. 2. aufl. 430); unser vom schlage gerührt sein hat ursprünglich dieselbe mythische bedeutung; hexenschuss, alpdrücken und ferner wichtelzopf, höllenzopf, alpzopf, drutenzopf u. dergl. sind allbekannt. So wird man auch jenen schlag, den tannewezel, baurenwenzel als eine „watsche" zu betrachten haben, welche von solchen schadenfrohen geistern gegeben ist. Vielleicht stammt aus dieser anschauung auch die personification des tannewezel als eines peinlich verklagten, wie sie in jenem lustspiel sich findet, von dem Weinhold ausgeht.

Gerade weil der bauernwenzel so rasch und plötzlich, so entstellend und doch so gefahrlos kommt, liegt die auffassung elbisch-neckischer veranlassung der krankheit nahe; und so muss auch der andere seltsame name, den diese krankheit führt, ziegenpeter, mythologisch erklärt werden. Wie weit derselbe zurückgeht, weiss ich nicht, aber ziemlich weit verbreitet ist er: gleichmässig findet man ihn, ganz geläufig, in Hessen wie in Magdeburg. Dies wort, wol kaum auf entstellung beruhend, ist nichts anderes als der name des kobolds, welcher das unheil angestiftet hat und in dem kranken haust. Ziegenfüssige zwerge kommen öfters vor, elbe reiten auf „geissen" (Grimm 434), böcke werden ihnen und verwanten geistern vielfach geopfert, in Schweden wird der knecht Ruprecht durch einen julebock, d. h. „einen in bockgestalt verlarvten knecht" dargestellt (Gr. 453). Auch heissen die kobolde nicht selten nach thieren: katzenveit, katermann, bullerkater, wauwau u. s. w., und ebenso haben sie menschliche namen, Hinze (Heinrich), Chimke (Joachim), Wolterken (Walther), Robin, Ruprecht, Niese, Claus, Clobes (Nicolaus, Gr. 471 flg.). Und so gleichfalls Peter, wie in dem mit Holda in bezug stehenden Hollepeter (hennebergisch, fränkisch, Gr. 473. 482). So würde der name ziegenpeter, der ganz wie katzenveit gebildet ist, auf ein solch elbisches wesen durchaus passen.

Und ob in bauernwenzel nichts ähnliches steckt? Wenzel ist zweifelsohne umdeutung des kaum noch verstandenen wezel, aber ob eben

diese umdeutung in einen eigennamen nicht vielleicht mit der elbischen natur der krankheit zusammenhängt? Auch bauer in bauerwenzel könnte mythologisch zu deuten sein. Gutgesell, nachbar, good fellow u. s. w. wurden hausgeister und elbe genannt (Gr. 468); Robin heisst stets fellow, Ruprecht stets knecht, ja aus dem letzteren namen hat sich erst eine benennung entwickelt, die man auf bäurisch rohe menschen, Schlegel geradezu auf die englisch-athenischen bauern des Sommernachtstraumes anwendet, rüpel, die regelrechte verkürzung von Ruprecht, als eigenname noch in Oesterreich (Stark, kosenamen der Germanen 142) und als familienname in ganz Deutschland gebraucht. Nun denke man an die schilderung, die Shakespeare von dem „lob of spirits," dem „täppischen gesellen," dem

shrewd and knavish sprite
call'd Robin Good-fellow

macht, that frights the maidens of the villagery (Sommern. tr. 2, 1) und wie nach Gervinus dieser geist auszusehen hat als ein fellbehangener, struppichter bursche; man denke ferner daran, dass der weichselzopf neben jenen obigen benennungen niederdeutsch auch den namen selkensteert, sellentost, thüringisch saellocke führt, was Grimm 433 zopf des hausgeistes, des gesellen, also des nachbars erklärt. Sollte etwa bauernwenzel aus nâchgebûrwezel, schlag des mitbewohnenden hausgeistes entstanden sein? Oder ist wirklich bauer eine elbische benennung? Hierfür liesse sich das elsässische spiel „bäurle lösen" anführen, was man in Süddeutschland sonst „bräutle lösen" (z. b. Auerbach im Barfüssele) im übrigen Deutschland vielfach wasserjungfern werfen nennt. Auch dafür lässt sich der grund absehen, warum man gerade diese beiden namen für jene krankheit beibehielt: wie sie schmerzlos und unbedenklich und doch so lächerlich entstellend und rasch vorbeigehend ist, so hielt man sie für das werk der geister, deren namen schon ihre neckende natur offenbart, was bei der komischen bildung ziegenpeter ohnehin, aber auch bei bauernwenzel klar ist, wenn man in dem bauer an den knecht Ruprecht, den Robin good-fellow denken darf.

Auch der dritte name derselben krankheit, mums, engl. mumps lässt sich, wenn man ihn nicht von mummeln undeutlich reden direct ableiten will, was sprachlich kaum zulässig ist, sehr gut mythologisch deuten. Als koboldname findet sich auch mumhart, den Grimm 473 aus Caesarius heisterb. (mummart momordit me, also auch als urheber einer krankheit) anführt. Mums ist davon regelrechtes deminutiv wie Fritz, Götz, Heinz, mit s wie bei Stark 76 Henso, was hier durch das vorhergehende m bewirkt wurde. Verkürzungen aber lieben elbische

namen sehr: Rumpelstilz, -stilzchen, Robin, Chimken, Heinz, Hütchen u. s. w. Mumhart als name eines hauskoboldes hängt gewiss mit dem namen des wassergeistes Mumel zusammen und beide stammen von dem verbum mummen, mummeln, dumpf tönen, dann specieller dumpf reden; sich vermummen, mummenschanz ist auch erst abgeleitet von dieser wurzel und heisst wol weiter nichts als kleider anziehen wie ein kobold, sich durch langen bart u. s. w. unkenntlich machen. Auf einen selbständigen namen, der mumm, mumme, führt zunächst das deminutiv mumel und dann die analogie: butze (von botzen, klopfen) heisst ein ander gespenst der art; auch hat Frisch „mumme, verlarvtes gesicht oder person.“ Von demselben stamm mummen, tönen, kann wol auch der name des braunschweiger getränks, mumme, abgeleitet werden, das vom brodeln und brausen beim gähren oder von der schäumenden unruhe des fertigen gebräus benannt wäre: und ebenso gehört hierher der alemannische kindername für die kuh bei Hebel, mummeli, so viel als etwa brummelchen. Vom tönen aber konnte sehr gut der geist des rauschenden wassers so wie der bald laut bald leise rumorende poltergeist des hauses benannt sein; für unsere krankheit passte gerade dieser geist als veranlasser und sein name als bezeichnung gut, weil sie die sprache zu einem undeutlichen mummeln umwandelt.

Der andere name, mit dem nach Weinhold der tannewezel benannt ist, burzel, pürzel könnte vielleicht auch der eines elbischen wesens sein: burzel, purzel sagt man ja noch heute von kleinen leuten scherzhaft und purzelbaum schiessen heisst in manchen niederdeutschen gegenden kobolds schiessen. Doch lässt das wort sich auch genügend aus dem verbum barzen, berzen, parzên, turgere, rigere, das Grimm WB. 2, 556 aus Graff 3, 155. 191, herbeizieht, erklären. Es bezeichnet schnupfen und eine krankheit der pferde, die sich in bösen geschwüren zeigt, den wurm: burzel soviel als anschwellung, strotzen, passt sowol auf jene geschwüre als auf die aufschwellenden und reichlich fliessenden schleimhäute eines den der schnupfen plagt.

MAGDEBURG. GEORG GERLAND.

ÜBER CYNEVULF.

III.

„Nur wie der ährenleser folgt dem schnitter," so unternehme ich es nach Dietrich, die stellen, in welchen Cynevulf von sich selber spricht, nochmals zu untersuchen. Der stil der angelsächsischen poesie, der stil dieses dichters insbesondere bringt es mit sich, dass aufschlüsse, die er über persönliche verhältnisse gibt, sich in ein poetisches dunkel hüllen und widerholte beleuchtung verlangen werden, um sich vollständig zu ergeben.

Zu den fraglichen stellen wage ich, wie in der ersten dieser untersuchungen bereits angedeutet wurde, auch die verse des ersten rätsels zu rechnen, in welchen *coene* als *uxor* verstanden wird. Das einfache appellativum *vulf* als poetische bezeichnung für mann ist unerhört, nur die composita *hildevulf* und *välvulf* begegnen in diesem sinne und nur wo vom kampfe die rede ist. Muss man also hier *vulf* durchaus als eigennamen fassen, so kann es nicht bedeutungslos sein, dass die klagende frau ihren mann ruft. *Vulf* diente gerade mit diesem namen als abkürzung für namen, in denen es einen compositionsteil bildet; der name des dichters, den die ganze charade ergibt, ist eine solche zusammensetzung. Wer die charade riet konnte also kaum umhin, sich des dichters eigne gattin bei der *coene* des *vulf* zu denken, und dies muste daher auch vom dichter beabsichtigt sein. Wir entnehmen also dem rätsel, dass Cynevulf oft und lange von seinem hausstand abwesend war, und müssen die ursache davon in seinem gewerbe als sänger suchen.

Von ihm ist nun auch, wie Dietrich *de cruce Ruthwellensi* p. 10 ff. zur genüge bewiesen hat, das gedicht von der erscheinung des h. kreuzes verfast, das im codex von Vercelli der Elene, dem gedicht von der auffindung des kreuzes, bedeutungsvoll voransteht. Er erzählt hier wie ihm im traum um mitternacht das kreuz Christi erschien und seine geschichte erzählte; nachdem es geendet fährt er v. 122 fort: „da betete ich zu dem baume frohen mutes, mit grossem eifer, allein wie ich war, mit mässiger mannschaft (eine litotes, die den begriff der einsamkeit umschreibt wie v. 69, wo es von dem im grabe ruhenden heiland heist *reste he þær mætê veorode*). Der geist war bereit zur hinfahrt; aller art sehnsuchtszeiten (oder verdrusseszeiten) hatte er viel erlebt (*fela ealra gebâd langunghvîla*). Ich habe nun freudigkeit zum leben (*is me nu lifes hyht*), auf dass ich den siegesbaum öfter als alle menschen aufsuchen möge und ihn wol verehren; dazu habe ich grossen willen im herzen, und meine hilfe steht bei dem kreuze. Ich habe nicht

viel reicher freunde auf erden, sie sind aus der welt gegangen, leben nun im himmel, und ich harre täglich wann mich des herren kreuz, das ich hier auf erden zuvor schaute, aus diesem vergänglichen leben holen und dahin bringen wolle, wo grosse freude ist" u. s. w.

Wir sind bei modernen dichtern mit recht gewohnt, ihre visionen ohne weiteres als erfindung zu betrachten, aber es wäre sehr unhistorisch dies auch auf die alten zu übertragen. Bei einem geschlechte, dem es an unserer fertigkeit, alles zur phrase auszumünzen, zumal beim gebrauch der muttersprache noch gar sehr fehlte, bei dem dagegen das intuitive seelenleben eine grosse, uns kaum verständliche rolle spielte, kann eine erzählung wie die in unserm gedicht enthaltene verlangen ganz thatsächlich aufgefasst zu werden, so frei natürlich die poesie im einzelnen der darstellung gewaltet hat. So gut wie Dante die vision, die er in seiner *commedia* ausspinnt, nach ausweis der *vita nuova* wirklich gehabt hat, wird und muss auch Cynevulf das kreuz im traume gesehen und worte dazu gehört haben, die seiner poetischen ausführung zu grunde liegen. Diese erscheinung ward ihm, wie wir hören, zu theil als er durch traurige erfahrungen niedergeschlagen war; sie ward ihm zum ausgangspunkt eines neuen religiösen lebens, und obwol er sich nur um so herzlicher nach der himmlischen heimat sehnte, benutzte er doch nun gerne den rest seiner tage zur verehrung und zum preise jenes zeichens, durch das ihm der beseligende gedanke der erlösung vermittelt ward. Ueber den kreuzescultus der Angelsachsen, ohne welchen das kreuz nicht diese bedeutung für die religiosität eines einzelnen mannes hätte gewinnen können, sehe man Bouterweks Cädmon s. CLXV. Indem Cynevulf jetzt auf sein früheres leben zurückblickt, erscheint es ihm von sünden befleckt: *syllîc väs se sigebeám and ic synnum fâh, forvunded mit vommum* (v. 13 f.). War es sein gewerbe, das ihm solche gewissensbisse machte? Wir wissen mit welchem makel es in den augen der kirche behaftet war. Deutlicher blickt dieses gewerbe hervor, wenn er v. 131 f. sagt *nâh ic rîcra feala freónda on foldan*, weil kein andres so sehr auf reiche freunde angewiesen war. Das adjectiv *rîcra* erklärt sich nur wenn es einen hinblick auf eigne dürftige umstände enthält; bei der blossen trauer um verlorene freunde wäre deren reichtum gleichgiltig gewesen.

Bestätigend und ergänzend verhält sich zu dieser stelle der epilog der Elene. Sein inhalt und zusammenhang ist folgender: „So habe ich, alt und zum abschied bereit, durch das dem tod geweihte haus dies werk vollendet, die bedrängnis der nacht (d. i. den gegenstand meiner nachtwachen). Ich wuste nichts rechtes von dem kreuze, ehe es mir grössere erkenntnis durch seine herrliche macht enthüllte. Ich war von sünden und sorgen gefesselt, ehe gott mir alten zum troste lehre ver-

lieh, mich von jenem drucke befreite und mir die dichtergabe[1] (wider) erschloss, die ich weiland mit lust in der welt gebraucht hatte. Ich gedachte oft von ganzem herzen des kreuzes (d. h. ich verrichtete zu ihm meine andacht) eh ich die wundergeschichte von ihm offenbart hatte, wie ich sie in den büchern fand. Immer war der mann (dessen name nämlich aus den folgenden runen zu entnehmen ist) bis dahin von sorgen erschüttert, eine sinkende fichte, obgleich er in der methalle gold verdiente; er trauerte um die heimat; dem notgedrungenen wanderer ward es eng ums herz, wann ein ross vor ihm her sprang. Die jugend ist dahin und mit ihr die freude. Reichtum ist nur geliehen; des landes zierden vergehn wie der wind. So vergeht diese welt überhaupt und die auf ihr gezeugt wurden, im feuer, wann der herr zum gerichte kommt und auch von den worten rechenschaft gegeben werden muss, von aller ehemals gesprochenen thorheit wie auch von frechen gedanken. Dann werden die heiligen zu oberst in dem feuer (das also an die stelle der jetzigen schöpfung tritt) seligkeit geniessen, die sünder in seinem mittleren theile und die verdammten in seinem untersten grunde qual erleiden. Doch wird die der sünder, die busse gethan und Gottes sohn angerufen haben, nicht ewig währen: sie werden von ihren sünden geläutert und zum ewigen erbe im himmel berufen werden."

Zunächst habe ich einiges zur rechtfertigung meines verständnisses dieser stelle beizufügen. Wenn der leib 1237 als *þät fæcne hûs* = *domus fraudulenta* umschrieben wird, so kann man daran denken, dass er durch seine vergänglichkeit das auf ihn gesetzte vertrauen täuscht; viel wahrscheinlicher ist mir, dass wie 881 *þät fæge hûs* gemeint ist, nur in anderem sinn: dort der tote, hier der zum tode reife leib. — *Nihtes nearve* nimmt Grein hier wie Guthl. 1183, jedoch nicht ohne ein fragezeichen, als instrumental, also *in angustia* oder *per angustiam noctis;* er zieht es indess jetzt nicht mehr zum folgenden satze, s. Germ. X, 425. Ich finde alles klar und stilgemäss, wenn ich *nihtes nearve* als apposition zu *geþanc* nehme. In demselben sinne wie ihn die obige

1) Grein unterscheidet *leóðucräft* in unserer stelle von *leoðucräft* Beóv. 2769. Bi monna cräftum 29. Keine dieser stellen erträgt jedoch den begriff körperkraft; die erste verlangt die bedeutung kunstfertigkeit, die zweite *indoles, facultas*, und diese beiden bedeutungen können nur auf den grundbegriff *ars carminibus magicis comparata* zurück gehn. Neben diesem stünde dann unabhängig die von unserer stelle geforderte bedeutung *ars poetica*. Der ableitungsvocal *u* bei *leóð* findet sich noch in *leóðufäst* (auch hier ist das von Grein angesetzte *leoðufäst* schwer denkbar), bi m. cr. 95 und *leóðorûn* El. 522, und ein verschollenes *liuþus* neben oder vor *liuþ* wird auch durch das *leudus* des Venantius Fortunatus unterstützt. Nach Wackernagel lit. gesch. s. 66 und gloss. s. v. wäre überdies *liet* wie *μέλος* ursprünglich so viel als *lit* (got. *liþus*), was eine doppelgestalt der wurzel auf *i* und *iu* voraussetzt.

übersetzung angibt, lässt es sich in Guthlac als apposition zu *gehða* v. 1181 ziehen; man vergleiche noch den ausdruck *nearo nihtvaco* im seefahrer v. 7 (bei Grein 1, 242). — Als subject des folgenden satzes liegt es am nächsten, mit Grein (s. gloss. s. v.) *vîsdôm* zu fassen. Aber dieser begriff wird ausser in Aelfreds bearbeitung des Boethius schwerlich so personificiert, wie es hier, und zwar ohne artikel, der fall wäre: und wäre der gedanke nur passend? Des dichters eigne weisheit kann nicht gemeint sein, aber auch gottes weisheit ist es doch nicht, die ihn erleuchtet, sondern gottes gnade, und ohne einen genitiv bleibt *vîsdôm* zum mindesten zweideutig. Ich stehe daher nicht an, das subject des satzes aus dem von Grein zweifellos richtig ergänzten *rôde* zu entnehmen und *vîsdôm* als apposition zu *rûmran geþeaht* zu fassen. — *Villum* v. 1252 ist eine des dichters unwürdige, weil dem begriff nichts hinzufügende tautologie mit *lustum;* ein adverb im sinne von *olim* scheint dagegen unentbehrlich, weil eine dichtergabe, der man sich noch immer mit lust bedient, nicht braucht von neuem erschlossen zu werden. Die unterdrückung des anlautenden *h* vor consonanten ist im cod. vercell. nicht unerhört: Andr. 6 findet sich *lyt* für *hlyt*, 145 *väs* für *hväs*, in der zweiten rede der seele 164 (bei Grein I, 204) *reðre* für *hreðre*.

Stellen wir uns nun vor augen, was dieser epilog thatsächliches über des dichters person ergibt.

1) Er ist alt und lebenssatt; *fûs* in verbindung mit *frôd* will nichts anders sagen als *âfýsed on forðveg* Kr. 125; *þät fæge hûs* bedeutet einen müden gebrechlichen leib.

2) Die offenbarung bezüglich des kreuzes, seiner bedeutung und kraft, die den dichter veranlasst hat, die vorausgehende geschichte seiner auffindung zu bearbeiten und die ihm zum schlusse v. 1229—36 die kräftigste empfehlung seines cultes in den mund gelegt hat, diese offenbarung ist ihm von dem kreuze selbst zu theil geworden. Hierin liegt die deutlichste beziehnung auf das traumgesicht, in welchem das kreuz selbst redend eingeführt wird. Wenn gleichwol v. 1248 diese offenbarung ohne weiteres auf gott zurückgeführt wird, so versteht sich das ganz von selbst.

3) Der dichter war zu der zeit, als ihm die offenbarung zu theil ward, *veorcum fâh*, d. i. durch seine werke mit gott verfeindet, *synnum âsæled*; ebenso nennt er sich Kr. 13 f. *synnum fâh*, *forvunded mit vommum*.

4) Er war ferner *sorgum gevæled, bysgum beþrungen;* dazu stimmt Kr. 125 f. *feala ealra gebâd langunghvîla* und 131 f. *nâh ic rîcra feala freónda on foldan.*

5) Er war ferner auch zur zeit seiner erleuchtung durch gott bereits alt, sie ward ihm *gamelum tô geóce* 1247: es ist also hier schwerlich von einer andern erleuchtung die rede als der durch den traum vom kreuze. Eben darauf deuten auch die ausdrücke *bâncofan onband, breóstlocan onvand* v. 1250, die dem *synnum âsæled* 1244 deutlich entsprechen.

6) Zugleich mit dieser erleuchtung, welche das band der sünden und sorgen sprengte, erschloss ihm gott die gabe der dichtkunst, die er vordem froh gebraucht hatte, die aber, wie man annehmen muss, unter dem inneren und äusseren drucke, der auf ihm lastete, versiegt war. Um v. 1251 so zu verstehn wurde freilich *hvîlum* für *villum* gelesen. Lassen wir *villum* gelten, so entsteht die möglichkeit zu übersetzen: die ich (seitdem) fröhlich gebrauchte. Auch dann wird ein zeitadverb, nur das entgegengesetzte, ungern vermisst. Der dichter würde dann etwas ähnliches von sich erzählen, wie es Beda von Cädmon berichtet. Aber ist es im geringsten wahrscheinlich, dass dies mit so wenigen, unbestimmten, schwer zu verstehenden worten geschehen sein würde? Der gebrauch der dichtergabe wäre dann lediglich auf das traumgesicht und die Elene zu beziehen, da mehr werke zwischen der verleihung der dichtergabe und dem zeitpunkte, worin der dichter jetzt spricht, offenbar nicht liegen können. War nun die beschreibung des traumes das erste erzeugnis einer zuerst im alter durch eben diesen traum erweckten poetischen ader, so war hier offenbar der ort, von diesem ausserordentlichen vorgang den hörern kunde zu geben, die überrascht sein musten, einen alten mann plötzlich als dichter auftreten zu sehen. Aber das kreuz befiehlt ihm v. 95 f. das gesicht den menschen zu erzählen ganz so, als sei seine befähigung dazu eine bekannte sache, und Cynevulf erwidert nicht, wie Cädmon, dass sie ihm fehle, sondern nimmt den auftrag ohne weiteres hin.

7) *Oð þät* 1257 kann nur den zeitpunkt meinen, der sich aus dem vorhergehenden satz ergibt, nämlich wo er *þät vundor onvrigen häfde*. Also bis zur vollendung der Elene dauerte die lage des dichters, die ihn unglücklich machte, fort. Sie war nicht gerade die des äussern mangels, denn er verdiente gold in der methalle, ohne zweifel durch den vortrag seiner frühern gedichte; aber dieser verdienst war eines theils unsicher, andern theils ihm offenbar in seiner jetzigen stimmung zuwider, und er trennte ihn von seiner heimat, nach der ihn sehnsucht erfüllte. Hält man dies mit der klage um den verlust der reichen freunde Kr. 122 f. zusammen, so gelangt man zu der vermutung, Cynevulf habe einst bei einem grossen herren seiner heimat die geehrte und angenehme stellung eines hofdichters eingenommen, wie sie der im Beóvulf auftre-

tende *scop* uns anschaulich macht; nach dem tod, vielleicht nach dem gewaltsamen untergang seines gönners habe er die heimat meiden und in fremden methallen einen unsteten und unsicheren verdienst suchen müssen.

8) Vom verluste seiner jugend, in der er ein fröhlicher jagdgenosse seines alten herren war (1266 f.), und seines alten wolstandes bahnt er sich den übergang zur betrachtung des weltendes, des weltgerichtes und des schicksales der seelen nach dem tode. Wenn dieser schluss nicht einen inneren, wenn auch unter der oberfläche liegenden zusammenhang mit dem ersten rein persönlichen theil des epiloges hat, so ist er hier nicht zum besten angebracht, was der sonstigen immer auf eine gute logische gliederung gerichteten weise Cynevulfs wenig entspräche. Ich glaube daher dass Grimm vollkommen recht hat, wenn er zu El. 1277 in den einst gesprochenen thorheiten v. 1285 eine anspielung auf frühere weltliche gedichte vermutet, und sehe es hier bestätigt, was ich oben über den gegenstand der gewissensvorwürfe, die er sich macht, fragweise aufstellte. Daher hier die hervorhebung des fegefeuers. Unter den heiligen kann der ehemalige sänger der welt und ihres wesens nicht hoffen aus dem gericht hervorzugehn, aber vor der verdammnis rettet ihn busse und glaube; er kann hoffen nach der läuterung durchs feuer der ewigen seligkeit theilhaft zu werden. Die theologische incorrectheit, mit welcher jene läuterung in die zeit nach dem jüngsten gerichte verlegt wird, muss man einem laien zu gute halten.

Nach alle dem brauche ich nicht mehr zu sagen, dass ich Dietrichs vermutung (de cr. Ruthw. p. 14), wonach unser dichter eine person mit dem bischof Cynevulf von Lindisfarne gewesen wäre, nicht beistimmen kann. Dieser bischof besass seinen stuhl von 737 bis 780, also drei und vierzig jahre, und starb 782. Der dichter aber, wenn ich seine andeutungen richtig verstehe, war kein geistlicher dilettant wie Aldhelm, sondern ein sänger von beruf, setzte auch sein gewerbe bis ins alter fort; noch im alter lebte er kummervoll und von der heimat getrennt, im alter erst kam er durch die traumerscheinung des kreuzes zur erkenntnis seiner sünden sowie zur lebendigen zuversicht der erlösung und verwante nun erst seine kunst auf werke geistlichen inhaltes. Als bischof hätte er im ersten dieser werke, dem traumgesicht vom kreuze, keine veranlassung gehabt, den verlust reicher freunde zu beklagen; er selbst wäre ein reicher freund für andre gewesen. Auch wenn sich diese klage, wie Dietrich vermutet, vornehmlich auf könig Ceolvulf bezieht, der von seiner abdankung 737 bis zu seinem tode 760 oder 64 im kloster zu Lindisfarne lebte, bleibt ihre beschränkung durch das adjectiv *rîcra* sinnlos. Half ihm doch auch die freundschaft des könig-

lichen mönches nicht, als er 750 von könig Aedbert, ohne schuld, wie es scheint, weggeschleppt und nach Bebbanburh gefangen gelegt wurde (Simon. hist. eccl. Dunelm. col. 10. De regg. Angl. a. 750).

Dass Cynevulf der dichter auch ohne zum geistlichen stande bestimmt zu sein sich jene litterarische bildung erwerben konnte, welche, um der geistlichen gedichte zu geschweigen, schon seine rätsel kundgeben, wird von Dietrich selbst anerkannt. Sonst aber gibt es in der that keine stütze für die annahme, dass er jemals priester geworden sei. Dietrich glaubte diese stütze in den worten *þurh leóhtne hâd* El. 1246 zu finden, in welchen schon Grimm den geistlichen stand des dichters glaublich angedeutet fand. Auch Grein im glossar stimmt hiemit überein und zieht auch die analoge stelle *þurh hâligne hâd* Gûđl. 65 in dieselbe bedeutung, indem er hier geradezu *a clericis* übersetzt. Ich sehe nicht den mindesten grund diese stellen anders aufzufassen als *þurh hæstne hâd Beov.* 1335. *þurh horscne hâd Cri.* 49. *þurh monigne hâd Azar.* 98, wo *hâd* lediglich *modus* bedeutet und zur umschreibung des adverbs dient; auch *þurh clænne hâd Cri.* 444 gehört dahin. Wäre mit *hâd* an unserer stelle die priesterwürde gemeint, so würde der artikel *þone* gewiss nicht fehlen, ohne ihn hat man keinen grund anders als *lucido modo* oder *luculente* zu übersetzen. Ich bestreite natürlich nicht die möglichkeit, ja die wahrscheinlichkeit, dass Cynevulf nach dem traumgesicht, das eine so tiefe wirkung auf sein religiöses leben übte, der welt entsagt und den rest seines lebens im kloster zugebracht habe; er hätte damit nur in der weise eines zeitalters gehandelt, das den gegensatz des christentums zur welt rückhaltlos in seine consequenz zu verfolgen gewohnt war.

IV.

Nachdem der inhalt der handschriften von Exeter und Vercelli seinem weit überwiegenden theile nach von Dietrich als Cynevulfs eigentum nachgewiesen ist, liegt es nahe, auch die übrigen darin enthaltenen gedichte, deren beschränkter umfang ein hinlängliches beweismaterial kaum erwarten lässt, für ihn in anspruch zu nehmen, sofern sie nur nichts mit seiner autorschaft unverträgliches enthalten. Hierzu ist durch Dietrich selbst der anfang gemacht worden, indem er De cr. Ruthw. anm. 34 das gedicht *Ahelpe mîn se hâlga dryhten* (nr. IV. der hymnen und gebete bei Grein 2, 283), das ihm Kynev. p. aet. p. 3 noch für das werk eines andern galt, ohne weiteres als *Cynevulfi poetae querela* bezeichnete. Es ist mir jedoch zweifelhaft, ob gerade hier damit das rechte getroffen ist. Das gedicht zeigt in seinem ersten theile, worin der verfasser aus geängstetem herzen um das heil seiner seele

betet, eine innigkeit und reife subjectiver religiosität, wie sie bei Cynevulf eigentlich nicht vorkommt, so gefühlvoll dieser von den thatsachen des glaubens zu handeln weiss. Jedenfalls würde dieser ton erst nach der traumerscheinung des kreuzes, die ihn zu lebendiger aneignung des heiles in Christo erweckte, zu erwarten sein; dann aber vermisst man jede bezugnahme auf jene erscheinung oder auf das kreuz überhaupt. Man vermisst auch jede andeutung eines vorgerückten alters: denn die worte

nû ic fundige tô þe, fæder moncynnes,
of þisse vorulde, nû ic vât þät ic [*heonan*] *sceal*
ful unfyr faca

v. 40 ff. enthalten jene andeutung nicht, so nahe sie läge, und wenn der dichter v. 81 f. sagt *ne eom ic dêma gleáv, vîs for veorude*, so gesteht er damit, bei der bekannten correlation der begriffe alter und weisheit, jugend und thorheit, beinahe ausdrücklich seinen mangel an jahren ein. In folge dieses bewustseins, nicht weise zu sein, versagt er sich nicht, auf die traurigen umstände, die er als strafe gottes für bewuste und unbewuste sünden empfindet, näher einzugehn und sein gebet mit einer klage zu beschliessen. Hier erfahren wir, dass er ehemals wegen seiner thaten gepriesen (*svâ mîn gevyrhto væron micle fore monnum* 79 f.), nun aber seit jahren von seiner heimat getrennt der mittel entbehrt, um die rückreise über see zu unternehmen, während er unter der abgunst seiner fremden umgebung schwer zu leiden hat. Bei verhältnismässig so grosser ausführlichkeit hätte Cynevulf, wenn er es wäre der hier spricht, den verlust der reichen freunde, den er anderswo beklagt, gewiss nicht unerwähnt gelassen. Es kommt dazu, worauf ich an und für sich kein entscheidendes gewicht legen würde, dass in dem gedichte nicht ganz die poetische kraft zu erkennen ist, die wir an Cynevulf bewundern. Der dichter hat das bedürfnis seine verse mit vocativen zu füllen; über dem bestreben, alles zu sagen was er auf dem herzen hat, dreht er sich im kreis herum und verfällt in widerholungen; es fehlt im einzelnen, wenn auch nicht im ganzen, an kernhafter disposition. Man vergleiche nur *feorma mec hvädre* 25 und *feorma me þonne* 42; *geóca mînes gæstes* 45 und *geóca mînre sâvle* 59 f.; vor allem die fünfmalige einführung des bekenntnisses seiner sünden in der form eines concessivsatzes 15. 26. 33. 47. 50. Er ist wortreich genug, aber weniger kunstreich und streng als Cynevulf, und ich glaube die weise eines beträchtlich späteren dichters zu erkennen. Es begegnet endlich ein für die sinkende kunst charakteristischer verstoss gegen den versbau, indem 101 der stabreim auf die letzte hebung des zweiten halbverses fällt.

Noch weniger einleuchtend finde ich es, wenn Grein Germ. 10, 305 das im cod. exon. vorfindliche durchgereimte gedicht (bibl. II, 139) wegen der überaus nahen verwantschaft seines inhaltes mit dem epilog der Elene unserm dichter zuschreibt. Diese verwantschaft ist nur in sofern vorhanden, als der redende einer glücklichen vergangenheit eine traurige gegenwart gegenüber stellt. Die beschreibung aber, die er von seiner vergangenheit macht, lässt ihn als reichen, mächtigen, von einem glänzenden dienstgefolge umgebenen herrn erscheinen; während in der gegenwart, trotz dem erbaulichen schlusse, jede andeutung einer persönlich religiösen erhebung, wie sie Cynevulf kund gibt, fehlt. Aber wenn dem auch nicht so wäre, würde ich doch anstand nehmen, ihm ein so trostloses wortgeklingel aufzubürden. Wie anders kommt es doch heraus wenn der wirkliche Cynevulf Cri. 591—96 oder El. 1237—46. 48—51 oder Andr. 869—72. 89 f. wenige verse hindurch sich der zierde des reimes bedient! Ein richtiger geschmack verbietet ihm bis zur ermüdung des ohres damit fortzufahren, und die kunst reicht aus, um gedanken und satzbau darüber nicht zu kurz kommen zu lassen. Durchschlagend ist jedoch die erwägung, dass in den 26 gereimten versen, die ich soeben angeführt habe, nicht weniger als acht blosse assonanzen unterlaufen (*vrâdum: drum* Cri. 595. *räf: läs* El. 1238. *gebunden: beþrungen* 1245. *onlâg: hâd* 1246. *ontýnde: gerýmde* 1249. *lufedon: vunedon* And. 870. *heáp: þreát* 872. *vynn: þrym* 889), während die 87 verse des reimliedes nur etwa fünfe darbieten, unter welchen drei (*gearvade: hvearfade* 36. *henteđ: scyndeđ* 60. *vripeđ: smíteđ* 64), weil nur die lautstufe verschieden ist, kaum in betracht kommen; Grein hat sogar alle durch emendation beseitigt, was freilich in den fällen bei Cynevulf unmöglich wäre. Sichtlich gieng der dichter des reimliedes systematisch auf genaue reime aus, während Cynevulf darin noch ganz sorglos war. Jener verhält sich auch in dieser hinsicht wie Egil Skalagrimsson in seinem von Grein a. a. o. in erinnerung gebrachten gedichte *Höfuđlausn*, das keinen einzigen ungenauen reim enthält. In der ausgebildeten poetischen technik des nordens waren die einzelnen versarten zu gesondertem gebrauche bestimmt: ein gedicht war ganz entweder im *Fornyrđalag* oder im *Lióđahattr* oder im *Dróttkvaedi* verfasst. In der angelsächsischen poesie finden wir einen minder entwickelten zustand fixiert: nach belieben unterbricht der dichter den alt-epischen vers durch lange verse, die nur des reimschmuckes bedürfen um *Dróttkvaeđi* zu sein, oder in gnomischen stücken durch kurze in der weise des *Lióđahattr*. Eben so ist es mit der weise, die im norden *Runhenda* heisst, wo beide hemistichien auf einander reimen: der norden baut ganze gedichte daraus, die Angelsachsen bringen einzelne verse oder kürzere

reihen von versen dieser art an. Unser reimlied ist das einzige gedicht, worin die *Runhenda* sich durchgeführt zeigt. Liegt es da nicht nahe, die nachahmung eines nordischen vorbildes zu vermuten? Egil Skalagrimsson hielt sich zweimal in England auf, er war angesehen am hofe Aethelstans und dichtete seine *Höfuðlausn* in Northumberland. Ihm dürfte also der dichter des reimliedes seine anregung verdankt haben, und damit würde dasselbe ins zehente jahrhundert gerückt.

V.

Mich gelüstet es eine spur zu verfolgen, die aus Cynevulfs Crist zu einigen jener kleineren gedichte des *codex exoniensis* hinüber führt.

Cynevulf geht sehr frei mit den lateinischen werken um, die seine vorlage bilden. Seine bearbeitung gerät mitunter so schief, dass man auf den gedanken käme, er habe gar nicht lateinisch verstanden, sondern nur durch vermittelung eines übersetzers zugang zu seinen stoffen gehabt, wenn nicht die probe lateinischer dichtung am schlusse des Phönix den gegenbeweis lieferte. Indes auch Aelfred verfährt frei genug mit seinem Boethius und auch ihm begegnen menschlichkeiten. Der stil, den der stabreim mit sich brachte, bedingte ein bedeutendes mass von freiheit, und die freiheit führt von selbst zur sorglosigkeit.

Wie dem sei, weder freiheit noch misverständnis erklärt zur genüge was Cynevulf im Crist 659—90 aus den entsprechenden worten Gregors des Grossen macht. Diese worte lauten (Homil. 29, §. 10): *Dedit vero dona hominibus; quia misso desuper spiritu alii sermonem sapientiae, alii sermonem scientiae, alii gratiam virtutum, alii gratiam curationum, alii genera linguarum, alii interpretationem tribuit sermonum.* Dieses citat aus 1. Cor. 12, 8—10 ersetzt Cynevulf durch eine aufzählung folgenden inhaltes: beredsamkeit (die dichtkunst einschliessend), harfenspiel, kenntnis des göttlichen gesetzes, sternkunde, schreibekunst, kriegsglück, steuermannskunst, fertigkeit bäume zu besteigen, waffenschmiedekunst, kenntnis der wege. Mit dem ersten artikel dieser aufzählung bestrebt er sich noch den *sermo sapientiae* Gregors wider zu geben, mit dem dritten etwa den *sermo scientiae*, im übrigen nennt er alle möglichen schätzbaren gaben, nur keine des heiligen geistes. Diese gaben gehören auch den heiden, ja sie stehen zum theil den kindern der welt besser an als den kindern des lichtes; damit sie uns zu theil würden brauchte Christus weder geboren zu werden noch gen himmel zu fahren. Wie kommt Cynevulf zu einer so wahrhaft unsinnigen abweichung von seinem original? Ist es nicht als ob er aus versehen in ein thema alter, in rein volksmässigem anschauungskreise

sich bewegender dichtung geriete, das ihm geläufig war ehe er ein geistlicher dichter wurde?

In dem gedichte, das Grein (1, 204) Bi monna cräftum überschrieben hat, finden wir dieses thema in reicher ausführung wider. Wir begegnen auch hier, theilweise mit wörtlichem anklang, der beredsamkeit in v. 41 ff., dem harfenspiel 49 f., der steuermannskunst 53 ff., der waffenschmiedekunst 61 ff., der schreibekunst 95 f.; daneben vielem andern, theilweise sehr unheiligen, wie der kunst des gauklers 82 ff., aber auch, friedlich daneben gestellt, der gabe des geistlichen lebens 86 ff. und dem kirchengesang 91 ff. Wir begegnen ferner 8—29 und und 97—105 derselben nur breit ausgesponnenen reflexion wie Cri. 681—85, zu der hier ebenfalls Gregor keinen anlass gab, dass nämlich gott nicht einem alle — *ânum ealle* Cri. 683 und B. m. cr. 99 — seine gaben schenke, sondern einem diese, dem andern jene, damit keiner sich übermütig erhebe; und diese absicht gottes wird beidemal, Cri. 684 und B. m. cr. 100, durch dieselben worte ausgedrückt *þŷ läs him gielp sceđđe.* Es fehlt nicht an einer doxologie zum schlusse des gedichtes, aber es fehlt dem ganzen an specifisch christlicher denkweise, und der gott, der alle diese gaben spendet, könnte auch Woden sein, wenn nicht ein paar *cräftas* auch dem kirchlichen leben entnommen wären.

Ich denke, das ist genug um die vermutung zu begründen, dass wir in diesem naiven, volksmässigen lehrgedicht eines jener werke vor uns haben, durch deren vortrag Cynevulf in der methalle gold verdiente, ehe er dem kreuze seinen dienst gelobte, der welt absagte und geistliche gedichte für geistliche kreise verfasste.

Wer die gaben und künste der menschen so in versen zusammen stellte, dem lag es nahe, auch ihre mannigfachen schicksale in derselben weise zu behandeln, und wem man das gedicht Bi monna cräftum zuschreibt, dem wird man das bei Grein folgende Bi monna vyrdum kaum entziehen können. Zumal es gegen sein ende förmlich in das thema des vorigen übergeht. Des mannes begabung ist ja so oft geradezu sein schicksal und es ist darum kaum unlogisch zu nennen, wenn der dichter von v. 67 an aus der recapitulation der lebensgeschicke unmerklich in eine neue aufzählung von gaben und künsten verfällt, um wider mit dem preise dessen zu schliessen, der sie alle verleiht. Es sind hier fast nur solche, die im herrendienst und im hofleben wert und gunst verleihen, und es ist als ob der dichter zum schlusse gelegenheit nehme, einigen bei seinem vortrag anwesenden hofleuten complimente zu spenden. Uebrigens übertrifft dieses gedicht das vorige an poetischem wert, indem es statt der kurzen und trockenen aufzählung sehr vieler dinge eine geringere anzahl von lebensbildern desto lebendiger ausführt.

Das thema dieses gedichtes führt mich zu einem andern weiter, in dem es abermals angeschlagen wird. Ich meine den von Grein 1, 238 nach Thorpes vorgang so genannten Wanderer. Hier ist, wie in dem reimlied, nur mit ganz andrer kraft und wirkung, ein allgemein lehrhaftes mit einem persönlichen elemente vereinigt. Es wird ein einsamer *eardstapa* eingeführt, der in einem rührenden monologe den verlust seines herren und seiner gesellen sowie das unstäte leben in der fremde, das seitdem sein loos ist, beklagt. Von v. 58 an verallgemeinert er seine betrachtung. Das schicksal seiner lieben ist ihm nur ein einzelnes beispiel des allgemeinen weltlaufes. Die welt vergeht täglich: aber (*fordon*, wie im Seefahrer 27. 33. 39. 58. 72) der mensch kann nur mit den jahren weise werden (also sich von der vergänglichkeit des irdischen erst im alter überzeugen). Er soll gleichmut und selbstbeherschung bewahren. Er soll sich vorstellen wie es sein wird, wenn einmal die ganze welt wüste steht, so wie man jetzt hie und da burgen in trümmern liegen sieht, deren bewohner alle dahin sind. Wer dann diesen wohnplatz (*þisne vealsteall* 88 meint offenbar dasselbe wie 85 *þisne eardgeard:* die erde) und dies trübe leben überdenkt, der bricht in klagen aus, die der sprecher nun zwar als die eines jeden in diesem fall befindlichen objectiv anführt, in denen sich aber seine eigne frühere klage nur in andrer form widerholt und die in ein emphatisches bekenntnis der mühseligkeit und eitelkeit alles irdischen ausklingen. Der dichter nimmt hierauf wieder selbst das wort, um mit einigen weisheitssprüchen und mit hinweis auf den trost von oben zu schliessen. Der ton des gedichtes ist in hohem grade lyrisch bewegt und die klarheit der gedankenfolge dadurch zum theil beeinträchtigt; aber es wirkt wie vielleicht kein andres dieser litteratur durch die poesie der stimmung. Da nun, wo der dichter auf den scenen der zerstörung und des unterganges verweilt, wie sie seine zeit ihm darbietet, um von da aus seinen geist zum bevorstehenden weltuntergange schweifen zu lassen, gerät er, wie ein phantasierender musiker, plötzlich auf das thema, das uns aus dem gedichte Bi monna vyrdum bekannt ist. Bis v. 80 hat er uns nur, was auch der zusammenhang allein mit sich bringt, die spuren vorgeführt, die das wüten der fehde hinterlässt, trümmer und gräber; nun fährt er daran anknüpfend fort:

sume vîg fornom,
ferede in forðvege: sumne fugel oðbär
ofer heáhne holm; sumne se hâra vulf
deáðe gedælde; sumne dreórighleór
in eorðscräfe eorl gehýdde.

Je unmotivierter und wunderlicher die entführung durch den vogel und der tod durch wolfeszahn anmutet, desto deutlicher ist die reminiscenz, obgleich nur die letztere todesart Bi m. v. 12 als eine bei kindern vorkommende ausdrücklich erwähnt wird. Das verbergen im erdschlund scheint das loos des zu hause an krankheit oder alter versterbenden ergänzend hinzuzufügen; sodass die aufzählung sich zu einem system abschliesst: wen nicht als erwachsenen der krieg hinrafft oder als kind adler oder wolf raubt, dessen loos ist dennoch das grab. Ich denke, es ist nicht zu viel zugemutet, hier eine lebendige beziehung zu dem gedichte Bi monna vyrdum zu fühlen; ich mache aber noch auf den zusammenklang folgender drei stellen aufmerksam:

Wand. 75 *sva nu missenlice geond þisne middangeard*
B. m. v. 64 *sva missenlîce — —*
geond eorðan sceát
und B. m. cr. 28 *missenlîce geond þisne middangeard.*

So viel ist vielleicht hinreichend um die drei stücke als geschwister zu erweisen. Zeige ich nun noch in dem letzten eine auf Cynevulf führende spur, so muss sie auch den beiden andern nachträglich zu gute kommen.

Das zweite der beiden im codex exoniensis überlieferten gedichte von St. Guthlac[1] bricht ab in einer rede, in welcher ein treuer jünger

1) Ich finde es noch nirgends bemerkt, dass der sogenannte Guthlac aus zwei von einander unabhängigen gedichten besteht. Das erste handelt von den anfechtungen des heiligen, feiert seinen sieg über die feinde, berichtet 753 den eingang seines geistes in den himmel und kommt nach einer betrachtung über das leben der heiligen im allgemeinen 790 zum schlusse. Dieses gedicht beruft sich wol 79 auf die mündliche überlieferung, nirgends aber auf ein buch, denn die stelle 497—500

forþon is nu ârlic, þät ve æfästra
dæde dêmen, secgen dryhtne lof
ealra þâra biscna, þe us béc fore
þurh his vundra geveorc visdôm cýdað

handelt ganz allgemein von den thaten der heiligen und setzt nicht notwendig voraus, dass auch das leben des neuesten unter ihnen bereits in einem buche beschrieben sei. Das gedicht ist auch in der that ganz unabhängig von der vita des Felix: während ihm sehr vieles von diesem erzählte fehlt, hat es 383—484 eine erzählung, von der Felix nichts weiss, und ist die übereinstimmung in den gemeinsamen partien von der art, dass sie nichts beweist. Das andere gedicht dagegen beginnt 791—850 mit einer einleitung über die schöpfung des menschen und den sündenfall: er war die ursache des todes, der nun über die menschheit herscht und keinen verschont, obgleich viele heilige seitdem gottes willen thaten, früher und später und noch in den zeiten deren uns gedenkt. Das motiv dieser einleitung findet sich, nur ohne des dichters breite ausführung, bei Felix im anfang des 5. capitels. Alsbald

der schwester des heiligen dessen tod meldet und seine letzten aufträge überbringt. Diese rede ist des dichters freie erfindung: seine quelle, die vita des Felix, erzählt nur, dass der jünger seinen auftrag ausgerichtet habe. Schon dies muss uns darauf gefasst machen, dass das hier behandelte thema dem dichter aus irgend einer ursache nahe lag und dass sein herz an den tönen theil hatte, die es ihm entlockte. Es handelt sich um den verlust eines geliebten herren, das so innig und rührend behandelte thema des wanderers. Dass der sprecher seinen heiligen mit lauter ausdrücken bezeichnet, die von weltlicher herschaft hergenommen sind, besagt nicht viel, es geschieht im ganzen gedichte und entspricht der weise, die uns auch aus der altsächsischen evangelienharmonie bekant ist; aber bedeutsam ist doch der ganze so rein heldenhafte und volksmässige ton, in dem die rede beginnt und eine weile fortfährt, vor allem die mannhafte sentenz des anfanges (1322):

ellen bið sêlast þâm þe oftost sceal
dreógan dryhtenbealu.

Es ist derselbe sinn, in dem der wandrer seine klage einleitet (11):

ic tó sôðe vát
þät bið in eorle indryhten þeáv,
þät he his ferðlocan fäste binde.

Wenn nun über dies alles zwei redewendungen aus dem Wanderer im Guthlac widerkehren, glaube ich annehmen zu dürfen, dass dem verfasser des letzteren an der betreffenden stelle der Wanderer, als eines seiner frühern gedichte, vorschwebte. Man vergleiche

beruft sich denn auch der dichter 850 auf ein buch als quelle über Guthlacs heiliges leben, geht nach einer summarischen darstellung seiner anfechtungen und wunderthaten 904 zur erzählung seines seligen abscheidens über, das den eigentlichen gegenstand des gedichtes wie auch den inhalt des fünften capitels bei Felix bildet, und schliesst sich weiterhin treu an diesen gewährsmann an. Es bleibt indessen unbestreitbar, dass beide gedichte von Cynevulf herrühren. Nicht nur dass die von Dietrich beigebrachten belege sich über beide verteilen, es lassen sich noch andre hinzufügen. Auf einen gemeinsamen autor weist zunächst die identität der verse *svá väs Gûdlâces gæst gelæded* 753 und *þá väs Gûdlâces gæst gelæded* 1279, sowie *fore onsýne êces dêman* 755 und 1161; dieser letztere vers findet sich aber wider Cri. 796. 837. El. 746 und mit geringer abweichung Phoen. 600 (*fore onsýne êces dryhtnes*). Andr. 721 (*fore onsýne êcan dryhtnes*), so dass sich in ihm eine ganz besondere lieblingswendung Cynevulfs kund gibt. Es liegt sonach auf flacher hand, dass er zuerst nach mündlicher überlieferung ein gedicht über St. Guthlacs einsiedlerleben und sodann, als ihm die vita des Felix bekannt geworden war, ein zweites über seinen tod machte.

Wand. 23 f. *and ic heán þonan*
vód vintercearig
Gûdl. 1327 f. *he sceal heán þonan*
geómor hveorfan;

und widerum

Wand. 37 *forþon [þät] vât se þe sceal his vinedryhtnes*
leófes lârcvidum longe forþolian
Gûdl. 1325 *þät vât se þe sceal*
âsvaeman sârigferð, vât his sincgiefan
holdne biheledne.

Jeder dieser beiden anklänge möchte für sich allein gering geachtet werden, aber ihr zusammentreffen, verbunden mit der ähnlichkeit des zusammenhanges, erzwingt beachtung. Wand. 23 wie Gûdl. 1327 ist von dem treuen diener die rede, der von der stätte, wo sein herr starb, scheidet. Wand. 37 (wo man ohne ergänzung eines zurückweisenden *þät* nicht auskommt) ist das object zu *vât* zu entnehmen aus 29 ff.

vât se þe cunnað
hû sliðen bið sorg tô geféran
þâm þe lyt hafað leófra geholena;

Gûdl. 1325 ist es der gedanke, dass mut und kraft braucht wer schweres zu ertragen hat.

Noch ist der erwähnung wert, dass der ausdruck *dreógan dryhtenbealu* (= *damnum a deo inflictum*, vgl. das häufigere analoge compositum *metodgesceaft*) Gûdl. 1323 sich nur noch B. m. vyrd. 55 wider findet, dass also auch zu diesem gedichte eine wenn auch vereinzelte spur vom Guthlac hinüber führt.

Wenn ich es hienach für erlaubt halte, aus dem Wanderer biographisches material über Cynevulf zu entnehmen, wird mir hoffentlich niemand einwenden, dass ja der dichter des Wanderers nicht in eigner person spreche, sondern die rede eines andern episch berichte. Die erfindung einer person mit solchen erlebnissen und empfindungen zum behufe des poetischen effectes ist gewiss das letzte, was man einem dichter des achten jahrhunderts zutrauen wird. Jene epische einkleidung ist nur ein dünner schleier, den Cynevulf schamhafter weise zwischen den blicken der welt und seinem herzen befestigt.

Der Wanderer gibt uns die willkommenste erläuterung zu den andeutungen, die im traumgesicht vom kreuze und im epilog der Elene über des dichters lebensschicksale nidergelegt sind. Cynevulf hatte in

seinen frühern jahren einen holden herren, dem er mit inniger liebe zugetan war und dessen hof er mit seiner kunst erheiterte. Des sängers platz in der halle war, wie man B. m. vyrd. 80 f. sieht, zu den füssen des herrn; so erklärt sich die situation, die dem dichter des Wanderers 41 ff. seine wehmütige erinnerung hervorzaubert:

þinceð him on môde, þät he his mondryhten
clyppe and cysse a n d o n c n e ó l e c g e
h o n d a a n d h e á f o d, *swâ he hvîlum ær*
in geárdagum giefstôlas breác.

Diesen herren bedeckt nun längst die erde (22 f.). Aber auch die gesellen, mit denen der dichter in seinem dienste verbunden war, sind dahin (7. 51 ff.) und nur die burg zeugt noch als verlassene vom wetter gepeitschte ruine (97 ff.) von den frohen tagen, die sie einst gesehen. Einen solchen untergang der bewohner samt der wohnung kann nur gewalt der waffen herbeigeführt haben; und der dichter sagt es ausdrücklich 7 und 99 f. Er sagt auch 24, dass es winterszeit war, als die grosse katastrophe geschah. Dies genügt gerade um zu verhindern, dass wir etwa an den fall des edelings Oswini denken, der sich 761 gegen den könig Moll Aedhilwald empörte und ihm nach dreitägigem kampfe erlag: denn dies geschah am 8. august; während es gestattet bleibt ein anderes ereignis in betracht zu ziehen, dessen Simeon Dunclonensis de gest. reg. Angl. zum jahr 740 mit den dürftigen worten gedenkt: *Arwine filius Eadulfi occisus est die X kal. jan. feria VII;* noch kürzer der anhang zu Beda: *Arnuuini et Eadbertus interempti.* Aber was hilft eine solche möglichkeit? Es genügt zu wissen, wie wild es seit Ceolvulfs abdankung bis zur neige des jahrhunderts in Northumberland herging, um ein ereignis wie das vom dichter des Wanderers angedeutete gerade in dieser zeit und in diesem lande sehr glaublich zu finden; ja wir dürfen es ihm glauben, dass er sein land von zerstörten burgen voll sah, in welchen häuptlinge feindlich überfallen und mit ihren mannen erschlagen worden waren. Er selbst also war von der unglücksstätte übers eis entronnen und hatte die sichere und geehrte stellung des hofdichters mit dem loose des fahrenden sängers vertauschen müssen (24 — 29). Es bleibt unklar wie er dazu kommt, eine öde, felsige seeküste zur scene seiner klage zu machen (46 ff. 101 ff.), und wodurch er genötigt wurde, die reifkalte see lange mit händen zu rühren (3 f.): hatte er wie Egil Skalagrimsson schiffbruch gelitten und sich schwimmend auf das gebiet seines todfeindes gerettet? Hielt er sich, minder verwegen als jener, an der öden küste verborgen? Sind solche gedanken zu nichts anderem nütze, so dienen sie doch uns eine

dichtung zu beleben, zu der wir schmerzlich den commentar, wie ihn eine saga bieten würde, vermissen.

Ein sicheres biographisches datum gibt uns aber noch dieses gedicht, und ein wertvolles, weil es des dichters innere entwickelung beleuchtet. Ich meine die art des religiösen verhaltens, das sich hier kund gibt. Das gedicht ist zwischen zwei einander verwante religiöse gedanken gewissermassen eingerahmt. Es hebt an mit dem satze: oft erlebt der vom unglück verfolgte hilfe, gottes erbarmung; und zu diesem anfang kehrt der schluss zurück: wol dem, der hilfe und trost bei dem vater im himmel sucht, von dem uns alle stärkung kommt. So bekennt sich also der dichter, wo er im eignen namen spricht, zu dem glauben, dass gott die hoffnung und der trost der unglücklichen sei. Anders die person, die er redend einführt. Sie spricht überhaupt nicht von gott, wol aber vom schicksal, und zwar nicht nur in dem starr gewordenen ausdrucke *vyrda gesceaft* 107, sondern mit starker personification:

eorlas fornôman asca þryðe,
væpen välgifru, vyrd seó mære.

So freilich auch der dichter in eigner person: *vyrd bið ful âræd* (nicht von einem verb *ârædan*, *paratum reddere,* wie Grein meint, sondern ein privatives adjectiv: unberaten, blind) 5, fast in einem atem mit der vertröstung auf *metodes miltse.* Aber dem *eardstapa* fehlt überhaupt jede religiöse auffassung seines looses, jeder gedanke an die sünde, um die ihn gott heimsucht, an die busse zu der er ihn ruft, an die ewige freude, die er dem bussfertigen verheisst. Er kennt nur den stolzen mannessinn, mit dem der heide lautlos zu dulden weiss, und die trostlose betrachtung der eitelkeit alles irdischen sowie der allgemeinen vernichtung, der die welt zueilt. Nicht einmal diese letztere ist ein besonderer gedanke des christentums, auch der heide glaubte einen weltwinter und eine götterdämmerung. Dieser gewiss bemerkenswerte umstand also, dass nur die epische einkleidung, nicht der lyrische kern des gedichtes christlich-religiöse wendungen enthält, lässt sich auf zweierlei weise erklären. Entweder sind diese wendungen nur ein tribut an das herkommen, an die christliche sitte, die auch der volksmässigen dichtung mächtig geworden war; oder der dichter hat einem früher gedichteten liede die epische einkleidung erst nach der zeit seiner religiösen erweckung zugefügt und es dadurch seinem nachmaligen standpunkt wider angepasst, es sich wider singbar gemacht. Wie dem sei, so zeigt uns der Wanderer unsern dichter in der gemütsverfassung, die dem traumgesicht vom kreuze vorangieng und lässt uns ahnen, in welchem geist er früher seine kunst an volksmässigen stoffen geübt haben wird. Nichts

ist von diesen frühern dichtungen der überlieferung wert geachtet worden als die samlung der rätsel. Auch sie wol nur, weil die gattung durch Aldhelms vorgang geadelt schien; und so sind auch diejenigen unter ihnen vom untergang verschont geblieben, deren sehr ungeistliche züge dem verfasser so vieler religiöser dichtungen jetzt seltsam genug zu gesichte stehn.

Auch das gedicht vom Seefahrer, das Grein auf den Wanderer folgen lässt, verräth sich durch familienähnlichkeit als Cynevulfs eigentum. Es ist ein dialog zwischen einem der see kundigen alten und einem jüngling, den es lüstet zur see zu gehen; die epische einkleidung fehlt vollständig, so dass man den wechsel der redenden personen erraten muss. Der alte warnt und schildert die schrecknisse und entbehrungen des seelebens, der junge beharrt auf seinem sinn. Zuletzt sagt er, an der ewigen freude liege ihm mehr als am leben auf dem lande, denn es sei mit allen erdengütern doch hinfällig und vom tode bedroht (64—71). Dem stellt der alte die mahnung gegenüber, vor dem tode durch theure thaten das lob der menschen und der engel zu verdienen. Mit der welt, so fährt er fort, geht es zur neige, sie altert wie der einzelne mensch. Niemand kann sich dem tod entziehen. Gross ist der schrecken gottes: toll darum wer ihn nicht fürchtet; der tod kommt ihm ohne ankündigung. Nun folgen ferner weisheitssprüche und lebensregeln, bis 117 die paränetisch erbauliche schlusswendung eintritt. Wie der seefahrer, der hier spricht, hat auch der wanderer die schrecken der see kennen gelernt (3 f.); wie der wanderer, so ist oder war auch der seefahrer landflüchtig:

Wand. 32 *varað hine vräclâst;*
Seef. 14 *hû ic earmcearig iscealdne sae*
vinter vunade vräccan lâstum;
56 *hvät þâ sume dreógað,*
þe þâ vräclâstas vídost lecgað.

Wie der wanderer 7 *vinemæga hryre* zu beklagen hat, so ist der seefahrer 16 *vinemægum bidroren.* Bei den naturschilderungen berühren sich in beiden gedichten die ausdrücke:

Seef. 23 *stormas þær stânclifu beótan* und
Wand. 101 *and þâs stânhleoðu stormas cnyssað;*
Seef. 31 *nâp nihtscúa, norðan snivde* und
Wand. 104 *nipeð nihtscúa, norðan onsendeð*
hreó häglfare;
Seef. 32 *hrím hrusan bond* und
Wand. 102 *hríð hreósende hruse bindeð.*

Auch diese beiden stellen:

Seef. 86 *gedroren is þeós duguð eal, dreámas sind gevitene* und
Wand. 78 *valdend licgað*
dreáme bidrorene, duguð eal gecrong

berühren sich fühlbar; desgleichen:

Seef. 90 *sva nu monna gehvylc geond middangeard* und
Wand. 75 *sva nu missenlîce geond þisne middangeard.*

Aber auch mit dem Guthlac begegnet sich der Seefahrer in einem bedeutungsvollen zuge. Es ist die ansicht, dass die lebenskraft der welt in jeder hinsicht abnehme, dass alles nachkommende weniger tauge als das vorangegangene; und nicht nur die ansicht, sondern zum theil auch die worte, worin sie ausgesprochen wird:

Seef. 88 *blæd is gehnæged,*
eorðan indryhto ealdað and searað und
Gudl. 14 *ealdað eorðan blæd.*

Endlich fallen, in derselben stelle von der abnahme des weltlebens, anklänge an den epilog der Elene ins ohr:

Seef. 80 *dagas sind gevitene,*
ealle onmedlan eorðan rîces

verglichen mit

El. 1265 *geoguð is gecyrred,*
ald (oder *all?*) *onmedla*
und 1267 *nu synt geárdagas*
äfter fyrstmearce forð gevitene.

Der Seefahrer übertrifft an religiösem gehalt den Wanderer, wenigstens dessen lyrischen kern, indem er an mehrern stellen vom ewigen leben handelt; er weist dadurch in eine spätere zeit des dichters. Merkwürdig ist seine form. Die gänzliche abwesenheit der epischen einkleidung nötigt anzunehmen, dass er von zwei personen dramatisch vorgetragen wurde, als welche man sich den sänger und seinen knaben denken wird. Ich verweise auf den textabdruck, der dieser abhandlung nachfolgen und die dialogische composition deutlich machen soll.

Die beiden zuletzt behandelten gedichte enthalten, zum theil mehr vom zaune gebrochen als durch den zusammenhang bedingt, aufgereihte Sinnsprüche der art, wie sie in vier stücken des codex exoniensis und einem einer cottonischen handschrift überliefert sind (Gr. II, 339). Es wird dadurch glaublich, dass Cynevulf auch ohne solche einfügung diese,

wie es scheint, beliebte dichtungsart ausgeübt habe. So wie er von den fähigkeiten der menschen und von ihren schicksalen in besondern gedichten sang und dann in gedichten andern inhalts diese motive vorübergehend aufgriff, wird es auch hier gewesen sein. Die eigentümlichkeit dieser spruchdichtung besteht darin, dass in der form des gebotes gesetzmässige erscheinungen der natur wie des menschenlebens am faden der gedankenverbindung oder auch nur der allitteration aufgereiht und nach belieben durch ausgeführtere schilderungen, betrachtungen oder lebensregeln unterbrochen werden. Das selbstverständliche, uns trivial vorkommende, das dabei breiten raum einnimt, kann dazu dienen, das bedeutendere, das der dichter unvermerkt einflicht, auf das es ihm eigentlich ankommt und das er der welt zu gehör sagen will, in das gleiche licht naturnotwendiger giltigkeit, wie sie jenem übrigen zukommt, zu stellen. Unter den erwähnten gnomischen stücken nimt wol das im codex exon. an erster stelle erscheinende auch durch poetischen wert und bedeutenden inhalt die erste stelle ein. Dass es von Cynevulf herrühre wird durch das zusammentreffen zweier stellen mit solchen des seefahrers wahrscheinlich gemacht:

Gnom. 35 *dol biđ se þe his dryhten nât, tô þäs oft cymeđ deáđ unþinged*
und Seef. 106 *dol biđ se þe him his dryhten ne ondrædeđ, cymeđ him se deáđ unþinged;*

Gnom. 51 *stýran sceal mon strongum môde*
und Seef. 109 *stiéran mon sceal strongum môde.*

Cynevulfs grössere werke sind für das kloster und die klosterschule oder doch jedenfalls als lesebücher gedichtet. Das anziehende der kleinern dichtungen liegt, abgesehen von ihrem inhalt, darin dass sie uns die alte volksmässige übung der dichtkunst vor augen führen, wonach der sänger die in der halle versammelten helden unterm trinken mit einem vortrag zur harfe unterhält, der seiner bestimmung nach kurz und abgerundet sein muss. Sie zeigen uns, dass das christentum auf diese übung freilich einwirkte, aber sie nicht lahm legte; ferner dass die angelsächsische poesie auf rein volksmässiger grundlage ebenso gut wie die nordische vom epos zur lyrik und didactik fortgeschritten war, ohne dabei, wie die nordische, in verkünstelung zu fallen. Dafür, dass diese gedichte wirklich so betrachtet werden müssen, enthält die zuletzt erwähnte spruchreihe einen willkommenen beweis, den ich zum schlusse noch ans licht stellen will. Hiezu ist zunächst die kritische herstellung der letzten vier verse des gedichtes erforderlich. Ich lese sie so:

hond sceal heáfod inwrîhan, hord in screónum bidan,
gifstôl gegierved stondan, gif hine guman gedælen.

gifre biđ se þâm golde onfêhđ, gifeđ man þäs on heáhsetle geneahhe.
leán sceal, gif ve leógan nellađ, þâm þe ûs þâs lisse geteóde.

Die handschrift liest *heofod invyrcan*, *streonum* und *guma þäs on heahsetle geneah;* Grein versteht *gifre* als *gífre.* Ich kann nicht sagen, dass mich meine berichtigung des ersten halbverses sehr befriedige; der gegensatz des enthüllten hauptes und des verborgen bleibenden hordes ist ziemlich schwach; aber wozu gäbe sich sonst die überlieferte lesart her? Indes fängt erst mit dem zweiten halbverse der zusammenhang an, den ich festzustellen habe. Hier ist *streónum* entschieden unzulässig. Grein denkt an *streón = streóven* f. = *stratum:* was soll aber der hord auf dem bette? *Screón* ist mir zwar als angelsächsisches wort nicht bekannt, aber aus dem *screunia screona* der leges, das ein unterirdisches gemach bedeutet und zuletzt von Wackernagel sprache der Burgunden s. 5 (Binding burg.-roman. königr. s. 333) besprochen worden ist, mit sicherheit zu folgern.[1] *Gífre,* ein synonym von *grædig*, *vorax,* gewönlich von unheimlichen wesen und naturgewalten gebraucht, ist hier nicht passend, wol aber *gifre = acceptus*, *gratus*, eine ableitung von *gifan*, die auf den sinn von mittelhochdeutsch *gæbe,* nordisch *gæfr* hinaus komt. Im folgenden halbvers wird die berichtigung wol einleuchten, die überlieferung ist sinnlos und nicht zu construieren. Also: „der hort soll in der schatzkammer harren, der gabenstuhl bereitet stehn, wenn ihn (den hort) die mannen theilen.“ Nachdem so von schenken die rede gewesen, fügt sich die schlusswendung trefflich an: „Lohn soll, wenn wir nicht lügen wollen, dem werden, der uns dies vergnügen bereitete“: d. h. dem fahrenden sänger, der nun mit seinem vortrag zu ende ist. Dass er im namen der zuhörer spricht, ist eine manier, die er mit den schullehrern und bücherschreibern alter und neuer zeiten gemein hat und die wir ihm unbedenklich zutrauen dürfen. Man ersieht nicht wie Grein die stelle verstanden hat; Thorpe versteht unter dem erzeuger der *lisse* gott. Aber von welcher gabe gottes wäre hier die rede? soll es der hort sein? Gewiss ist soviel, der dank, den wir gott für seine gaben schulden, wird nie *leán* genannt. Wenn v. 6 desselben gedichtes von gott sagt *he ûsic vile þâra leána gemonian*, so heisst das nicht: er will uns an den lohn für seine gaben, sondern: er will uns seiner gaben gemahnen; vgl. Genesis 258. 2933.

1) Sollte sich aus diesem worte nicht *streónan*, althochdeutsch *striunan* = *acquirere*, *gignere* erklären, so dass es ursprünglich θησαυρίζειν, in die *screunia* einthun bedeutete? Für den wechsel zwischen *str* und *scr* gibt es einige beispiele: *scrîdan* und *bestrîdan* (*equum conscendere*), mittelhochdeutsch *schraejen* und *straejen*, *schranz* und *strunze*.

Ich breche diese untersuchungen hier ab. Vielleicht sind andre im stande für meine ergebnisse noch mehr beweise aufzufinden oder noch andre gedichte als Cynevulfs eigentum nachzuweisen. Lässt sich gegen meine methode einwenden, dass sie eben nur die vertrautheit eines dichters mit den werken des andern, nur benutzungen und entlehnungen, nicht aber identität des dichters nachweise? Dies träfe denn auch gegen Dietrich zu, in dessen fusstapfen ich trete. Aber der den einwand erhübe hätte die verpflichtung, die individualität der verschiedenen dichter ans licht zu stellen und uns den nachahmer neben dem nachgeahmten erkennen zu lehren. Ob bei diesem versuch etwas heraus käme müste der erfolg zeigen; ich habe nichts gefunden worauf er sich stützen könnte.

DARMSTADT, IM AUGUST 1868. M. RIEGER.

DER SEEFAHRER

ALS DIALOG HERGESTELLT.

(Vergl. cod. exon. ed. Thorpe p. 306. Grein bibl. d. ags. poesie I, 241).

[Se ealda cwäđ.]

Mäg ic be me sylfum sôđgied wrecan,
sîđas secgan, hû ic geswincdagum
earfođhwîle oft þrôwade,
bitre breôstceare gebiden häbbe,
gecunnad in ceóle cearselda fela,
atol ӯđa gewealc. Þær mec oft bigeat
nearo nihtwaco ät nacan stefnan,
þonne hê be clifum cnossade. Calde geþrungen
wæron mîne fêt, forste gebunden,
caldum clommum, þær þâ ceare seófedun
hât ymb heortan: hungor innan slât
merewêrges môd. Þät se mon ne wât,
þe him on foldan fägnost limpeđ,
hû ic earmcearig îscealdne sæ
winter wunade wräccan lâstum
[wynnum biloren,] winemægum bidroren,
bihongen hrîmgicelum: hägl scûrum fleág.
Þær ic ne gehӯrde bûtan hlimman sæ,

16) Ergänzung Greins.

îscealdne wæg,   hwîlum ylfete song:
dyde ic me tô gomene   ganetes hleôðor
and huilpan swêg   fore hleahtor wera,
mæw singende   fore medodrince.
Stormas þær stânclifu beôtan,   þær him stearn oncwäð
îsigfeðera: ful oft þät earn bigeal
*ûrigfeðera   **
**   nænig hleômæga*
feâsceaftig ferð   frêfran meahte.
Forþon him gelŷfeð lyt   se þe âh lifes wyn
gebiden in burgum   bealosîða hwon,
wlonc and wingâl   hû ic wêrig oft
in brimlâde   bîdan sceolde:
nâp nihtscûa,   norðan snîwde,
hrîm hrusan bond,   hägl feôl on eorðan,
corna caldast.

[Se geonga cwäđ:]
Forðon [*mec*] *cnyssað nû*
heortan geþôhtas,   þät ic heân streâmas,
sealt ŷða gelâc   sylf cunnige:
monað môdes lust   mæla gehwylcê
ferð tô fêran,   þät ic feor heonan
elþeôdigra   eard gesêce.

[Se ealda cwäđ:]
Forþon nis þäs môdwlanc   mon ofer eorðan
ne his gifena þäs gôd   ne in geoguðe to þäs hwät
ne in his dædum tô þäs deôr   ne him his dryhten tô þäs hold,
þät hê â his sæfôre   sorge näbbe,
tô hwon hine dryhten   gedôn wille.
Ne bið him tô hearpan hyge   ne tô hringþege
ne tô wîfe wyn   ne tô worulde hyht
ne ymbe ôwiht elles   nefne ymb ŷða gewealc;
ac â hafað longunge   se þe on lagu fundað.

25) Grein *ne ænig* ohne vorhergehende lücke; aber das folgende steht zu abgerissen da.

26) *frêfran* Grein Germ. 10, 422; hs. *feran*.

27) *forþon* ist hier und 33. 39. 58. 72 aus der causalen in die adversative bedeutung „aber“ verschoben. Ebenso im Wanderer 64, während 37 und 58 die erweiternde bedeutung „auch“ stattfindet.

33) Ergänzung Greins.

[Se geonga cwäđ:]

Bearwas blôstmum nimađ, beorgas fägriađ,
wong wlitigađ, woruld onetteđ:
ealle þâ gemoniađ môdes fûsne
fêran tô siđe, þone þe svâ þenceđ,
on flôdwegas feor gewîtan.

[Se ealda cwäđ:]

Swylce geác monađ geomran reorde,
singeđ sumeres weard, sorge beôdeđ
bitre in breôsthord. Þät se beorn ne wât,
sêfteâdig secg, hwät þâ sume dreôgađ,
þe þâ wräclâstas wîdost lecgađ.

[Se geonga cwäđ:]

Forþon nû mîn hyge hweorfeđ ofer hređerlocan,
mîn môdsefa mid mereflôde
ofer hwäles êđel, hweorfeđ wîde
[geond] eorđan sceâtas, cymeđ eft tô me
gîfre and grædig, gielleđ ânfloga,
hweteđ on hwälweg hređer unwearnum
ofer holma gelagu. Forþon me hâtran sind
dryhtnes dreâmas þonne þis deâde lîf
læne on londe: ic gelŷfe nô
þät him eorđwelan êce stondađ.
Simle þreora sum þinga gehwylcê

48) *beorgas*] hs. *byrig.*

49) *wong* Grein im gloss. unter *clitigian;* hs. *wongas.*

51) *þone* Grein germ. X, 422; hs. *þam.*

52) *gewitan* Thorpe, hs. *gewitađ.*

53) Der guckuk wird ironisch in seinem doppelsinn als frühlingsbote und als böser angang verstanden. Im letztern sinne wird ihm eine *geomor reord* zugeschrieben und entbietet er sorge, wie Gûđl. 716 den frühling.

55) Hs. *bitter.*

56) *sêfteâdig* Grein. hs. *eft eadig.*

61) Ergänzung Greins.

63) Hs. *wælweg.*

64) Wenn sich *gelagu* durch altsächsisch *lagu gilagu*, nordisch *lög* erklärt, so ist der sinn: ungeachtet des verhängnisses der wogen, d. h. ohne rücksicht auf die dort drohende lebensgefahr. Dies schafft für den folgenden satz, wo *forþon* die gewönliche causale bedeutung „denn“ hat, eine sehr gute anknüpfung.

67) Hs. *stondeđ;* Grein *eorđwela.*

68) *þinga gehwylcê* unter allen umständen, wie Hymn IV, 12. Dem *his* des folgenden verses fehlt das beziehungswort, dem *weordeđ* der dativ: es fehlt also ein vers. Wegen meiner ergänzung verweise ich auf die verwante stelle Beov. 1761 ff.

[men ofer moldan on his mägnes blæde.]
ær his tîd âgâ, tô tweôn weorðeð:
âdl oððe yldo oððe ecghete
fægum fromweardum feorh ôðþringeð.

[Se ealda cwäð:]

Forþon þät eorla gehwâm äftercweðendra
lof lufigendra læsteð worda betst,
þät hê gewyrce, ær hê on weg scyle,
freman on foldan wið feônda nîð
deôrum dædum deôfle tôgeânes,
þät hine älda bearn äfter hergen
and his lof siððan lifge mid englum
âwa tô ealdre [and him eâd sylle
engla dryhten,] êcan lîfes blæd,
dreâm mid dugeðum. Dagas sind gewitene,
ealle onmedlan eorðan rîces.
Nearon nû cyningas ne câseras
ne goldgiefan swylce jû wæron,
þonne hî mæst mid him maerða gefremedon
and on dryhtlîcestum dôme lifdon:
gedroren is þeôs duguð eal, dreâmas sind gewitene,
wuniað þâ wâcran and þâs woruld healdað,
brûcað þurh bisgo. Blæd is gehnæged,
eorðan indryhto ealdað and searað
swâ nû monna gehwylc geond middangeard:
yldo him on fareð, onsŷn blâcað,
gomelfax gnornað, wât his jûwine
äðelinga bearn eorðan forgiefene.
Ne mäg him þonne se flæschoma, þonne him þät feorg losað,
ne swête forswelgan ne sâr gefêlan
ne hond onhrêran ne mid hyge þencan.
Þeâh þe gräf wille golde strêgan

69) *tid âgâ* Grein im gloss. unter *âgân*; hs. *tide ge.*

73) Hs. *lifgendra last.* Das bleibt jedem das lob der nachwelt liebenden der worte bestes (wenn er es nämlich befolgt), dass er u. s. w.

75) *freme* ist nebenform von *fremu commodum, beneficium;* hs. *fremman.*

79) *êcan lifes blæd, dreâm mid dugeðum* kann nicht apposition zu *his lof,* noch weniger subject zu *lifge* sein. Zwei halbverse des inhaltes, wie ihn die ergänzung gibt, sind ausgefallen. *blæd* Grein, hs. *blæd.*

82) *nearon* Grein, hs. *næron.*

brôðor his geborenum, byegan be deâdum
mâðmum mislîcum pät hê ne mid wille,
ne mäg þære sâwle, þe bið synna ful,
gold tô geôce for godes egsan,
þonne hê hit ær hýdeð, þenden hê hêr leofað.
Micel bið se meotudes egsa, for þon hi seô molde oncyrreð,
se gestaðelade sîde grundas,
eorðan sceâtas and uprodor.
Dol bið se þe him his dryhten ne ondrædeð: cymeð him se deâð unþinged.
Eâdig bið se þe eâðmod leofað: cymeð him seô âr of heofonum,
meotud him pät môd gestaðelað, forþon hê in his meahte gelýfeð.
Stîeran mon sceal strongum môde and pät on staðelum healdan.
Gewis werum, wîfum clæne
scyle monna gehwylc, môd gemete healdan
*wið leôfne and wið lâðne **
** bealo **
*þeâh hê hine wille fýres fulne **
oððe on bæle forbärnedne
his geworhtne wine. Wyrd bið swîðre,
meotud meahtigra þonne ænges monnes gehygd.
Uton we hycgan hwær we hâm âgen
and þonne geþencan hû we þider cumen
and we þonne eâc tilien pät we tô môten
in þâ êcan eâdignesse,
þær is lîf gelong in lufan dryhtnes,
hyht in heofonum. Päs sý þâm hâlgan þonc
pät hê ûsic geweorðade wuldres ealdor,
êce dryhten, in ealle tîd. Amen.

98) Hs. *byrgan.* Mit toten schätzen (vgl. 65 *þis deâde lîf*) erkaufen, dass er nicht auch sterben müsse.

99) *hê ne]* hs. *hine.*

109) und ihn (doch) ungebeugt erhalten: vgl. Cri. 490 *staðolfästre strengðu.*

110) Hs. *and* vor *gewis.* Hs. *wisum.*

115) *swîdre* Grein, hs. *swire.*

117) so Thorpe, hs. *hwær se.* Dieser erbauliche, aber wenig poetische schluss ist schwerlich der echte; er wird dem verstümmelten gedichte von unberufener hand angehängt sein. —

Ich erlaube mir einige abweichungen von der bei uns herkömmlich gewordenen orthographie des angelsächsischen. Ich bitte bei dieser gelegenheit die bearbeiter angelsächsischer texte in erwägung zu ziehen, ob es nicht ein misbrauch ist, dass wir nach nordischer weise *v* setzen wo die Angelsachsen *uu* oder die betref-

fende rune schrieben und die Engländer *w* schreiben, wie auch wir in unserer eigenen sprache thaten und thun? Wir geben ganz unnötiger weise den texten ein für Deutsche und Engländer fremdartiges, nur für Nordländer vertrautes ansehn; wir erzeugen im anfänger den eindruck, als stehe das angelsächsische dem nordischen und nicht dem deutschen zur seite. Ein anderer punkt ist die bezeichnung der quantität bei den diphthongen. Die angelsächsischen wie die nordischen handschriften kennen nur ein quantitätszeichen für vocale mit oder ohne vorschlag; denn die nordischen *iá ió iú*, die angelsächsischen *eá eó ió ié* sind doch nur vocale mit vorschlag und werden nur um ihres etymologischen wertes willen diphthonge genannt. Wir brauchen demgemäss in nordischen drucken übereinstimmend mit den nordländischen herausgebern lediglich den acutus. So sollten wir in angelsächsischen übereinstimmend mit den Engländern lediglich den circumflex brauchen: aber wir haben hier eine pedantische unterscheidung durch acutus und circumflex erfunden. Der acutus zeichnet diejenigen *ea* und *eo* aus, die gotischem *au* und *iu* entsprechen, obgleich sich nicht erweisen noch erdenken lässt, dass diese laute in *geâr* und *weôx* anders als in *geác* und *beód* seien ausgesprochen worden. Wie aber nun mit *slean* = *sleahan* und *tweon* = *tweohan?* Hier wäre eigentlich ein drittes zeichen erforderlich. Auch die einführung von *ä* für kurzes *æ* der handschriften halte ich nicht für glücklich. Bezeichneten wir statt dessen die länge mit circumflexiertem *æ*, so wäre in zweifelhaften fällen weniger vorgegriffen, das objective element der überlieferung würde sich deutlich vom subjectiven der quantitätsbezeichnung unterscheiden und eine wertlose abweichung vom verfahren der Engländer fiele weg. [Die hier vorgeschlagenen änderungen der bei uns üblichen schreibweise des angelsächsischen sind in der historischen grammatik der englischen sprache von C. Friedrich Koch bereits theilweise durchgeführt worden. Red.]

DARMSTADT, IM AUGUST 1868. M. RIEGER.

ANGELSÄCHSISCH eâ (GRIMMS eá).

In den folgenden zeilen versuche ich entstehung, umfang und weiterbildung des auffallenden angelsächsischen *eâ* darzustellen. Da in demselben ursprünglich ganz verschiedene laute ihren ausdruck finden und finden können, so ist es genauer zu bestimmen.

Es ist zuerst das *eâ* auszuscheiden, das eigentlich für *â* eingetreten und dadurch entstanden ist, dass *e* als aussprachezeichen der gutturalmedia beigefügt wurde = Grimm, Heyne, Grein: *eá*. Angelsächsisch *g* scheint nämlich eine doppelte aussprache gehabt zu haben, ursprünglich die der gotischen media und dann eine abschwächung derselben, die unserm *j* sich näherte oder glich. Die graphische unterscheidung dieses doppelten lautes tritt sporadisch im angelsächsischen, in scharfer unterscheidung im neuangelsächsischen auf, und befestigt sich nach langem schwanken in *g* und *y*. HG (= Koch, historische grammatik der englischen sprache) I, 132 ff. Die weichere, unserem *j* ähnliche oder gleiche aussprache wird erwiesen durch die allitteration des angelsächsischen

g mit *i*: *gôda* — *iudǽdum* Sal. 186. *Juliane* — *gǽste* Jul. 28. — *geâđe* 95. — *gode* 106. — *gleâw* — *gode* 130 und öfter; durch den wechsel mit auslautendem *h*: *bëlge bealh*, *þeah þǽgon þêgon*, *seah sǽgon* HG. 1, 133. 274. 286. 289. 297; durch zerdehnung des *i* oder *j* in *ige*: *sealf-je´sealf-ige*, *swer-ja-n swer-igea-n* HG. 1, 341; durch die weitere entwicklung des *g*, wie angelsächsisch *dæg*, neuangelsächsisch *dæig dæȝ*, angelsächsisch *fæger*, neuangelsächsisch *fæiger fæiȝer*, angelsächsisch *mægden*, neuangelsächsisch *mæide maȝȝdenn*. HG. 1, 132; endlich dadurch, dass *g* vor *i* bisweilen schwindet, wie angelsächsisch *gif*, neuangelsächsisch *ȝif yif if*, ags. *gi gë*, nags. *i* HG. 1, 132. Die weichere aussprache wird ferner bezeugt durch das alts., in dem *gi* und *j* vor *a* und *u* neben einander liegen, wie *giudeo judeo*. s. Heyne, kurze gramm. der altgermanischen sprachstämme 1, 110; und durch das altfriesische, in dem *g* und *j* öfter wechseln. s. Heyne 1, 130. Zur bezeichnung dieses weicheren lautes dient *e*, so dass ags. *geâr* eigentlich für *ge-âr jâr* steht, alts. *gêr* Mon. *jâr* Cott., altfries. *jêr*, got. *jêr*. Ebenso ags. *geâra gére* und R. Matth. 11, 21 *jâra*, *gâfon gǽfon geâfon*, *on-gǽton on-geâton*.

Ferner ist auszuscheiden *eâ* (Grimm, Grein, Heyne: *eá*), das ebenfalls für *â* steht und dadurch entstanden ist, dass *e* hinter *sc* eingetreten ist. Heyne vermutet, das *e* dem *sc* beigefügt sei, um die aussprache zu modificieren, — eine vermutung, die dadurch bestätigt wird, dass *sc* sich meist zu *sh* entwickelt, selten zu *sk*, während *c* vor *a* regelmässig bleibt. HG. 1, 108. Daher ags. *scân sceân*, *scâd sceâd*, *scâdan sceâdan*, *scǽđ sceâđ*. s. Grein, sprachsch. Bemerkenswert ist, dass in den northumbrischen evangelien nirgends *sc* vor *a* steht, nur das fremde *scariothisc* Mrc. 14, 43 ausgenommen.

Endlich ist auch *eâ* (Grimm, Grein, Heyne: *eá*) auszuscheiden, das als lautliche mehrung oder verstärkung zu betrachten ist. Got. *ah-va* (ind. W. **ak* schwellen, lat. *aq-ua*, ahd. *ah-a*) wird ags. *eah*, denn das suffix fällt ab. Dieses *eah* aber wird *eâ*, sei es, dass geschwundenes *h* in der vocallänge ausklingt, oder dass consonantische minderung durch vocalische mehrung ersetzt wird. s. HG. 1, 39. Ebenso ags. *sleân* aus *sleahan*, got. *slahan* schlagen, *þweân* aus *þweahan*, alts. *thwahan*. Auf gleiche weise mag auch *on-geân* (Grimm, Grein: *on-geán*) entstanden sein. Entweder lag hier die volle form vor, *on-gagan*, das sich in *on-gân* ps. 57, 9 zusammenzog und hinter *g* das zeichen der weichen aussprache zuliess: *on-geân*. Oder *on-gægen on-gægn* wird *on-gǽn* und dieses zu *on-geân*, wie *on-gǽton* zu *on-geâton*.

Nach ausscheidung dieser *eâ* bleibt nur das ags. *eâ* (Grimm, Grein, Heyne: *eá*) mit seinen abweichungen und schwankungen übrig, das sich

aus got. *âu* (Grimm: *áu*) entwickelt. Um zu erkennen, wo *eâ* steht, wo es bleibt und wo es sich ändert, wird man das gotische zu grunde legen müssen, und zwar die formen, in denen keine äussere einwirkung auf den laut stattfindet, oder solche, in denen die einfachsten bildungslaute stehen, deren einfluss leicht erkennbar ist.

Got. *âu* (Gr. *áu*), die dritte steigerung des *u*-lautes (got. *u*, *iu*, *âu* = altind. *u*, *au*, *âu* Schl.) findet sich in der 1. und 3. pers. sing. praes. ind. der starken verben sechster (Grimm: neunter) klasse. Da schon im gotischen die personalendungen abgefallen sind, so darf man diese formen als solche bezeichnen, in denen eine äussere einwirkung auf den germanischen laut nicht mehr stattfindet. Hier steht got. *âu*, ahd. *ou* (vielleicht *ôu?*) und *ô*, altn. *au*, alts. *ô*, altfries. *â* und ags. *eâ*, selten *ê*, wie *of-scêt*, *scêt*, *ge-cês*, *flêg*, *â-lêh*; HG. 1, 296. Got. *âu* bleibt also in altn. *au*, ebenso in ahd. *ou*, fliesst zusammen in ahd. und alts. *ô* und verkürzt sich zu altfries. *â*. Nur ags. *eâ* und *ê* stehen weiter ab; wie hat sich *eâ* mit dem seltenern *ê* bilden können? Grimm meint, *áu* habe sich erst zu *áo* und dann zu *áe* geschwächt und dieses habe sich umgestellt: *áe eá*. Denselben vorgang sieht er in got. *aí*, das zu ags. *io*, *ëo* geworden sei. Die erklärung möchte wol schwerlich genügen, und die angezogene vergleichung scheint mir unrichtig. Ags. *ëo* entspricht allerdings got. *aí*, aber seine entwicklung scheint eine ganz andere zu sein. Zu grunde liegt *i* und zu diesem tritt aus der scharfen gutturale, wie im schweizerdialecte, ein dunkler laut, der mit *o* bezeichnet wird, daher: *fi-ohtan*, *fë-ohtan*. Mit verklingender gutturale erscheint daher wider *fehten* Laç. und später *fihten*, und verklungene gutturale ersetzt vocallänge in neuengl. *fight*. Heyne meint, got. *âu* habe sich wie im friesischen zu dunkelem *â* verdichtet, dem beim sprechen ein *e* leise vorgeschlagen wurde. Diese ansicht erklärt *â* in ihrem ersten theile; im zweiten constatiert sie nur die thatsache, dass *e* vor *â* steht. Dem ersteren stimme ich vollkommen bei. Auch im ags. hat hier ursprünglich *âu* gestanden. In diesem diphthonge wurde aber *â* so überwiegend gesprochen, dass *u* nur leise nachklang. Dieses leise nachschlagende *u* muss auch dann noch geblieben sein, als es nicht mehr geschrieben wurde. Daher gibt denn Alfred die lateinischen *au* in namen oft mit ags. *â* wider, wie *Agustus*. Bed. 1, 2. 4. 5. 11. 13. 15. 23 etc. *Agustinus* 1, 25. 27. 29. 33. 2, 2. Ferner auch Men. 97, und daneben *Augustus* Bed. 3, 9. *Augustinus* 2, 7. *Claudius* 1, 2. *Mauricius* 1, 23. *Paulus* 1, 29. *Saulus* 1, 34. Allmählich mag dann dies kurze *u* verklungen sein. War es aber auch ganz verklungen, so lag doch *â* noch in der *u*-reihe und muste als steigerung des *u*-lautes gefühlt werden. Der einfache kurze wurzelvocal lag noch im plural des

praet. vor. Die erste steigerung war *iu*, das zu *û* (*slûpan*, *dûfan diófan deófan*, *strûdan*, *sûcan sûgan*, *bûgan beógan*, *brûcan* HG. 1, 42) zusammenfloss oder zu *ió* und *eó* wurde. In *iu* (*ic bium biom beom* Durh. Joh. 7, 34. Mrc. 5, 28) *iò eò* erscheint *i* und das gewöhnlichere *e* in *eò* als steigerungslaut des grundvocals. War nun *â* noch in der *u*-reihe rege, so konnte sich diesem dieselbe steigerung vorschieben, so dass die lautreihe lief: *u, iu io*, *ia* und mit anbequemung des hellen *i* an dunkles *o* und *a: u, eo, eâ.* Ags. *iâ* lässt sich bis jetzt in einem verb nicht nachweisen; es steht nur in *driâs dreâs* Fall, Bosw., das in dem streitigen *deâw-driâs* (thaufall, morgenthau) Dan. 277. vorliegt, und in *briâd* (brot) Durh. Joh. 6, 23 für das gewöhnliche *breâd.* Bemerkenswert ist überdies, dass in den nordhumbrischen evangelien *eò* und *eâ* mit einander wechseln, ein wechsel, in dem man nicht gerade verderbnis erblicken muss. Er kann eben so wohl ein beleg dafür sein, dass das bewustsein der lautreihe und der zusammengehörigkeit von *eâ* und *eò* noch rege war. Im neuags. bleibt *eâ* selten, gewöhnlich wird es *æ* (ohne quantitätszeichen) bei Lagamon und stets *ǽ* bei Orm. — Das neben *eâ* liegende seltene *ê* ist entweder schlechte schreibung oder es rührt aus einer zeit, in der *eâ* anfieng zusammenzufliessen: es wäre demnach der vorläufer des neuags. *ǽ*.

Got. *âu*, ags. *eâ* steht ferner in wörtern mit einfachen suffixen.

Das *a*-suffix tritt 1) an die reduplicierenden verben: got. *hlâup-a-n*, altn. *hlaupa*, ahd. *hloufan*, alts. *â-hlôpan*, afries. *hlâpa*, ags. *hleâfan*, nags. *leapen lepen* Laq., *læpenn* Orm; altn. *bauta* schlagen, mhd. *bôzen*, ags. *beâtan*, nags. *beten bætenn.* — 2) an substantiva: got. *lâuf(a)s* laub, *skâuta(s)* rockschoss, *lâun(-a-m)* lohn; altn. *lauf, skaut, laun;* ahd. *loup*, *scôz*, *lôn;* alts. *lôf, lôn;* afries. *lâf*, *lân*; ags. *leâf, sceât*, *leân;* nags. *leaf leuc*, *læfe*, *læn.* Got. *âugô* für *âug-an* auge, *âusô* ohr; altn. *auga, eyra* (lit. *aus-i-s*, lat. *aur-i-s*); ahd. *ougâ, ôrâ;* alts. *ôga*, *ôra*; afries. *âge, âre;* ags. *eâge*, *eâre.* — 3) an adjectiva: got. *lâus(a-s)* los, *dâuf(a)s* taub, *hâuh(a)s* hoch, *râud(a)s* rot, *dâuþ(a)s* todt; altn. *dauf-r*, *rauđ-r*, *dauđ-r;* ahd. *lôs, toup*, *hôh*, *rôt, tôd;* alts. *lôs, hôh, rôd, dôd;* afries. *lâs*, *hâch*, *râd, dâd;* ags. *leâs, deâf*, *heâh hêh*, *reâd deâd;* nordh. *leâs leôs*, *deâf deôf*, *heâh hêh*, *deâd deôd* nags. *læs les*, *dæf*, *ræd redde reode rede*, *hæh hege hei* Laq., *heh* Orm. Im ags. bleibt demnach überall *eâ*, nur *heâh* und *hêh*, und hier konnte wol die zur erweichung und deshalb zur erhellung des vocals hinneigende gutturale *ê* veranlassen. Im nordh. mischen sich auch hier *eô* und *eâ*.

Zu diesen bildungen mit *a* sind auch die schwachen verben zweiter klasse zu stellen, denn got. *ô* ist $a + a$: got. *kâup-ô-n* kaufen, *râub-ô-n* rauben; altn. *kaupa, raufa;* ahd. *koufôn, roubôn*; alts.

kôpôn, rôbôn; afries. *kâpia, râf* raub; ags. *ceâp-ia-n, reâp-ia-n*; nags. *chepinng* O. Auch hier erhält sich *eâ.*

Das *u*-suffix scheint nur durchgangslaut zwischen *a* und *i* zu sein, daher hat es bald die verdunkelnde kraft des *a*, bald die des *i*. Es ist demnach kein sicherer führer. s. HG. 3, 35.

Das suffix *i* tritt an substantiva; got. *hlâut(i)s* loos, *nâuþ(i)s* not; altn. *hleyti, neyd* und *nauđ*; ahd. *hlôz hlûz, nôt* (für *nôti*, dat. pl. *nôtin*); alts. *hlôt nôd* und *niud*; ags. *hlêtë hlêt hlŷtë, nêd nŷd* und *niòd neòd nied*; nordh. *nêd.* Sieht man hier von *niòd, neòd* ab, in denen die zweite steigerung got. *iu* vorliegt: so haben wir *ê* und *ŷ* und diese erscheinen als die umlaute von ags. *eâ.*

Das suffix *ja* tritt 1) an adjectiva: got. *âuþ-s,* altn. *auđ-r* und *eyđi-*, ahd. alts. *ôdi*, ags. *eâđ êđ ŷđ*, nordh. *eâđ êđ*; eben so *ge-drêmë ge-drŷmë* froh, von *dreâm.* Da dieses suffix fast überall im ags. den umlaut erzeugt, so ist auch hier *ê* und *ŷ* als umlaut von *eâ* zu nehmen. s. HG. 3, 40. — 2) an die schwachen verben erster klasse mit ursprünglich transitiver oder factitiver bedeutung; s. HG. 3, 84—88. Got. *lâus-ja-n* lösen, *hâus-ja-n* hören, *gâum-ja-n* wahrnehmen, *hâun-ja-n* erniedrigen, *af-slâup-ja-n* abstreifen, *lâub-ja-n* glauben, *âug-ja-n* sehen lassen, *lâugn-ja-n* leugnen, *hâuh-ja-n* erhöhen etc.; altn. *leysa, heyra, geyma, leyna, leyfa*; ahd. *lôsian, hôrian, hônian, slaufan sloufan, ga-laupian, ougan, lougnan, hôhian;* alts. *lôsian, hôrian, gômian, slôpian, gi-lôbian, ôgian, lôgnian*; afries. *lêsa, hêra, hêia*; ags. *lêsan lŷsan, hêran hŷran, gêman gŷman gîman gieman, hênan hŷnan, slêpan, ge-lêfan -lŷfan -lîfan, eâwan ŷwan eówan, lŷgnian, hêgan hêan*; nordh. *â-lêsa ge-lêsa, hêra, gêma, hêna, â-lêfa ge-leâfa ge-lêfa*: nags. *a-lesen, heren, henen hænen, bilefen bileafen ileuen ilæiuen ilefue ileoue* Lag., *lefenn* O., *hegen hæhgen hægen hæien heien* Lag. *heghenn* O. Da im ags. hier überall der umlaut steht, so ist *ê, ŷ* und in schlechter schreibung *î* und *ie* als ausdruck des umlautes zu nehmen, Fragt man, welches von diesen graphisch sehr, lautlich wenig verschiedenen zeichen des umlauts das ursprüngliche sei, so ist die antwort nicht schwer. Das afries. hat *ê*; das nordhumbrische hat *ê*; ags. *eâ* ist aus *â* hervorgetragen; das nags. hat *e* und mischt es mit *æ*, während eigentliches *ŷ* nach *i* und *u* geht: es muss also hier auch *ê* gestanden haben und dieses hat sich gesetzt, als *â* die zweite *u*-steigerung war. Daneben tritt *ŷ.* Zwei gründe können es veranlasst haben. Es ist nämlich *ŷ* der umlaut der ersten *u*-steigerung, also von *û, iu iò eò*, wie ags. *êđ-gesŷnë* (leicht zu sehen, got. *ana-siun(ja)s* sichtbar), *dŷrë deorë* (theuer, alts. *diuri,* afries. *diure,* ahd. *tiuri*), *ge-rŷnë* (beratung, got. *ga-runi,* alts. *gi-rûni,* ahd. *ga-rûni*), *ge-tŷnë* (vorhalle, ahd. *zûn*

zûni), *fŷr* (feuer, alts. ahd. afries. *fiur*). Es tritt also in *ŷ* der umlaut des gedehnten *u* und der ersten *u*-steigerung ein. Dieser regere umlaut konnte wol eintreten, nachdem *â* zu *eâ* geworden und das gefühl für *ê* als umlaut des letzteren getrübt war. In *ŷ* läge also das bestreben, den umlaut *ê* als der *u*-reihe angehörig zu bezeichnen. Dass diese *ŷ* bisweilen im nags. nach *e* zurückgehen, ist höchst auffallend, und lässt vermuten, dass die aussprache derselben den *ê* sehr nahe stand. Eine zweite erklärung legt nicht sowohl der laut als das lautzeichen nahe. Die ags. brechung *ea*, die ich ganz anders entstanden glaube als Grimm annimmt, ist ursprünglich *a* und hat, wie *æ*, den umlaut *e*. Da dies sich aber lautlich zu wenig von *æ* unterscheidet, so schreitet der umlaut in der eingeschlagenen richtung weiter und wird zu hellerem *i*-laute, den man schlecht genug mit *y* bezeichnet: ags. *feallan* fallen, *fellan fyllan* fällen, alts. *fallan fellian*, ahd. *fallan fallian*, altn. *falla fella*. Die umlautbezeichnung der kurzen brechung *ea* wurde auf *eâ* übertragen und so entstand *ŷ* aus *y*.

Von den mehrfachen suffixen kann man absehen, weil in denselben verschiedene einwirkungen liegen können. Die resultate vorstehender bemerkungen würden sein: 1) got. *âu* wird im ags. *eâ*, *ê* und *ŷ*; *î* und *ie* sind unorthographisch. — 2) Ags. *eâ* entwickelt sich: *âu*, *â*, *iâ eâ*, *ê*, *æ*. — 3) Ags. *ê* ist selten der aus *eâ* zusammengeflossene laut, gewöhnlich der umlaut von *eâ*. — 4) Ags. *ŷ* ist der bewuste umlaut der ersten *u*-steigerung und dringt in die zweite steigerung vor.

EISENACH. C. FR. KOCH.

DER STORCH,

nach schweizerischem volksglauben.

Dass der storch in den deutschen kantonen der Schweiz nicht bloss ein gesetzlich befriedetes, sondern auch auf gemeindekosten verpflegtes thier gewesen ist, darüber haben die Aargauer sagen und das Alemannische kinderlied schon eine reihe beweisender meinungen und bräuche veröffentlicht. Zu den betreffenden abschnitten dieser beiden werke folgt hier eine nachlese, durchaus auf dem von uns persönlich durchforschten gebiete zwischen der Reuss, der Aare und dem Rhein erhoben.

Die kinder der stadt Lenzburg behaupten von dem in ihrem orte herkömmlich bauenden storche, er werde auf stadtkosten mit äpfelschnitzen und dürrobst gefüttert. Demjenigen, der im dorfe Boswil im Freienamte nistet, hat man auf dortige gemeindekosten das rad zum neste machen lassen. Als im dorfe Schöftland das männchen des dorten nistenden

paares vom jahre 1843—47 überwinterte, so verbreitete sich hier die meinung unter dem volke, das thier werde mit fleisch gefüttert und dieses aus den zinsen eines legates beschafft, das von einer alten gräfin auf dem dortigen schlosse Rued einst in hungerjahren und für den fall gemacht worden sei, dass der storch sein futter nicht selbst mehr finden würde. Dieser alte einheimisch gewordene storch starb dorten im jahre 48. Wer zu Brittnau, im bezirke Zofingen, ehemals auf einen storch schoss, den konnte das dorfgericht in eine busse von 140 francs alter währung verfällen. Ein gutsbesitzer daselbst fand einen angeschossen, dem das linke bein entzwei war. Der mann wuste es ihm zu schindeln, das thier wurde wider heil und marschierte stelzbeinig jenes jahr bis zur abreise bei ihm herum. Früher besass jenes dorf zweierlei alljährlich besuchte storchennester, eines auf dem satteldache des kirchthurmes, das andere auf einem bauernhause, das seither umgebaut und nun von den störchen nicht weiter mehr bewohnt worden ist. Die thiere trafen dorten zu ende Februars an Petri stuhlfeier ein und zogen wider ab, wenn sie die ersten emdschöchlein sahen, d. h. zu anfang septembers, wo man die letzte wiesenmahd schobert. Erschienen sie im frühjahre auf jenem bauernhause, so begrüsste sie der hausherr mit verbeugungen und in der voraussetzung, Gott, der diese thiere so sichtbar schütze, schicke ihm mit ihnen glück zu. Dem abziehenden storch band er einst einen zettel an mit der schriftlichen frage: Wo ziehen denn die störche hin? Nächstes frühjahr kam das thier mit einem ähnlichen zettel, worin zu lesen war:

In India
Hend die store junge g'ha.

Dieselbe anekdote lautet im aargauer Kulmerthale also. Als man dorten dem wanderstorch einen zettel um den fuss gehangen mit der drauf stehenden bitte, der mann, bei dem er in der fremde baue, möchte den namen seines landes darunter setzen, lautete es auf dem wider mitgebrachten zettel:

Z'Ostindia im goldige hûs
flüget d'store în und ûs.

Wir beabsichtigen damit nicht etwas neues, sondern umgekehrt etwas recht uraltes vorzubringen. Schon im 13. jahrhundert erzählt Cäsarius von Heisterbach in seinen dialogen X, 59 von einem hausbesitzer, welcher seiner wegziehenden hausschwalbe einen zettel anbindet mit der aufschrift: schwalbe, wo wohnst du diesen winter? Als sie im frühjahr widerkehrt, hat sie einen andern zettel um mit der aufschrift: In Asien im hause des Petrus. Nach der französischen rockenphiloso-

phie, *evangiles des quenouilles,* pag. 94 ist der berg Sinai der störche heimat, wo sie entzaubert als menschen leben. Clais von Brügge, der dahin nach dem Katharinenkloster gewallfahrtet war und seine mitreisenden pilger alle durch den tod verloren hatte, redete in seiner verlassenheit einen storch in vlämischer sprache an; dieser antwortete ihm auf der stelle vlämisch, zeigte ihm den weg und erzählte, dass er jedes jahr zu Brügge auf seines nachbars hause baue. Clais bat den storch um gewisse wahrzeichen hiefür, damit er ihm einst, wenn er selbst wider heimkehre, dorten für seine güte dankbar sein könne. Der storch zog einen goldring hervor, den er auf dem Trierer hausplatze aufgelesen hatte, und sobald Clais diesen sah, erkannte er ihn wider, denn es war sein hochzeitsring gewesen, als er sein weib *Mal-Cenglée* (die übelberingte) geheiratet hatte. Der storch übergab ihm denselben unter der bedingung, dass er den schweine- und kuhhirten verböte, ihn fernerhin so sehr in seinem neste zu plagen. Nachdem mein oheim, „*mon tayon*," ihm dies zugesagt, reiste derselbe nach Brügge heim, wo er von da an so gut lebte, dass er 14 ellen umfang hatte, als er starb. Stöber, Elsäss. volksbüchlein 1859. 1, s. 165. Auch dieses kleinod, das hier der storch verschenkt, hat in der sage seine mehrfachen anwendungen gefunden und wird schon in Aelians erzählungen von den thieren lib. 8, cap. 21 einer wittwe von Tarent zu theil. Man vergleiche das einschlägige im Alemannischen kinderliede, pag. 86. Jenen edelstein, der lange auf dem hochaltare des klosters Egmont zu sehen gewesen, des nachts in seinem eignen schimmer leuchtend, hatte einst ein storch einem weibe in den schoss geworfen zum danke, dass sie ihm das kranke bein verbunden und ihn gefüttert hatte, bis er wider heil geworden war. Wolf, niederländ. sagen nr. 41.

Aus diesen sagenzügen leuchtet bereits die milde schonung hervor, die in der vorzeit dem thiere zu theil wurde, sie lässt sich aber auch förmlich aus geschichtlichen zeugnissen und statutarrechten nachweisen, die bei weitem älter sind als unsre thierschutzvereine. Im sendschreiben des Aeneas Sylvius, erlassen während des Basler kirchenconcils 1438 an den kardinal Julian de St. Angeli, wird in der schilderung der stadt Basel folgendes hervorgehoben: Auf den dachgiebeln nisten die störche und äzen ihre jungen, diese heimat ist eine ihnen besonders zuträgliche. Niemand thut ihnen etwas zu leid. Sie können frei gehen und wider kommen, denn die Basler pflegen zu sagen, wenn man den störchen die jungen nähme, so brächten sie feuer in die häuser. — Die stadt Lucern, die wegen der zahlreich dorten nistenden störche bei den nachbarn das hölzerne storchennestlein geheissen war, enthält in ihrem ratsprotokoll von 1606 folgende einzeichnung: „*Als dann von altem har*

und von unsern Altvordern ein Gesatz und Statutum gehalten, aber bisharo nit yngeschriben, jedoch nüt desto minder darob gehalten worden und die Übertretter darumb gestraft: dass man die Storchen in unser Statt schirmen und keineswegs beleidigen soll etc.: So hand MGherren söllich alt Tradition und Harkommen uf hüte widerumb ernüweret und durch ein offenen Ruf menigklichen warnen lassen, dass nôchmolen niemand einichen Storchen, weder jung noch alt, weder innert noch ussert der Statt, weder in noch ussert den Nestern, weder schiessen, noch sonst plagen, jagen, noch beleidigen oder ussnemen solle, by 10 Gulden Busse." Kas. Pfyffer, geschichte von Luzern 1, 312. Bei einem im jahre 1613 daselbst erfolgten brande schlug die flamme zu einem storchenneste empor. Der alte blieb auf seiner brut sitzen und wollte eher umkommen, als diese verlassen. Voll erbarmen stiegen die leute hinauf, trieben ihn aus dem schon brennenden neste, bereiteten ein neues, und die storchenmutter kehrte dahin zu den jungen zurück. Melch. Schuler, sitten und thaten der Eidgenossen (nach Cysat) 3, 377.

Hier mag eine reihe wirthschaftlicher, aus dem volksmunde aufgesammelter erbsätze ihre stelle finden.

Kommt der storch beschmutzt und graugefiedert ins land gezogen, so deutet dies auf eine missernte.

Er verkündet fruchtbares jahr, wenn er auf einen kornspeicher oder eine mühle sich niederlässt.

Bleibt er nah vor einem wohnhause stehen, so folgt sturmwind und abermaliger frost.

Streckt er den hals lang und gerade vor sich hin, so erfolgt ein unglück.

Je später die störche, um so später der frühling, um so magerer die ernte.

Hat er auf einem hause zu nisten begonnen und zieht plötzlich auf ein anderes um, so bricht in jenem entweder hausstreit oder feuer aus. Aehnliches gilt auch von den standbienen.

Bricht man ihm das nest von der strohfirst ab, so bringt er glühende kohlen ins dach getragen.

Baut er sein voriges nest nicht wider am gleichen dache, so wird dieses bei der nächsten brunst mit abbrennen.

So lang ein storchenpaar auf einem hause baut, ist dieses vor blitzschlag sicher.

Geräth die first in brand, auf der die störchin ihre noch nicht flüggen jungen hat, so fliegt sie zum nächsten bach, macht die flügel wasserschwer und bespritzt damit nest und junge.

Sitzt der neu ankommende storch schon um drei uhr morgens klappernd auf dem dache, so gibts hier bald eine taufe; wird in der familie ein kind geboren, so sagt man, der storch hat es im schnabel aus dem dorfbache geholt.

Die jungfrau, die im frühling den ersten storch erblickt und nicht zugleich die störchin mit, kann noch ein weiteres jahr auf den ehemann warten.

Wer vom gesinde zuerst den frühlingsstorch im neste erblickt, der wird das ganze jahr hindurch „gemach," langsam, sein; das gegenteil aber, wer ihn im fluge zuerst erblickt.

Wer ihn zu allererst erblickt und willkommen geheissen hat, dem thut das jahr über kein zahn weh.

Wenn er eines seiner eier nicht ausbrütet, so stirbt einer der höchsten im lande. (Scheint ein wortspiel über den hochgebornen zu sein.)

Im märz muss er die erstlinge gott verehren und dem mietsherrn; allzeit wirft er den erstgebornen aus dem neste, dem wirte zum zins, der ihm das haus leiht.

Die störche verstehen zu zählen; sie dulden keine ungerade zahl und werfen das dritte und fünfte der brut aus dem neste.

Dieser herabgeworfne nestling wird gepflückt und in einem topfe gepulvert; damit heilt man gliederlähmung. „Der fuchs ohne lunge, der storch ohne zunge, die taube ohne galle hilft für die 77 fieber alle."

Der storch ist allwissend. Wer übles von ihm redet, ihn etwa einen bienendieb schilt, dem bringt er ein ungeschaffnes kind in die wiege.

Er liegt im streit mit dem storch, ist eine spottphrase über wadenlose dürre hagestolze. Ihre kahle hochbeinigkeit und andauernde kinderlosigkeit wird damit zugleich verhöhnt; denn der storch heisst fränkisch stiegelbein, schweizerisch storeheini, französisch long-herry, belgisch magerhein. Junius, nomenclator 470.

Man hat der störchin einmal ihre eier weggethan und dafür hühnereier eingelegt. Als die küchlein ausschlüpften, erhob der storch ein endloses geklapper. Darauf kamen alle störche der umgegend herbei, betrachteten mitklappernd die ungebürliche bescherung und töteten die störchin als vermeintliche ehebrecherin.

Wenn der storch des abends mit aufwärts gekehrtem schnabel klappernd im neste steht, so heisst es davon am untern lauf der Aare, er spreche sein abendgebet. Damit stimmt ein satz aus C. Gessners thierbuch überein (Von den vögeln, römisch 231): „*die Storcken klopfend mit jrem schnabel, vnd mit demselbigen geton verkündend sy den Sommer, grützend damit jren eegemahel vnd sagend Gott lob vnd danck.*"

Ueberall galt des storches frömmigkeit; die Araber sagen von ihm, er sei ein marabut gewesen (Mannhardt, mythen 523), und nach Aelian (naturgesch. der thiere 3, 23) verwandelt er sich auf den inseln des Oceans in einen frommen menschen.

In mehreren deutschen landschaften bestand im vorigen jahrhundert der örtliche brauch, dass der thurmwächter die jährliche ankunft des ersten storches vom thurme herab anblies und dafür sein festgesetztes trinkgeld empfieng. In einer bescheinigung vom 1. märz 1704 heisst es: dass uns beiden bei ankunft des storches der oberkellner zu vertrinken zugestellet einen reichsthaler, bescheint: der thürmer und der schlosscorporal. Bibra, journal v. und f. Deutschl. 1784, 423. Diese sitte, als eine in der stadt Zürich noch später üblich gewesene, schildert Hans M. Usteri in seinem gedicht frühlingsboten (alpenrosen, jahrg. 17, s. 51):

Was schallt durch alle strassen, horch!
Der storch, der storch!
Und stattlich tritt auf den altan
Der stadttrompeter und fängt da an
Zu blasen aus wahrer herzenslust.
Es eilt sein weib im schnellsten sprung,
Zu holen den köstlichen ehrentrunk,
Den der stadtkellner seit alter zeit
Ihr für die frohe botschaft beut.

Für die städtischen schulen war dies zugleich der termin, den unterricht zu schliessen, der vormals nur über winter dauerte und mit ostern aufhörte. Die kinder verbreiteten die frühlingsbotschaft durch die strassen und empfiengen dafür kleine geschenke. Wolfg. Franz in seiner *animalium historia sacra* (*Amstelodami* 1653, 271) führt das gelegenheitssprüchlein an: *Notetur Homeri versiculus, quem solent recitari, qui primi vident novam ciconiam, tempore veris:*

Da mihi munus pro lato nuntio, quia venit ciconia verna.

Wir schliessen mit solchen kindersprüchen aus dem Aargau, in denen das kind vom bauern roggen, vom müller mehl, vom becker wecken dafür empfängt, dass es die sträusschen und kränzlein umherträgt, die es dem frühlingsstorch gewunden hat.

Storch, storch, schnibelschnabel,
mit der lange ofegabel,
flüg mer übers beckehûs,
nimm mer au drü wecke drûs.

mir ei's, dir ei's
und de böse buebe keis.

Storch, storch, schnibelschnabel,
wenn du wottist in himmel fahre
hüt oder morn:
so bring e sack voll chorn.
wenn de rogge rifet,
wenn de müller pfifet,
wenn de beck
keis brod meh hett,
so gang zum vetter und bäsli
und hau-ene ei's ûfs näsli.

Store store langebei,
träg mi ûf der leitere hei!
säg mer, was der schuldig bi?
Drütûsig guldi.
Ha der fern es chränzli gmacht,
mach der hü'r es strüssli:
rolle rolle hüsli.

AARAU. E. L. ROCHHOLZ.

ORIGINAL LETTER BY RUD. WECKHERLIN.

(HARL. MS. 7000.)

Sr

Mylord was at Theobalds with the King, and readie to take coach to goe to see his Ladie in Suffolke, when he received a pacquet from you with an other enclosed for the Dutchesse of Tremouille. Therefore having not leasure to write himself, he hath commanded me to acquaint you with the cause, and from him to assure you that his Matie is very well content at your diligence, which, because his Matie takes often the paines to see it himself in yor Letters, Mylord will pray you still to continue the more carefully. You will herewith receive a slight relation of the Princes [Charles II] Baptisme, which though it passed but very privatly, yet was it performed with much decency. But if the relation is somewhat too dry, you may know, that the Heralds have not given us any better: And therefore your owne understanding can easily mend this, and use it as yor discretion shall finde it fitt. Other newes we have not, but that the King beginnes his progresse on Wed-

nesday next, going then with the Queene to Nonesuch, where her Ma^te intends to stay one moneth, and the King to goe further, the Prince remaining at S^t James, under the care of the Countesse of Dorset (the Queenes Lo^d Chamberlane his Ladie) and gard of some other persons, so that there is no feare of danger, although the infection here doe at this hote season rather increase then cease. The Dutchesse of Tremouille is going a while into the Countrie, and Mons^r de Beaulieu, with his Ma^ts leave, will keepe her company. If you can finde me usefull in yo^r service, I pray you to command

Your very loving frend and servant
Weckherlin.

Whitehall, this 12 of July, 1630.

To Henry de Vie, Esq.

Der vorstehende brief Weckherlins ist nach der ansicht des herrn William Brenchley Rye in London, der denselben copiert und mir zum geschenk gemacht hat, „an excellent specimen of the very good composition and writing of this celebrated man, and shows in what estimation he was held at the Court of England in Charles I's reign.“ „Mylord“ — so fügt herr Rye zur erläuterung hinzu — „is Viscount Dorchester (Sir Dudley Carleton) to whom he was at that time Secretary.“

Bei der geringen zugänglichkeit kostspieliger englischer bücher wird es hier am orte sein, einmal kurz die früher unbekannten thatsachen aus Weckherlins leben zusammen zu stellen, welche durch herrn Rye in seinem vortrefflichen buche „England as seen by foreigners in the days of Elizabeth and James the first, London 1865“ zuerst bekannt gemacht wurden.

Das wichtigste ist p. CXXV und CXXVI zusammengestellt:

„In the ‚Calendars of State Papers,‘ we find him, in 1628, Secretary to Lord Conway; in 1629—1631, Secretary to Viscount Dorchester (Dudley Carleton); and in 1633—4 Mr. „Wackerley“ is named Secretary to Sir John Coke. On February 20, 1631, he presents a petition to the King, in which he trusts his Majesty will vouchsafe him some gracious acknowledgment of his services, lest he undo himself and his family thereby. Meanwhile he is enforced to crave some ‚refreshing in this hard time.‘ He therefore prays for a patent in reversion, for thirty-one years, for printing certain books named, whereby he may get some small recompense, as the footman did, by letting the same grant to the Stationers' Company. His request was granted, for in Rymer (VIII. pt. 3, p. 170), is printed a Special License and Privilege under Writ of Privy Seal, April 5, 1631, to ‚George Rodolphe Weck-

herlin, esquire — to print or cause to be printed, utter, sell or sett forth to sale theis Bookes particularly mentioned, i. e. Catonis Disticha; Pub. Terentii Comedie, Esopi Fabule, Pub. Virgilii Maronis Opera, Ciceronis Opera, Ovidii Opera, Corderii Colloquia, Pueriles Sentencie et Confabulationes, Lud. Vivis Colloquia, Egloge Mantuani et Epistole Sturmii, for the term of 31 years, in consideration of the good and faithfull service of the said George Rodolphe Weckherlin heretofore done unto us.' In 1642 he was employed by Charles I in more serious and weighty matters, for we find him receiving as much as £ 20 ,for a forraine dispatch.' (Ashburnham's Narrative, vol. 2. Appendix XXVI.)"

Herr Rye hat diese sehr schätzbaren notizen durch ein wort der aufklärung über die stellung, in welcher unser dichter zur behandlung von „more serious and weighty matters" gekommen, nicht vervollständigen wollen. Schon die datierung der amsterdamer ausgabe der gedichte von 1641 vom „letzten tag herbstmonaths an dem königlichen hof in Engelland" weist auf eine vornehmere stellung und ein näheres verhältnis zum könige hin, das aus der amsterdamer ausgabe von 1648, s. 650 genauer zu bestimmen ist. Hier nämlich begegnet uns ein gedicht aus der feder des pfalzgrafen Carl Ludwig, womit dieser herr im jahre 1646 den alten, um seine sache hoch verdienten dichter unter übersendung eines pokales begrüsste. Dieses gedicht, von dessen inhalt, wie bedeutend er auch die thätigkeit des dichters auf diplomatischem felde erscheinen lässt, wir hier ganz absehen dürfen, ist überschrieben: „An H. Weckerlin, beeder königreichen in Gross Britannien rahts secretary." Nun war Carl Ludwig über beruf, rang und titel seines alten Weckherlin sicher aufs beste orientiert und durch den abdruck dieser adresse in der von ihm selbst besorgten ausgabe der gedichte hat der dichter dieselbe über jeden zweifel hinaus beglaubigt. Zum glück aber bedürfen wir kaum noch dieser erwägungen, denn aus den Original Papers illustrative of the Life and Writings of John Milton . . . now first published from Mss. in the State Paper Office . . by W. Douglas Hamilton. Printed for the Camden Society 1859 ersehen wir, dass der „Rahts Secretary" die stelle eines „foreign or Latin secretary to the council of state" inne hatte, dass er diesen posten, wenn nicht schon früher, sicher mit einführung der republik verloren, dass ihm am 15. märz 1649 darin kein geringerer als der weltberühmte Milton gefolgt, und dass dem letzteren bei seiner anstellung die ausdrückliche zusicherung gegeben worden, „that he have the same salary which Mr. Weckherlyn formerly had for the same service" (vgl. das genannte werk p. 15). In Miltons lebensgeschichte aber erzählt man uns, dass das jährliche gehalt der

stelle etwa 300 pfund sterling betrug und danach hat Weckherlin eine höhe des äusserlichen daseins erstiegen, wie nur gar wenigen seiner deutschen brüder in Apoll gelungen ist.

Ueber Weckherlins Myrta, von der so viel sicher, dass sie eine engländerin gewesen (vgl. meine schrift Weckherlins oden und gesänge s. 30), macht herr Rye uns keine mitteilungen; eine sehr dankenswerte aber — dankenswert, weil auch sie uns den lebenskreis des interessanten mannes verständlicher macht — über des dichters tochter Elisabeth. Diese war, nach p. CXXXI des angeführten werkes, „the first wife of William Trumbull, Esq. of Easthamstead, Berkshire, son of the Agent for James I and Charles I in the Low Countries. She was mother to the noted Sir William Trumbull, the friend of Pope.“ Sicherlich keine gewöhnliche frau; in ihrer ersten jugend nach des vaters eigenen worten ein „wunderkind,“ das drei jahre alt bereits lesen gekonnt (Gedd. amst. ausg. v. 1648, s. 828).

Endlich hat herr Rye das verdienst, das datum von Weckherlins tod festgestellt zu haben. Bisher hat hierüber völlige unklarheit geherscht. „But this date may be corrected by the inscription on Faithorne's fine portrait of the poet, which he engraved after a painting by Mytens, reading as follows:

„Georgius Rodolphus Weckherlin, an° aet. 50. Natus 14 Sept. 1584: Denatus 13 Feb. 1653. Aet. 69.“

On the top of the oval are his arms — a beehive.“ (l. l. p. CXXXII).

BRESLAU. E. HŒPFNER.

ZU SCHILLERS TELL.

Dass Schiller in seinem Tell Tschudis chronicon helveticum viel benutzt und öfters stellen daraus fast wörtlich aufgenommen hat, ist bekannt; Joach. Meyer hat in seiner schrift, Schillers Tell auf seine quellen zurückgeführt u. s. w. Nürnberg 1840, das einzelne nachgewiesen. Noch nicht bemerkt scheint aber, dass Schiller in der erzählung von Tells rettung durch misverständnis von Tschudis worten ein neues wort geschaffen hat. Er sagt

schrie ich den knechten, handlich zuzugehn,
bis dass wir vor die felsenplatte kämen;
dort, rief ich, sei das ärgste überstanden.

Tschudis worte aber sind 1, 239: *schry den knechten zu dass sie hantlich zugind, biss man fur dieselb Blatten käme, wann sie hattend dann das bösist überwunden.* Das object zu ziehen (nämlich: die ruder)

ist hier zu ergänzen, wie Nib. 1503, 4 *doch zôch vil kreftecliche des künic Guntheres man.* Etterlin, der mit Tschudi vielfach übereinstimmt, weil beide den bericht über Tell aus der gleichen quelle schöpften (s. Germania 13, 57), erzählt mit folgenden worten (Wackernagel leseb. III. 1, 73) *dass sy alle vast zügent biss das sy für die blatten kæment. Dann wan sy dar für kæment, so hettent sy das boest überwunden, Also zugent sy alle vast.*

Ein paar zeilen vorher heist es

so ward ich meiner bande los und stand
am steuerruder und fuhr redlich hin.

Tschudi und Etterlin haben richtiger „*Also ward Er uffgebunden, stund an das Stürruder* (*an die stüre* Etterlin) *und fur redlich dahin.*“

WRIEZEN. OSKAR JÆNICKE.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SECTION DER XXVI. PHILOLOGENVERSAMMLUNG ZU WÜRZBURG.

ERSTE SITZUNG (AM 1. OCT. 1868 VORM. 9—12 UHR).

Prof. dr. Dahn aus Würzburg, der provisorisch das präsidium übernommen hatte, eröffnete die versammlung und schlug zum vorsitzenden dr. Hildebrand aus Leipzig vor, und da dieser ablehnte, wurde prof. dr. Creizenach aus Frankfurt a. M. gewählt. Zu schriftführern wurden ernannt dr. A. Köhler aus Dresden und dr. L. Bossler aus Darmstadt.

Der vorsitzende leitete die verhandlungen ein durch einen nachruf an F. Pfeiffer und betonte hauptsächlich dessen verdienste um einführung der germanistischen wissenschaften in schule und leben: hieran knüpfte er die mahnung zur versöhnlichkeit zwischen den streitenden parteien, wozu dr. Hildebrand bemerkte, dass nach Pfeiffers tode die vollkommene aussöhnung erfolgt sei.

Nachdem prof. dr. Massmann hieran noch einige persönliche erinnerungen an Pfeiffer geknüpft hatte, berichtete er über die ergebnisse seiner letzten reise nach Italien in bezug auf die von ihm dort eingesehenen handschriften des Vulfila in Mailand und Turin, von denen die letztere geringe bruchstücke der briefe an die Galater und Colosser enthält, welche in dem einen codex in Mailand fehlen und jedenfalls nach dem jahre 1461 aus demselben herausgerissen worden sind.

Nach einigen geschäftlichen mitteilungen sprach dann der vorsitzende den wunsch aus, dass die deutschen wörterbücher künftig mehr rücksicht nehmen möchten auf urkunden, namentlich solche geschäftlichen stils. Da dr. Kaufmann aus Wertheim und dr. Barak aus Donaueschingen die mitteilung machten, dass prof. dr. Lexer mit bearbeitung eines solchen wörterbuches beschäftigt sei, so wurde die von dem vorsitzenden aufgeworfene frage, ob die versammlung zu einem derartigen unternehmen ermuntere und direct dazu anregen wolle, in die zweite sectionssitzung verwiesen.

Hierauf sprach dr. Hildebrand über den schon von Hebel in der vorrede zu seinen gedichten erwähnten gebrauch des nominativs für den accusativ im alemannischen dialecte und fand hierin, da Barak diesen gebrauch für das ganze alemannische gebiet bestätigte, prof. dr. Holland aus Tübingen ihn aber für das eigentliche Schwaben entschieden in abrede stellte, einen wichtigen unterschied zwischen schwäbischem und alemannischem dialecte. Dieselbe erscheinung, die sich nach prof. dr. Koch durch eine gewisse erhärtung und erstarrung erklären lässt, findet sich auch am Niederrhein und, wie prof. de Vries bemerkte, im eigentlichen Holland. Da nach einer von dr. M. Rieger gemachten brieflichen mitteilung sie auch in Oberhessen, im Odenwalde und an der Bergstrasse zu hause ist, so erkannte dr. Hildebrand in dem auffallenden gebrauche des nominativs anstatt des accusativs eine dem ganzen Rheinlande eigentümliche erscheinung, die vielleicht als „rheinischer nominativ" zu bezeichnen wäre. Was sein alter betrifft, so findet er sich schon in der Pariser handschrift des Walther von der Vogelweide (*„hiure müezens beide esel und der gouch gehoeren"*) und noch früher in einer von J. Haupt herausgegebenen erklärung des hohen liedes aus dem 12. jahrhundert. Erklären liesse sich dieser gebrauch wol aus dem regen verkehr auf dem Rheinstrome, wozu prof. Dahn noch bemerkte, dass ja auch in den bestimmungen über eheliches güterrecht den ganzen Rhein entlang eine auffallende gleichheit stattfinde.

ZWEITE SITZUNG (AM 2. OCT. VORM. $^1/_2$9 — 11 UHR).

Nachdem die versammlung einige geschäftliche angelegenheiten erledigt hatte, machte studienlehrer Schmidt aus Schweinfurt mitteilungen über handschriften aus Memmingen, Tambach, Stuttgart, Gotha, welche zum theil in den besitz des vortragenden übergegangen sind.

Dann sprach dr. Grein aus Cassel über die arbeiten, mit welchen er jetzt beschäftigt ist, nämlich 1) untersuchungen über die quellen des Hêliand, wobei sich namentlich ergab, dass Windisch den commentar Beda's zum Matthäus und Johannes nicht verglichen hat, dass ferner die parallelstellen des Hrabanus Maurus und Alkuin sich wesentlich vermehren lassen, dass der Hêliand älter als 825 ist, und endlich dass der Hêliand mehr mit der Casseler handschrift des Tatian aus dem 9. jahrhundert als mit der Münchener stimmt. 2) Eine bearbeitung der lateinischen grammatik des Älfric, wobei das interessanteste ist, dass *turbo* (der wirbelwind) durch das ganz unerklärbare wort *poden* glossiert wird, für welches wohl *voden* (althochdeutsch *wuotan*) zu lesen ist. 3) Eine neue bearbeitung der Vilmarschen schulgrammatik, von welcher sich die metrik als zweiter theil in Vilmars nachlass vollständig vorgefunden hat; dagegen muss die wortbildungslehre von dem herausgeber durchaus neu bearbeitet werden. — Prof. Behringer aus Würzburg gab hierauf noch weitere bemerkungen über das verhältnis des Victor von Capua und des dichters des Hêliand zu ihren quellen.

Bibliotheksassistent Keinz aus München knüpfte alsdann an eine vorgelegte karte von Oberbaiern aus dem 8. jahrhundert bemerkungen über die benennung bairischer ortschaften, namentlich über die etymologie des namens Tegernsee, welchen er mit dem mundartlichen worte „*Tegel*" (blauer lehm) in verbindung brachte und dabei an den ort Tegerschlag, der nach der amtlichen beschreibung des oberamts Tübingen in einer lehmreichen gegend gelegen ist, erinnerte.

Der vorsitzende kam hierauf auf seinen vorschlag in betreff der rücksichtnahme der deutschen wörterbücher auf die urkunden zurück, und der nun anwesende prof. dr. Lexer aus Würzburg erklärte sich bereit, nach beendigung anderer arbei-

ten, diejenigen für ein urkundenwörterbuch oder archivalisches glossarium fort zu setzen, wobei er auf unterstützung seitens der germanisten hofft. Dann sprach er den wunsch aus, dass Weinholds grammatik der deutschen mundarten fortgeführt und die fortführung von der germanischen section unterstützt werden solle. Ein hierauf bezüglicher antrag wurde einstimmig angenommen.

Dr. Hildebrand verbreitete sich über die sitte des hutabnehmens beim grüssen, und es ergab sich, dass diese sitte wie so manche unserer heutigen höflichkeitsformen aus dem lehenswesen stammt und ein zeichen der wehrlosmachung seiner selbst, der vollständigen ergebung und ergebenheit ist. Damit stimmt denn auch die anrede „mein herr“ und die bezeichnung „Ihr diener“ überein. An diese bemerkungen schlossen sich noch weitere mitteilungen und anfragen über deutsche sitten und gebräuche, welche aus dem lehnswesen stammen.

Endlich machte der vorsitzende die versammlung noch aufmerksam auf das bedenkliche mancher neueren forschungen und die dadurch hervorgerufene unsicherheit beim praktischen unterrichte.

DRITTE SITZUNG (AM 3. OCT., VORM. 8 UHR).

Zuerst berichtete director Piderit aus Hanau über mehrere im nachlass von Vilmar befindliche arbeiten, deren druck von der versammlung für erwünscht erklärt wird: es ist dies, neben mehreren kleineren Fischartiana, namentlich eine kritische bearbeitung von Fischarts Bienenkorb und ein bis jetzt wahrscheinlich noch nicht abgedrucktes, kleines weihnachtsspiel aus dem 15. jahrhundert.

Nach einigen geschäftlichen mitteilungen des vorsitzenden wird derselbe mit den verhandlungen in betreff des präsidiums der section bei der nächstjährigen philologenversammlung beauftragt und glaubt für Kiel prof. Weinhold als präsidenten und prof. Bartsch als vicepräsidenten vorschlagen zu dürfen. Darauf besprach er diejenigen persönlichkeiten des mittelhochdeutschen dichterkreises, die zu Würzburg in näherer beziehung stehen, und zwar, ohne auf Walther und Konrad näher einzugehen, namentlich den jüdischen arzt und minnesänger Süsskind von Trimberg. Zum beweise, dass Süsskind wirklich ein jude gewesen, betonte er den lebhaften anteil, mit welchem die juden vom 13. bis zum 15. jahrhundert sich der deutschen dichtung zuwanten, und wie schon der name auf jüdische sitte hinweist. Dabei entwickelte er, wie die juden des mittelalters viererlei namen geführt, darunter auch neu gebildete deutsche, sprechende namen wie Süsskind, Liebermann u. a. Das bild Süsskinds in der Pariser handschrift zeigt die im mittelalter übliche kopfbedeckung der juden, nnd endlich kann man auch aus seinen liedern selbst ohne zwang die stellung erkennen, welche er im leben einnahm.

Nach einer halbstündigen pause wurde die sitzung nach ½11 uhr wieder fortgesetzt durch einen vortrag des dr. Hildebrand über die jüdisch-deutsche schöne litteratur. Namentlich machte derselbe interessante mitteilungen über ein im besitze des herrn dr. H. Lotze befindliches, im 16. jahrhundert zu Basel mit hebräischen lettern gedrucktes buch, welches ein episches gedicht, eine poetische bearbeitung der bücher Samuelis in der nibelungenstrophe des 14. jahrhunderts enthält. Aus dem druck ergibt sich, dass es ein für die juden bestimmtes gedicht eines juden ist, und der daraus entspringende gewinn ist nicht allein ein litterarischer, sondern auch ein nationaler. Dr. Hildebrand entnahm den mitteilungen dr. Lotze's, dass es eine sehr ausgedehnte litteratur jüdisch-deutscher, mit hebräischen lettern gedruckter bücher gibt, alle von ächt deutschem geiste und altertümlichem deutschtum durchweht. Er

sprach sich dann noch schliesslich dahin aus, dass die juden im mittelalter recht eigentlich die träger der deutschen cultur nach osten gewesen sind.

Nachdem der vorsitzende das ausharren und zusammenwirken der versammlung hervorgehoben und mit dem wunsche: auf wolergehn, auf zusammenstehn, auf wiedersehn die verhandlungen geschlossen, dankte dr. Hildebrand im namen der mitglieder dem präsidium und dem secretariate, und die sitzungen der germanistischen section endeten gegen ½12 uhr für dieses jahr mit dem allseitigen wunsch eines wiedersehens in Kiel.

DARMSTADT, DEN 14. OCTOBER 1867. DR. LUDWIG BOSSLER.

Ueber die wortzusammensetzung nebst einem anhang über die verstärkenden zusammensetzungen. Ein beitrag zur philosophischen und vergleichenden sprachwissenschaft von **Ludwig Tobler.** Berlin, Dümmler 1868. VI, 143 s. (1 thlr.)

„Nachdem ich," beginnt herr Tobler sein vorwort, „in einer reihe von abhandlungen in Kuhns zeitschrift und in der von Steinthal und Lazarus an verschiedenen spracherscheinungen versucht habe, empirische detailforschung mit philosophischer begründung zu verbinden, lege ich hier eine etwas grössere selbständige arbeit dieser art vor. Dass der gegenstand derselben gerade die zusammensetzung ist, hat keinen besondern grund der auswahl, da ich die überzeugung hege, es könne und sollte jene methode fast an jedem gegenstand der sprachwissenschaft in anwendung gebracht und durchgeführt werden. Meine versuche in dieser richtung möchten nur beiträge sein zur lösung einer aufgabe, an welcher unsere zeit auch in anderen richtungen arbeitet, beiträge zu einer immer lebendigeren wechselwirkung zwischen philosophie und einzelwissenschaften, in der ich das höchste ziel und einzige heil beider erblicke." Nach diesen worten muss, da der herr verfasser selbst das hauptgewicht auf die sprachphilosophische behandlung seines gegenstandes legt, auch eine beurteilung des büchleins hauptsächlich die darin angewante methode ins auge fassen. Gleich hier aber werden jedem leser der eben angeführten worte schwere bedenken aufsteigen. Denn wie kann man ein so reiches und schwieriges gebiet sprachlicher forschung wie das der composition „ohne besonderen grund der auswahl" zur probe einer methodischen behandlung herbeiziehen und noch dazu nach Ferd. Justi, ohne besonderen grund? Auf der anderen seite aber, wie kann man eine methode aufstellen, von der man gleich selbst das unbehagliche gefühl hegt, dass sie nur an fast jedem gegenstand der sprachwissenschaft, also keineswegs überall, brauchbar ist? Gleich hieraus zeigt sich, wie wenig treu der verfasser seiner eigenen methode bleibt. Er will also, — was übrigens die sprachwissenschaft schon seit langer zeit will und vielfach glänzend ausgeführt hat; daher es mindestens seltsam ist, wenn der verfasser an einem beliebig, ohne besonderen grund herausgenommenen ersten besten beispiele eine methode zeigen will, nach welcher schon Wilhelm v. Humboldt, Steinthal, Pott, Ewald und so viele andere männer erstes ranges seit jahren gearbeitet haben — der verfasser will also empirische detailforschung mit philosophischer begründung verbinden. Wie aber, wenn von empirischer detailforschung durch das ganze buch nicht die rede ist? wenn herr Tobler alles, was er uns bringt, namentlich Justi und Grimm, aber auch Steinthal und Pott u. a. verdankt? Und wenn er doch nur zu der reichlichen ernte jener männer einige selbständig gesammelte ährenbüschel oder wenigstens einige feldblumen hinzu gethan hätte — aber bis ins einzelnste hinein ist referent nur dingen begegnet, welche bei jenen gelehrten schon behandelt waren

und keineswegs vom verfasser berichtigt oder auch nur irgendwie ergänzt worden sind; vielmehr fällt durch das ganze buch ein mangel an material störend auf. Ja der verfasser hilft sich, und gerade bei den punkten, über die man von einem neuen buche über die wortzusammensetzung belehrung und aufklärung zu erwarten berechtigt ist, weil jene vorgänger sie noch fraglich gelassen haben, ohne irgend welche entscheidung mit einem „wir massen uns darüber kein urtheil an" (s. 36), „das mag dahin gestellt bleiben" (s. 57), „wie dem nun sei" (s. 66) hinweg, oder er stellt die verschiedenen meinungen neben einander ohne sich für irgend eine zu entscheiden, wie z. b. beim status constructus (s. 19—20). Wahrhaft naiv aber tritt dies verfahren auf, wenn herr Tobler in der vorrede (VI) sagt, er habe mit sich über die frage, „in welchem sinne und masse auch für spätere zeit noch lebendige zusammensetzung anzunehmen sei, auch in primären sprachen," eine frage, „deren beantwortung ihm entscheidend für die auffassung mancher damit zusammenhangenden punkte, aber zur stunde noch sehr schwer scheint" — er habe über diese frage nicht mit sich einig werden können. Und wartete und studierte nicht, bis ers war? und schrieb doch?

Also muss ganz entschieden der springende punkt seiner abhandlung nicht in der forschung, sondern in der philosophischen ergründung zu finden sein. Auch gut. Er nahm ein schon oft behandeltes thema, liess absichtlich alles im einzelnen schwierige bei seite, denn durch die streng methodische, durch die philosophische betrachtung fand sich so manches neue, schien der gegenstand in einem so durchaus anderen oder jetzt erst klaren, kurz so lehrreichen licht —

So kann es allerdings bei gründlicher philosophischer betrachtung geschehen; was hat nicht Wilh. v. Humboldt aus der lehre vom dualis gemacht, und doch hat er im einzelnen nicht das mindeste neue gegeben. Haben wir einen solchen gewinn nun auch vom Toblerschen buche? Wir haben ihn nicht. So schwer es uns fällt, dies urteil auszusprechen, wir können es nicht zurückhalten: das buch hat wie keine forschung so auch gar keine methode; es tappt und tappt und kommt nirgends zu einem festen ziel; es ist taub und leer nach philologischer wie nach philosophischer seite.

Ein beitrag nennt es sich auf dem titel, ein beitrag zur philosophischen und vergleichenden sprachwissenschaft in beziehung auf die wortzusammensetzung. Das kann doch, wenn der titel kein bloss prunkender, sondern ernstlich gemeinter ist, nur heissen: wie die menschliche rede im allgemeinen die wortzusammensetzung anwendet und auf welchen psychischen vorgängen diese letztere beruht, das soll an einer reihe von sprachen untersucht werden; es wird sich dadurch zeigen, zunächst was wirkliche composition ist, dann welche sprachen sie besitzen, welche nicht, oder bloss scheinbar, und was sie dafür haben; warum ferner jene sprachen composita haben, diese nicht; auf welche weise ächte composition entsteht u. s. w. Nun versteht sich ja von selbst, kein mensch kann alle sprachen kennen; es kann auch nicht jeder ein Pott an gelehrsamkeit sein; aber man wird für die linguistische betrachtung aus genauer und selbständiger durchforschung auch nur einzelner besonders wichtiger sprachtypen schon reichliches material gewinnen. Wichtig sind solche durchforschungen auch kleinerer gebiete in jedem fall, denn andere können aus anderen theilen der welt ihre resultate ergänzend hinzufügen, und wer wirklich selbständig einzelne distrikte durchforscht hat, wird auch auf richtige und kritische art die resultate anderer in abhandlungen eines weiteren umfanges verwerten können. Zugleich wird hierdurch die sprachwissenschaft wirklich zur lösung der einen grossen frage der anthropologie das ihrige beitragen: ist der menschliche geist wirklich ein einheitlicher? oder muss man, wie man einen qualitativen unterschied annimt zwischen der

seele des affen und des faulthiers, der säugethiere und der reptilien, so auch die seele des Negers für qualitativ verschieden halten von der des Indogermanen? Allerdings nimmt man die generelle und vollständige einheit und gleichartigkeit beider gewöhnlich ohne weiteres an, jedoch ganz unberechtigt den forschungen der neueren naturwissenschaft und manchen anthropologischen behauptungen gegenüber; und gerade die sprachwissenschaft, deren aufgabe es wäre, hier aufs thätigste zuzugreifen und die wichtigsten gründe entweder dafür oder dagegen zu liefern, schlüpft meist mit staunenswerter unbefangenheit und sicherheit über diese frage hin. Von solchen forschungen ist indes im vorligenden buche nichts zu finden. Zwar redet der verfasser über chinesische lautgruppierung und über mexicanische einverleibung, aber nichts anderes, als was ein jeder schon längst aus Steinthals charakteristik kennt. Und warum gerade über diese beiden sprachen nur? boten nicht eine menge andere gleichfalls höchst wichtige erscheinungen? z. b. die kafferidiome, welche, da sie fast jedes wort als compositum erscheinen lassen, die zusammensetzung wol gar als formbildendes princip der sprache verwerten? oder das malaiopolynesische (einschliesslich des melanesischen), dessen zahlreiche composita so wenig wie die der kaffersprachen in jenen chinesischen und mexicanischen spracherscheinungen ihre erklärung finden? Warum hat der verfasser weder sie noch anderes erwähnt, sondern nur chinesisch und mexicanisch? Nur deshalb, weil Justi diese beiden an sehr hervorragender stelle erwähnt? man kann, bei der gänzlichen unselbständigkeit des verfassers in beziehung auf nicht flectierende sprachen den verdacht kaum unterdrücken.

Vor dem dilettantismus, sobald er selbständig schaffend auftreten will, kann in wissenschaft und kunst nicht dringend genug gewarnt werden. Besonders not thut ein solches warnen aber auf dem felde der linguistik, das im verhältnis zu seiner ungeheuren ausdehnung noch wenig betreten, nur allzusehr demselben preisgegeben ist. Was ists auch für ein kunststück, aus irgend einer transoceanischen grammatik, oder gar von so bequem servierter tafel wie Steinthals charakteristik, einige fertige schüsseln für das eigene gastmahl zu verwerten? Und was thut herr Tobler anders? es geht aus seinem buche zur genüge hervor, dass er weder übers chinesische noch übers mexicanische irgend welche eigene forschungen gemacht hat, denn sonst gäb er wol irgend e i n eigenes resultat; und doch zieht er beides herbei, doch belehrt er über beides; noch über irgend eine andere sprache, denn sonst würde er sie erwähnen; und doch schreibt er eine sprachphilosophische abhandlung! Nichts aber setzt eine neue wissenschaft mehr in miscredit, als solch dilettantisches wesen; wie kann denn das eine wissenschaft sein, fragt der im strengen dienst anderer disciplinen stehende, was der erste beste nach gutdünken verwenden und wo das oberflächlichste darüberhinstreifen schon zu resultaten führen kann? Nur solche sprachen — das sollte erstes und unumstösslichstes gesetz sein — darf man zu linguistischer vergleichung herbeiziehen, die man selbst genau kennt; alles andere ist wissenschaftlich wertlos, überflüssige, ja schädliche spielerei. Was würde man sagen, wenn ein botaniker pflanzen zusammenstellen oder von einander trennen wollte nach ihrer äusseren gestalt, etwa wie man im gewöhnlichen leben alles stachlicht-fleischige kaktus benennt? Und kann man bei vergleichungen aus sprachen, die man nicht kennt, anders urteilen als nach dem äusseren schein? Und wie der verfasser nichts von den flexionslosen sprachen versteht, eben so wenig können wir seine vergleichende methode auf indogermanischem gebiet loben. Denn wenn die vorrede (VI) die deutsche sprache als den mittelpunkt der betrachtung ankündigt, von welchem aus sich die anderen indogermanischen sprachen in verschiedenen abständen gruppieren sollen: so bemerkt man auch hier von einer methodischen gruppierung der einzelnen,

von wirklich scharfer auffassung der individuellen züge auch nur einer sprache, von historischer schilderung der indogermanischen composition — nichts, gar nichts.

Wenden wir uns nun zu der philosophie des verfassers. Da derselbe stofflich nichts neues zu bringen hatte, so wäre es methodischer gewesen, eben weiter nichts zu bringen, als die philosophische erklärung der composita. So aber beginnt dieselbe erst s. 77 und zwar mit der „logischen betrachtung" dieser sprachgebilde. Indes was wir daselbst über logik und logisch lesen, das, wir bekennen es, ist uns vollständig unklar geblieben. Aber uns nicht allein: dem verfasser nicht minder. Denn er gesteht ja selbst auf derselben seite 77, dass grammatische kategorien sich „aus der logik nicht ableiten, sondern nur von ihrer hand ordnen lassen:" oder auf s. 83—84: „dass die sprache ohne rücksicht auf die logik — je nach besonderer ansicht und absicht wählen kann"; ja er sieht sich s. 86 selbst genötigt, weil eben „logische" auffassung nicht ausreicht, grammatische kategorien herbeizuziehen — das heisst denn doch, zu sehen wie weit man auch ohne logische construction zurecht kommt. Auch wundern wir uns, wie herr Tobler dazu kommt, die spracherscheinungen durch logische principien erklären zu wollen, er, der in Kuhns zeitschr. 9, 275 ja selber sagt, dass man von tag zu tag mehr zu der „sehr fruchtbaren erkenntnis" käme von der „zwischen sprache und logik gähnenden kluft." Logik lässt sich, wie schon so oft ausgesprochen ist, zur erklärung der sprachgebilde nie anwenden, da dieselben nicht auf logischem wege zu stande kommen, wol aber lassen sich hernach die sprachkategorien an der logik messen, eine thätigkeit, welche für die beurteilung einer sprache von wert, für ihre geschichte und erklärung ganz bedeutungslos ist. Der verfasser gebraucht logik und logisch, ohne es zu merken, in zwei bedeutungen; einmal ist ihm logik die lehre von der richtigen verknüpfung der begriffe; dann aber versteht er unter logik der sprache das verhältnis der begriffe zu einander, wie es die sprache als solche aufweist. Wie unsicher herrn Toblers philosophischer standpunkt auch sonst ist, verrät sich überall, schon durch sein fast ängstliches umhertappen. So springt er, da ihn logik und psychologie nicht befriedigen, s. 95 gar zur metaphysik über. „Natürlich, heisst es daselbst, nehmen wir dies wort nur in dem sinne, wie es auf die sprache überhaupt anwendung finden kann, nicht als ob diese die objective beschaffenheit der dinge irgendwie unmittelbar darzustellen vermöchte, sondern nur insofern als sie eine eigene objectivität der auffassungsweise innerhalb des geistes selbst begründet." Das kann doch weiter gar nichts heissen, als jede sprache ist ein individuum für sich und hat ihre eigene individuelle auffassung. Gehört denn das in die philosophie? und zweitens, wozu für so ganz einfache dinge solche dunkelen und geschraubten wendungen? und drittens, welcher wesentliche unterschied ist denn zwischen dieser metaphysik und jener logik der sprache? Aber dunkelheit des ausdrucks liebt der verfasser auch sonst. So lese man, was er s. 55 sagt, „dass überhaupt durch zusammensetzung nicht bloss neue wörter als ganze aus zwei bestehenden gebildet werden, sondern auch neue theilwörter, deren existenz von der zusammensetzung nicht schon vorausgesetzt, sondern eigentlich anticipiert, oder selbst erst neu geschaffen wird, so dass hier das ganze früher als ein theil gesetzt ist oder der theil wenigstens erst zugleich mit dem ganzen" — ein satz, der an dunkelheit nichts zu wünschen übrig lässt. Und wenn er dann fortfährt: „fassen wir die sache weniger philosophisch paradox sondern rein grammatisch": so erscheint es fast, als ob er in derartigen dunkelheiten das philosophische erst recht eigentlich suchte.

Alle diese fehler kommen daher, dass der verfasser nirgends in der philosophie sicher zu haus ist, am allerwenigsten in der für seine zwecke so ganz unentbehr-

lichen psychologie. Denn sonst würde er nicht die bekanntesten dinge, wie complication, association, verschmelzung erst weitläufig mit citaten aus Herbart und Drobisch und gar nach „mündlichen mittheilungen“ von Lazarus auseinandersetzen; denn sonst spräche er nicht s. 77—78 von psychologischen maasstäben („wollte man unmittelbar mit psychologischen maasstäben an den wortschatz der zusammensetzungen herangehen, so würde man in der fülle und mannigfaltigkeit der einzelnen erscheinungen sich leicht verlieren“) — was ist das für ein ding, ein psychologischer maasstab? Sonst hätte er überhaupt das wirklich psychologisch schwierige in den mittelpunkt gestellt und von anfang und von grund aus seinen gegenstand psychologisch betrachtet; sonst und hauptsächlich hätte er nicht seine „psychologische betrachtung“ s. 90 folgendermassen angefangen: „Wir erheben nunmehr die frage, ob sich irgend welche psychologische begriffe darbieten oder auffinden lassen, mit deren hilfe wir tiefer in das wesen der zusammensetzung eindringen können. Da diese im allgemeinen eine verbindung zweier vorstellungen zu irgend einem grad von einheit ist, so werden wir auf das gebiet der sogenannten association hingewiesen und es wird sich darum handeln, ob sich die verschiedenen arten von zusammensetzung in hinsicht auf motive und resultat der in ihnen enthaltenen vorstellungen auf allgemeine arten von associationen zurückführen lassen.“

Man traut seinen augen und ohren kaum. Also dort treten zwei zu eins und hier treten zwei zu eins zusammen: folglich — der löwe ist ein thier, der regenwurm ein thier, folglich? folglich ist der löwe ein regenwurm? oder der regenwurm ein löwe? *οὐ γίνεται καταφατικὸς συλλογισμὸς διὰ τούτου τοῦ σχήματος (τοῦ δευτέρου). ἀλλὰ πάντες στερητικοὶ καὶ οἱ καθόλου καὶ οἱ κατὰ μέρος* sagt Aristoteles. Aber es kommt noch schlimmer. Denn herr Tobler ist zu diesem falschen schluss dadurch verleitet, dass er sich unter complication etwas ganz anderes denkt als die psychologie mit dem worte bezeichnet. Nicht jede beliebige verbindung zweier begriffe oder vorstellungen durch willkürliches denken heisst complication; vielmehr gehören die complicationen zu den ersten unwillkürlichen, rein naturgemässen und in so fern mechanischen thätigkeiten der seele, auf welche ja vom ersten augenblick des lebens von einander total verschiedene nervenreize (z. b. licht und schall) eindringen, so dass sie genötigt ist, dies verschiedene scheinbar in einem vorstellungsakt zu percipieren und als untrennbare vorstellungsreihe festzuhalten. Der verfasser führt selbst und mit recht das ding mit vielen merkmalen als beispiel an. Also die begriffe frau, haus kommen durch complication zu stande, nimmermehr aber der begriff haus-frau, der auf sehr später, sehr lockerer und ganz willkürlicher verbindung zweier vorstellungen beruht, denn sonst müste mit der vorstellung frau auch die vorstellung haus unmittelbar gegeben sein. Auch ist ja das verhältnis der einzelnen elemente einer complication (wie z. b. bei haus die vorstellungen dach, wand, thür, fenster, zimmer u. s. w. die elemente sind) ein ganz anderes, als das der einzelnen theile eines compositums: denn jene treten nicht mehr gesondert auf, und stehen einander wesentlich gleich, während im compositum der eine bestandtheil der vorwiegende, der andere nur der modificierende ist.

Doch nicht bloss complication, auch verschmelzung und association muss herhalten, natürlich ohne alles verständnis ihrer psychologischen geltung. Auf verschmelzung beruht herrn Tobler (nach der fast unbegreiflichen zusammenstellung s. 93) die „eigentliche zusammensetzung bis zu theilweiser einschmelzung (!) des einen wortes“; auf complication die „zusammenfügung und die daraus entstehende uneigentliche zusammensetzung;“ auf association „die blosse zusammenrückung in aussprache und schrift!“

Doch auch noch auf die erklärung von verschmelzung und association und ähnliche elementarfragen einzugehen, wie es allerdings die psychologischen kenntnisse des verfassers verlangten, verbietet uns der raum und die rücksicht auf die leser dieser zeitschrift. Wir fragen nur, wo bleibt aber bei solchen misverständnissen die philosophische methode? man kann doch ohne holz und steine keine häuser bauen! So sitzt denn die philosophie in dem ganzen buche sehr lose oben auf, wie ein rock der nicht recht passen will. Der verfasser verfährt mit der psychologie, auf welcher sein ganzes gebäude ruhen muste, gerade eben so äusserlich wie Schleicher mit der morphologie und den naturwissenschaftlichen analogien (letzteres in seinem heftchen: die Darwinsche theorie und die sprachwissenschaft). Gewis, jede sprache ist als notwendiges product einer zahl gleich organisierter naturwesen (das betreffende volk zur zeit ihrer entstehung) natürlichen gesetzen unterworfen und wird von den naturwissenschaften viel lernen, sowie umgekehrt diesen mancherlei lehren können. Aber gerade weil sie auf solchen gesetzen beruht, deshalb ist mit blossen analogien gar nichts genützt, wie jene abhandlung von Schleicher zur genüge beweist. Noch schlimmer ist aber ein solches spielen mit äusserlichkeiten in bezug auf die psychologie. Denn nur in so weit die sprache auf psychologischem boden steht, fällt sie (mechanisches der lauterzeugung abgerechnet) ins bereich der naturwissenschaften und der philosophie. Philosophische methode in der sprachforschung kann also nur darin bestehen, dass man zunächst jede spracherscheinung auf ihre psychologische grundlage zurückführt: hieraus fliesst alles. Denn da zeigt es sich, ob die vorstellungen klar und rein oder verworren und gemischt sind: da zeigt es sich, ob es die sprache vermocht hat, sich von rein materieller stoffbezeichnung zu formaler abstraction, von rein mechanischen und unwillkürlichen reflexlauten zu freier geistigkeit zu erheben. Da nun logische tüchtigkeit ohne klare vorstellungen nun und nimmer zu erreichen ist: so ist auch mit dieser psychologischen erforschung der logische wert einer sprache, d. h. die grössere oder geringere unterstützung, welche die logischen verknüpfungen durch die sprache ohne zuthun des individuums empfangen, dadurch so gut wie bestimmt.

Wollte also der verfasser die wortzusammensetzung philosophisch erklären, so muste er den psychischen process aufdecken, durch welchen z. b. in den indogermanischen sprachen oft so heterogene elemente wie haus und frau, lach(en) und taube u. s. w. zusammentreten und eine neue worteinheit erzeugen konnten. Diese bildungen werden, nach allen von Justi aufgestellten, wol so zu stande gekommen sein (um einmal kühn vorzugehen), dass man zuerst vorstellungen, die man äusserlich zusammengehörig fand, auch äusserlich zusammenstellte: bis dann nach langem gebrauch dem sprachgeist die idee aufgieng, dass manche von diesen zusammenstellungen selbst wider einen einheitlichen, neuen begriff darstellten, welche erkenntnis sich in der nun entstehenden neuen wortformation reflectierte. Dieser process konnte sich an verschiedenen theilen des sprachgebietes ereignen; er konnte längere zeit brauchen zu seiner fixierung; er konnte aber auch bei anderen sprachen als den indogermanischen und flectierenden eintreten. Wenn gleich dies nicht wahrscheinlich ist, so war eine untersuchung um so notwendiger, als durch eine solche erst die indogermanische sprachbildung ins richtige licht tritt. Ferner war nun auf die einzelnen sprachen genauer einzugehen und psychologisch zu entwickeln, warum z. b. das hebräische, die romanischen sprachen so wenig neigung zur composition, andere sprachen eine vorliebe für dieselbe hegen; und jede sprache war in den verschiedenen epochen ihrer entwickelung zu untersuchen, so dass man ein bild der entwickelung jeder einzelnen sprache und ihres verhältnisses zu anderen nach dieser seite hin

empfieng. Fürs deutsche bietet Jac. Grimms abhandlung über das pedantische, welche der verfasser nur einmal (s. 103) erwähnt, nur allzureiches psychologisches material, welches durchaus zu benutzen war. Dann aber musten auch die einzelnen und namentlich die besonders merkwürdigen erscheinungen psychologisch erklärt werden, denn philosophische *methode* bezieht sich doch auf die ganze auffassung der sprache und sprachlichen dinge. Nur einige beispiele seien gestattet: wie ungenügend ist das, was der verfasser über den status constructus des hebräischen sagt, indem er ihn nur durch die stellung von der composition verschieden sein lässt (s. 19)! Justi, Ewald, Dietrich geben viel wesentlicheres. Psychologisch scheidet er sich scharf durch die „straffere“ form des ersten wortes von der (indogermanischen) composition. Denn diese modificierte form reflectiert den modificierten begriff: bayiϑ haus wird zu bêϑ dawiϑ, weil es nun nicht mehr haus im allgemeinen, sondern mit modification dieses begriffs ein bestimmtes einzelnes haus bezeichnet. Das modificierende wort, dessen sinn keine veränderung erleidet, erhält auch sprachlich ganz seine form. Die indogermanische composition aber lässt den modificierten begriff ganz unverändert; doch setzt sie das modificierende vor, bet-haus, ταξί-αρχος u. s. w. Und hier kommen wir zu einem zweiten punkt, welcher durchaus und sehr gründlich und mit allen ausnahmen hätte psychologisch erklärt werden müssen; warum stellen denn die indogermanischen sprachen immer das bestimmende wort voraus, das zu bestimmende nach? Psychologisch oder auch logisch notwendig war diese stellung doch gar nicht. Es war dem referenten höchst interessant, eine zeit lang ein anderthalbjähriges gut begabtes kind zu beobachten, welches, obwohl von täglicher lebhafter unterhaltung umgeben, die composita auf die umgekehrte weise bildete und thür-haus für hausthür, öl-mandel für mandelöl sagte. Der psychologische process bei dieser ausdrucksweise ist klar: dem kinde schwebte zunächst der hauptbegriff vor, den es also zuerst durch das wort reflectierte und erst in zweiter reihe der bestimmende nebenbegriff, der deshalb nachfolgte. Eine solche ausdrucksweise scheint so natürlich — warum hat sie das indogermanische hartnäckig verschmäht? und hat es dieselbe immer und zu allen zeiten verschmäht, oder liessen sich vielleicht gar spuren auffinden, dass diese art früher wenigstens ihm nicht ganz fremd war? Sollte man hier aus den ausnahmen nicht vielleicht manches erschliessen können? Justi gibt den grund für jene gewöhnliche stellung wol richtig an, aber nur beiläufig: man wollte dem hauptbegriff die wichtigste stelle geben und setzte ihn deshalb nach — ein gedanke, welcher durchaus untersucht werden *muste* in einer philosophischen betrachtung des gegenstandes.

So wäre noch über eine menge von einzelnheiten zu reden; doch wir wollen zum schluss kommen und deshalb auch nichts mehr über die oft ziemlich unpräcise ausarbeitung des büchleins, die gar nicht selten zu „nachträglichen bemerkungen“ u. dergl. greift, sowie über das fast völlig überflüssige und doch sehr ausgedehnte register sagen. Anhangsweise (von s. 104 an) gibt der verfasser eine genauere besprechung der verstärkenden zusammensetzungen eigentlich nur des deutschen, denn die übrigen sprachen kommen so kurz dabei weg, dass der verfasser sie besser ganz bei seite gelassen hätte. Und doch wäre gerade ein genaueres eingehen auf sie nach dieser so wenig angebauten seite hin von grösstem interesse gewesen. Das meiste, was wir sonst in diesem anhang finden, haben wir schon in Frommanns zeitschrift band V gelesen, ja dort sogar reichhaltiger und wie uns däucht frischer.

Wir haben uns eingehend mit dem büchlein beschäftigt und ohne rückhalt unser urteil ausgesprochen. Wir hielten dies für unsere pflicht, weil es sich hier um grundlegendes, um die methode handelte; und hierbei kann man nicht streng genug

sein. Gerade eben weil wir mit dem verfasser in „einer immer lebendigeren wechselwirkung zwischen philosophie und einzelnwissenschaften das höchste ziel und einzige heil beider erblicken," gerade deshalb lag es uns ob, für die wahrheit, wie wir sie erkennen, nach kräften einzustehen.

MAGDEBURG. GEORG GERLAND.

A Dictionary of the Old English Language compiled from Writings of the XIII, XIV and XV Centuries by **Francis Henry Stratmann.** Printed for the Author by Kramer and Baum. Krefeld 1867. (8 thlr. 10 sgr.)

Der verfasser will den sprachschatz des 13., 14. und 15. jahrhunderts zusammenstellen, also eines zeitraumes, in dem man drei perioden zu unterscheiden gewohnt ist: das neuangelsächsische (bisher ohne jeden grund halbsächsisch genannt) von 1100 bis gegen 1250, das altenglische von 1250 bis gegen 1350, und das mittelenglische bis gegen 1500. Wenn auch diese einteilung nicht nach jahr und tag bestimmt werden kann, so ist sie doch wol begründet; denn jede periode trägt ein solches characteristisches gepräge, dass sie nicht verkannt werden kann. Das neuangelsächsische ist nur das angelsächsische in abgeschwächten formen, und die fremden elemente, die sich demselben beimischen, sind nicht zahlreicher als die lateinischen, die im angelsächsischen vorliegen. Im altenglischen mischen sich sächsisches und normannisches, die formen schwanken, die sprache verwildert. Das mittelenglische ist die periode der reconstruction: das deutsche element befestigt sich in betonung, laut und flexion, und beginnt gegen die fremden einflüsse nicht nur zu reagieren, sondern auch die fremden elemente deutschem lautgesetze zu unterwerfen. Der verfasser hat diese einteilung nicht beibehalten und stellt die verschiedenen quellen und die denselben entnommenen formen ohne unterscheidung neben einander. Man würde ihm daraus keinen vorwurf haben machen können, wenn er nur die zeit angegeben hätte, der die einzelnen quellen angehören. Der leser muss sich deshalb anderswo unterrichten, wenn er erfahren will, welchem jahrhundert die betreffende form angehört. Dieser kleine formelle mangel verschwindet vor der grösse der aufgabe, die der verfasser sich gestellt hat. Es verdient die vollste anerkennung, dass er sich einer so schwierigen und mühevollen arbeit unterzogen hat, und dass er im einzelnen vortreffliches geleistet hat, dafür gebührt ihm der dank aller derer, die sich über die sprache jener zeit genauer unterrichten wollen.

Erst seit einigen jahren fliessen die quellen jener sprachperioden reichlicher, besonders seit die publicationen der Early Text Society bewirkt werden. Die wissenschaftliche behandlung fällt sogar erst in die letzten jahre. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn der erste versuch eines solchen sprachschatzes nicht ganz gelingt. Zunächst vermisst man die erforderliche vollständigkeit. Eine absolute vollständigkeit lässt sich allerdings nicht erreichen. Uns stehen ja überhaupt die englischen quellen nur in beschränktem umfange zur verfügung. Die englischen philologen ferner, welche das interesse ihrer landsleute für die alte litteratur zu wecken und die kosten zum drucke zusammen zu bringen wissen, fördern mit seltenem fleisse und grosser ausdauer zahlreiche werke von höchstem interesse zu tage, so dass der wortschatz, der heuer zusammengestellt wird, schon nächstes jahr der ergänzung bedarf. Nur eine relative vollständigkeit lässt sich beanspruchen, die zusammenstellung des sprachstoffs, der in den als benutzt bezeichneten quellen vorliegt. Und auch diese bietet der verfasser nicht in erwünschtem masse. Der deutsche sprachstoff ist fleissig gesammelt. Vergleicht man die glossare von Layamon, Ormulum u. s. w., so fehlen wenig ein-

fache wörter, wie *ruðere roðer* bei Lay., ags. *hriðer hreoðer hruðer hryðer*, urspr. (altisl. *hrut-r* widder) der gehörnte, rind, ochse; *lifissh* (*living*), *skill* etc. bei Orm.; andere wie die substantiven *rosing, runing, raeuing* erklären sich aus den verben *rosen*, *runen, raeuen reaven.* Auch die zahlreicheren compositionen, welche fehlen, wie *bleo-men, boc-runen*, *daed-sið*, *duyeðe-cnihtes*, *freond-raese* werden nicht vermisst, wenn ihre elemente noch erkennbar sind und vorliegen. Ueberhaupt scheint das germanische element mit vorliebe behandelt, und vielleicht hat der verfasser ursprünglich das allein sammeln wollen, und erst später hat er seinen plan erweitert. Was die fremden elemente betrifft, so lassen sich diese sehr vervollständigen. Hinzuzufügen wären aus Layamon: *admirail admirel* 27668, *apostolie* 29624, *astronomie* 24297, *atyr*, *ascapen achapen sapien*, *barun* 16922, *bunnen* 1313, *corium* 7002, *chapel* 26140, *cheisel* 23761, *chevetayne*, *castresse*, *folie*, *harsun*, *hostage* 22792. *hune* 28978, *latinier* 14319, *legat* 24501, *machune* 15465, *mahun mahum* 230, *munec munechene*, *munekien monakien*, *nonne nunne* 15650, *nonnerie* 15637, *paisien*, *pensiles* 27183, *primate* 29736, *scare* 5835, *senatur* 25337, *temple* 10711, *timpe*, *tresur* 28834, *truage* 25044, *tumbe*; — aus Robert Glocester: *age* 192, *allur alur* 3980, *ambes* 1187, *anguissous* 3314, *anye* 2247, *armure* 8363, *bachilerie* 1702, *banour* 7616, *baptizen* 1930, *baronye* 7320, *beuerage* 622, *boteleryе* 3964, *branche* 3191, *calis* 10193, *cartre* 1740, *carpenter* 11268, *caronye* 5528, *cas* 206, *cathedral* 5972, *caucion* 10582, *certeyn* 1212, *cirurgien* 12082, *comete* 8768, *constable* 11310, *corageous* 7557, *costiuous* (falsch *costinous*) Gl., *costume* 9815, *contasse* 3295, *covetise* 1077, *cruel* 1328, *cortesie* 1159, *chaunceler* 9766, *chaste* 4548, *chiualrye* 1056, *damasel* 9069, *dette* 9877, *digne* 2822, *dosil* 11390, *dragon* 2788, *eritage* 989, *euangelist* 7317, *feffen* 7749, *feintise* 461. 911, *felon* 9831, *fermiment* 1907, *fynen* 2973, *flour* 9086, *freire frere* 10403, *fundament* 2772, *geand* 3072, *gent* 564, *gentris* 1076, *gibet* 10853, *gleiue* 4176, *glotonye* 6942, *governyen* 1040, *gransyre* 6509, *greuous* 4151, (*h*)*abyt* 2312, *hasarderie* 4023, *hawtein* 1510, *holoier holer* 625, *homage* 1066, *honouren* 327, *image* 329, *jywe gywe* 1420, *justice* 10394, *lampreye* 9278, *lance* 2218, *largesse* 3760, *lechour* 2536, *lecherie* 2537, *letre* 639, *leuour* 2687, *libel* 11396, *langage* 2530, *mace* 4230, *maistrie* 53, *maynye* 3758, *maynprisen* 3395, *magnal* 8294, *marchion* 10172, *marcheis* 11296, *mariage* 729, *marchandise* 2206, *matyns* 7763, *matresche* 7227. *medicyne* 3083, *message* 3656, *menestrel* 5667, *miracle* 1648, *morsel* 7184, *mule* (afrz. *mul*, *mulus*) 3924, *oliue* 3996, *oryson* 4827, *ordre* 2309, *outrage* 990, *paisen* 12188, *paleys* 3954, *panter* 3879, *parlement* 2314, *part* 701, *pauelon* 1121, *partie* 1451, *passion* 305, *penance* 5259, *percen* 392, *peril* 2213, *ficician* 1558, *fysick* 3172, *pytos* 4191, *playne* (*plangere*) 3586, *playnte* 5203, *planete* 2443, *pleyn* (*plana*) 155, *plente* 9, *pouste* 5762, *porche* 5639, *porte* 8589, *poudre* 7240, *posterne* 448, *potage* 8509, *pouerte* 786, *poison* 2612, *preye* 7893, *pressen* 2491, *prioryе* 5757, *priuite* 598, *pure* 185, *quarel* 10252, *quarry* 8695, *quarter* 11037, *regnen* 682, *reson* 6418, *riuere* 14, *romance* 10194, *sacry* 6921, *sacrifisen* 602, *sailen* 385, *scarse* 10776, *seculer* 5874, *secunde* 5882, *sege* 2822, *semblant* 2749, *sepulture* 3477, *servage* 249, *signifien* 3243, *symple* 825, *seynore* 3605, *solas* 371, *solacy* 11672, *souereyn* 349, *spicery* 3172, *spouse* 603, *stablen* 7536, *stable* (*stabulum*) 5822, *stable* (*stabilis*) 1253, *state* 1266, *strange* 380, *table* 3892, *tabernacle* 467, *taverne* 4035, *tempren* 1629, *tempest* 5030, *tendre* 4208, *terme* 5933, *torment* 1826, *travail* 2214, *troncheon*, *trossy* 10139, *toret* 3636, *uncle* 1342, *usage* 3950, *valey* 1282, *veage* 4518, *veyne* 3182, *venym* 1014, *veneson* 5036, *verdyt* 2989, *venymen* 1015, *vicarie* 6893, *viniter* 11383, *vinterye* 11388, *vertu* 3087, *vyse* 4036, *voys* 5905; — aus Peter Langtoft oder Robert Brunne: *abbes* 1401, *accioun* 6740, *altereand* 7671, *anguisen* 3231, *arblastere* 5031, *archere* 2289, *armurie* 4821, *auere* 3036, *banerette* 7345, *bapteme* 4791, *benyson* 2809, *bisket* 4227, *brochen* 6700, *bugerie* 7814, *burgeis* 5707, *chanon* 2383,

cardinalle 3694, *cage* 3790, *certifien* 3829, *clamance* 4624, *clergie* 589, *cofin* 3312, *coinen* 5745, *copie* 7114, *corseynt* 1028, *costage* 2774, *credance* 6228, *creature* 5220, *cronykle* 600, *cruelte* 1921, *culpable* 7367, *champion* 685, *charite* (*carited* SC. 1137, *karitaþ* O.) 2358, *cheitife* 4269, *eskekere* 2056 *cheue* 118, *dan* 1980, *decane* 1804, *deuere* 1752, *destrere* 3033, *dignite* 1802, *donjon* 2969, *dortoure* 6184, *dowerie* 3740, *dowen* 1914, (*h*)*eisen* 4766, *estre* 6382, *fallste* 5955, *feffement* 6007, *fertre* 618, *finalle* 5541, *force* 22, *foreyn* 7855, *forgen* 3832, *fraternite* 4679, *fraud* 3153, *foundoure* 2080, *garland* 8083, *gendrure* 6101, *geste* 92, *guiour* 82, *governour* 3598, *un-gracious* 7038, *grange* 7841, *grantise* 3188, *grevance* 2148, *heretike* 7811, *heremite* 3323, *hospitale* 3311, *joint* 7423, *jolifte* 1192, *juery* 5488, *jugement* 1533, *labour* 1795, *kernel* 7966, *lecherous* 1603, *leale* 621, *lege-lord* 1063, *leysere* 5616, *liuerisoun* 4895, *liuere* 3582, *losengere* 6999, *manauntie* 7942, *mayntenen* 464, *malison* 1023, *maugre* 3844, *manage* 1923, *man-fesour* 5272, *manace* 1570, *manacen* 5029, *mareis* 7934, *marinere* 2574, *marite* 5161, *matere* 7852, *maumetrie* 7812, *mercien* 2715, *minystre* 6902, *misterie* 4196, *ministren* 2000, *mostren* 5110, *motoun* 4330, *mobles* 3556, *nacioun* 5057, *nauie* 488, *nicete* 3005, *norture* 4669, *ordine* 5517, *ordinance* 7366, *paemie* 3622, *paen* 3528, *palmere* 693, *pantelere* 733, *panterie* 731, *parage* 3784, *passage* 660, *partyner* 6469, *pauiment* 6525, *pastur* 4669, *pencel* 3938, *pedaile* 3034, *peiren* 7642, *pois* 4910, *perilous* 5154, *peticioun* 7280, *pilgremage* 77, *plesen* 1680, *plentyuouse* 2801, *poraile* 3081, *popylle* 1295, *possessioun* 5762, *portionen* 1236, *praiere* 1808, *pres* 336, *primate* 1801, *prioure* 1803, *pryce* 942, *prouende* 5214, *prouince* 8102, *psalme* 7200, *sauter* 6762, *pulpite* 7348, *puplisen* 2190, *purifien* 7564, *rascaile* 749, *regante* 1204, *reame* 61, *regne* 267, *ribaud ribandie* 5402, *saufte* 5707, *skrite* 1269, *sermon* 2620, *serritour* 1326, *serganz* 1440, *sodan* 1416, *speyre* (afrz. *espeir*, *speres*) 1267, *spiritualle* 6868, *spiren* 2714, *stage* 6236, *statute* 3286, *stranglen* 733, *taliage* 1024, *tenement* 768, *tenaunt* 4056, *testament* 3313, *testimone* 143, *tresorere* 6793, *tresorie* 1937, *tribulacioun* 5058, *trinitee* 4234, *toureille* 6000, *unce* 2314, *vacant* 158, *valiant* 158, *value* 2461, *vassalage* 2125, *vavasoure* 297, *vengen* 192, *vengement* 4883, *venquyse* 6310, *visiten* 5082, *voiden* 238; — aus Piers Ploughman: *actif* 4298, *accidie* 3206, *art* 5911, *auditour* 13884, *avarice* 854, *audience* 8882, *baleisen*, *batant* 9348, *benefice* 1997, *brocage* 1057, *burgage* 1528, *cabane* 1739, *canonistre* 4794, *capon* 2155, *carpentrie* 5967, *cycylle* 1014, *cliketen* 3736, *courbe* 617, *corlew* 8991, *coveite* 59, *creaunt* 7810, *curate Cr.* 920, *chalangeable* 7199, *charme* 8711, *chapeleyn* 7207, *cheyne* 4539, *cheynen* 837, *chibolle* 4389, *date* 8571, *dampnacioun* 7618, *dampnen* 3429, *deyne* 4417, *destinee* 4350, *deryne* 416, *dozeine* 2154, *double* 9226, *edifien* 11068, *equite* 11977, *faitous* 1246, *faucon* 3836, *famyn* 4450, *fantasie* 71, *faunte* 4368, *felicite* 14405, *feyse* 145, *festu* 6183, *flaumbe* 11845, *floryn* 1171, *freel frele* 1601, *freletee* 12280, *franchise* 12280, *frenesie* 14090, *frenetike* 5607, *fruten* 10875, *gainage Cr.* 391, *garite Cr.* 423, *gendre* 11256, *graffen* 3746, *houres* 194, *hostelen* 11604, *humilite* 3749, *jugge* 259, *jubilacion* 3428, *laborer* 442, *langoure* 88, *leautet* 1750, *legistre* 4491, *lettrure* 219, *licence* 196, *logick* 7953, *losengerie* 4082, *magestee* 5236, *maundement* 11371, *mangen* (afrz. *mangier*, *manducare*) 4317, *mangerie* 6797, *matrimonye* 10106, *memorie* 3986, *mercyment* 782, *merite* 825, *mirour* 6588, *mestier* 4477, *mole* (prov. *molle*, *modulus*) 8651, *motyf* 3835, *mute* 11024, *musick* 5688, *notarie* 1130, *organye* 12088, *palsy* 2630, *panel* 2003, *paunche* 8211, *paren* 2958, *parlen* 12619, *patrimonie* 14393, *parishen* 178, *pacient* 9420, *pacience* 3752, *pennone Cr.* 1119, *peeren* 343, *pendauntz* 9601, *penaunt* 2348, *pelure* 89, *pencif* 4776, *peeren* 10456, *perpetuel* 6457, *personage* 8516, *pestilence* 168, *poisone* 4398, *prioresse* 2785, *prison prisoner* 4523, 12190, *purgatorie* 1089, *quiete* 704, *raye* 2893, *roynous* 14087, *russet* 4900, *sage* 1542, *salarie* 3340, *sapience* 5677, *satisfaccion* 8943, *saueren* 5116, *scorpion* 12389, *scismatik* 6815, *seson* 1, *singuler* 8599,

sobre Cr. 1287, *studie* 360, *surgenrie* 11015, *soutor* 3300, *taxour* 3875, *termyne* 653, *teme* 6790, *torche* 11789, *tremblen* 1353, *usuren* 4644, *venymous venymouste* 12339, *vindage* 12820, *virginite* 11215; — aus Wycliffe: *alien* Gen. 17, 27. *arche* 31, 36. *argentarie* Deeds. 19, 24. *auouter* Lev. 20, 10. *basinet* 1 Kgs. 17, 5. *barainte* Gen. 26, 1. *benyngnyte* Ps. 64, 12. *bestayle beestaile* Gen. 1, 24. *bocherie* 1 Cor. 10, 25. *boterace* Ez. 41, 15. *brosure brusure* Lev. 24, 20. *cariage* Gen. 45, 19. *carkeys* Ex. 21, 35. *cyceer chyches* 2 Kgs. 17, 28. *cerymonye* Ex. 12, 25. *cene* Apoc. prol. p. 638. *clarioun* Lev. 25, 9. *clerete clerte* Tob. 13, 20. *clarifyen* John 12, 28. *cosinage* Gen. 12, 3. *coriour curiour* Deeds 9, 43. *couertour* Ex. 36, 19. *crese* 4 Kgs 20, 10. *crious* Prov. 9, 13. *cocodrille* Lev. 11, 29. *cucumere* Bar. 6, 69. *cumyn commyn* Is. 28, 25. *curen* Gen. 20, 17. *curiouste* Num. 4, 20. *chaytifte catyfte* Deut. 28, 41. *chaufen* Esth. 1, 10. *chymeney* Ex. 9, 18. *dyme* Gen. 14, 20. *dyuynour* Deut. 18. 20. *doctrine* Ex. 35, 31. *douty* Ex. 12, 24. *doutous dotous* Pref. ep. c 9. Lev. 13, 43. *doutable doutance* etc., *dressen* Gen. 14, 8. *dromedie* Is. 40, 6. *ydropsie* Luk. 14, 3. *eritagen* Ps. 36, 11. *fable* Deut. 28, 37. *fabler* Bar. 3, 23. *fablen* Luk. 19, 15. *faculte* Tob. 1, 25. *fallace* Judge 14, 15. *famen* Mth. 9, 31. *famousiste* Judith 2, 13. *fantum* Mth. 14, 26. *fardels* Judge 19, 17. *fase (phase)* Ex. 12, 21. *fautour* Job. 13, 4. *feerte feerste* Judge 5, 22. *festeie festene* Wisd. 8, 9. *florischen flurschen* Ps. 89, 6. *foltiseh foltes* 1 Cor. 1, 26. 27. *frount* Ex. 17, 9. *fugitif* Gen. 4, 12. *gendren* Gen. 5, 4. *gilouse* Col. 2, 8. *gloterous* Lev. 11, 30 *glorifien* Ex. 14, 47. *greef* Ecclus. 22, 15. *groyne* Is. 29, 4. *hidousen* Dan. 7, 15. *hoostesse hoostresse* Ex. 3, 22. *iacynt* Ex. 25, 4. *iacynctyne* 39, 20. *ielouste gelouste* Num. 5, 14. *iocounde* 1 Kgs. 25, 36. *lacert liserd* Lev. 11, 30. *languishen* Dan. 8, 27. *latijs latis* Prov. 2, 6. *lauourtoure lavatorye* Ex. 38, 8. *lionesse* Gen. 49, 9. *leprous* 4, 7. *litere* Is. 66, 20. *letuse* Ex. 12, 8. *liveren* Josh. 24, 10. *magnifien* Gen. 12, 2. *mergen* Ex. 25, 24. *merveilen* Jud. 10, 7. *minushen* 4 Kgs. 23, 15. *moneishen* Josh. prol., *moneyere moneyere* John 2, 14. *movable* Gen. 1, 21. *multynge* 4 Kgs. 23, 23. *neece* Lev. 18, 10. *necessarye* Gen. 42, 2. *nurshement* Is. 30, 33. *noyouse* Deut. 28, 66. *odious* 21, 15 *odorament* Apoc. 18, 13. *orgon* Gen. 14, 5. *pedage* Esdr. 4, 13. *parfit* Gen. 2, 1. *phane* Deut. 3, 29. *picoise* 1 Kgs. 13, 20. *pilgrimagen* Gen. 12, 20. *pestil* Ex. 16, 4. *pleaunt* Gen. 3, 24. *poucreshen* 2 Esdr. 5, 18. *propre* Gen. 44, 32. *prouable* 2 Tim. 2, 15. *prudence* Ex. 28, 3. *sacrilege* Num. 25, 18. *salewen (saluer, salutare)* Mth. 10, 12. *seryven* Is. 36, 3. *secoundarye* Gen. 25, 6. *servauntesse* Gen. 16, 2 *seruyle* Lev. 23, 7. *serpent* Gen. 3, 4. *spousesse* Mtth. 25. 1. *spoile spuyle* Jer. 21, 9. *stablete* Wisd. 6, 26. *temptacioun* Deut. 9, 3. *traveilous* Ex. 6, 6. *tribute* Gen. 49, 12 *vagaunt* 4, 12. *varye* 31, 10. *vermycle* Ex. 31, 1. *vengeable* Rom. 13, 4. *vengeance* 4, 24. *volatils* Gen. 1, 26. *violence* 21, 25. *volible* Ex. 10, 13. *voluptuouste* Eccl. 2, 10. *vomen* Lev. 18, 25. *vowen* Gen. 31, 13. *vowren* Ex. 12, 9. *vowtur (vultur)* Job. 28, 7; — aus Sir John Maundevile: *awmener* 19, *annuelle* 31, *article* 10, *aromatyk* 16, *auctoritee* 10, *bounte* 19, *brace* 3, *buscaylle* 27, *calculacioun* 22, *caconizacioun* 16, *cann cane* 19, *camaylle* 5, *carbonele charboncle* 22, *charnelle* 6, *charete charyot* 22, *cisterne* 8, *cendre cyndre* 9, *corage* 13, *coronal* 29, *cours* 31, *covetous* 29, *creance* 19, *cryme* 25, *cristalle* 2, *crucyfyen* 12, *combraunce* 28, *curious* 6, *chapelet* 22, *daliance* 31, *dangerous* 24, *doctour* 13, *duchee* 1, *eglantier* 2, *eisement* 19, *epistle* 4, *estimacioun* 13, *famouse* 13, *famileer* 12, *fasceon* 9, *favour* 28, *felonous* 6, *figure* 3, *formyour* 12, *formen* 17, *fosse* 4, *founden* 5, *fructifien* 5, *foundacioun* 7, *generalle* 19, *gobette* 5, *governance* 5, *gowte* 31, *gravelle* 4, *gree* 20, *habitacioun* 6, *heremitage* 8, *hidous* 4, *homicidie* 28, *honest honestee* 20, *oriloge* 22, *imaginen* 17, *ivory* 10, *jonke* 5, *justifien* 18, *juyce* 15, *jousten* 17, *labouren* 19, *lamentacioun* 9, *lanyere* 22, *linage* 8, *letanye* 16, *lunatyk* 14, *mansioun* 5, *mediterran* 13, *malencolye* 14, *melodie* 16, *mendynant* 15, *merveylouse* 3, *marveyle* 4, *meridionelle* 14, *minute* 17, *mountance* 5, *mortelle* 30, *mevable* 15,

multitude 5, *multiplyen* 14, *naperye* 23, *naturelle* 5, *nygromancie* 20, *nombre* 13, *oile* 2, *oynement* 15, *ournement* 8, *onyon* 13, *ostriche* 22, *outrageous* 22, *palm paume* 5, *paven* 4, *perche* 13, *pynacle* 6, *plesaunt pleyn* 8, *pollyshen* 8. 14, *precious* 2, *principalle* 1, *salm saum*, *purgen* 14, *quantitee* 5, *resonable* 5, *raueyne* 15, *royalle ryalle* 8. 22, *regulere* 8, *rude* 1, *rymour* 5, *sacre* 22, *sacerdotalle* 6, *sacrement* 3, *salutacioun* 10, *salvacioun* 12, *seynt* 3, *scripture* 2, *sentiment* 16, *sentence*, *servant* 16, *synett* 8, *sclaundren* 9. 42, *sownen* 27, *stature* 19, *storie* 2, *stranger* 3, *temporelle* 3, *tempte* 8, *trenchant* 5, *usurpen* 13, *varyant* 10, *venymous* 6, *vermyn* 5, *victorie* 2, *vitaille* 8, *vyaunde* 18, *vigerous* 25, *vynegre* 23, *vylan villenous* 8, *vyne* 5, *vertuous* 14, *visage* 2, *vivere* 6, *vowten* 3; — aus Chaucer: *egremoine* 16268, *ayel* 2479, *amorette* R. 4735, *ardure* Pers., *arsmetrike* 1900, *aspre*, *auarous*, *auntrous*, *aventaylle* 9080, *basilicock* Pers., *bourdon* R. 3401, *calcinacioun*, *cavilation*, *capitaine* 12516, *claper* (frz. *clapier*) R. 1400, *clergiel* 16220, *constablesse* 4950, *corbette* F. 3, 214. *cowardice* 2732, *crevasse* F. 3, 996 *crosselet* 16583, *charmeresse* F. 3, 171. *chaunte-clere*, *chaunte-pleure*, *cherisance* R. 3337, *chevalrous*, *diligent*, *domage* R. 4895, *erraunt*, *faerie* 6441, *fame*, *flourette* R. 891, *golet* R. 7096, *habiten* 660, *historial* 3179, *hostilements* B. 2, 5. *jolif* 3355, *jupartie* 16211, *lettuarie* 428, *maistresse* 12040, *mantelet* 2165, *markisesse* 8159, *meselle*, *noblesse* 8344, *nobley* 8764, *paillet* F. 3, 290. *plie* 9045, *rokette* R. 1240, *see* (afrz. *sed se*, *sedes*) 14155, *seurment*, *significaunce*, *sort* 846, *spousaile* 7991, *tasseled* 3251, *tercelet* 10818, *terrestre* 9206, *tretable*, *tretee* 9566, *troncheon* 2617, *wardein* 3997, *vermeile* und manche anderen; — aus Wright's vocabularies: *acombler* nr. 14, *ancorysse ankrys* 14, *barbur* 13, *baronys* 14, *barnaculle* 11, *baril* 11, *beffe* 14, *blanket* 15, *blankyth* 11, *bolace* 10, *bonet* 15, *bretys bretasche* 14, *bruskette* 14, *bogyl* 8, *schamelle* 15, *canvasse* 7. 8, *char* 11, 13, *celerer* 14, *sydyre-tre* 13, *cercle* 8, *clarett* 13, *clowtar* 8, *corperax* 14, *corperas* 15, *coverlyte* 11, *creme* 7, *crayme* 11, *criket* 10, *curfew* 15, *cuteler* 14, *chalon* 11, *chawnsylle* 13, 14, *chesapulle* 14, *drapure* 13, *duches* 14, *dukes* 15, *fagat* 15, *fawconer* 14, *fanone* 13, *ferrur* 14, *forge* 11. 14, *furnasse* 13, *furbyar* 8, *frobycher* 14, *galun* 8, *gluton* 14, *gotyr* 15, *grayel* 13, *grefine* 14, *grewylle* 14, *hachet* 8. 11, *hampere* 13, *hatrelle* 13, *hirchoun* 10, *juncte* 11, *joynte* 13, *jenupyr* 11, *launder*, *loryl-tre* 14, *lebar* 11, *leparde* 13, *leyterne* 15, *loryner* 14, *lus lewse* 15. 14, *mayr* 14, *makyrelle* 13, *mason* 14, *matras matrys* 15. 14, *marchand* 13, *myure* 15. 13, *myttyn* 8, *muskett* 13, *naprune* 13, *osere* 13, *oyster* 11, *payge* 11, *palm* 10, *pertrys partrys* 10, *patyn* 15, *pellicane* 13, *pentys* 14, *fenys* 13, *pyckerylle* 13, *plovere* 14, *plomet* 8, *populere* 11, *poret* 9, *posnette* 11, *postem* 14, *pile* 6, *pumege* 14, *raysyn* 14, *rasor* 8, *raton* 13, *rownce* 13, *secristoun* 14, *sawsere* 11, *salmon sawmone* 13, *sawse* 8, *sawstere* 14, *scoler* 14. 15, *slavene* 10, *soryster* 14, *spectakylle* 14, *spykket* 11, *spycere* 13. 14, *squyrylle* 13, *stalon* 13. 15, *storion* 13, *tartt* 14, *tartlatys* 8, *tercel* 7, *tyssike* 14, *trowte* 14, *visere* 15 u. a. Daneben fehlen zahlreiche compositionen mit *a*, *ab*, *ad*, *ante*, *circum*, *con*, *contra*, *de*, *dis*, *e ex*, *in en*, *inter entre*, *mes*, *op*, *per par*, *prae pre*, *praeter preter*, *pro por*, *re*, *sub*, *super*, *trans*.

Die einzelnen artikel sind ungleich gearbeitet: manche sind sehr dürftig, andere reich an formen; aber in beiden ist auf die bedeutung nach ursprünglichkeit und entwicklung zu wenig rücksicht genommen. Dem lateinischen *altare* ist nur *alter* aus Orm. beigefügt, während es auch lautet *auter* RG. 11276, Ch. 2294, PP. 2689, *awteer awtier* M. 3, *a nawter* Wr. 11, *altare* PL. 1969. — Das aus Ritson's Metr. Rom. beigebrachte *arber* nimmt der verfasser in der bedeutung obstgarten, also = *arberye* M. 24. Doch bezeichnet es auch allgemein: garten *erbere* Cr. 329, eingehegtes feld Hall. 338. Es mischen sich in dem worte demnach *arborea* (*terra*) und *herbarium*. — *Arblaste* ist nicht kriegsmaschine, schleuder, sondern RG. 7919 der schleuderer = *arblastere*, und eine ausdeutung der form steht bei Wycl. 2 Kgs. 8, 18: *arow-blaster*

(mlat. *arcubalistarius*, afrz. *arbalestier*). — Dem schwierigen *boton*, ne. *button* ist nur afrz. *boton* beigefügt. Aber form und bedeutung ist mannigfaltig: *boton* (*nodulus*) Wr. 13. 14. *botouns* (S. = *knoppis* A. *fastnynges* B.) Ex. 16, 11. *bothum* (knospe, besonders rosenknospe) Ch. R. 1721. Diez leitet afrz. *boton bouton* ab von einem germanischen worte, und bringt es in verbindung mit ahd. *bôzo pôzo* (bündel, Graff 3, 233. thür. ein botzen (klumpen) und vom flachse ein bossen). Ahd. *pôzo* würde einem ags. *bôta* entsprechen, und diesem wäre diminuierendes frz. *on* angetreten. Als ursprüngliche bedeutung erkennt Diez etwas hervorstossendes, ausschlagendes. Letzteres würde an gäl. *put* (schlagen) erinnern. Diefenbach will es von kymr. *bot* (runder körper) ableiten. Wenn sich aber auch die verschiedenen bedeutungen vermitteln lassen, wie ausschlagendes, knospe, runder körper, knopf (s. Müller, etym. wörterbuch), so mögen doch hier zwei ganz verschiedene wörter zusammen geflossen sein und die sich noch unterscheiden in gäl. *putan* (*fibula*) und *buidheag* (gänseblümchen), oder bret. *boden* (busch, gebüsch, strauss). — Bei *engine* fehlt die bedeutung kriegsbelagerungsmaschine PL. 4094. Deut. 20, 20. *Gin* ist verkürzung. — „*Caudrun*, frz. *chaudron*, ne. *caldron*" ist etwas zu knapp. Zu grunde liegt mlat. *calidarium calidaria* (eiserner kessel, um wasser heiss zu machen), it. *calderone*, afrz. *caudrun* Wr. 7. nfrz. *chaudron*. Daher *cawdrune* Wr. 11. *caudron* Ex. 27, 3. *cawdurne* Wr. 15. *caldron* 13 und bei Hall. 236: *cawdron caudurn cauderne*, 242: *chaudron chaundron chawtherne*. Ob *cawdron*, das in The Boke of Kervynge s. 273 in der bedeutung von sauce zum gebratenen schwan vorkömmt, hierher zu stellen ist, ist bedenklich, denn in dieser bedeutung steht auch *chawdon* 152. 213. und *chawdwyn* 164. Es ist eher frz. *vin chaud*, oder frz. *chaud* zu sächs. *win* gefügt, das sich zu *chawdon* abschwächte und dann erst gleichformig mit *chawdron* wurde. — Bei *bokel bokil bocul bocle* fehlen die erweiterten formen und die erklärung. Es steht *bogyler* (afrz. *bouglier bueler*) Wr. 8. *buccler* (*scutum*) 15. *bokeler* (*parma*) 15. *bokylle* 14. *buckle* (*fibula*). Zu grunde liegt *buccula* backen, maul, (DC. *umbo clypea, quia in umbone effingebatur ut plurimum vultus aut facies vel viri vel animantis, cujus b u c c u l a seu os medium obtinebat*), also eigentlich schildbuckel, schild, schildband; afrz. *bucle boucle bocle* buckel, mittelpunkt des *bucler bocler bouclier*. — Bei *citezein* könnte stehen das zu grunde liegende afrz. *citeain citien*, sp. *ciudadano* (mlat. vermutlich *civitatanus*, DC. *civitatensis* und das gleichlautende *cyteseyn* Lev. 21, 1. Dies verdrängt eine andere versuchte bildung: *cyttenere* Wr. 14. — Zu *pilche* ist *pylchen* Wr. 15 zu fügen. Obgleich Aelfr. ein ags. *pylce* hat, so ist doch dieses, wie jenes, auf das romanische zurückzuführen, wie schon Ettmüller bemerkt. DC. *pellicea pellicia pellitia* (*vestis*) *pelliceum* (*vestimentum*), *quoddam indumentum, quod de pellibus fit*. Ital. *pelliccia*, frz. *pelisse*. Ferner ist hinzuzufügen: *super-pellicium*, frz. *surplis*: *surplees surplisse* 1 Kgs. 2, 18. *surplis* Ch. 16026. *surplys* Wr. 13. *surples* 15. — *Font* ist in form und bedeutung mannigfaltiger. Lat. *font-s*, afrz. *font*: *funnt* (taufe) O. 17205. *fonte* PL. 515. *funte* Wr. 15. *font*. 14. Daneben *fun-stone* Hall. 385. *vant-stone* RG. 5118. *bapteme of funte* PL. 4791. — *Paien* (bezahlen etc.) ruht auf afrz. *paier paer*, lat. *pacare*. Dangben aber liegt eine neubildung von *pais* (friede), die nur in *apeisen* aus Ch. angegeben ist. Auch das simplex liegt vor: *paisen* (versöhnen) Lay., (befriedigen) RG. 12188. (versöhnen) 3382 = *pesen* 3295. (streit beilegen) 2363. — Bei *chasten* fehlen die volleren und verlängerten formen: *chasty* (züchtigen) RG. 8998. *chastie* Ch. R. 6993. *chastise* PL. 610. *chastize* PP. 2540. — Zu dem aus lat. *blasphemare* verkürzten afrz. *blasmer*, ae. *blamen* RG. 1554. PL. 1568 ist das in voller form eindringende *blasfemen* Lev. 24, 11 zu setzen. — Nicht nur *baili* liegt vor, sondern auch *bailif* RG. 9885. *baillif* PP. 1000. Luk. 16, 1. *bailé* Wr. 14. Zu grunde liegt *bajulus* träger, das DC. in sehr verschiedenen bedeutungen aufführt; *bajulia tutela*. *Baju-*

livi waren bei den Johannitern die ritter, die den einzelnen zungen vorstanden, dann *ballivus* überhaupt regent, ferner der in einer provinz oder in einer grösseren stadt recht zu sprechen hat.

Auf die etymologie hat der verfasser viel sorgfalt verwant. Mit der behandlung des deutschen sprachstoffes wird wol jeder einverstanden sein. Da drei sprachperioden mitten aus der entwicklung der sprache herausgenommen werden und der stoff derselben zur darstellung gelangt, so genügt es, die ags. formen und die der verwanten sprachen anzuführen: jene, weil sie zu grunde liegen; diese, aus gleichem grunde, oder weil sie auf die nicht vorliegende ags. form schliessen lassen. Eine weitere zusammenstellung der verschiedenen sprachen erscheint nur dann nötig, wenn die ags. form erst dadurch verständlich wird. Bei dem romanischen sprachstoffe hätte der verfasser die lateinischen formen anführen sollen. Die darstellung wäre anschaulicher und lehrreicher geworden. Der wechsel der formen und ihre weiterbildung ist oft durch das lateinische bedingt. Für „*bataile*, afrz. *bataille*, *battle*, Oh." wäre wol besser: *Batayle* (afrz. *bataile bataille*, it. *bataglia*, mlat. *batu-alia* von *batuere*, DC. *batalia batala*) RG. 207. PL. 41. *bataille* Ch. PP. 2015. *batail batel* Num. 26, 2. ne. *battle*. — Anschaulicher als „*botelere* Wr. 257. *boteler botler* Wycl." würde sein: *Botelere* (afrz. *bouteillier*, lat. *buticularius*) PL. 6980. *boteler* RG. 3878 etc. — Manche bekannte etymologien sind übersehen. *Bodkin*, zu dem nur die formen aus Pr. Parv. und Ch. beigebracht sind, ist auf gäl. *biodag* (dolch), *boideachan* (ahle) zurückzuführen. Letzteres ist offenbar *bod-*, *bode-*, *boide-kin* und in einer urkunde von 1463 *botkin*. Die fühlbare diminutivbildung veranlasst *bot*, das Hall. 198 erklärt wird mit *a sword*, *a knife*, *any thing that bites or wounds*, eine erklärung, die offenbar auf *to bite*, ags. *bitan* beruht. — *Deinte* und *deintee* stehen ganz allein, ne. *dainty*. Zu grunde liegt wal. *dant* (zahn), *dantaidh* (fein, lecker), bret. *danta* (beissen), gäl. *taidneadh* (wolschmeckend). Die volle form *dantyths* (*deliciae*) steht Wr. 14 und *deyntethe* (lecker, leckerbissen) Furn. 166. 316, *deyntee* bei PP. Mit dieser form mischt sich afrz. *digniteit deinte* (lat. *dignitas*), me. *deintee* (wert, wertvolle sache). Ch. 4559. — Das allein stehende, aus Ch. angeführte *boket* steht auch Wr. 8 und *bokyt* 14; afrz. *buket* 7 konnte zurückgeführt werden auf gäl. *bucaid* oder mit Diefenbach auf corn. *buket* (zuber). Dahin ist wol auch das von Bosw. und Ettm. aufgeführte *bûc* (krug, wassereimer) zu verweisen. — Bei dem unsichern *impen* sind die deutschen und nordischen formen angeführt; nur das vollere ndl. *impoten* (einpflanzen) fehlt. Letzteres beruht wol auf mlat. *impotus* (DC. propfreis); aber zweifelhaft ist, ob dies mit Wackernagel auf *ἐμ-φυ-το-ν* (eingepflanzt) zurückzuführen ist, oder auf *imputare* (einschneiden. — *Quilte* aus Pr. Parv. steht ganz allein. Man findet auch *quylte* Wr. 8. *cowlt* Hall. 276. und kann es zurückführen auf afrz *coitre cotre coutre coute*, *quilte* Wr. 7. lat. *culcita culcitra*. — Zu *granten* ist nur das irre führende afrz. *granter* gesetzt, während mlat. *creantare grantare* DC. (wahrscheinlich aus *credentare*), afrz. *creanter cranter* mehr orientiert. — Zu *kover-cheef* ist zwar das afrz. wort gesetzt, aber ohne erklärung. Es ist imperativsatz (bedecke den kopf), und dieser wird zum substantivbegriffe kopfbedeckung, daher auch schleier, und in John Russels Boke of Nurture p. 178 heisst *night kercheife* nachtmütze. Aus der speciellen bedeutung geht die allgemeinere (tuch) hervor, auch halstuch Russel p. 178. Diese veranlasst weitere zusätze mit *neck*, *hand*. — Bei *abaten abatin abati* fehlt afrz. *a-batre* (aus *ab batuere*, DC. *batere*.) Es wird vielfach verwant; nicht nur in *abaty* (streit) beilegen RG. 1246 etc., sondern auch *abate* (lärm) mindern, beschwichtigen 6539, (stolz) brechen PL. 1531. 6514. Ch. Pers., (mauer) abtragen M. 8, (übel) lindern Gen. 41, 57 etc.

. Auch einige verstösse haben sich eingeschlichen. Ae. *botel* kömmt nicht von mlat. *botellus* her. Letzteres wird afrz. *boel boele boiele buele* (darm, schlauch) und me. *bowille*, ne. *bowels*. Jenes kömmt von mlat. *buticula butella*, frz. *bouteille* her. — *Carol* weist die bedeutung weniger dem mlat. *chorale* zu als *chorulus* (Dz.), afrz. *carole* tanz, *caroler* und DC. *charolare* tanzen. Daher *carole* (tanz) RG. 1223. tanzen Hall. 233. *carouls* DEF = *dauneys* A. *queeris* (aus *chorus*) B. 1 Kgs. 21, 11. — *Coveiten* steht mit unrecht unter den compositionen mit *con*. Es ist afrz. *cuveiter coveiter* von vermutlichem *cupitare*, erweiterung von *cupere*. — *Robbare* sollte nicht mit deutscher bildungssilbe angesetzt sein, denn diese, später *ere*, *er* entwickelt sich erst aus romanischem *our*, *eour*: *robbeour* (von *robe* raub) RG. 8176. *robbour* PL. 1601. — *Edish* ist mit recht als zweifelhaft unter die compositionen mit *ed-* gestellt worden. Es hat mit *ed* nichts zu thun. Die wurzel ist *ad* (essen), die bildungssilbe *ska*, das schon im got. mit dem vorstehenden geschwächten vocal zu *isk* wird: got. *at-isk(am* eigentlich das essbare) saat, saatfeld (vergl. lat *ad-or* dinkel, spelt), ahd. *ez-isc*, ne. *edish eddish* grummet. Histor. gramm. der engl. sprache. III a, §. 111. — *Aundirin* ist nicht afrz. *andier*. s. hist. gr. III a. 207.

Trotz dieser mängel, die erwähnt werden musten, kann das buch allen empfohlen werden, die sich über die sprache jener zeit unterrichten wollen. Sie werden in demselben vielfache belehrung finden.

EISENACH. FR. KOCH.

Historische grammatik der englischen sprache, von **C. Friedrich Koch.** 3. band, 1. theil; die wortbildung. Cassel und Göttingen 1868. XVI und 184 s. 8. (1 thlr. 10 sgr.)

Seit dem jahre 1863, wo der erste band dieses werkes erschien, fördert der herr verfasser dasselbe mit unermüdlichem fleisse, zur freude aller freunde der englischen sprache. Dieselben vorzüge, die die 1863 herausgekommene laut- und flexionslehre, sowie die 1865 erschienene satzlehre auszeichnen, sind auch diesem halbbande eigen: wie wenige beherscht herr prof. Koch das ganze weite gebiet der englischen litteratur von dem angelsächsischen an bis auf die gegenwart; wie wenige weiss er das ungemein reiche grammatische material, was er in mühevollem eifer gesammelt, uns gut und übersichtlich geordnet vorzulegen; wie wenige aber auch versteht er es uns mit diesem material das grammatische gebäude der englischen sprache mit sicherer hand, nicht nur in den hauptteilen, nein auch in reichem ausbau zu construieren. Wenn ich in erfüllung einer angenehmen pflicht das buch hiermit anzeige, so geschieht das nicht um das material und den bau des verfassers fuss für fuss zu controlieren, vor dieser belesenheit, vor dieser präsenz des wissens wird mancher mit mir die segel streichen; es geschieht, um auf das buch nachdrücklichst hinzuweisen, es zur lectüre, zum studium allen denen zu empfehlen, die eine etwas tiefere kentnis der englischen sprache anstreben. Und ich könnte somit die anzeige schliessen, aber, recensentenart —

haben da und dort zu mäkeln,
an dem äussern rand zu häkeln,
machen mir den kleinen krieg.

Auf einige verfehlte nebensachen, die den wert des buches an sich nicht beeinträchtigen, die man nur bei einer neuen auflage des buches anders wünscht, will ich aufmerksam machen.

Der halbband bespricht die wortbildung des germanischen sprachstoffes, des angelsächsischen, mit den wenig zahlreichen deutschen wörtern, die entweder unmit-

telbar aus dem altnordischen, der nieder- und hochdeutschen sprache eingedrungen oder durch das französische hindurch gegangen sind, und die lautnachahmungen. Die einleitung hierzu erläutert kurz begriff und beschaffenheit der wurzel. Die fassung dieses abschnittes halte ich für keine glückliche; derselbe wäre am passendsten ganz unterdrückt worden, da er ohnehin in der grammatik eines einzelnen deutschen dialects nicht gesucht wird. Was ihm, abgesehen von anderem, schadet, das sind die Schleicherschen gedanken, denen der verfasser sich leider ohne rückhalt hingegeben hat, und die ihren einfluss nicht nur auf diesen abschnitt, sondern auf die disposition und die ausführungen des ganzen buches geübt haben. Wir wünschten aufrichtig, dass der verfasser vorsichtiger mit dem citieren von sanskrit- und sogenannten urindogermanischen wörtern gewesen wäre (für *dâ* setzen s. 1 müste doch *dhâ*, für *si* liegen s. 2 müste *ki* stehen u. s. w.), wir wünschten, dass er der geistreichen irrlehre von der zwiefachen vocalsteigerung keinen einfluss auf sich gestattet hätte. Es ist nicht wahr und muss ganz entschieden bekämpft werden, dass got. *ai*, *au* aus früherem *âi*, *âu* hervorgegangen; es ist nicht wahr, dass got. *ei*, *iu* schwächungen aus früherem *ai*, *au* seien; es ist nicht wahr, dass *ê* die erste, *ô* die zweite steigerung von *a* sei. Es wird mir die gelegenheit werden, in diesen blättern ausführlicher darüber zu reden, hier nur eins. Ich bedaure, dass verfasser einen aufsatz von Holtzmann über das lange *a* (Germania 9, 179 ff.) der berücksichtigung und prüfung nicht für wert gehalten hat. Die hier zuerst entwickelte ansicht, dass dieses *â*, goth. *ê* stets hervorgeht aus früherem kurzen *a*, wenn dahinter ein consonant weggefallen ist, ergibt sich nach genauester prüfung als eine vollkommen richtige, und lässt demnach die Schleichersche theorie nach dieser seite hin als irrtümlich erscheinen; dem verfasser wären für die wortbildungslehre manche neue gesichtspunkte daraus erwachsen. Es stellen sich nun für die germanischen sprachen eine reihe nominalbildungen mit jener ersatzlänge *â*, goth. *ê*, ags. *æ* dar, die als intensivbegriffe von der reduplizierten und nachmals zusammengezogenen wurzel mit kurzem *a* gebildet sind; ags. *fær*, ahd. *vâra* z. b. lässt sich nicht anders fassen als gebildet von der reduplizierten wurzel *fa-far*, zusammengezogen *fafr*, *fâr*, es bedeutet eigentlich das widerholte nachgehen, das nachstellen, wie got. *fêrja* nachsteller der stets einem andern folgende ist; eben so sind anzusehen ags. *væg*, ahd. *wâc* woge, von der wurzel *wag* bewegen, ags. *æta* fresser von der wurzel *at* essen und viele andere. — Nicht zu billigen sind die schreibungen got. *râuds*, *lâus* s. 33, *gâits* s. 35 u. ö., die der Schleicherschen theorie zu liebe gegeben sind und die den leser verwirren; falsch ist, wenn s. 35 ags. *brŷd* auf got. *brauþ-s* zurückgeführt wird, ein got. *brûþs* ist ja durch das compositum *brûþ-fads* bräutigam Luc. 5, 34. 35. ausdrücklich bezeugt; ein got. *auhsus* ochse (s. 36) ist mindestens höchst zweifelhaft geworden, es fusst jetzt nur noch auf 1. Cor. 9, 9, wo in der handschrift der acc. pl. *auhsunns*, wahrscheinlich ein schreibfehler, steht, an allen andern stellen hat sich das schwache *auhsa* ergeben. Unter den nominalbildungen mit *i* s. 34 war ags. *geard* nicht mit aufzuzählen, auch im got. steht neben dem thema *gardi* ein anderes *garda*, bezeugt durch *garda-valdands* hausherr Luc. 14, 21.

Doch brechen wir ab mit dem aufzählen solcher kleinigkeiten. Nur noch eine bitte möge mir auszusprechen gestattet sein im wahren interesse des buches: es ist die um correcteren druck. § 92 s. 53 beginnt: dieses bildet bei verhältniswenigen verben — — statt verhältnismässig wenigen; in dem ersten absatze des § 129 s. 84, der neun zeilen umfasst, finden sich allein nicht weniger als 5 druckfehler. Das sollte bei einem so guten buche nicht vorkommen.

M. HEYNE.

Codices Gotici Ambrosiani, sive epistolarum Pauli Esrae Nehemiae versionis goticae fragmenta quae iterum recognovit per lineas singulas descripsit adnotationibus instruxit **Andreas Uppström.** Holmiae et Lipsiae (1868). III und 124 s. fol. (5 thlr.)

Wer je mit dem gotischen sich beschäftigt hat, kennt auch den namen Uppström. Ohne die verdienste der ältern herausgeber des Ulfilas irgendwie schmälern zu wollen, muss doch anerkannt werden, dass wir erst Uppströms bemühungen die vollkommen sichere lesung der gotischen texte verdanken, auf der die forschung fussen kann, ohne erleben zu müssen, dass auf lesefehler allerhand schlüsse und folgerungen gegründet sind. Uppströms erste publication in dieser richtung war die ausgabe des evangeliums Matthäi 1850, ihr folgte 1854 die ausgabe der vier evangelien nach dem codex argenteus, in zeilengenauem abdruck; es war die frucht einer zehnjährigen eingehenden beschäftigung mit der nicht immer leicht zu lesenden handschrift. Einen nachtrag zu dieser ausgabe lieferte er 1857: *decem codicis argentei rediviva folia;* zehn blätter des codex waren von der bibliothek in Upsala weggestohlen worden, Uppström glückte es sie wider zu erhalten, in jenem nachtrage veröffentlichte er sie. Nachdem er so den gotischen sprachdenkmälern, die in Upsala aufbewahrt werden, die eingehendste fürsorge zugewendet hatte, muste er als der berufenste erscheinen, auch die übrigen in Deutschland und Italien befindlichen gotischen codices, die als palimpseste schwieriger zu lesen waren, einer erneuten revision und ausgabe zu unterwerfen. Die unterstützung wissenschaftlich interessierter privatleute ermöglichte ihm die erste reise nach Deutschland und Italien 1860, als deren frucht die reste des evangeliums Matthäi nach dem Ambrosianischen codex, der sogenannten Skeireins, und des Römerbriefs nach dem Wolfenbüttler codex 1861 erschienen. Auf einer zweiten reise nach Italien 1863 unterzog er die in Mailand auf der Ambrosianischen bibliothek aufbewahrten fragmente der briefe Pauli, des alten testaments (buch Esdrae und Nehemiae) und eines gotischen calendariums einer erneuten lesung, dieselbe liegt der gegenwärtigen ausgabe zu grunde. Leider sollte Uppström diese ausgabe nur beginnen, nicht vollenden. Wenige bogen von ihr waren gedruckt, da starb er am 21. januar 1865. Sein sohn, dr. Wilhelm Uppström in Upsala unternahm es, die arbeit zu vollenden und hat diese aufgabe in durchaus würdiger weise gelöst.

So liegen uns durch Uppströms verdienste die sämtlichen erhaltenen gotischen sprachdenkmale, mit einziger ausnahme der Neapolitanischen und Aretinischen urkunden, in neuen, zeile für zeile den handschriften folgenden, mit wertvollen kritischen anmerkungen begleiteten abdrücken vor. Was die ausgabe der paulinischen briefe betrifft, die zu dieser anzeige anlass gegeben hat, so hat Uppström selbst die zahl der durch ihn berichtigten textesstellen auf über 450 geschätzt. Diese einfache zahlenangabe allein beweist uns die eminente wichtigkeit der letzten Uppströmschen arbeit. Alle früheren ausgaben der gotischen sprachdenkmäler sind nunmehr, was die treue widergabe des handschriftlichen textes betrifft, antiquiert, eine neue hat nur auf den Uppströmschen lesungen zu fussen.

M. HEYNE.

Kritische untersuchungen über die gotische bibelübersetzung von **Ernst Bernhardt,** dr. phil., gymnasiallehrer zu Elberfeld. Zweites heft. Elberfeld, 1868. 32 s. 8.

Diese kleine schrift, die fortsetzung der im jahre 1864 erschienenen kritischen untersuchungen über die gotische bibelübersetzung desselben verfassers, enthält eine

reihe kürzerer, meist auf das evangelium Lucä bezüglicher aufsätze, und die probe einer neuen, von dem verfasser beabsichtigten ausgabe der gotischen bruchstücke. In dem ersten aufsatze wird das verhältnis zwischen dem codex argenteus und der Itala besprochen; der zweite erörtert die frage: sind wir berechtigt mit Löbe das evangelium des Lucas im codex argenteus aus einer besondern recension herzuleiten? und kommt zu dem resultate dass der erste theil des Lucas (bis cap. 10) aus einer andern gotischen handschrift abgeschrieben zu sein scheine, als die übrigen bruchstücke im codex argenteus, einer handschrift, die sich von der vorlage, aus der das übrige stamme, namentlich unterschieden habe durch häufige interpolationen nach einer handschrift (nicht dem codex Brixianus) der Itala, und durch weniger altertümliche und weniger correcte schreibweise, vielleicht auch durch die wahl abweichender ausdrücke. Der dritte aufsatz spricht über *manviþo* Luc. 14, 28 und *vigana* v. 31; *manviþo* wird mit Massmann als gen. plur. von *manviþa* vorbereitung, mit der bedeutung *res paratae,* vorrat, genommen, aber herr Bernhardt zieht *manviþo* nicht wie jener zu *niu rahneiþ,* sondern lässt es von dem folgenden *habaiu* abhängig sein, ein gedanke, dem unter anderem auch das bedenkliche entgegen steht, dass *haban* nur in negativen sätzen mit dem genitiv verbunden erscheint, Joh. 16, 33 ist keine beweisende stelle dagegen. *du vigana* v. 31 wird als dativ einer neutralen form *vigan* krieg „oder noch lieber (!) *vign*“ gefasst. Mit solchen tappenden vermutungen sollte man nicht spielen. Der vierte aufsatz schlägt das gotische medium, im laufe eines jahres zum vierten male, tot. Ich bitte auch nicht um sein leben; komisch ist nur die ängstliche hast, mit der das arme geschöpf der gelehrten in dieser kurzen zeit in Pfeiffers Germania, in Kuhns zeitschrift, von Scherer und jetzt wider von Bernhardt zu tode gehetzt wird, von jedem auf eigene hand, ohne von den gesinnungsgenossen notiz zu nehmen. Die mediumtöter hätten wenigstens doch sagen sollen, dass Massmann bereits vor länger denn zehn jahren den grössern theil der hierher gehörigen formen nicht als mediale anerkannt hat.

Als fünfter und letzter theil des schriftchens erscheint bruchstück und probe einer neuen ausgabe der gotischen bibelübersetzung. Diese ausgabe soll sich von den bisherigen dadurch unterscheiden, dass dem gotischen texte eine griechische version desselben beigegeben und in dieser der versuch gemacht ist, den griechischen text herzustellen, dem Ulfilas bei seiner übersetzung folgte. Der gotische text „ist wesentlich der Uppströmsche,“ was sich ganz von selbst verstehen muss. Dass dieser text durch senkrechte striche die zeilenschlüsse des codex (es ist immer nur vom codex argenteus die rede, von den andern nicht) anzeigt, ist ganz unnütz und gewährt dem texte ein widerliches ansehen; dass die interpunction des codex argenteus überall beibehalten, „welche, so fehlerhaft sie oft sein mag, doch interessant und öfters von bedeutung ist,“ kann in einer kritischen ausgabe nur beklagt werden. Anmerkungen unter den beiden texten sind bestimmt, die schreibfehler im codex argenteus und die abweichungen von der Löbeschen ausgabe anzugeben, ferner enthalten sie, wo es nötig schien, eine erklärung des gotischen textes und beobachtungen über den sprachgebrauch; sodann sollen sie über das verhältnis der gotischen zu den griechischen und lateinischen handschriften an jeder stelle rechenschaft geben. Der plan, wie ihn herr Bernhardt entwickelt, kann im allgemeinen, bis auf die obigen ausstellungen, beifall erwecken; über die art der ausführung desselben wage ich noch kein urteil. Die mitgeteilte probe Luc. 6, 1—36, die wenig kritische schwierigkeiten enthält, legt die befähigung des herrn Bernhardt zu dieser arbeit, an der ich aber in hinblick auf seine sonstigen leistungen keinen augenblick zweifele, noch nicht an den tag; ein stück der Paulinischen briefe wäre hier instructiver gewesen. Die

sprachlichen anmerkungen sind sehr breit geraten, sie hätten bei etwas knapperem ausdruck auf der hälfte des raumes platz gefunden; hinsichtlich ihres wertes gehen sie eine goldene mittelstrasse, und sie würden selbst aus dieser noch nicht herauskommen, wenn sie ein wenig mehr in die materie, über die sie belehren sollen, sich vertieft hätten. M. HEYNE.

Karl Meyer. Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Basel 1868. 54 seiten.

Die vorliegende schrift, die vom verfasser der philosophischen facultät der universität Basel zur erlangung der venia docendi vorgelegt und Karl Simrock, dem dichter des Amelungenliedes, gewidmet ist, hat weniger die absicht, uns auf neuen wegen durch einen der wichtigsten sagenkreise unserer litteratur zu führen, als uns eine gedrängte übersicht über dessen hauptquellen und die demselben bisher zugewanten untersuchungen zu verschaffen. Die ansichten, welche seit W. Grimms und Lachmanns denkwürdigen arbeiten später von W. Müller, Rieger, Simrock, Uhland und Wackernagel, vor allen aber von Müllenhoff über den ursprung und fortgang der gotischen heldensage zu tage gefördert sind, finden wir hier fast vollzählig gesammelt, klar dargelegt und sorgsam und verständig gegen einander abgewogen, so dass auch das minder geübte auge die allgemeinen umrisse des stattlichen sagenbaues jetzt leicht überschauen kann. In diesem dankenswerten aufsatz erscheint gewissermassen das erste stadium der erforschung der Dietrichssage abgeschlossen.

Nun aber, nachdem nach den Nibelungenliedern und der Kudrun auch die texte der Thidrekssaga und unseres Heldenbuches einer schärferen kritik unterworfen sind, muss notwendig das geschehen, was Müllenhoff schon vor 14 jahren in Haupts zeitschrift 10, 146 forderte, eine erneute untersuchung jener nordischen erzählung und mhd. gedichte samt einer genauen betrachtung der ganzen geschichte könig Theodorichs. Ja noch mehr! Unser verfasser nimmt selber s. 16 an, dass in Dietrichs gestalt das geschick seines ganzen volkes durch die sage verkörpert sei. Gut! dann muss aber auch das auf Theodorichs tod folgende menschenalter der ostgotischen geschichte bis ins einzelne durchforscht werden. Man würde z. b. gefunden haben, dass nicht nur ganze stücke der Rabenschlacht und der Flucht aus dem letzten zeitraum der gotengeschichte herausgebrochen sind, sondern auch das gedächtnis könig Theodahats und könig Vitigis in Diethers und Wittigs eigentümlicher sage fortlebt. Andrerseits scheint mir zu wenig gewicht auf Theodorichs jugend, seinen langjährigen aufenthalt in Constantinopel und überhaupt auf das unselige verhältnis der Goten zum Griechenkaiser gelegt zu sein. Ferner verdienen auch die späteren bewohner Oberitaliens, dieses hauptschauplatzes der sage, die Langobarden, eine ganz andere aufmerksamkeit, als ihnen bisher geschenkt worden. Bethmann ist der einzige, der (im 10. bande des Pertzischen archivs) vortreffliche vorarbeiten für die langobardische sagenforschung geliefert hat. Ich glaube, dass man nach benutzung eines derartig erweiterten quellengebietes nicht mehr mit Müllenhoff und dem geehrten verfasser den sagen von Hug- und Wolfdietrich austrasischen ursprung zuschreiben, sondern darin die verschmelzung der gotischen mit einer theilweis auf altarischem mythus beruhenden langobardischen (meist friaulischen) sage erkennen wird, worauf auch schon Vidsidhs altes verzeichnis der Ermenrichshelden von v. 109 an hinweist.

Fast noch dringlicher aber als ein solches breiteres geschichtsstudium verlangen wir ein tieferes eindringen in den heidnischen volksglauben. Was der verfasser von den mythischen bestandteilen unserer sage meldet, ist etwas dürftig ausgefallen,

und, ehe nicht ähnliche untersuchungen angestellt sind, wie sie Müllenhoff vor einigen jahren dem Hartungenmythus gewidmet hat, wird der hintergrund der sage nicht wesentlich aufgehellt werden. Die grossen ergebnisse der vergleichenden mythenforschung sind noch immer nicht genugsam verwendet für das studium unserer heldensage, auch scheint mir noch immer die lebendige volkssage, die ja so eifrig gesammelt ist, dafür zu wenig berücksichtigt, besonders aber auch die berg-, fluss-, orts- und flurnamenkunde. Eine tiefere erkenntnis z. b. der Wielandssage ist nur dadurch erreichbar, dass man Kuhns berichte von den indischen Ribhus mit genauer prüfung der ältern und jüngern Wielandssage einerseits und andrerseits mit der bekanntschaft westfälischer ortssage und Arnsbergischer geschichte und gegend verbindet. Dann erst darf man sich an Wielands sohn, Wittig, wagen, um seinen mythischen gehalt vom geschichtlichen zu sondern. — Der Harlungenmythus liegt ferner noch so im dunkeln, dass seine verknüpfung mit der Dietrichsage nichts für den alemannischen ursprung der letzten beweist; noch weniger aber kann die bemerkung K. Meyers, kein volk besänge sein eigenes unglück, diese annahme stützen, da man von Germanen weiss, dass sie es fertig gebracht haben, selbst ihrer götter untergang im liede zu verkünden. — Auch die Rosengartensage, die überhaupt meist als später auswuchs unterschätzt wird, wird vom verfasser nur obenhin berührt, obgleich ihr ohne zweifel uralte mythische anschauungen zu grunde liegen.

Für die hier ausgesprochenen ansichten kann ich hier leider keine beweise beibringen; doch hoffe ich bald gelegenheit zu finden sie vorzuführen und hoffe weiter, dass der verfasser das betretene gebiet der forschung nicht so bald wider verlassen werde.

BREMEN, 1. NOV. 1868. ELARD HUGO MEYER.

Das leben der heiligen Elisabeth vom verfasser der Erlösung. Herausgegeben von **Max Rieger.** Stuttgart 1868. 434 s. 8. (Bibliothek des litterarischen vereins XC.)

Eine vollständige ausgabe vom leben der heiligen Elisabeth muss jedem willkommen sein, da man sich bisher mit den zwar ausführlichen, aber nicht ganz zuverlässigen auszügen Graffs im ersten bande der Diutiska behelfen muste. Rieger hat nicht einen abdruck der besten handschrift mit gelegentlichen notizen über die andern handschriften gegeben, sondern eine wirkliche ausgabe geliefert, in der alles zur kritik und erklärung erforderliche so genau und sorgfältig dargestellt ist, dass er uns durch seine arbeit zu grossem dank verpflichtet, der nicht geschmälert werden kann durch ein paar abweichende meinungen über einzelheiten.

Den vollständigen text erwartete man besonders, seit Bartsch in Pfeiffers Germania 7, 1 f. die von ihm 1858 herausgegebene Erlösung und die heilige Elisabeth, für die ihm nur Graffs auszug zu gebote stand, éinem dichter zugeschrieben hatte. Der titel des buches zeigt, dass Rieger sich der ansicht von Bartsch anschliesst. Mit vollem recht; er bemerkt s. 51, dass die schlechte überlieferung der Erlösung die übereinstimmung mit der Elisabeth nicht immer deutlich hervortreten lasse: durch seine genauen metrischen und grammatischen beobachtungen bietet er den besten apparat, um die Erlösung, für die sich nach Bartschs ausgabe auch noch handschriftliche hilfsmittel gefunden haben, sicher zu emendieren. Die Elisabeth ist, wie zum ersatz für die schlechten handschriften der Erlösung, in der Darmstädter handschrift (A) vorzüglich überliefert: der herausgeber sagt s. 28: „wir sind nicht darauf beschränkt, aus den reimen ein unvollkommenes bild der mundart zusammen zu setzen; eine in zeitalter und heimat dem dichter nahestehende treffliche handschrift liefert uns die-

ses bild in solcher echtheit, wie es von einer geschriebenen urkunde irgend erwartet werden kann," und zur grösten anschaulichkeit hat er s. 47 vier Wetterauer urkunden von 1277—1331 abgedruckt. Die heimat des dichters (Oberhessen), seine zeit (da die tochter Elisabeths, die äbtissin Gertrud, als gestorben erwähnt wird, nach 1297) und sein verhältnis zu seiner quelle, Dietrich von Apolda, sind mit voller sicherheit festgestellt. Wenn Bartsch 1858 die Erlösung um 1250 oder wenig später setzte, so durfte er 1862 nicht mehr daran festhalten und die Elisabeth in dieselbe zeit hinaufrücken (Germ. 7, 35): siehe Kobersteins grundris 1, 161. Er hatte früher die Himmelfahrt Marias (Haupts zeitschr. 5, 515) dem dichter der Erlösung zuschreiben wollen; in der Germania sprach er manche bedenken gegen diese annahme aus, dass er aber nun in der Himmelfahrt eine nachahmung der Erlösung und Elisabeth sah, führte ihn mit zum festhalten jener falschen zeitbestimmung. Rieger entscheidet die frage über die Himmelfahrt so: sie ist nicht vom verfasser der Erlösung und Elisabeth, auch nicht diesen beiden gedichten nachgeahmt; auf einen „schulmässigen zusammenhang beider dichter" ist wegen der von Bartsch nachgewiesenen übereinstimmungen zu schliessen s. 53. Dazu passt, dass der dialect der Himmelfahrt auf die nähe von Oberhessen weist; das gedicht wird älter sein als Elisabeth und Erlösung (die handschrift soll noch aus dem 13. jahrhundert sein); dass es aber in die zweite hälfte des 13. jahrhunderts gehört, ist durch manche jüngere ausdrücke sicher.

Was die benutzung der handschriften betrifft, so wird jeder mit dem herausgeber darin einverstanden sein, dass nicht alle abweichungen aus den schlechten handschriften unter den text gesetzt sind. In manchen fällen aber, wo es sich um schwierige oder seltene ausdrücke handelt, hätte man gern die abweichenden lesarten in die varianten aufgenommen gesehen, da sie doch mit helfen können zur erklärung oder auffindung des richtigen. Der herausgeber scheint auch selbst diese meinung zu theilen, denn er hat im glossar noch manche lesarten nachgeholt, deren gebrauch unter dem text bequemer wäre; siehe z. b. unter *eht enstecliche* (wo die angabe über aD. nicht ganz genau ist, siehe zu 9140), *enplôhen gebesnitz smunzen wider wirken.* — Die grammatischen und metrischen abhandlungen der einleitung entwerfen ein klares und scharfes bild von den eigenheiten des dialectes und des dichters; besonders die metrischen sind nicht nur für das vorliegende gedicht wichtig: man sehe z. b. was über die gleitenden reime und zusammenstossenden hebungen bei Gottfried und Konrad gesagt ist. Ein paar bemerkungen seien zugefügt. Der vers *durch Merhern zu Stire* 389 (auf s. 13 steht *von M.*; schreibfehler oder handschriftliche lesart?) ist kein verstoss gegen die regel des dichters, dass von zwei zusammenstossenden hebungen die zweite nicht auf *e* fallen darf; S. Helbl. 8, 1084 und Otacker s. 29ᵇ. 682ᵃ. 718ᵃ reimen *Merhæren* : *bewæren*, also ist hier *Merhêrn* zu schreiben. S. 23 werden als ausnahme drei fälle von wirklich klingenden vierhebigen verspaaren angeführt. Es ist auffallend dass alle drei auf *e* ausgehen, sie liessen sich daher allenfalls durch apocope beseitigen, wie in einem vierten falle, den Rieger anführt, die handschriften wirklich *liez* : *hiez* statt *lieze* : *hieze* schreiben. Freilich apocopieren nach s. 14 von verben nur die präteritopräsentia das *e* häufig; aber da (s. 16 f.) der dichter das *e* von substantiven oft abwirft, auch im reim (vgl. zur Erlösung 5451), so scheint es doch möglich, dass in den angeführten drei fällen lieber eine ihm nicht geläufige apocope anzunehmen ist als eine verletzung seiner metrischen regel, die doch mit auffallender sorgfalt beobachtet wird. S. 32 wird bemerkt, dass *ou* keinem umlaut unterliegt; vorher steht „*oi* erscheint in *froyde goyde* abwechselnd mit *ou*." Da aber nur an zwei stellen *oy* : *oy*, an einer dritten *oy* : *ou* und an vier andern (6399. 7747. 9053. 10207) *ou* : *ou* in diesen wörtern reimt, so war im text überall

ou zu setzen. Nur durch ein versehen wird s. 39 *in allen fliz* 5565 als dativ aufgeführt, siehe gramm. 3, 154.

Den text hat Rieger so hergestellt, dass nichts erhebliches daran zu ändern sein wird. Im glossar hat er, wie er in der vorbemerkung sagt, die auswahl des wortvorrats eher zu weit als zu eng greifen wollen. Dies ist um so mehr zu billigen, als es ihm durch zweckmässige einrichtung gelungen ist, auf mässigem raume die sprache des dichters genau darzustellen. Die ganze anlage, wie er das lateinische original anführt, auf Vilmars und Bartschs arbeiten verweist und die heutige volksmundart so wie ältere dialecte heranzieht, verdient die vollste anerkennung. Namentlich durch Vilmars vortreffliches hessisches idiotikon, in dem auch eine reihe von stellen der Erlösung berichtigt und erklärt sind, ist das verständnis des Hessischen um ein bedeutendes gefördert. Dennoch hat Rieger einige wörter ohne erklärung lassen müssen; manches für die Elisabeth, die gerade viele ausdrücke des gewönlichen lebens enthält, wird sich fortgesetzter beobachtung ergeben. Ein paar kleine notizen zum glossar seien hier noch gegeben. *kurzebolt* ist, wol nach dem mhd. wb., falsch erklärt „schmucksache.“ Dass es ein kleidungsstück ist, ergibt sich aus Ruther 4469 f.

dô zierede man [megede] unde wif
mit vlîze den iren lif;
si trôgin kurzebolde
gelistet mit deme golde
und mit edelem gesteine
gewieret vile cleine.

Die falsche erklärung des mhd. wb. scheint daher gekommen, dass man, wie auch Rieger thut, *kurzebolde* zum vorhergehenden (schatz) zog statt zum folgenden (gewand) an den stellen, wo von geschenken die rede ist. Die betreffende stelle der Elisabeth (524 f.) muss noch eine verderbnis enthalten, vielleicht in v. 527, den man mit einer kleinen änderung lieber zum folgenden zöge; und 530 scheint *fletze* unrichtig. Was soll der „geebnete fussboden“ hier, wo doch ein gewand beschrieben wird? eine sichere verbesserung zu finden wollte nicht gelingen. Für *butschuhe* 3212 wird trotz der im DW. 2, 278 angeführten späteren form *botschuh* doch *buntschuhe* zu lesen sein, da die handschrift A ziemlich oft in- und auslautendes *n* weglässt, siehe z. b. *duget* 64. *brachmat* 4355. *vngust* 7240. *magerlei* 9336. *pine* : *pilgerine* 1169. *suze* 1220. *hatte* 1507. *lauge* : *dauge* 2321. *herre* 4369. *megede* 7251. *liebe* 7749. Im glossar und in der einleitung s. 57 wird *endrinnen* 8358 erklärt „nicht umhin können;“ diese bedeutung ist nicht belegt und scheint weniger passend als die gewöhnliche, die zu Dietrichs worten *quod progredi non valentes tanquam coacti redierunt* stimmt. Zu der form *hentsche* (handschuh), die schwach decliniert wird, lässt sich zufügen *cirotece henschen* Germ. 9, 28 und *hantsgin* Athis C* 74.

WRIEZEN. OSKAR JÆNICKE.

Heinrich Christian Boie. Beitrag zur geschichte der deutschen litteratur im achtzehnten jahrhundert. Von **Karl Weinhold.** Halle, verlag der buchhandlung des waisenhauses. 1868. X. 389 s. 8. (1 thlr. 15 sgr.)

Eine selbstanzeige gibt dem verfasser gelegenheit, sich nicht allein über die absicht seines buches noch einmal zu äussern und auf den inhalt desselben aufmerksam zu machen, sondern auch durch zusätze und berichtigungen zu beweisen, dass er dem gegenstande weitere pflege widmete und im stande ist, in der schärferen betrachtung, welche für das gedruckte rascher als für das handschriftliche eintritt,

sein eigenes verfahren genauer zu beurteilen. Wenn eine so gefasste selbstanzeige mehr schatten als licht wirft, so darf der verfasser doch hoffen, dass er gerade dadurch einsichtige leser bestimmen wird, auch das licht anzuerkennen und zu geniessen.

Ich gieng zu der darstellung des lebens Boies, um mich von den anstrengenden grammatischen arbeiten meiner letzten zehn jahre zu erfrischen. Veranlassung bot der nicht unbedeutende nachlass von briefen, welche der noch lebende älteste sohn Boies, herr etatsrath Boie in Kiel, mir zur benutzung überliess. Das buch wuchs unter der hand. Grade bei Boie, dem mittler der litteratur in längerer zeit, konnte sich der biograph nicht in engeren schranken halten. Wenn die arbeit dadurch schwieriger ward, so gewann sie doch an allgemeinem werte und es werden vornemlich diese theile des buches sein, welche ihm eine bleibende bedeutung für unsere litteraturgeschichte sichern. Aus bisher versteckten quellen habe ich zur kenntnis von schriftstellern und von litterarischen unternehmungen wichtige beiträge geben können.

Mein werk zerfällt in sieben bücher. Das erste schildert Boies familie, sein leben in Flensburg und Jena und schliesst mit der immatriculation des rechtskandidaten in Göttingen 1769. — Ich bitte hier den leicht kennbaren druckfehler s. 3 in dem studienjahr des vaters Boie 1769 statt 1739 zu verbessern. — Das leben in Göttingen (1769—1776) behandelt das zweite buch. Hier gründet Boie mit Gotter den musenalmanach, den er von 1771—74 allein fortführt und nachdem er ihn für 1775 Voss zur besorgung überlassen, ganz fallen lässt. Während eines längeren aufenthaltes zu Berlin im winter 1770—71 knüpft er wichtige bekanntschaften, von denen die mit Ramler und v. Knebel die fruchtbarsten sind. Nach Göttingen zurückgekehrt, sammelt sich allmählich der Parnass um ihn, den er berät und leitet, so schüchtern und bedenklich er bei den eigenen arbeiten bleibt. Ich hebe aus dem ganzen die Berliner reise, das verhältnis zu den englischen zöglingen und den deutschen freunden, namentlich zu Bürger, Voss, den Stolbergs und Hahn hervor, ferner die freundschaft mit Auguste Stolberg, die reise nach den Niederlanden, die begegnung mit Goethe und die gründung des Deutschen Museums mit Dohm.

Zu s. 45 trage ich nach, dass Miller im verzeichnis zu seinen gedichten (Ulm 1783) s. 469 zu dem liede „Das ganze dorf versammelt sich“ bemerkt, er sei dadurch mit Boie und durch ihn „mit den übrigen theuren dichterfreunden in Göttingen“ bekannt worden. Miller fühlte sich zwar, wie ich erzählte, durch die abweisung seiner romanstücke vom museum verletzt, indessen stellte er, wie ich später fand, im frühjahr 1777 durch einen freundlichen brief an Boie das gute verhältnis her. Den 30. sept. 1804 fragte dieser seine schwester Ernestine Voss theilnehmend, wie sie den alten freund in Ulm gefunden hätten, von dem wider zu hören ihn verlange.

S. 46 z. 9 v. u. lese man statt 1776 das richtige 1777.

S. 54 füge ich dem über Fr. Hahn gesagten zu, dass derselbe noch 1777 in Göttingen sich aufhielt. Boie schreibt den 1. April 1777 an Voss: Hahn hat sich fest in den kopf gesetzt, dass er (dem kürzlich verstorbenen) Closen bald folgen wird und legt die hände nun vollends in den schoss und bekümmert sich um nichts. Ich weiss das von Bürger.“ Den 21. octbr. d. j. theilt er Voss mit, dass Hahn noch immer in Göttingen sein solle.

Bei s. 61 verweise ich noch auf das gedicht, welches Voss zur hochzeit von Lieschen (Magdalene Elisabeth) Boie mit dem buchhändler Jessen den 17. december 1773 widmete und das ohne seinen namen mit der überschrift „An M. E. B***, den 17. decbr. 1773“ in nr. 204 des Deutschen sonst Wandsbecker Bothen vom j. 1773

gedruckt ward. Es fehlt in den samlungen der vossischen gedichte, steht aber mit Vossens namen und der überschrift an Elisa in seinem almanach für 1776. s. 78.

S. 64. Während des Gothaer besuches machte Boie die hochzeit eines jenischen studienfreundes mit und liess dazu ebenso wie Gotter verse drucken, nach einem briefe an Ernestine B. vom 28. april 1774.

Die s. 73 erwähnten vermischten schriften sollten, wie ich bei abermaliger durchsicht eines briefes an Voss vom 12. august 1775 erkenne, hauptsächlich übersetzungen kleiner englischer abhandlungen bringen; so waren *Hays essay on deformity* und die *Dialogues on beauty* dafür bestimmt.

Die jahrzahl der letzten zeile auf s. 76 ist in 1775 zu bessern.

Das dritte buch schildert Boies hannöversches leben, also die jahre 1776—1781. Die geselligen zustände der stadt Hannover, Boies verkehr mit Schröder und seinen besten schauspielern, Höltys tod und die ausgabe seiner gedichte, Boies freundschaft mit der Stolbergschen familie und die reise nach Kopenhagen, welche seine anstellung in Dietmarschen vermittelte, treten besonders heraus.

Dem neuen herausgeber Höltys[1] werden die s. 88—90 gemachten mitteilungen von wert sein. Ich verweise hier noch auf die anmerkung, welche Voss im verzeichnis des almanachs für 1778 zu den Höltyschen gedichten machte und füge weiter bei, dass Boie im april 1780, ehe er selbst nach Otterndorf kam, seinen ganzen apparat zur ausgabe Höltys, bestehend in den „bundesbüchern, seinen abschriften von den gedruckten gedichten und den originalen dazu" an Voss vorausschickte, um sich mündlich mit ihm darüber zu beraten. Voss behielt das ganze, obschon Boie noch den 11. november 1782 „Höltys sachen" bis weihnachten zurückverlangte. In den nächsten wochen entschied sich Boies rücktritt von dem unternehmen.

Die vierte note auf s. 90 verlangt eine berichtigung, wie mir zuerst herr dr. Redlich in Hamburg, ein gründlicher kenner der litteratur jener periode, bemerkte. Die 14. nummer des Wandsbecker Boten von 1774 brachte nämlich drei Boiesche gedichte: 1) die quelle der vergessenheit „Verzehrt von schwermut und liebe," welches ich aus einer abweichenden handschrift Boies in meinem buche s. 296 f. als vermeintlich ungedruckt herausgab. Sodann 2) Amor „Wann oft der weise Damis spricht," wider gedruckt unter der aufschrift Aegle im almanach für 1775. S. 99, und 3) der tausch „Hier sollt ich sie erwarten," in meinem buche s. 302 aus dem vossischen almanach für 1789. s. 215 mitgeteilt. Die ältere gestalt von 2 und 3 weicht im einzelnen ab.

Im vierten buche rollt sich Boies leben von seinem antritt in Meldorf (april 1781) bis zu seinem tode, 3. märz 1806, ab. Seine freundschaft mit dem Niebuhrschen hause und die liebe zu der edlen Luise Mejer, die er nur ein jahr als gattin besass, das verhältnis zu dem Emkendorfer kreise, seine religiösen und politischen ansichten, die pflege seines reichen garten und die neu erwachte beschäftigung mit der poesie werden die leser anziehen.

Zu berichtigen ist das datum in der untersten zeile s. 129: es muss 24. märz 1799 heissen.

Das fünfte buch behandelt Boies stellung zu der litteratur seiner zeit. Es ist jedenfalls für die litteraturfreunde der anziehendste theil. Auf den abschnitt über Bürger (s. 198—215) und auf die drei ungedruckten Goethebriefe (s. 186.

1) Ueber die Vossische bearbeitung der gedichte Höltys. Ein beitrag zur deutschen litteraturgeschichte von Karl Halm. (Aus den sitzungsberichten der k. akademie der wissenschaften zu München). München 1868. 48 s. 8.

187. 190) sei ein besonderer fingerzeig erlaubt. Ich gebe nun einige nachträge und berichtigungen.

S. 140. Boie schickte den 28. decbr. 1783 Vossen auf dessen ausdrücklichen wunsch „ein ding von Bodmern," das ihm auf der post zugeschickt und „vielleicht gar nicht in den handel gekommen ist." Es war eine satire auf Voss. „Wie sie dem eifersüchtigen greise geglückt ist, magst du sehen. Alle die letzten ausbrüche seiner eifersucht thun mir wehe. Dies ist wahrscheinlich der letzte." Belehrung über dieses pamphlet gegen den Homerübersetzer wäre mir erwünscht.

S. 144. Aus einem briefe Boies an Heinrich Voss vom 30. septbr. 1804 ergibt sich, dass er von J. G. Jacobi zu beiträgen für das taschenbuch Iris allerdings eingeladen war und auch einiges schickte. Mag dasselbe auch für 1805 zu spät gekommen sein, so bleibt doch sehr auffällig, dass es Jacobi nicht in den folgenden jahrgängen benutzte, zumal er dem abgeschiedenen alten freunde damit ein denkmal setzen konnte. Erst 1810 bringt er sechs von Voss mitgeteilte gedichte Boies.

Die s. 149 erwähnte recension des Wielandschen Diogenes weist mir dr. Redlich in der Hamburger neuen zeitung 1770. st. 65. 66. 69. 70 nach.

Zu der s. 155 note 2 ausgezogenen entgegnung Wielands auf Vossens angriff will ich hier die von dem vossischen lager kommende erwiderung aus dem Wandsbecker Boten 1775. nr. 93 nachholen: „Das einzige müssen wir hier doch anmerken, dass H. Voss im Göttinger Musenalmanach wohl eine Ode, darunter er auch seinen Nahmen gesetzt hat, nicht aber, wie s. 82 gesagt wird, Epigrammen wider Herrn Wieland gemacht habe, der übrigens in seinem Schreiben über die Bestimmung eines schönen Geistes mit Herrn Voss nicht in demselben Fall, so wie mancher redliche, die Tugend mit Enthusiasmus liebende Jüngling nicht grade ein junger unerfahrner Neuling in der Welt, und einer, der nicht mehr ein junger unerfahrner Neuling in der Welt, noch lange kein Sokrates ist."

S. 156 habe ich mich über den verfasser der merkurrecension vom vossischen almanach für 1776 nicht deutlich ausgelassen. Hält man s. 188 hinzu, so scheint es allerdings, dass ich Wieland dafür ausgebe, wie Boie selbst vermutete. Ich trete jedoch der mir brieflich mitgeteilten ansicht des herrn dr. Mich. Bernays bei, dass Merck sie schrieb.

S. 161. Herr dr. Redlich wies mir das eine der beiden herderschen gedichte nach, welche Ramler änderte: es ist das mit M. gezeichnete lied: Ihr kleinen sterne dort bei nacht (alm. 1772. s. 190), dessen verramlerung man in der Lyrischen Bluhmenlese I. s. 209 lesen kann.

S. 163. Ein brieflicher verkehr zwischen Boie und Knebel hat wenigstens vereinzelt noch später bestanden. Den 24. april 1775 schrieb Boie an Voss: „An herrn v. Knebel schreib ich heute wegen des jungen Offiziers, dessen Verse Sie mitgenommen haben."

S. 182. Dr. M. Bernays benachrichtigt mich, dass sich Boies briefe an Herder noch in Weimar befinden und im vollsten masse das von mir über seine theilnahme an den volksliedern gesagte bestätigen.

S. 187. Z. 15 v. o. lese man minder für wieder.

S. 190 erhält durch Goethes briefe an Schiller vom 19. october 1796 und 31. januar 1798, worauf Bernays mich verwies, licht. Goethe hatte durch Eschenburg eine englische übersetzung von Cellinis leben erhalten, welche Boie gehörte, und die er zu behalten wünschte. Er nahm Schillers vermittelung in anspruch. Boie willigte ein und darauf schrieb Goethe den brief vom 6. juni 1797 an ihn, welchem die sechs bände seiner neuen schriften beigelegt waren. Als sich Boie dafür nicht

bedankte, ersuchte Goethe Schiller, gelegentlich sich zu erkundigen, ob jener brief und bücher erhalten habe.

S. 192. Zu dem verkehr mit Lenz kann ich einen nachtrag geben. Schon im sommer 1775 bestund zwischen Boie und Lenz briefwechsel. Jener schrieb den 2. juli 1775 an Voss: „Ich habe Claudius heute allerley für den Almanach geschickt Von Lenz Epigramme, die sich schwerlich brauchen lassen, fast alle contra Wieland. Lenz empfiehlt sich ihrer Freundschaft und schreibt, dass es ihm einerlei wäre ob sie gedruckt würden oder nicht. Ein Ex. des Alm. müssen Sie ihm in jedem Falle schicken." Zwei dieser epigramme erschienen bekanntlich im vossischen almanach für 1776: s. 162 und 170. Die briefe von Boie an Lenz sind im besitz des herrn J. v. Sievers, wie ich eben von demselben erfahre.

S. 196. anm. 1 habe ich irrtümlich den Strephon für ein unbekanntes stück Lenzens ausgegeben. Es ist nur ein anderer name für Die freunde machen den philosophen, in denen, wie dr. M. Bernays mich erinnert, die hauptperson Strephon heisst. — Zu anm. 4 kann ich nun ein zweites erhaltenes exemplar der „vertheidigung" im Dorer-Egloffschen bücherschatz nachweisen, in dessen katalog unter nr. 1903 „vertheidigung des herrn W. gegen die wolken von dem verfasser der wolken" verzeichnet steht. Die auflösung Wagner für W. (Wieland) gibt der katalog falsch.

S. 218. Leisewiz hatte in Hannover noch keine anstellung, seine unschlüssigkeit trug aber einzig die schuld. Boie schrieb den 21. octbr. 1777 an Voss: „Leisewiz ist sehr hypochondrisch gewesen. Ich fürchte dass er von hier und nach Braunschweig kömmt, so gern er hier bliebe; aber es ist seine eigene Schuld, denn er hat keinen Weg einschlagen wollen, der ihn hier zu was hätte bringen können." — Ich will übrigens hier anmerken, dass das liedchen „Schone schone Philomele," welches Gödeke im grundris s. 705 Leisewiz beilegt, nicht blos im vossischen almanach für 1776 s. 48 (nicht 4) unter Z. L. steht, sondern schon früher mit demzeichen W—s im Wandsbecker Boten 1775. nr. 67 mit einigen andern lesarten gedruckt war. P. G. Hagenbruch hat es zu einem ebenso beginnenden gedicht umgearbeitet (P. G. H. Gedichte s. 61. Mühlhausen. 1781.).

Ueber Sprickmann s. 218 f. fasste ich mich kürzer als meine mittel forderten, weil ich über diesen mustermenschen der geniezeit einmal ausführlicher zu handeln denke.

S. 221. Zu Fr. H. Jacobis verkehr mit Boie kann ich nachtragen, dass Dohm der eigentliche mittler für das museum war, wie sich schon aus den gedruckten briefen (F. H. Jacobis auserlesener briefwechsel 1, 326. 350. 358) ergab. Jacobi hatte mancherlei an der leitung auszusetzen und stund deutlich auf Dohms seite. In einem briefe vom 31. januar 1788 an Boie, den mir jüngst herr Rud. Zoeppritz, der künftige biograph Jacobis, mitteilte, greift er dessen verhalten bei den artikeln über die geheimen gesellschaften sehr scharf an. Indessen scheint Boies freundschaft für den Düsseldorfer weisen dadurch nicht gestört, denn nach einem briefe an Voss vom 10. august 1789 freute er sich auf Jacobis besuch in Holstein. Freilich konnte ich keine spur finden, dass er Jacobi damals oder später hier zu lande sah.

Was ich s. 226 über die Hamburger gegenxenien sagte, bedarf einer berichtigung, die von herrn dr. Redlich stamt. Die probe von Asmus, welche Boien den appetit verdarb, war der Urian in der anzeige des Hamburger Correspondenten vom 21. decbr. 1796 von Urians nachricht von der neuen aufklärung, der gegenschrift des Wandsbecker Boten (Boas Xenienkampf 2, 87). Ebenfalls am 21. decbr. 1796 brachte die Neue Zeitung, ein vom Correspondenten verschiedenes Hamburger blatt,

jene berühmte distichenrecension des Schillerschen almanachs, deren verfasser nach Redlichs forschungen unzweifelhaft Ebeling war. Zum beweise genügt ein brief des wol unterrichteten Hennings an v. Halem (21. decbr. 1796, gedruckt im anhang zu Halems selbstbiographie), worin es heisst: „die recension in der Neuen Hamburger Zeitung ist von Ebeling.“ Ein andres gleichzeitiges zeugnis fand dr. Redlich in den Vertrauten Briefen aus Holland im frühjahr 1797 (Lübeck, Niemann); und ein späteres in Andr. Wilh. Cramers hauschronik (Hamburg 1822). Dadurch bestätigt sich also Varnhagens angabe und berichtigt sich die von Boas in seinem Xenienkampf 2, 26 gethane vermischung des Correspondenten und der Neuen Zeitung, so wie meine vermutung über Claudius verfasserschaft der distichen, die ich aus einer misverstandenen brieflichen äusserung Boies schöpfte.

Im sechsten buche wird Boies leitung des Göttinger Musenalmanachs und des Deutschen Museums behandelt. Ausser der geschichte dieser zwei wichtigen unternehmungen kam es auf feststellung der mitarbeiter an, die zum theil hinter allerlei willkürlichen buchstaben versteckt sind, die zuweilen selbst der herausgeber nicht kannte und die immer von ihm als geheimnis behandelt wurden. Es ist daher hier eine schwierige aufgabe zu lösen, bei der versehen leicht begegnen können, und auch ich blieb nicht verschont davon.

Gehen wir die einzelnen jahrgänge von 1770—74 durch.

Bei dem Almanach für 1770 (s. 233 ff.) ist zu erwähnen, dass ausser den mit A bezeichneten Boieschen gedichten auch das unbezeichnete Daphnis und Chloe „Kleine braune, die ich liebe“ s. 27 ihm gehört, welches verändert, mit chiffer B im vossischen Almanach für 1789 s. 77 wider gedruckt ist. Knebel machte in einem briefe vom 15. juni 1771 ausstellungen an diesem gedicht.

Unter den chiffern, die ich früher noch nicht bestimmen konnte, gehört Th Gotter; in F vermutete Ramler nach einem briefe vom juli 1772 Flügge; das unter K s. 78 stehende gedicht an Elisen: „Elise küsse küsse mich nicht so oft“ soll von Klopstock sein und ist in neuere ausgaben aufgenommen, während der dichter selbst es ablehnte.

Ferner muss ich bessern, dass nicht fünf, sondern vier stücke der Neuen Hamburger zeitung entnommen sind, von denen drei (Avar stirbt und vermacht s. 42, Du diebin mit der rosenwange s. 148 und Hier lieg ich schwach und siech s. 44) Lessing gehören.

In dem Müller im Leipziger Almanachkalender auf 1770, den ich nicht bestimmen konnte (s. 235), vermutet dr. Redlich K. W. Müller, einen mitarbeiter der Bremer Beiträge. Von demselben erschien namenlos eine samlung gedichte, unter dem titel Versuch in Gedichten. Leipzig 1755.

Zu den chiffern des Göttinger Almanachs für 1771 (s. 244) habe ich folgende anmerkungen, wobei ich dr. Redlichs hilfe wider erwähnen muss.

Das zeichen G theilt sich unter Gleim und Gotter: G. s. 68 ist Gleim, G. s. 175 Gotter. — Von N. E. D. g. v. W. ist nicht Döring, sondern verbirgt Ramler, vgl. dessen Poetische Werke (1800) II, 8. — N. Z. bedeutet Neue (Hamburger) Zeitung, woraus das damit bezeichnete gedicht Lessings der widerruf: „Zum henker! fluchte Stolt zu Velten“ genommen ist. — P ist sicher Boie. Eine spätere umarbeitung des gedichts: Umsonst soll mir der saft der reben s. 168 brachte der vossische Almanach für 1790. s. 142 (mein buch s. 339). — Von S. war ein freund Knebels, vgl. Knebels nachlass 2, 79. 82. — Z. steht unter dem von Boie ganz umgestalteten gedicht eines jungen menschen auf Gellerts tod s. 6 und unter dem von mir s. 294 als ungedruckt mitgeteilten epigramm auf einen hexametristen (s. 42).

Den druckfehler Kraus für Kraut s. 244. z. 14 v. o. wolle man verbessern.

Zu s. 245 anm. 1. Boie stund schon 1771 mit Götz in persönlicher beziehung, wie Knebels nachlass 2, 101 lehrt.

Für den Almanach von 1772 s. 246 fanden sich folgende zusätze und berichtigungen:

Herder gehört nicht blos O, sondern auch M an, welches ich Boien von 1771 her zuschrieb. Die drei gedichte „Ihr kleinen sterne dort bei nacht," „Wer grübe sich nicht selbst sein grab" und „Wie so blass und bleich, o jüngling" sind also aus meinem verzeichnisse zu streichen. Das erste, die bearbeitung eines englischen in Percys samlung, steht etwas geändert (Du kleines sternenheer bei nacht) in Herders volksliedern. Für das zweite (Süsser wahn) zeugt ein brief von Herders braut in Dünzers samlung aus Herders nachlass 3, 198. — J. ist nicht L. H. Nicolay, sondern Fr. Nicolai. — Das Kr. bezifferte epigramm s. 88 ist von Kretschmann (sämmtliche werke 2, 270. 1784). — Der mit L bezeichnete traum (s. 64) erinnert zwar in der überschrift an Millers gedicht, s. 105 seiner samlung, allein im übrigen sind es nach meiner ansicht ganz verschiedene gedichte. — Zu Nais erwähne ich, dass meine quelle ein brief Kretschmanns an Boie vom 24. april 1771 ist, worin er schreibt: „Noch muss ich bemerken, dass das Gedicht Nais an Kleon wirklich ein verdienstliches Frauenzimmer zur Verfasserin hat, deren Freund zu seyn ich das Glück habe, aber ich bitte, verschweigen Sie in Ihrem Musen-Almanach, dass ich dieser Kleon bin." Vgl. dazu Knebels nachlass 2, 99. — Frhr. v. N. ist v. Gemmingen; S. ist Fr. Schmit, vgl. das lied: „Euch darf ichs sagen, stille haine" s. 195 mit dessen gedichten, Nürnb. 1779. s. 11. — Ur. ist L. Aug. Unzer, vgl. dessen Versuche in kleinen Gedichten s. 17. Unzer hatte eines seiner gedichte Boien zugeschrieben, Knebels nachlass 2, 132. — Die mit A bezeichnete romanze Phidile ist nicht aus dem Wandsbecker Boten entlehnt, wie anm. 2 ungenau steht. Als verfasser ward nach einem briefe Ramlers an Boie vom juli 1772 damals Flügge genannt; möglich also dass der erste entwurf von diesem war, den Claudius umgestaltete.

Zu den zeichen des Almanachs für 1773 s. 248 kommen nachstehende anmerkungen.

Ar ist, wie mir dr. Redlich zuerst angab, J. L. Huber. Das morgenlied eines gefangenen „Früh steigt zu gott" steht in seinen Versuchen in reden mit gott s. 183 (Tübingen 1787). — G. v. H. kann Göcking sein, welcher unserm Boie 1772 epigramme für den almanach schickte, Knebels nachlass 2, 132. — Kr. ist nicht Kästner, sondern Kretschmann, vgl. dessen werke 2, 248. — L. M. (im register des almanach J. M,) für Gleim beweist ein brief Knebels an Boie vom 11. decbr. 1772. — Frh. v. N. ist Gemmingen. — Z ist Herder, vgl. Ursinus balladen und lieder 352. — Td, Teuthard, habe ich den bisherigen deutungen entgegen auf grund einer stelle in Voss briefen 1, 114 Stolberg (es wäre nicht Christian, sondern Fritz) zugewiesen. Dennoch muss Millers zeugnis für Hahn in seinen gedichten s. 37. 41 aufrecht bleiben, und ich muss dr. Redlichs vermutung, dass die überschrift an Teuthard von s. 114 vor das gedicht s. 113 zu versetzen sei, als ansprechend erkennen.

S. 249 anm. 2 ist die seitenzahl der verweisung, 143, ausgeblieben.

Der ausführung über den Almanach für 1774, s. 251, kann ich beifügen, dass BR Brückner und Frh. v. N., wie früher, v. Gemmingen bedeutet. S ist Millern zu nehmen und Voss zu geben: das lied „Der holdseligen sonder wank" steht in dessen sämmtlichen gedichten 4, 24 (1802). Das aus dem Wandsb. Boten (1772 nr. 81) entlehnte kleine gedicht „Mein herz ist stahl, spricht Adelheide" (s. 130) ist von Friedr. Schmit. (Gedichte 188).

Die geschichte des Almanachs für 1775 und der fortsetzung durch Voss berührte ich s. 253 f. im ganzen kurz. Voss trat auch hier ziemlich anmasslich und trutzig auf. Er redete Boien vor, dass er sehr wenig von ihm für den 75er almanach erhalten habe, bis dieser es friedfertig zugab (brief an Voss, 3. august 1774). Ein ähnlicher ton spricht aus der ankündigung seines almanachs, die Voss vom 15. mai 1775 ausgehn liess und u. a. im Wandsbecker Boten vom 16. mai d. j. n. 77 veröffentlichte. Auch die briefe, welche er im frühjahr 1775 in sachen seines almanachs schrieb, fand Boie „an manche ein wenig zu peremtorisch gerathen.“ (Brief vom 14. mai 1775).

Den mitteilungen über das Deutsche Museum s. 255—276 weiss ich bis jetzt nichts beizufügen. Leider sind die redactionspapiere dieser zeitschrift längst vernichtet. — S. 255 z. 1 v. u. bitte ich die falsche zahl 98 in 91 zu bessern.

Ich komme nun zu dem siebenten buche, Boie als dichter. Nach einer allgemeinen schilderung des poeten gab ich hier eine auswahl von gedichten und ein verzeichnis der anfänge der gedichte, die ich ihm zuschrieb, nebst bibliographischen nachweisungen.

Bekanntlich gelangte Boie nicht zum druck seiner mehrmals fertig geschriebenen samlung, und auch Voss hat die ausgabe später nicht besorgt. Mit ausnahme der wenigen, nach Boies tode von Jacobi und von A. Schreiber in ihren taschenbüchern gedruckten gedichten, trägt kein einziges den vollen namen des dichters. Boie versteckte sich stets hinter Chiffern, als welche, abgesehen von den einzeln gebrauchten A. M. P. Y. Z. aus den eigenen angaben Boies B und X erhellten. Indem sich nun die richtigkeit dieser zeichen an vielen gedichten erweisen liess, so schloss ich auf die vaterschaft Boies für alle mit B bezeichneten gedichte in den ersten Göttinger und sämtlichen vossischen almanachen, so wie für die mit X bezifferten wenigstens seit 1773.

Zwar zauderte ich bei gar manchen, ehe ich sie als boiesch verzeichnete. Aber ein inneres kriterium fehlte; denn obschon Boie im ganzen jenen ton hat, den ich den weisse-götzischen nennen möchte, so schlägt er doch auch einen ganz abweichenden an, und überdies bearbeitete er meist fremde vorlagen. So gehört er unleugbar zu den poeten ohne ausgeprägte eigentümlichkeit, ohne persönlichen geruch. Einen äusseren wegweiser verhiessen nun jene chiffern; allein sie haben nicht selten irre geleitet und ich muss jetzt bedauern, dass ich, ermüdet von der jagd nach den englischen und französischen originalen, die zeitraubende und dabei oft aussichtlose durchforschung sämtlicher anonymer almanachsgedichte für die beigabe, als welche ich das siebente buch nur betrachtete, scheute. Ich lege das geständnis ab, dass ich viele gedichte als boiesch bezeichnete, die es nicht sind.

Voran mögen briefstellen über die chiffern B und X stehn, zum schutz, nicht zum trutz.

Den 26. octbr. 1772 schrieb Knebel an Boie über den Almanach für 1773: „X, das ich bald unter den Buchstaben B mitstecke, hat sehr niedliche Dinge. — Wissen Sie schon, dass Ihr schönes Lied, das Gewitter, in die Lieder der Deutschen kommt?“ — Knebel schrieb also Boien beide chiffern zu, und doch gehören in jenem almanach von den X-gedichten drei entschieden Boie nicht, wie ich jetzt weiss.

Den 14. mai 1775 schrieb Boie an Voss: „Herr X schickt Ihnen ein ganz Paket zum ausfüllen. Was Sie von X seinen Sächelchen brauchen wollen, zeigen Sie mir an. Wo Ihnen was besseres einfällt, sagen Sies getrost.“ — Am 22. juni 1775 an denselben: „Da ist schon wieder ein Brief und ein Blättchen Verse. Nicht als ob ich alles das Zeug gedruckt haben wollte. Es ist blos zum aussuchen. Was ihnen am

besten gefällt, aber nur ein paar Stücke, lassen Sie unter B, das andre unter X drucken. Manche und vielleicht die meisten der epigramme sind nachgeahmt, ob ich gleich von den wenigsten sagen kann woher."

Am 29. märz 1776, als ihm daran liegt, in Hannover nicht für einen poeten zu gelten, bittet Boie Vossen: „Was Sie von mir noch haben, wenn ja was darunter ist, was Sie brauchen können und wollen, lassen Sie nicht unter B drucken. Ich habe meine Ursachen, weshalb ich hier nicht gern Poet seyn möchte." Und den 23. juli 1776: „Auch einige Kleinigkeiten von mir zum ausfüllen, die Sie vielleicht alle schon haben. Nur nicht mit B oder X. Ich habe Localursachen, weshalb ich nicht mehr als Reimer genannt sein will."

Neun jahr später, den 7. aug. 1785, schreibt er Vossen: „Ich habe seit Jahren nichts gereimt und wo noch manche alte Stücke, die allenfalls unter X figuriren mögten, sind, weiss der Himmel." Den 22. octbr. 1787 widerum: „Hier lege ich Dir — lache nicht! — einige alte Reimereien von mir verbessert, wenigstens verändert, bei. Die bezeichneten sind, so viel ich weiss, noch gar nicht gedruckt, und wenn Du im Mangel besserer sie unter X verstecken willst, habe ich nichts dawider."

Schreiten wir nun zur ausscheidung des fremden, so weit mir dasselbe bis jetzt erkennbar ward.

Dass die im Almanach für 1772 mit M bezeichneten gedichte nicht Boien sondern Herder gehören, ward schon erwähnt.

Die chiffer B hat sich mir im ganzen zuverlässig erwiesen; nur im vossischen Almanach für 1779 versagte es die probe. Die vier unter B hier gestellten gedichte gehören nämlich Brückner, wie ich ausdrücklich in einem briefe Boies an Voss vom 30. novbr. 1777 für das lied „Auf ritter lasst die gläser klingen" angegeben finde. Die übrigen drei „Ich bin, sprach herr von Pilz, vom ältesten geschlechte," „Ihr dirnen die ihr spröde thut," „Warum der pastor oft mit tiefem compliment," sind augenscheinlich vom selben verfasser. Man begreift zwar leicht, weshalb der meklenburgische dorfprediger sich grade unter diesen gedichten ungern genannt sah, aber versteht nicht warum Voss die bekannte chiffer Boies denselben gab, und versteht dies um so weniger, wenn man in jenem eben erwähnten briefe Boies liest, wie derselbe Vossen widerrät, sie mit Brückners namen drucken zu lassen, und die frage hinwirft: „Soll sie nicht lieber Ahorn gemacht haben?" Vossens wahl des buchstaben B. erhält dadurch einen unangenehmen beigeschmack.

Schlimmer als um B sieht es um X aus, das keine feste, obschon oft benutzte chiffer Boies war, sondern eine allgemeine, worunter allerlei volk sich findet. Von den durch mich irrtümlich Boien zugeschriebenen gedichten mit X gehört eines Weisse, eines Gotter, zwei Bürger, eines Fr. L. Stolberg, eines Brückner und eine grössere zahl Voss. Spätere funde sind dabei noch möglich, wie die verhältnisse einmal sind.

Das Weissesche gedicht ist: „Ich nenne dich, ohn es zu wissen" Alm. 1775. s. 144; vgl. Weisse kleine lyr. gedichte 1, 130. Das Gottersche steht Alm. 1773. s. 217 „Noch vom süssen schlummer überschattet." Die beiden Bürgerschen sind „Amors pfeil hat widerspitzen" Alm. 1773 s. 213 und das schöne gedicht gegenliebe „Wenn ich wüste dass du mich." Zur vergütung dieses meines ärgsten versehens will ich mitteilen, dass Bürger dies lied ganz wie es im Alm. f. 1775 s. 22 gedruckt ist, schon den 19. april 1773 an Boie schickte. Das Stolbergsche gedicht, das unter X im Almanach für 1774 s. 104 erschien, ist der irrwisch (Spiele nur immer gaukelnder betrüger), womit Boie die von ihm 1779 herausgegebenen gedichte der brüder Stolberg eröffnete.

Brückner gehört das epigramm auf dr. Stauzius „Das meine herren brüder ist“ (Voss alm. 1778 s. 65. Mein Boie s. 331); vgl. Brückner, gedichte. Neustrelitz 1803. s. 245.

Die zahlreichen Vossischen gedichte sind meist epigramme. Nicht dieser gattung gehören das lied „Schliesst euch endlich augenlieder“ (umgearbeitet: Hell umschwebt die augenlieder, Voss sämtl. ged. 4, 18), das trinklied „Trinkt brüder der reben entflammten saft“ (Voss 4, 16), das madrigal „Ihr klaren heitern äugelein“ (6, 160), die triolette „Bewachen herd und herz“ (6, 99) und „Schöne schwestern, von euch dreien“ (6, 100).

Die epigramme sind folgende:

Als am höheren kreuz gekreuzigt — Alte dichter allein und tote lobst du — Aufrichtiger den fehler hasst — Bist du arm, mein lieber, so schicke — Das sprichwort saget falsch — Deinen geburtstag feiert als gast — Dein lied ist morgenthau — Dein redseliges buch lehrt — Der pöbel hält gemahl — Du sprichst bei allen schlecht von mir — Ferne von menschen zu sein — Finden mag was jeder verlangt — Fröhlich schmauste mit uns Andragoras — Gehe dies grab nicht vorbei — Hätt ihn sein böser stern — Heiliger Pluton nimm den Dämokritos — In dickem rundem krausem kragen — Interpret was ist das — Komm hervor aus der flasche — Lächelnd wog in der hand — Lebend ward ich versteint — Mein herr barbier hat eigne gaben — Mein ist jenes gedicht — Mein lied gefällt, was meister Feil — Mit einem lorbeerkranz geschmückt — Nackt hat Paris mich nur — Nicht aus gunst erhob das geschick — Nicht die guten zu loben — Nicht Venus Sol Merkur — Potz sprach die zeit zu Kakadu — Reichthum hast du des reichen — Rolf rüge doch des setzers fehler nicht — Schweige von dir unkluger — Still ohne pracht doch sicher — Unsern marmornen Zeus — Verse schüttest du hin — Wandrer mich tötete nicht der medicus — Wart, ich werde mich rächen — Warum Signore Veit — Warum trägt frau Cäcilia — Was ist die bibel? ein buch — Weder vertrau dir zu viel — Wer hastig alles glaubt — Zwanzig söhne erzeugte — Zween tiefsinnige freunde.

Sie sind alle von Voss in seine sämtlichen gedichte (1802) aufgenommen.

Von diesen epigrammen ist indessen „Du sprichst bei allen schlecht von mir“ zweifelhaft. Bürger schrieb es, als er den Almanach für 1778 las, aus seiner erinnerung Boien zu; Voss selbst stellte es unter P. W. Henslers sinngedichte s. 57 und liess es doch auch unter den seinen drucken. Dies eine beispiel veranlasst zu manchen bedenken.

Ferner hebe ich hervor, dass zu einer nicht kleinen anzahl dieser epigramme Voss nur die form, Boie den inhalt gab. Ich lernte dies aus erst jetzt gefundenen briefstellen. Den 21. octbr. 1777 schreibt Boie dem schwager mit bezug auf den 78er Almanach: „Ein paar Kleinigkeiten hat X meisterhaft übersetzt. Sobald ich einmal Zeit oder Lust habe, will ich ihm mehr von der Art aufsuchen, woran er sich üben kann.“ Den 30. novbr. 1777 schreibt er: „Ich nehme die englischen Kleinigkeiten aus meiner eignen Samlung, die noch immer unausgesucht, aber sehr vermehrt da liegt. Verwerfen Sie also nichts, zeichnen sich aus, was Sie etwa brauchen und schicken mir bald alles zurück.“ Und den 10. febr. 1778: „Die verdeutschten Epigramme sind gut, besonders das von Frau Cäcilie. — Da hab ich allerlei für Sie zusammengeschrieben, daraus einige gute Epigramme genommen werden können. Ich habe mehr auf Einfälle gesehen, die ich im Deutschen noch nicht kannte. Wenn Ihnen nur ein Paar so gut glücken als die Frau Cäcilie, so soll mich diese Mühe nicht dauern.“

Meine beichte ist mir nicht leicht geworden. Ich will nicht darauf verweisen, dass auch andern, welche im übrigen sorgfalt und kenntnis bewiesen, ähnliches misgeschick begegnete. Die beste sühne ist die gewonnene erkenntnis und der schon in ausführung begriffene vorsatz, die anonyme und pseudonyme des Göttinger und des Vossischen almanachs aufzuspüren und das ergebnis der allgemeinen benutzung zu sichern. Dabei wird die eigentümliche schwierigkeit dieser untersuchung eine nähere beleuchtung erfahren. Man nahm es mit dem geistigen eigentum damals nicht so streng, weil vieles überhaupt nur formal erworben war, und manche dichter schwankten später selbst über das, was ihnen gehörte. Das zwischen Goethe und J. G. Jacobi streitige sommerlied „Wie feld und au so blinkend im thau" gibt das bekannteste beispiel.

Ich hoffe das Boiesche eigentum sicherer als in meinem buche geschah, feststellen zu können und kann nur wünschen, durch eine zweite auflage gelegenheit zu erhalten, die neu gewonnenen ergebnisse glatt vorzulegen.

KIEL, NOVEMBER 1868. K. WEINHOLD.

Deutsche elementargrammatik für höhere lehranstalten, gymnasien, lyceen und realschulen. Von **Ch. Friedrich Koch.** Vierte verb. auflage. Jena, Maukes Verlag (Hermann Dufft). 1868. VIII, 66 s. 8. 7½ sgr.

Ein sehr verständiges und geschicktes buch, das sich durch kürze und meisterhafte klarheit auszeichnet. Auf nicht mehr als 4 bogen bewältigt es die ganze laut-, flexions-, wortbildungs- und satzlehre, mit dem ausgesprochenen zwecke, den in den unteren klassen an die lectüre anzuschliessenden grammatischen stoff genügend darzubieten, und nach dem richtigen grundsatze, dass in den unteren klassen an und in der muttersprache allein grammatische verhältnisse erläutert werden können, weshalb auch, eben so richtig, durchgehend die lateinische terminologie angewendet ist. Es beschränkt sich auf das neuhochdeutsche, beruht aber durchaus auf gediegener wissenschaftlicher historischer grundlage. Sein standpunkt ist im wesentlichen der der Grimmschen grammatik, deren mängel auch grossenteils noch beibehalten sind. Abgesehen davon haben sich fehler oder irrtümer nur sehr spärlich eingeschlichen, wie z. b. s. 17 ein infinitiv dänchen, den Grimm WB. 2, 835 mit recht „unerhört" nennt, obschon er im 16. jahrhundert vereinzelt vorkomt, (vielleicht ist es nur druckfehler für das zwar auch selten, aber doch selbst bei Göthe und Schiller vorkommende däuchten), oder s. 22 ein nicht hochdeutsches masc. der eidechs, neben dem allein hochdeutschen fem. die eidechse.

HALLE. J. ZACHER.

Leitfaden für den deutschen sprachunterricht in höheren knaben- und mädchenschulen von **A. Engelien.** Für die unterklassen. Zweite, verbesserte auflage. Berlin 1868. Verlag von Wilhelm Schultze. 15 sgr.

Gott sei dank! Endlich einmal ein elementarbüchlein nach vernünftiger methode, so dass die anschauung an sehr geschickt ausgewählten und abgestuften zusammenhängenden prosaischen wie poetischen lesestückchen und zwischengestreuten gruppen einzelner sätze vorangeht, und dahinter erst die definition und die regel nebst deren einübung an reichlich und zweckmässig gegebenem und mit klaren anleitungen begleitetem materiale nachfolgt. Das büchlein gibt hauptsächlich eine elementare satzlehre in der üblichen aus der lateinischen grammatik überkommenen gestalt. Das notwendigste der orthographie, interpunction und flexion ist geeigneten ortes zwischengeschoben, aber dabei doch etwas zu kurz und die wissenschaftliche historische grammatik noch nicht zu ihrem rechte gekommen. Ablaut, umlaut, starke und schwache flexionsform u. dgl. lassen sich aber auf dieser elementarstufe sehr wol behandeln; ja richtig behandelt regen sie sogar mächtig an und tragen reiche frucht. Der verfasser würde, wenn er diesem mangel abhelfen wollte, den wert seines trefflichen büchleins nur noch erhöhen.

HALLE. J. ZACHER.

NORDISCHER LITTERATURBERICHT.

I.

Wenn ich, aufgefordert von der redaction dieser zeitschrift, einen bericht zu geben versuche über die arbeiten auf dem gebiete der nordischen oder nordgermanischen philologie im skandinavischen norden, so sei es mir gestattet an einen kleinen vortrag, den ich im jahre 1863 über denselben gegenstand hielt und drucken liess, anzuknüpfen und auf ihn hier zu verweisen,[1] um, was ich dort zur allgemeinen orientierung bemerkt, hier nicht noch einmal zu sagen. Es sind seitdem fünf jahre verflossen und während dieser zeit eine ganze anzahl von hier in frage kommenden schriften erschienen, unter ihnen mehr als eine, die ihrer bedeutung nach wol verdiente, zum gegenstand besonderer und eingehender besprechung gemacht zu werden. Einer von ihnen, Rdf. Keysers altnorwegischer litteraturgeschichte, ist ja eine solche bereits in dieser zeitschrift zu theil geworden, und dennoch angesichts der wichtigkeit der sache konnte sie es nur einzelnen partien derselben. Gleichwol einerseits die uns hier gebotenen räumlichen grenzen, andrerseits der wunsch nichts wesentliches zu übergehen, lassen es zweckmässig erscheinen auf solch eingehendere besprechung für diesmal wenigstens zu verzichten, um so eher dürfen wir es später thun, wenn der bericht statt wie diesmal über ein lustrum, sich nur über ein oder ein paar jahre zu erstrecken hat.

Nur ein werk macht eine berechtigte ausnahme und nötigt uns zu längerem verweilen: Sophus Bugges ausgabe der **Sæmundar Edda,** nicht allein weil sie an sich zu den wissenschaftlich hervorragendsten leistungen gehört, sondern auch weil entschieden kein werk der gesamten altnordischen litteratur uns Deutschen in dem grade nahe steht und von jeher unsre theilname, ja auch unsre mitarbeit so lebhaft in anspruch genommen, als jene samlung alter lieder nordischer götter- und heldensage. Bugges ausgabe derselben steht aber nicht allein: theils unabhängig von ihr, theils durch sie angeregt, ist gerade in den letzten jahren

1) Ueber die altnordische philologie im skandinavischen norden. Ein vor der germanistischen section der philologenversamlung zu Meissen gehaltener vortrag. Leipzig 1864.

so viel im norden für die Sæmundar Edda gearbeitet und herausgegeben worden, wie lange zeit nicht. Sehen wir von mehreren arbeiten ab, welche kritik und erläuterung der eddalieder mehr oder minder mittelbar gefördert, so vor allem von Sveinbjörn Egilssons wertvollem wörterbuche über die altnordische dichtersprache, war seit der Munch-Ungerschen ausgabe der Sæmundar Edda im jahre 1847, der wir allerdings die treffliche und höchst schätzbare bearbeitung von Herm. Lüning (Zürich 1859) zu verdanken haben, im norden bis in die sechziger nichts nennenswertes erschienen. Heute haben wir neben Bugges ausgabe nicht allein noch eine zweite textesausgabe von Svend Grundtvig, sondern auch drei übersetzungen eddischer lieder von Aars, Gjessing, Jessen zu verzeichnen, zwei schriften über eddische syntax von Nygaard und Wisén, von letzterem wie auch von Hazelius commentare über einzelne lieder, zwei über die metrik der eddalieder von Rosenberg und Jessen, dazu die betreffenden abschnitte in N. M. Petersens und Rdf. Keysers altnordischen litteraturgeschichten und namentlich Svend Grundtvigs, wie die höhere kritik der eddalieder überhaupt, so insonderheit die heldensage betreffende untersuchungen.

Die Sæmundar-Edda ist nun allerdings auch eine litterarische erscheinung, die der betrachtung so viele und mannichfaltige seiten darbietet, wie kaum noch eine andere. Der fragen der niedern wie höhern kritik, über ort und zeit der samlung einerseits, wie andrerseits der einzelnen lieder, deren ausbreitung und verhältnis zu den späteren Folkeviser, über ihre innere geschichte, d. h. ihre umformungen und vermischungen mit andern noch während der mündlichen tradition und auch nach derselben, über ihren inhalt, den mythologischen wie den heldensaglichen, über ihre form, die sprachliche wie die metrische — sind so viele, und die beantwortung der einzelnen ist eine der art gegenseitig bedingte, dass wohl noch eine geraume zeit darüber hingehen möchte, ehe — so weit überhaupt ein wissen auf diesem gebiete möglich ist — dieses überall an die stelle eines blossen vermutens treten darf. Weit entfernt, die sehr hohen verdienste unterschätzen zu wollen, die sich um die lösung jener fragen seit Arne Magnússon († 1730), der auch hier wie anderwärts unverlöschliche leuchten angezündet, sowol nordische als deutsche gelehrte erworben haben, glauben wir doch angesichts des buches, das uns zu diesen bemerkungen veranlasst, nichts paradoxes zu behaupten, wenn wir sagen, dass eine sichere, zuverlässige grundlage für texteskritik der eddalieder, und widerum hiermit das fundament für alle sich an diese anknüpfende mythologische, litteraturhistorische, sprachliche forschung — eben jetzt erst durch und mit Bugges ausgabe geschaffen worden.

Um zunächst das buch nach umfang und inhalt zu beschreiben, so bildet die ausgabe der texte den wesentlichen bestand s. 1—376, dem ausser titel, verzeichnis des inhaltes und der abkürzungen eine vorrede von 76 seiten vorausgeht, und dem ein namenregister s. 377—87, zusätze und berichtigungen s. 388—450 und druckfehlerverbesserungen s. 451 folgen; beigefügt ist dem auf gutem papier mit scharfen und gefälligen typen gedruckten buche, eine tafel mit 2 facsimilestreifen, der Hauksbók (Völu spá) und des codex Regius.

Der titel des buches, der vor allem dahin strebt die bezeichnung Sæmundar Edda zu beseitigen (s. pag. LXIX der vorrede) und zugleich des herausgebers urteil über die heimat der lieder sowol, als auch der samlung ausspricht, lautet: „*Norræn fornkvæði. Islandsk Samling af folkelige Oldtidsdigte om Nordens Guder og Heroer, almindelig kaldet Sæmundar Edda hins fróða. Udgiven af Sophus Bugge. Christiania, Malling. 1867.*“

Die vorrede enthält in ihrem hauptbestande (p. I—LXX) einmal einen nachweis der handschriftlichen quellen und ihres gegenseitigen verhältnisses, andrerseits eine geschichte der unter dem namen der Sæmundar Edda bekannten liedersamlung. Diese samlung im engern sinne umfasst die in den beiden membranen, cod. Regius und cod. Arna-Magnæanus, enthaltenen lieder, dagegen im weiteren — und diese lediglich in papierhandschriften seit dem 17. jahrhundert — ausser den liedern des R. und AM. noch eine anzahl diesen nach form und inhalt verwanter lieder, von denen die einen vereinzelt auch in membranen, die andern nur in papierhandschriften erhalten sind. Die hier in betracht kommenden membranen sind sonach die beiden der samlung, R. und AM., und die für einzelne lieder: die Hauksbók für Völu spá, die Ormsbók der Snorra Edda für die Rígsmál, die Flateyjarbók für die Hyndluljóð, der Reg. der Snorra Edda für den Grottasöngr; dazu die verschiedenen membranen der Snorra Edda, der Völsunga saga, des Norna-gests-þáttr — die durch die mehrfach in ihnen entweder vollständig mitgeteilten oder in prosa umgesetzten strophen aus verschiedenen eddaliedern, zum theil sogar aus jetzt verlornen, ein wichtiges hilfsmittel eddischer kritik darbieten. Alle die hier angeführten membranen werden sorgfältig und mehr oder minder ausführlich beschrieben und gewürdigt, vorzugsweise jedoch die ersten beiden, R. und AM., und von diesen, wie zu erwarten, in eingehendster weise der Reg., dessen beschreibung wol eine erschöpfende sein möchte; zunächst sein inhalt (lied für lied, mit, soweit noch erkennbarer, überschrift, nach seite und zeile der handschrift), darauf über die art seiner widergabe durch den

druck, endlich — auf 10 seiten — eine detaillirte darstellung seiner orthographie und abbreviaturen; dasselbe, nur etwas kürzer, über AM. Beide membranen sind aus graphischen gründen unzweifelhaft isländische, und rücksichtlich des alters: der Reg. vom ende des 13. jahrhunderts, der AM. aus dem beginne des 14. Für die bestimmung des genealogischen verhältnisses, in welchem beide membranen zu einander stehen, ist ausser den sonst hierbei in betracht kommenden kriterien von wesentlichem gewicht die mehreren liedern zur einleitung, ergänzung usw. beigefügte prosa, wie ja diese in der Sæmundar Edda, um dessen gleich hier zu gedenken, nicht allein für die niedere kritik, sondern auch für die beurteilung des verhältnisses der lieder zur samlung ein in gleichem grade bedeutsames kriterion gewährt. Ein gedicht, das mehrere einst mündlich vernommen und dann ein jeder von ihnen für sich aufgezeichnet hat, wird in diesen verschiedenen, von einander unabhängigen aufzeichnungen, vermöge seiner gebundenen und festen form im wesentlichen ganz dieselbe gestalt zeigen; ein stück prosa dagegen, in gleicher weise vernommen und aufgezeichnet, in folge seiner losen und flüssigen form — nimmermehr: übereinstimmung der prosa in mehreren exemplaren beruht schlechterdings auf unmittelbarer oder mittelbarer abschrift und zwar eines bestimmten, individuellen, einem bestimmten verfasserindividuum angehörigen schrifttextes. Das gedicht gestattet mehrere mündliche quellen, die prosa fordert eine schriftliche — wenn diese, wie jenes, als dieselben in mehreren handschriften befunden werden. So ist denn auch im vorliegenden falle die prosa, wie sie uns auf den erstmaligen aufzeichner und samler als solchen hinweist, dadurch, dass sie im R. und AM. dieselbe ist, ein untrügliches kennzeichen dessen, dass beide handschriften — selbst wenn nicht gemeinsame lücken und fehler es verriethen — auf ein ihnen gemeinsames, schriftliches original, auf einen archetypus zurückgehen. Wenn dagegen AM. — bekanntlich nur ein fragment, bez. zwei fragmente von 6 blättern — gleichwol von R. vielfach abweicht, nicht nur in den lesarten, sondern auch durch die andre reihenfolge seiner paar lieder und durch ein ihm eigenthümliches (die Vegtamskviða), so erklärt Bugge dies dahin, dass AM. durch anders geordnete und reichere mittelglieder auf den archetypus zurückgeht, als R.

Nach den membranen wird die nur in papierhandschriften enthaltene überlieferung der vier gedichte, Grógaldr, Fjölsvinnsmál, Sólarljóð, Hrafnagaldr Oðins besprochen, anhangsweise über die in den spätern samlungen auch wol beigefügten gedichte aus der Hervarar saga und den Gunnarslagr, als dessen urheber nach Gudbrand Vigfússons mitteilungen wie hier (s. XLIX) von Bugge, so neulich von Konr. Mau-

rer (Pfeif. Germania XIII, 72. 284) der 1793 verstorbne Gunnarr Pálsson nachgewiesen wird. — Nach dem erörterten befund von R. und AM. kann es für die kritik der in ihnen enthaltenen eddalieder kaum ein anderes ziel geben, als mit hilfe derselben — nicht etwa: das jenseits schriftlicher aufzeichnung nur gesprochene original des betreffenden liedes erreichen und herstellen zu wollen, sondern: den ihnen gemeinsamen schriftlichen archetypus aufzufinden, diesen als basis zu gewinnen und bei den wenigen auch im AM. vorhandenen liedern unter zugrundelegung des Reg. die abweichungen des jüngern AM. dahin zu prüfen, in wie weit sie gleichwol dem archetypus näher stehen und in diesem falle denen des Reg. vorzuziehen seien. Und hiermit würde die aufgabe der „recensio" erfüllt sein. Nun sind uns aber, wie bekannt, seit dem 17. jahrhundert, eine ganze reihe von papierhandschriften der samlung überliefert, die die im R. (und AM.) enthaltenen lieder theils in anderer folge, theils mit mancherlei ergänzungen und ausfüllungen mangelhafter strophen, theils endlich vielfach mit andern lesarten bieten. Welchen wert haben diese neben den membranen für die kritik der Lieder-Edda? Man kannte sie bisher, die kopenhagener aus der Arnamagnaeanischen ausgabe, die stockholmer aus Rasks ausgabe — doch diese wie jene nur nach sehr dürftigen und mangelhaften angaben, die es denn doch nicht zur entscheidung kommen liessen, in wie weit Arne Magnússons behauptung, dass alle papierhandschriften der samlung nur abschriften des Reg. seien, sich halten lasse oder nicht, — um so weniger als immer von zeit zu zeit und selbst noch neuerdings nachrichten von dem einen oder andern ganz vortrefflichen und unabhängigen chartaceus auftauchten. Da hat sich nun Bugge der überaus mühseligen, doch — selbst abgesehen von dem gewonnenen resultate —, um so dankenswerteren arbeit unterzogen (XLIX — LXIII), nicht nur die genannten, sondern sämtliche in Kopenhagen vorhandene papierhandschriften zum gegenstand sorgfältigster untersuchung, bezügl. vergleichung mit den membranen zu machen. Auf grund derselben hat er, was Arne Magnússon zuerst aussprach, wirklich e r w i e s e n: dass die vorhandenen papierhandschriften samt und sonders theils mittelbar theils unmittelbar unter benutzung von AM. und der membranüberlieferung einzelner lieder — Völu spá in der Hauksbók und der heldenlieder in Snorra Edda, Võlsunga saga, Norna gests þáttr — gefertigte abschriften des Reg. und n u r des Reg., und zwar des s c h o n d a m a l s defecten Reg. seien; dass ferner ganz ähnliches von den der samlung in R. und AM. beigefügten liedern gelte, von: Rígsmál, Hyndluljóð, Grottasöngr, die gleichfalls auf keine andern membranen, als die auch uns vorliegenden (s. oben) zurückgehen — dass sonach, was uns auch anderwärts auf dem gebiete der altisländi-

schen, noch viel häufiger, wie bekannt, auf dem der griechischen und römischen litteratur begegnet, die gesamte überlieferung eines schriftwerkes auf dem günstigen zufalle, der eben eine membrane erhielt, beruht, dass sie mit dieser so zu sagen steht und fällt. Schliesst sich Bugge hierin Arnes behauptung an, oder vielmehr, hat er zuerst sie wirklich begründet, so geht er in sofern über ihn und Munch noch hinaus, wenn er behauptet, dass alle einzelne strophen und verse, die sich nur in papierhandschriften finden, samt den diesen eigentümlichen lesarten, bei den liedern, die zugleich in den membranen überliefert sind, spätern ursprungs, und nicht etwa aus für uns verlornen membranen stammen — bis auf eine einzige ausname: die (9) schlusstrophen der Sigrdrífumál.

Wie bekannt, ist im cod. Reg. zwischen fol. 32 und 33 eine lücke; wie viel blätter abhanden gekommen, wissen wir nicht; schon längst hat man an ihrer statt eine lage von 8 leeren pergamentblättern eingeheftet. Durch diesen defect fehlt, wie hinter ihm der anfang der einen Sigurđarkviđa, so vor ihm der schluss der Sigrdrífumál; einen solchen enthalten aber nun papierhandschriften, zwar auch die spätern der ganzen samlung, doch zunächst einige ältere, und zwar diese nur in verbindung mit Sigurđarkviđa I. und Guđrúnarkviđa I., auch Hávamál. Während Munch sie für unächt und vom Gunnarr Pálsson, dem verfasser des Gunnarsslagr unter benutzung der Vōlsunga saga verfasst hielt (Sæm. E. vorr. p. XI), hält sie Bugge aus innern gründen für ächt (s. 234—236 und L—LII); einmal, was hätte den dichter zu str. 36 veranlassen sollen, für die sich nichts entsprechendes in Vōlsunga saga findet? ferner: weil der ton dieser strophen von ächtem und altem gepräge und in genauer übereinstimmung mit dem der andern strophen steht (so namentlich im vergleich, bezüglich gegensatz der ächten und unächten strophen der Vegtamskviđa), auch in bezug auf metrische freiheiten, wie sie ein späterer dichter sich kaum erlaubt hätte; endlich: weil die in str. 34 erwähnte begräbnissitte der einsargung in der *kista* der Atlamál str. 103 ihre bestätigung findet. (Wir möchten als kriterium für die ächtheit dieser strophen noch hinzufügen, dass ihnen allem anscheine nach der schluss mangelt, an dem es ein nachdichter doch sicherlich nicht hätte fehlen lassen). Indem Bugge sonach diese strophen für ursprüngliche, integrierende bestandteile der Sigrdrífumál hält, sucht er wahrscheinlich zu machen, dass jene papierhandschriften, in denen sich dies lied am frühesten findet und in denen die beiden eddalieder (Sigurđarkv. I. und Gudrunarkv. I.), zwischen denen jenes steht, untrügliche spuren ihrer herkunft aus dem cod. Reg. aufweisen, zu einer zeit aus demselben abgeschrieben wurden, als er noch vollständig war. — Uebrigens berichtigt Bugge die angabe, dass die schlusstrophen der Sigrdrífumál

im commentar des Björn von Skardsá sich fänden, da derselbe sich nur über die 5.—19. str. erstrecke.

In dem nachweise, dass die sämtlichen papierhandschriften ihre quelle in den uns noch vorliegenden membranen und nur in diesen haben, dass sie diesen gegenüber trotz ihrer oft verständlicheren lesarten und ihrer ergänzungen keinen selbständigen wert, vielmehr keinen andern als den von material und mitteln für die conjecturalkritik besitzen, dass hiernach die membranen das alleinige object der diplomatischen kritik bilden —, in diesem nachweise haben wir ein ganz wesentliches verdienst Bugges um die Sæmundar Edda zu erblicken.

Bugge wendet sich (XLIII ff.) zur samlung, als solcher. Für die zeit ihrer entstehung kann zunächst nicht massgebend sein der in dem hergebrachten titel Sæmundar-Edda genannte Sæmundr inn fróði Sigfússon († 1133). Gegen Sæmund als samler spricht nicht allein dessen zeitalter, dem solche interessen, wie sie diese liedersamlung voraussetzen, gänzlich fern liegen, sondern auch der umstand, dass Snorre Sturluson in seiner Edda (in der Snorra Edda) in keiner weise des Sæmundr und einer von ihm veranstalteten liedersamlung erwähnt, obwol doch eine solche jedenfalls sich in der bibliothek seines pflegevaters, des Jón Lóptsson, des enkels von Sæmund, befunden und in diesem falle sicherlich von ihm weder unbenutzt noch unerwähnt geblieben wäre; liegen doch andrerseits — worauf namentlich Bergmann (Poèmes de l'Edda) aufmerksam machte — spuren vor, dass die Edda Snorres († 1241) von jenem, uns unbekannten samler benutzt worden. Hierzu kommt aber, dass wir jetzt auch wissen, wie überhaupt der bischof Brynjólfr Sveinsson dazu kam, auf die abschrift, die er sich von dem cod. Reg. fertigen liess, den titel: *Edda Sæmundi multiscii* zu setzen, und hiermit dieser samlung nicht nur den namen Edda zu geben, sondern auch diesen in verbindung mit Sæmund zu setzen. Schon aus Maurers artikel: Grágás in der Hallischen Encyclopädie (Sp. 98ᵃ—99ᵇ) — und Bugge fusst hier auf denselben mitteilungen Guðbr. Vigfússons — erfahren wir, dass, um nur das wesentlichste hier hervorzuheben, der genannte bischof Brynjólfr Sveinsson in der überzeugung, dass die bis in seine zeit allein bekannte Edda des Snorre Sturluson nur der auszug eines verloren gegangenen werkes jenes durch die spätere sage so hochberühmten Sæmund sei, nunmehr, als ein günstiger zufall, wie so manche andere kostbare membranen, so auch den cod. Reg. ihm zugeführt hatte, er eben in letzterem jenes längst vermisste Sæmundische originalwerk für die Snorra Edda gefunden zu haben glaubte, und sich hierdurch für berechtigt hielt, die in ihm enthaltene liedersamlung nicht nur Edda (nach dem namen des

Snorreschen werkes), sondern auch die Edda des Sæmund als ihres eigentlichen urhebers zu benennen. Hiernach beruhte der titel Sæmundar Edda, wie so mancher andere (s. Maurer) nur auf subjectiven ansichten und hypothesen gelehrter Isländer des 17. jahrhunderts; nicht so, wenn die bereits in der edit. AM. der Sæmundar Edda (I., vit. Sæm. p. IX) angeführte aussage des Thormod Torfæus eine grössere giltigkeit beanspruchen dürfte. Arne Magnússon — seine eignen Worte theilt uns Bugge nach Jón Sigurdssons genauer abschrift des originales mit — schreibt: „Thormod Torfason" (geb. 1636) „als ein mann um die sechzig, erzählt, er habe in seiner jugend seinen vater etwas aus der „Sæmundar Edda" citieren hören, die dieser, wie er sagt, vor langer oder vor kurzer zeit" — A. Magnússon selber stellt beides als unentschieden untereinander — „gelesen; so behauptete Thormod ganz bestimmt; man kann daraus sehen, dass man schon damals von diesem buche gewusst und es lange, bevor Brynj. Sveinsson in seinen besitz kam, só (nämlich Sæmundar Edda) benannt habe." Abgesehen von Sæmund — beruhe nun seine nennung auf gelehrter hypothese einzelner oder auf mündlicher tradition unter den leuten — lässt sich doch von anderer seite her eine zeitbestimmung der samlung finden. Bugge gewinnt sie mit hilfe der beiden membranen R. und AM. einerseits, der Võlsunga saga und des Norna gests þáttr andrerseits; er schliesst: da R., sæc. XIII. ex., und AM., sæc. XIV. in., wegen der gemeinsamen prosa auf einen archetypus zurückgehen, doch nicht unmittelbar, sondern, wegen der mancherlei quantitativen und qualitativen verschiedenheiten, nur durch je mehrere mittelglieder, so dass mindestens mehrere jahrzehende zwischen archetypus und R. und AM. liegen, — da Võlsunga saga und Norna gests þáttr, denen beiden die samlung der lieder zur benutzung resp. paraphrasierung vorgelegen, der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts angehören, und diese benutzung ebenfalls einen längern zeitraum beansprucht, und da widerum von der andern seite die samlung nicht füglich dem Snorre, als er seine Edda verfasste (um 1230) vorgelegen haben kann (eher umgekehrt, s. oben) — so scheint die samlung um 1240 zu stande gebracht zu sein; aufzeichnungen einzelner lieder (Võluspá, Hávamál, Vegtamskvida u. a.) mögen dabei schon früher vorhanden gewesen und der samlung einverleibt worden sein. — Was den ort der samlung betrifft, so kann mit hinblick auf ihren allgemeinen litterarischen charakter, da ähnliche werke der norwegischen litteratur ganz fremd sind, so wie auf das unzweifelhaft isländische gepräge der betreffenden membranen der samlung, wie auf das gleiche der Võlsunga saga und des Norna gests þáttr, so wie endlich auf das verhältnis der Snorra Edda zur Sæmundar Edda, eben nur Island in betracht kommen, nicht

Norwegen, wo jede spur einer bekanntschaft mit der samlung fehlt; denn, die allein dergleichen zu verraten scheint, eine stelle aus dem prolog der Thidrekssaga, worauf Bugge unsers wissens zuerst aufmerksam macht, ergibt sich — da nur in den isländischen handschriften der saga vorhanden — als isländische fassung. — Schliesslich (LXIX) macht Bugge noch auf zweierlei aufmerksam; einmal: wie, wenn schon cod. AM. und die Völsunga saga und Norna gests þáttr, so in noch höherem grade Snorra Edda, in je ihrem verhältnisse zu der uns in R. überlieferten redaction der samlung auf das ehemalige vorhandensein von mehreren andern, unter sich verschiedenen redactionen bestimmt hinweise; sodann: wie irreführend der, ohnedies ganz unbezeugte name: Sæmundar Edda für die uns überlieferte samlung aller lieder dadurch sei, dass er die durchaus irrige vorstellung von der samlung als einem in sich geschlossnen und einem in sich gleichartigen ganzen erwecke, während doch die mythologischen, namentlich aber die heroischen — was ja in den papierhandschriften seit dem 17. jahrhundert auch wirklich geschehen ist — noch mit manchen andern, für eine derartige samlung gleichberechtigten sich vermehren liessen, und während doch andrerseits die mythologischen lieder nichts weniger, als von demselben innern charakter, nichts weniger als von denselben grundanschauungen ausgehen.

Wenden wir uns zur ausgabe selbst, so zeigt sie im vergleich zu der letzten, der Munchischen (Christiania 1847) mancherlei abweichungen, nicht sowol rücksichtlich des innern umfanges oder der zahl der aufgenommenen lieder, als vielmehr in deren reihenfolge, benennung und graphischen form. Dieselben lieder, die bei Munch, finden sich auch bei Bugge, nur dass letzterer die von Munch (vorr. VIII—X) gesammelten fragmente eddischer lieder in Snorra Edda und Völsunga saga um einige übersehene aus Snorra Edda vermehrt hat; Munch gibt (aus Snorra Edda) 5, Bugge 14, und sowol diese wie die aus Völsunga saga nach den quellen und neu bearbeitet. — Die Reihenfolge der lieder bei Bugge weicht insofern von Munch ab, als sie genau die des Reg. ist, nur dass — wie dies auch schon in allen frühern ausgaben der fall — die Alvíssmál (im Reg. unter den heldenliedern, zwischen Völundarkviđa und Helgakviđa Hundingsbana I.) unter die mythologischen (bei Bugge zwischen Þrymskviđa und Vegtamskviđa), und dass die Helgakviđa Hjörvarđssonar, im Reg. zwischen Helgakviđa Hundingsbana I und II, vor diese beiden gesetzt ist; — beide umstellungen durch den inhalt der betreffenden lieder hinlänglich gerechtfertigt. Die dem AM. eigentümliche Vegtamskviđa lässt Bugge

den mythologischen liedern des Reg. folgen. Mit vollem rechte hat Bugge in den Völsungenliedern (vom zweiten Helgi-Hundingsbani-liede an bis zu den Hamđismál) ihre folge im R. beibehalten; es mochte Munch, der die 5 lieder: Sigrdrífumál bis Gudrúnarkviđa I umgestellt hat und in der folge von a d b e c aneinander reiht, entgangen sein, dass der, welcher sie sammelte und aufzeichnete und sie dabei durch prosaische einsätze unter sich verband und ergänzte, sie für den leser als ein in sich zusammenhängendes ganze vorstellen wollte. (Man denke sich rücksichtlich des quantitativen verhältnisses von vers und prosa eine gewissermassen umgekehrte Völsunga saga (Bugge vermutet sehr ansprechend, dass die im Norna gests þáttr citierte Sigurđar saga diesen zweiten theil der liedersamlung bezeichnet). Diese intention mindestens des samlers, mochte sich auch der schreiber von R. derselben nicht mehr so klar bewusst sein, scheint uns, abgesehen von der chronologischen ordnung des liederinhaltes, zweierlei zu verraten; einmal der charakter der strophen, deren lieder nicht in extenso mitgeteilt sind, andrerseits die überschriften, resp. deren stellung. Jene nämlich sind so gut wie ausschliesslich — nicht erzählenden inhaltes, sondern es sind redestrophen, monologisch oder dialogisch in oratio directa — ganz ebenso, wie mit äusserst wenigen ausnamen die sämtlichen (c. 440) strophen, die wir in den Fornaldar sögur aus alten liedern im kviduháttr oder ljóđaháttr ausgehoben finden; was das lied erzählte, das wird in prosa widergegeben. Die überschriften aber mit ihrem „*frá* —“ oder auch „*capitulum*“ — obwol nicht immer genau, d. h. umfassend genug, meist nur nach dem anfange des berichtes gebildet — tragen nicht weniger das gepräge der capitelüberschriften in den Sagas; hat das betreffende lied schon von alters her einen eignen namen, so wird dieser unmittelbar vor den beginn des liedes gesetzt, z. b. zweimal Guđrúnar kviđa, kviđa Sigurdar, Atla kvida (Atlamál hin grönlenzku), Guđrúnar hvöt, Hamđis mál; sonst überschriften mit *frá* —. So stellt sich uns denn diese liedersaga von den Völsungen in zwei grossen abteilungen dar: I. Sigurds geschichte bis zu Brynhilds tod, und II. untergang der Nibelungen, mit zusätzen der sage; oder besser noch in folgenden fünf abschnitten, mit den überschriften des Reg.: **1.** *frá Völsungum*, enthält die geschichte von Völsung, Sigmunds sohn, dem Helge Hundingsbani, dem stiefbruder Sigurds; die in Hundingsbana II vorkommenden strophen sind durchgängig reden, mit ausnahme von 14 und 15 aus dem „alten Völsungenlied.“ **2.** *frá dauđa Sinfjötla*, enthält die geschichte von Sinfjötle, von Sigurd, seinem verkehre mit Regin, tötung des Fafnir, bis zur auffindung der Brynhild (Sigrdrífa); darin die vollständige Gripisspá, als überblick des ganzen; darauf bericht, erst über Fafnir, dann über Fafnirs

tod mit einer anzahl nur dialogischer strophen; sodann auffindung der Brynhild (Sigrdrífa), ausser einzelnen herausgehobenen, nur dialogischen strophen, folgen nun die Sigrdrífumál: die runensprüche der Sigrdrífa. — lücke — schluss eines unparaphrasierten Sigurđliedes; 3. *frá dauđa Sigurđar*, diese überschrift offenbar verstellt, da sie schon über dem epilog des vorausgehenden steht, statt erst über dem prolog der folgenden, zweier vollständiger, unparaphrasierter lieder: Gudrunarkviđa I. und, nach kurzer überleitender prosa, Sigurđarkviđa III. oder des „kurzen Sigurdliedes“ [Sollten in diesem unserm längsten Sigurdliede nicht zwei lieder, das „kurze“ und ein anderes, ungehöriger weise vereinigt sein?] 4. *Brynhildr reiđ um helveg*; nach kurzer prosaischer einleitung, anknüpfend an den eben erzählten tod der Brynhild, folgt das vollständige gedicht „Helreiđ Brynhildar“; darauf endlich 5. *dráp Niflunga*, dessen prosa als einleitung für alle folgenden lieder dient, da sie den inhalt auch der zwei letzten berücksichtigt; darauf, nach besonderer einleitung: Guđrúnarkvida II.; es folgen vier abschnitte, jeder mit besonderer überschrift und einleitung, die ersten zwei (a. b.) mit je einem, die andern zwei (c. d.) mit je zwei vollständigen liedern: a. *Capitulum* (*Herkia hét ambótt* usw.), Guđrúnarkviđa III. b. *frá Borgnýju ok Oddrúnu*, Oddrúnargrátr. — c. *dauđi Atla*, die beiden Atlilieder; d. *frá Guđrúnu:* Guđrúnarhvöt und Hamđismál, hier wie dort (bei d., wie bei c) je zwei verschiedene dichtungen über denselben gegenstand. (So wertlos von der Hagens im einzelnen vielfach fehlerhafter abdruck des Reg. in den „Altnordischen liedern usw.“ (Berlin 1812) heutzutage erscheinen mag, so leistet er doch, was keiner der übrigen, selbst Bugges nicht: dem leser, sobald er nur vorher mit hilfe der Buggeschen ausgabe die nothwendigen correcturen vorgenommen, ein anschauliches bild des eben besprochenen verhältnisses der betreffenden lieder im cod. Reg. zu gewähren.) — Im Anhange hat Bugge die Sólarljóđ dem Hrafnagaldr Óđins vorausgehen lassen, während Munch mit jenen schliesst.

Die benennung der lieder bei Bugge ist zum theil die übliche, zum theil eine neue, bezüglich alte und aus den verblassten spuren des Reg. restituierte oder von Bugge selbst gebildete. Wenn ein lied zwei titel führt, einen mit angabe des inhaltes (z. b. Skírnisför, Œgisdrekka, Hamarsheimt, Baldrsdraumar usw.) und einen mit der liedesform (genet. obj. der person mit mál, kviđa usw.), so zieht Bugge in der regel den letztern vor, wie er andrerseits die benennungen *mál* nur für die lieder im *ljóđaháttr* und *kviđa* für die im *kviđuháttr* geltend macht. Hiernach: Skírnis mál (mit AM., Skírnis för Reg.); Loka senna (mit Reg.), während Œgisdrekka (in den papierhandschriften) nur für die einlei-

tende prosa passt; dasselbe gilt von **Þrymskviđa** (mit R.) statt Hamarsheimt der papierhandschriften. Dagegen gehört Vegtamskviđa (statt Baldrs draumar in AM.) den papierhandschriften, Rígsþula wird (402ᵃ) als der altbezeugte titel dem — ohnehin für ein episches gedicht nicht passenden: Rígsmál vorgezogen. (Doch sind die Atlamál nicht auch vorwiegend episch? kann eine *„þula"* trotz des citates in Snorra Edda strophisch sein?) Ganz vortrefflich wird (408ᵃ) für Helgakviđa Hundingsbana I aus den schriftspuren des R. eruiert: *hér hefr upp kvæđi frá Helga Hundings bana [ok] þeira Höđ[brodds]*, in übereinstimmung mit Saxo Grammaticus, der den Helge gleichfalls, als besieger des Hunding und des Hödbrodd, zweifach benannt sein lässt. Ferner in den Vǫlsungliedern: Vǫlsunga kviđa hin forna, als benennung der zweiten Helga kviđa Hundingsbana, auf grund dieses namens in der prosa zwischen str. 13 und 14 des liedes; ferner: frá dauđa Sinfjötla (mit R.), statt Sinfjötlalok der papierhandschriften: die benennungen Sigurđar kviđa I und II (nicht im R.), da *kviđa*, ungehörig für lieder in *ljóđaháttr*, zu verwerfen, und statt des ersteren das eben auch übliche Gripis spá, statt des andern das neue (durch ein r.... im Reg. angedeutete) Reginsmál vorzuziehen, während der titel Sigurđarkviđa mit dem zusatze hin skamma (im Reg.) allein für das dritte, gleichwol in unserer überlieferung längste, Sigurdlied aufzubewahren. Dem im R. nach der lücke folgenden und deshalb seines anfangs und titels beraubten liede gibt Bugge statt des üblichen „brot af Brynhildarkviđu" den titel: „brot af Sigurđarkviđu," worauf eine anführung in Vǫlsunga saga zu führen scheint. Das zweite Gudrunlied benennt Bugge auf grund des prosaschlusses in jenem bruchstück: Guđrúnarkviđa hin forna. Das prädicat „grönländisch" vindiciert Bugge (433ᵃ) trotz des R., worin es beide Atlilieder führen, nur den Atlamál, von denen es vom schreiber irrthümlich auch auf die Atlakviđa übertragen worden, und bezieht es nicht, wie Munch u. a., auf die norwegische landschaft Grenland, (d. i. Höhlenland), dessen adjectiv *grenzk* lautet, vgl. *Haraldr grenzki, Oláfr grenski*, sondern mit Benedict Gröndal auf das amerikanische Grönland (d. i. Grünland, deshalb: *grœn-lenzkr*). Die beiden gedichte: Grógaldr und Fjölsvinnsmál, die Bugge ja bekanntlich als theile eines, noch in dänischer-schwedischer nachdichtung erhaltenen volksliedes, der Svendalsvise (bei Grundtvig II, nr. 70) schon früher erkannt hatte, führen jetzt bei Bugge den gemeinsamen titel: Svipdagsmál, I und II. Das letzte gedicht der Buggeschen samlung führt die beiden titel: Forspjalls ljóđ eđa Hrafnagaldr Óđins, indem Bugge (Vorr. p. XLVI ff.) nachzuweisen sucht, dass das gedicht, ein product mythologischer gelehrsamkeit des 17. jahr-

hunderts, von demselben verfasser herrühre, der die Vegtamskviđa durch eine anzahl strophen ergänzte, und diesem liede in dem seinigen noch eine einleitung (d. i.: Forspjallsljóđ) hinzudichtete, beiden aber, dieser einleitung und der von ihm erweiterten Vegtamskviđa, als gemeinsamen titel: Hrafnagaldr Óđins, wenn nicht vielmehr Hræva-galdr Óđins vorsetzte.

Die form der lieder selber, soweit sie unabhängig von texteskritik und von der metrischen einteilung in strophen und verse, ist die der betreffenden membranen, deren schreibweise die ausgabe so genau widergibt, als es die übertragung geschriebener buchstaben und worte in gedruckte, der graphischen form in die typische gestattet; normalisiert sind nur (ausser dem Buggeschen texte der Völu spá, nr. I.) die in papierhandschriften überlieferten gedichte: Grógaldr, Fjölsvinnsmál, Sólarljóđ, Forspjallsljóđ und die ergänzungen der Vegtamskviđa, — während die schlussstrophen der Sigrdrífumál, zwar auch nur in papierhandschriften erhalten, doch von Bugge als einstiger bestand des R. nachgewiesen, in dessen schreibweise reconstruiert sind. — Den liedern allen ist, unterhalb des textes in kleinerer schrift, ein commentar beigefügt, der für jedes einzelne gedicht durch die „zusätze und bemerkungen“ (s. 388 — 450), bei einigen gedichten, unmittelbar an deren ende, durch excurse oder längere anmerkungen, noch besonders ergänzt worden ist. Der commentar ist ein überwiegend kritischer; er enthält einerseits die im texte verlassenen lesarten, die der membranen vollständig, der papierhandschriften mit auswahl, so wie Bugges eigne und andrer besserungsvorschläge, andrerseits — wenigstens in den meisten fällen — mehr oder minder ausführliche rechtfertigung und begründung der wahl; nur ausnahmsweise finden sich von der texteskritik unabhängige erläuterungen — doch in beiden fällen, hier wie dort, nicht ohne einen reichen schatz sprachlicher wie metrischer belehrung darzubieten; als ein für kritik wie für erklärung gleich schätzbarer bestandteil der anmerkungen erweisen sich die ausgeschriebenen stellen von Snorra Edda, Völsunga saga und Norna gests þáttr.

Wir haben vorhin Bugges verdienst um die kritik der Sæmundar Edda dahin zu constatieren gesucht, dass er den innern, den genealogischen zusammenhang der handschriftlichen überlieferung nachgewiesen, dass er diese gesichtet und geordnet und damit eine sichere richtschnur für ihre benutzung und würdigung gezogen. Diesem verdienste gesellt sich nun in der herausgabe der lieder selbst, in ihrem texte in verbindung mit dem kritischen commentar und den betreffenden abschnitten der vorrede, ein zweites: der ebenso vollständigen als genauen dar-

legung jener überlieferung. Bugge hat die hier in betracht kommenden handschriften sämtlich (mit wenigen untergeordneten ausnahmen) selber gelesen, mit besonderer sorgfalt die membranen, zu wiederholten malen den cod. Reg. Jeder, der isländische membranen gelesen, weiss, was es besagen will, diesen vom russe meist tief gebräunten blättern die vielfach blass und unscheinbar gewordenen buchstaben zu entlocken und wie es immer widerholter, zugleich von besonders günstigem tageslichte abhängiger besichtigung bedarf, um überall mit sicherheit über die wirkliche lesart zu entscheiden. Bugge hat in folge widerholter lesung manche angabe der handschriftlichen lesart des Reg. im texte oder commentar, hinten in den nachträgen zu berichtigen, manche anfangs übersehene hinzuzufügen gehabt. Möglich hiernach allerdings, obwol nach dem Buggeschen aufwand von zeit und mühe kaum sehr wahrscheinlich, dass hier und dort doch noch eine der wesentlichen lesarten des R. einem andern auge vorbehalten geblieben. Dafür ist es aber andrerseits seinem bemühen, dem sich keines der frühern leser des R. an ausdauer und intensivität zur seite stellen kann, allerdings auch gelungen, nicht nur vieles richtiger zu lesen, sondern auch mehr als seine vorgänger (z. b. das bisher ganz übersehene *byri* in Hamd. 21^5, ferner Háv. 11^{1-3} die umstellung von Háv. 62 und 63, die üble stelle in Völu spá der Hauksbók, abgesehen von mehreren kleinern correcturen, zeichen usw.) Indes was für einen gewinn hätte eine noch so sorgfältige und genaue untersuchung der wissenschaft gebracht, wenn sie nicht eine dem entsprechende, objective mitteilung ihrer resultate zur freien und selbständigen benutzung für andere gefunden. Und dies ist nun hier mit einer vollständigkeit geschehen, wie sie auf diesem gebiete nur etwa von Gíslasonschen drucken übertroffen werden möchte; positiv und negativ: jenes durch die bis in das geringste detail eingehenden angaben über das, was in der handschrift gelesen wird, dies durch die ausdrücklichen berichtigungen falscher angaben seitens der früheren herausgeber. Indem nur auf solcher, in dieser weise vermittelten und gesicherten basis genauester und umfassendster kenntnis der handschriftlichen überlieferung erspriessliche texteskritik geübt werden kann, wird man es nur anzuerkennen haben, wie Bugge mit völligem verzicht auf subjective entscheidung von bedeutendem und unbedeutendem in gewissenhafter treue auch nicht das mindeste verschwiegen hat, was ausserhalb des blos graphischen liegt. So viel ist sicher, dass wir von der ohne alle frage wichtigsten handschrift, dem stäten ausgangspunkte für die kritik der Sæmundar Edda, dem cod. Reg. erst jetzt ein so durchaus klares, treues und vollständiges bild erhalten, ein bild das vor einer photographischen widergabe des ganzen codex, woran ja

heutzutage der gedanke so nahe liegt, deshalb den entschiedenen vorzug verdient, weil in ihm die für den wissenschaftlichen gebrauch notwendige scheidung des für die kritik wesentlichen und unwesentlichen bereits vollzogen ist.

Bugge hat (p. LXX) die herstellung einer solchen zuverlässigen grundlage für die in der Sæmundar Edda auszuübende kritik, die niedere wie die höhere, als das nächste und wichtigste ziel seiner ausgabe bezeichnet; gleichwol hat er sich nicht begnügt, nur andere zur ausübung dieser kritik zu befähigen, als er sie auch selber durchgehends bereits geübt hat.

Die aufgabe der Texteskritik ist in den liedern der Sæmundar Edda, wie anderwärts in solchem falle, dadurch eine erweiterte, dass die form des textes eine gebundene, metrische, und dazu eine strophische ist. Hat sich jene einem fortlaufenden prosatexte gegenüber in den meisten fällen nur auf das einzelne wort zu beschränken, gilt sie hier nicht nur dem worte, sondern auch dem verse und der strophe. Dazu kommt: die betreffenden gedichte sind nicht von ihrem dichter niedergeschriebene, sondern schriftlos gedichtete, und zum theil viele generationen, ja jahrhunderte hindurch mündlich überlieferte. Wird auch während dieser mündlichen überlieferung die integrität des verspaares zum theil durch den stabreim gesichert, ist doch der strophe nicht ein gleicher schutz vor umstellung, ausfall oder zudichtung verliehen. Hiernach quantitative wie qualitative entstellung des ursprünglichen, während der mündlichen überlieferung nicht minder als während der schriftlichen, und zwar nach beiden seiten hin, nach der sprachlichen und nach der metrischen. Wenn dann in vielen fällen die sprachliche form zu der metrischen oder auch diese zu jener in so inniger wechselbeziehung stehen, dass die emendation des fehlers den forderungen beider formen zugleich gerecht wird, geschieht es doch nicht minder häufig, dass eine strophe, als solche, in allen ihren theilen völlig correct der wortkritik vollauf zu thun giebt, wie umgekehrt ein correcter und klar vorliegender inhalt in metrisch unzulässigen versen oder strophen überliefert ist. Der metrischen kriterien, der innern wie der äussern, sind aber in vorliegendem falle nicht viele, und diese wenigen keineswegs der art, dass sie überall zu sicherer entscheidung führen. Wir bedürfen nicht erst des gegensatzes zum silbenzählenden, durch stabreim wie innern silbenreim, je an bestimmter stelle im verse, fest gefugten *dróttkvætt*, schon der vergleich mit den dichtungen im *fornyrðalag* der spätern Skalden genügt, um sich zu überzeugen, welcher freiheit die form des *kviðuháttr* und des *ljóðaháttr* hier in diesen liedern fähig ist, welchen spielraum sie

dem stabreime und seiner stellung, dem umfang des verses und der *málfylling* gestattet. Die äusseren kriterien, d. h. die, welche wir aus der handschriftlichen überlieferung gewinnen, und die sich überdies nur auf das quantum der strophe und ihrer theile beschränken, sind ebenso wenig ausreichend und zuverlässig. Bekanntlich ist, was uns nur von altnordischen gedichten in membranen überliefert ist – jedenfalls wegen der kostbarkeit des pergaments — in fortlaufender rede, wie prosa, geschrieben. So auch die lieder der Sæmundar Edda: nur dass der beginn der strophen, theilweise auch der halbstrophen durch initialen und vorausgesetzte punkte gekennzeichnet ist. Ist hiernach zwar das maas der strophe, bezüglich der halbstrophe, gegeben, ist doch das der verspaare und der einzelnen verse lediglich der bestimmung des herausgebers überlassen.

Bugge hat sich nicht veranlasst gesehen, die gesetze, die ihm für die regelung der metrischen form maassgebend gewesen, zum gegenstand einer besondern darstellung zu machen, ausser dass er (vorrede p. LXXI) sich im gegensatz zu Keyser und Munch, und in übereinstimmung mit „N. M. Petersen, Jessen u. a." ausdrücklich zur achtzeiligen strophe des *kviduháttr*, als der ursprünglichen bekennt, deren grösserer oder geringerer umfang in der handschriftlichen überlieferung, wie durch zudichtung und erweiterung dort, so hier durch vergessen eines oder mehrerer verspaare (und in folge dessen widerum zusammenziehung der strophenreste zu überzähligen strophen) – theilweise gewiss schon während der mündlichen überlieferung — zu wege gebracht worden sei. Gleichwol lässt eine vergleichung seines textes mit dem Munchischen so wie sein commentar zur genüge erkennen, wie er der metrischen herstellung der lieder eine ganz besondere, ihnen bisher in dem grade nicht zu theil gewordene sorgfalt zugewendet. Umstellungen von strophen und verspaaren, deren Bugge mehrere mit überzeugender richtigkeit vorgenommen, kommen hier nur bedingungsweise in betracht; sie gehören nur insofern in das gebiet der metrischen kritik, als der unrechte platz, an den die einen oder andern geraten, durch die metrische form derselben sich erklärt, als kleiner, in sich formell abgeschlossener und bis auf einen gewissen grad selbständiger theile, die deshalb leicht von den übrigen trennbar und innerhalb des ganzen leicht verschiebbar waren; das hierbei giltige kriterium ist vorwiegend der inhalt, bezüglich der innere gedankenzusammenhang, weniger ihre metrische form. Wol aber gelten dieser einmal die mannichfaltigen bemerkungen im commentar über den stabreim (z. b. den vocalischen, über consonantisches und vocalisches *r*, über wegfall oder zusatz von *h* vor *r* und vor vocalen usw.) so wie einzelne durch ihn bedingte emendationen, oder doch zu ihnen

hinleitende conjecturen, andrerseits die öfteren abweichungen im strophen- und versumfang theils von der handschriftlichen überlieferung, theils von den früheren herausgebern; an vielen stellen ist das vertändnis durch letztere wesentlich gefördert worden.

Die von Bugge geübte wortkritik des textes im engern sinne und so weit sie von dessen metrischer form unabhängig sein konnte, ist eine vorherrschend conservative. An vielen stellen hat Bugge die von den frühern herausgebern verlassene lesart der handschrift im texte behalten und zu rechtfertigen gewusst, nur an verhältnismässig wenigen eigne verbesserungen in den text aufgenommen und auch von diesen widerum mehrere in den berichtigungen (388—449) zurückgenommen; in den nur in papierhandschriften überlieferten gedichten ist er freier verfahren. Nicht gering dürfen wir es anschlagen, dass Bugge zu widerholten malen auf verderbte stellen hinweist, über die man bisher hinweggelesen, und die von ihm aufgedeckten schwierigkeiten auch durch conjectur zu beseitigen gesucht, während für die mehrfachen ergänzungen durch eigne zudichtung Bugge wol selbst kaum einen andern, als exegetischen wert beanspruchen möchte.

Versuchen wir es nun, was wir bisher über Bugges behandlung der eddalieder im allgemeinen bemerkt haben, durch ein näheres eingehen auf dieselbe in einzelnen liedern anschaulicher zu machen und zu begründen. Wir beschränken uns dabei auf die sechs ersten: Võlu spá, Hávamál, Vafþrúdnismál, Grímnismál, Skírnismál, Hárbardsljóđ.

Võlu spá, eines der ältesten, durch seinen inhalt das umfassendste der mythologischen gedichte, und in vielfacher beziehung das bedeutsamste, in seiner gestalt, im ganzen wie im einzelnen, ganz vorzugsweise entstellt, durch reichere membranüberlieferung vor jedem der übrigen ausgezeichnet — wie es wegen vollständiger mitteilung der letztern in vorliegender ausgabe den grössten raum einnimmt, hat es auch zur herstellung seiner ursprünglichen form die durchgreifendste veränderung erfahren. Es erscheint hier in vier-, bezügl. fünffacher form; denn, wie bekannt, ist Võlu spá theils vollständig ausser dem Reg. auch in der Hauksbók, theils fragmentarisch (etwa die hälfte des gedichts) in Snorra Edda (Gylfaginning) und zwar in deren drei haupt-membranen, dem cod. Reg., dem cod. Worm., dem cod. Upsal. uns überliefert worden. Demnach finden wir Võlu spá hier I. in der Buggeschen gestalt, II. nach dem cod. Reg., III. nach der Hauksbók, IV. nach Snorra Edda; II. und III. in litteralem abdrucke der betreffenden membranen, begleitet mit anmer-

kungen, die sich lediglich auf die eruierung dessen, was in der handschrift steht und auf seine darstellung durch den druck beziehen; IV. gibt die in Snorra Edda aufgenommenen strophen nicht in vollständigem abdruck, sondern theils die varianten ihrer drei membranen zu dem text unter nr. I, theils diejenigen prosaischen stellen der Snorra Edda (Gylfaginning), in denen entweder strophen der Völu spá paraphrasiert, oder die in anderer beziehung für deren kritik von irgend welchem belang sind; die auch hier beigefügten anmerkungen beziehen sich vorwiegend auf das verhältnis der Völu spá in Snorra Edda und in jenen beiden membranen.

Die Buggesche form (I.), d. h. die durch Bugges kritik bestimmte, ist in normalisierter schreibweise, nicht sowol einer dem mutmasslichen alter des gedichtes entsprechenden, wie sie z. b. Konr. Gíslason in seiner ausgabe der Völu spá (Pröver s. 534—544) gegeben und wie sie Bugge selbst für eine spätere ausgabe (vorr. LXXI—LXXII) in aussicht stellt, sondern in der jetzt allüblichen. Die unter dem texte befindlichen anmerkungen (in verbindung mit den nachträgen und berichtigungen: 388—392), wie die unter allen übrigen gedichten, vorwiegend zwar kritischen, doch — hier häufiger als anderwärts — auch sachlichen und grammatischen inhaltes, unterscheiden sich gleichwol dadurch von denen zu den übrigen liedern, dass sie zwar conjecturen und emendationen der frühern herausgeber sorgfältigst verzeichnen, auch besprechen, indes, wunderbar genug! von jeder vollständigen angabe der handschriftlichen lesarten abstehen. Wenn auch die handschriftlichen quellen nachher eine jede theils in extenso, theils in varianten mitgeteilt sind, und sonach dem leser die gelegenheit geboten ist, sich über den handschriftlichen befund überall, wo er es wünscht, zu unterrichten, hätte doch unsers erachtens in keiner weise eine solche angabe der handschriftlichen varianten, sei es nun unmittelbar unter dem text, wie bei den übrigen gedichten, oder besser, wegen der hier viel grösseren anzahl der varianten, gesondert von ihm, unterbleiben sollen; weder die änderungen, so weit sie buchstaben und worte, noch so weit sie zahl, umfang, folge der strophen betreffen, finden sich angegeben, und bleibt es dem leser überlassen — abgesehen von den betreffenden mittheilungen in der vorrede, namentlich s. XXIII — durch eigne vergleichung der verschiedenen formen sich einsicht und urteil theils über ihr gegenseitiges verhältnis, theils über das von I. zu II—IV. zu bilden. Wenn sich der herr herausgeber nicht zu einem excerpte nur der wichtigeren, der sogenannten „eigentlichen“ varianten entschliessen mochte, so hielt ihn das gewis sehr richtige bedenken ab, wie sehr schwierig es sei, überall entscheiden zu wollen, was hier bloss orthographische und was eigentliche variante sei. Indess wie sehr

man auch einen so scheinbar neutralen text, wie den unter nr. I. gegebenen, hätte geeignet halten mögen, um ihn zur folie für die eigentümlichkeiten der einzelnen handschriftlichen quellen zu machen und jene an ihm übersichtlich erkennen zu lassen, — jedenfalls wurde mit ihm ein viel wichtigeres und würdigeres, rein wissenschaftliches ziel erstrebt. Welches war dies? Bugge selber hat sich nirgends darüber ausgesprochen; doch, vergleichen wir den text von I (natürlich ganz abgesehen von der zu blos practischem zwecke normalisierten schreibweise) mit II, III, IV, so hält sich I sowol in den einzelnen lesarten, als auch bezüglich der strophenfolge in dem grade an die im R. (II) überlieferte form des gedichtes, dass I in allem wesentlichen als eine kritische bearbeitung eben dieser zu gelten hat. Die abweichungen der vers- und strophenfolge des Buggeschen textes, von dem des Reg. — um zunächst nur diese hervorzuheben — beschränken sich darauf, dass str. 49 R. (= 48 B.) zwischen 45 und 46 R. (= 47 und 49 B.) gesetzt ist, dass in 45 R. (= 46 und 47^{1-4} B.) die verse 11—12 vor 9—10 zu stehen kommen, dass endlich die verszahl der strophen bei B. hier und da anders bestimmt (d. h. theils vergrössert, theils vermindert ist) als im R. (Abgesehen von den kleineren, meist gemeinsamen änderungen folgen sich die strophen des R. bei Bugge so: 1—45. 49. 46—48. 50—62, dagegen bei Munch: 1—20. 29—31. 21—28. 39—42. 32—38. 43—48. 50. 49. 51—62.) Der in dieser weise unter I. gegebene kritische text des R. tritt jedoch nichts weniger als mit dem anspruche auf, den ächten, ursprünglichen des gedichtes zu geben. Einmal bezeugt dies die anerkennung der beiden andern überlieferungen, der Hauksbók und der Snorra Edda, aus denen Bugge nicht nur einzelne lesarten, sondern auch die ihnen beiden eigentümlichen verse in I. aufgenommen hat, sodann und in noch viel höherm grade die in einem besondern excurse (s. 33—42) statuierte strophenversetzung, die darauf ausgeht — wenigstens nach einer bestimmten richtung hin — jene ursprüngliche, ächte form wieder zu gewinnen.

Diese umstellung, die den charakter des ganzen gedichtes nicht unwesentlich modificiert, betrifft die ersten 30 strophen, von denen sie str. 1—20 R. in sich unberührt lässt, dagegen die übrigen folgendermassen ordnet:

23. 29^{1-8}. 30. 1—20. $29\,(^{7-8})\,^{9-14}$. 28. 21—22. 24—27. 31 ff.

Während man bisher das gedicht, vollständig von anfang bis zu ende, als die prophetische rede einer Völva aufzufassen gewohnt war, bestimmt es Bugge genauer dahin, dass diese rede von einer bestimmten, benannten Völva, nämlich der Heid, und zwar in folge einer bestimm-

ten aufforderung dazu durch Odin, auch an diesen gerichtet sei, und dass dies wie jenes in einer epischen einleitung von mehreren strophen auch wirklich ausgesprochen sei, dass die Völu spá sonach in dieser beziehung ganz der Vegtamskvida gleiche, in der ebenfalls Odin, wie in ihren ersten strophen erzählt wird, sich zu einer Vōlva begibt, und von dieser sich seine fragen über Baldr beantworten lässt. Sonach beginnt Bugges Völu spá mit: Heid hiess eine wahrsagerin usw. (str. 23 R. vgl. s. 393^{a}). Odin besucht sie, und seinem forschenden blicke stellt sie die frage entgegen: was willst du von mir wissen? (str. 29^{1-8} R.) Odin, um sich von ihr belehren zu lassen, beschenkt sie mit kostbarkeiten, da blickt sie erst weit umher (str. 30 R.) und beginnt dann die von Odin begehrten mitteilungen mit den worten: *Hljóđs biđ ek allar* usw. Und nun so fort — in oratio directa — bis zum letzten verse der letzten strophe: *nú man hon sökkvask* „nun mag sie (d. h. ich) versinken."

Niemand wird der sinnigkeit dieser Buggeschen auffassung und anordnung des gedichtes und dem scharfsinne, womit er sie begründet hat, seine freudigste und aufrichtigste anerkennung versagen können. Sv. Grundtvig in seiner ausgabe, Aars, Gjessing, Jessen in ihren übersetzungen sind ihr ohne weiteres gefolgt, und haben die Vōlu spá in obiger strophenfolge ediert und übersetzt. Wenn wir unsrerseits uns den genannten nicht sofort anschliessen können, so hindern uns daran folgende bedenken. Abgesehen davon, dass in den von Bugge zur epischen einleitung bestimmten drei strophen (23. 29^{1-8}. 30 R.) manches nur auf grund der vorausgehenden Buggeschen erklärung verständlich sein möchte, ohne dieselbe aber dies nicht ist (wie namentlich str. 3 B.) und davon, dass str. 29 ($^{1-14}$) R., die hier getrennt wird in 29^{1-8} R. (= 2 B.) und 29^{9-14} R. (= 24^{1-8} B. mit selbst hinzugedichteter ergänzung von 24^{1-2}), in der zusammengehörigkeit und unteilbarkeit ihrer zweiten hälfte (29^{7-14} R.) durch das ganz unabhängige zeugnis der Snorra Edda (I, 70) geschützt wird, — scheint uns das verhältnis dagegen zu sprechen, worin sich von den drei handschriftlichen überlieferungen der Vōlu spá, cod. Regius, Hauksbók, Snorra Edda, die beiden ersten zu einander befinden. Zugegeben — wofür Bugge, Fort. XXIII—XXIV, unwiderlegliche beweise bringt — dass cod. Regius und Hauksbók einander näher stehen, als beide der Snorra Edda, können wir doch deshalb (trotz einiger dem cod. Regius und der Hauksbók gemeinsamen fehler) nicht zugeben, dass cod. Regius und Hauksbók auf eine gemeinsame schriftliche quelle zurückgehen. Die verschiedenheiten in anzahl, umfang, reihenfolge der strophen sind namentlich in dem mittleren theile des gedichtes in beiden handschriften zu grosse, als dass wir sie nicht für von einander unabhängige niderschriften der mündlichen

überlieferung — sei es nun der unmittelbaren, oder einer durch andre, für uns verlorene handschriften vermittelten — halten müssten. (Die strophen des cod. Regius folgen in Hauksbók und mit deren zählung so: 1 - 21. 26 — 29. 22 — 24. 30^{5-8}. 34 — 35. 25. 32 — 33. 31. 37 — 40 $^{1-4}$. 42 — 44. 41. 45 — 46. 48 — 49 (? unleserlich = 52 — 53 R.) 50 — 57. 59 und es fehlen sonach der Hauksbók: 29 — 35^{1-4}. 36 des cod. Regius; andrerseits folgen die strophen der Hauksbók im cod. Regius und mit dessen zählung so: 1 — 20. 26 — 28. 39 — 40. 21 - 25. 35^{5-8}. 43. 41 — 42. 37 — 38. 44 — 45. 49. 46 — 48. 50 — 51. 52 — 53 (?). 54 — 61. 62 und es fehlen sonach dem cod. Regius 30^{1-4}. 36. 40^{5-8}. 58 der Hauksbók; dazu fehlen einzelner verspaare und andere folge derselben in der Hauksbók ebenso wie im cod. Regius; wie lassen sich, ganz abgesehen von der discrepanz der lesarten, dergleichen verschiedenheiten auf einen schriftlichen archetypus zurückführen? —) Ist dies aber der fall, so sehen wir nicht ab, wie es möglich, dass trotz solcher verschiedenheit gleichwol in jener abweichung von der ursprünglichen, ächten (d. h. der von Bugge angenommenen) gestalt eine so wesentliche übereinstimmung beider stattfinden konnte. Beide, cod. Regius und Hauksbók, beginnen gleichmässig mit *hljóđs biđ ek* und haben die ersten 20, bezüglich 21 strophen in gleicher folge gemeinsam; während aber die 2. und 3. der diesen zwanzig von Bugge vorgesetzten epischen strophen (29^{1-8} und 30 R.) der Hauksbók ganz fehlen, steht gleichwol die 1. derselben: *Heiđi (hana) hétu* (23 R. und 27 Hb.) in beiden handschriften zwischen denselben vorhergehenden und nachfolgenden strophen. Welcher ganz sonderbare zufall müsste gewaltet haben, dass die beiden mündlichen traditionen der Völu spá, wovon die eine im cod. Regius, die andere in der Hauksbók ihre schriftliche fixierung fand, gerade in dieser gemeinsamen weise von dem einst gemeinsamen originale abwichen? — Endlich sei auch noch ein bedenken gegen Bugges erklärung der bei ihm 4. (sonst 1.) strophe: *hljóđs biđ ek* usw. nicht verschwiegen. Bugge erklärt: „Andacht heisch ich von den menschen; du verlangst, Odin *(Valföđr)*! dass ich die alten kunden der menschen, so weit ich mich ihrer nur erinnern kann, wol *(vel)* dir vorerzähle." Sollte *Valföđr* des R. wirklich nicht den genitiv *Valföđ*ur, auf den doch der unzweifelhafte genitiv *Valföđ*rs in der Hauksbók hinweist, ausdrücken können? darf das in seiner bedeutung hier doch so untergeordnete *vel* den *höfuđstafr* bilden und, wenn auch sonst im sing. nicht nachweisbar, nicht gleichwol *vél* sein? Warum sollen ferner nicht erst *Valföđur vél,* und dann *fíra fornspöll* erwähnt werden — erst der inhalt des berichtes und dann seine quelle? und die zweifache anrede in derselben strophe, erst an die menschen, sodann, sei es an

einen ungenannten, oder, wie Bugge will, an Odin, bleibt auch bei letzterer annahme bestehen (denn *vildu:* volebant, ist natürlich ganz unstatthaft). — Noch eines zweiten vorschlages Bugges zur restitution der ursprünglichen form des gedichtes sei gedacht, der sich s. 8 (zu str. 49, I) findet, und wo Bugge auf veranlassung des *stef: geyr Garmr mjök* usw., und zwar, in übereinstimmung mit Grundtvig, der ganzen strophe, nicht bloss der halben (s. s. 391ª der Buggeschen ausgabe), eine einteilung der zweiten hälfte der Völu spá in *stefjamál* unternimmt. Er gewinnt durch versetzung, trennung, zusammenziehung der betreffenden strophen in der Hauksbók vier: 32—35 | 37—41 | 43—46 | 48—50 und im cod. Regius drei: 44—45 | 47. 48. 50. 51 | 52—54. Weiter freilich als auf diese, Ragnarökkr und seine vorzeichen behandelnden theile würde sich eine derartige anordnung kaum ausdehnen lassen; obwol das andere *stef* im ersteren theile *„þá géngu regin öll“* (4mal im Reg.) nicht minder zur restituierung der betreffenden *stefjamál* aufzufordern scheint. Wir unsrerseits vermögen in diesen unzweifelhaften spuren der einstigen *stefjamál*, wenn es überhaupt dessen noch bedürfte, nur einen weiteren, triftigen beweis dafür zu erkennen, in wie ganz zerrütteter gestalt das gedicht uns überliefert worden, und — wie sehr doch dadurch der glaube an sein hohes altertum erschüttert werde.

Rücksichtlich der einzelnen lesarten schliesst sich der Buggesche text (I), so weit jene nicht handschriftlich sind, im ganzen den früheren herausgebern an; von eignen verbesserungen hat Bugge nur sehr wenige in seinen text aufgenommen, um so reicher an verbesserungsvorschlägen ist der kritische commentar (s. 1—11 und 388—392). Wir heben von jenen oder auch den vertheidigungen der handschriftlichen lesart hervor, 5 ⁴ (B.): die sonne legte ihre rechte auf (um) die himmelskante — *um himin jöður* (statt — *jódýr* oder — *jódyr*); von der am horizont aufgehenden sonne? die sonne verbreitete ihren schein über den ganzen horizont? 10—16 das *dvergatal*, dessen constituierung wie den einzelnen namen Bugge eine besondere sorgfalt zugewendet. 22 ⁶ *seið hon hugleikinn* (*seiþ hon leikin* R. *seid hon hugleikin* Hk.) so dass *seið* als verbum, *hugleikinn* als adjectivischer acc. sing. masc. genommen und das subst. *seið* dazu ergänzt wird: *seið hon hugleikinn (seið)*, wie *sofa sætan (svefn)*. 24 ⁵ *borðvegr* (R. — statt *borðveggr* Hk.) die zinne der asenburg; *borðvegr*, wie man aus Fritzner ersieht, bedeutet den das verdeck eines schiffes umgebenden rand; 24 ⁷ Die Vanen betraten — nicht: das den krieg vorausahnende *(vígspá)* sondern — wie auch Egilsson vermutete: *vígská* das durch krieg feindlich bedrohte feld. 27 ⁶: sie sieht einen fluss aus Mimers quelle sich ergiessen mit hefti-

gem stromfall *aurgum forsi*, d. i.: *örgum* = *ördgum* (vgl. *skurgođ* und *skurđgođ*) nicht: mit lehmichtem, *aurgum*, Hb. hat nämlich *ǫrgum* (ebenso 4[2] *bjǫđum*, weshalb Bugge nicht mit Munch liest: *bjóđum*, sondern mit Rask und Gíslason: *bjöđum* montibus); 31[2] die Völva erblickte im voraus das dem Baldr bestimmte geschick, ihm, nicht: dem blutigen, sondern dem herrlichen gotte; *blóđgum* — nicht abzuleiten von *blóđ*: sanguis, sondern von *blóđr*, gen. *bláđar* (vgl. z. b. *Póll* — *Páls*, *óst* — *ástar*, *ambótt* — *ambáttar* usw.) = ags. *blæd* (ahd. *plât*, lat. *flatus*) dignitas, gloria. Allerdings scheint auch mit Bugge Hund. I, 9 der junge held, der noch nicht im kampfe gewesen, *blóđrekinn* nicht sowol: sanguine tinctus (vgl. *dreyr-rekinn*), als vielmehr: gloriæ studiosus, d. i.: *blóđ* (= *bláđ*) -*rekinn* (= *rækinn*) zu sein; 42[4] der harfenspielende riese heisst: *Eggþér* mit R. (nicht *Eggđir* mit Hb. und den ausgg.), vgl. *Hjalmþér*, *Sigþér* (und *Sigđir*); -*þér* = ags. -*þeov*, sonach *Eggþér* = ags. *Ecgþeóv* (z. b. Beovulfs vater); 42[6] der schöne rothe hahn kräht den Eggþér an nicht im gänse-walde (*gaglviđi* R.), sondern im, auf dem galgenbaume (*gálgviđi* Hb.), d. h. Odins galgen oder der weltesche Yggdrasill, gleichwie (Fjölsvinnsm. 23. 24) der hahn Vidofnir in den zweigen des Mimameiđr sitzt. 46[1—4] *Leika Míms synir, en mjötuđr kyndisk at inu gamla Gjallarhorni* — „aber Yggdrasill verbrannte beim (schalle vom) alten dut-horn,“ so überall verstanden, obwol — was Sv. Grundtvig zuerst hervorhebt — Yggdrasill in der nächsten strophe noch s t e h t *(askr standandi)* und hin und her schwankt; auch nirgends sonst erwähnung jenes brandes. Grundtvig erklärt demnach *mjötuđr* (nicht = *mjöt-viđr*, d. i.: Yggdrasill, wie Vǫlu spá 2[7], sondern) = ags. *meotod* schöpfer, schicksalsbestimmer, hier vom Heimdall, und *kyndisk* nicht von *kyndask*, sondern (præt. von) *kynnask:* Heimdall erkannte sich an dem, d. h. erkannte, d. h. fand wider, sein altes horn. Bugge — und wie uns scheint mit recht — hält *mjötuđr* = *áss* = Heimdall für unzulässig, aber — ob mehr zulässig? — findet in *mjötuđr:* schicksalsbestimmer, — begränzer (sogar = tod Snorra Edda II, 494[17]), eine bezeichnung von Ragnarökkr, und erklärt: aber (dass) Ragnarökkr (bevorsteht) erkannte man (doch wol dann: erkennt *kynnisk?*), oder liess sich erkennen am usw. Ueberdies behält Bugge das *galla* des R. (*gamla* Hb.) und es vergleichend mit *galla-brú* (SE. I, 306[1—2]) deutet er: bei dem schallenden gjallarhorn. 59[4] die Völva sieht die erde aus der flut sich erheben, als: *iđja*, *græna*, d. i. renatam, viridem, vom adj. **iđr*, nicht als: *iđja-græna*, recenter oder novoviridem — trotz des so passenden, von Bugge angeführten holl. *edgroen* und engl. *edgrew?* 64[4] der selige wohnsitz der neuen menschen findet sich nicht auf: *Gimli*, wie in den Ausgg., sondern auf: *Gimlé* R.

(*Gimle* Hb. und SE. rWU.) d. h.: *Gimhlé*, auf der Gim(?)-ruhe; hierdurch wird auch dem metrum genüge gethan. Schliesslich hat Bugge von den zwei in der Hauksbók unleserlichen strophen der Vǫlu spá (str. 48 und 49) — die betreffende stelle der handschrift ist im facsimile (1) mitgeteilt — sowol etwas mehr, als auch zum theil in anderer weise zu entziffern vermocht, als Thorsteinn Helgason (Sæm. E. AM. III, p. 1131) und Gudbrand Vigfússon (Sæm. E. Leipz. s. 271); er bezieht die zu lesenden worte von str. 48, wie Thorsteinn, auf die midgardsschlange (SE. AM. I, 188[16] fgg.).

Háva mál (s. 43 — 64. 393 — 395. XXVIII — XXIX). Im allgemeinen unterscheidet sich Bugges text von dem Munchschen dadurch, dass die länge nicht der strophen, wol aber der einzelnen verse sehr vielfach anders bestimmt ist und dadurch das verständnis der betreffenden lehrsätze u. dgl. nicht wenig gewonnen hat; ferner dass str. 63 vor str. 62 gesetzt ist, und zwar nach eigner, bisher übersehener bestimmung des R., ohne dass übrigens, so weit wir sehen, das verständnis der betreffenden strophen, weder jeder für sich, noch gegenseitig, dadurch alteriert würde; die halbstrophe in den sogenannten Loddfáfnismál: *ráđumk þér* usw. bei Munch nur 12 mal, hier nach R. 8 mal mehr. Das gedicht sondert sich bekanntlich in 3 theile, die eigentlichen Hávamál (str. 1 — 110), die Loddfáfnismál (str. 111 — 137), den Rúnatals þáttr (str. 138 — 164), (nur der erste name durch die letzte strophe, wie durch die überschrift in R. bezeugt). Bugge bezeichnet nun die 111. strophe als einleitungsstrophe nicht blos zu den Loddfáfnismál, sondern auch zum Rúnatals þáttr, indem sich str. 162 noch einmal die anrede an den Loddfáfnir findet. Ich glaube, dies ist für die relativ ursprüngliche gestalt des gedichtes nicht massgebend, denn die drei letzten strophen des gedichtes, str. 162. 163. 164 verraten zu deutlich die absicht des spätern compilators, auf grund und mit hilfe einiger ächten, aber unvollständigen reste das gedicht abzurunden und zum abschluss zu bringen. Nachdem bereits dem 17. ljóđ (str. 162^{1-3}) eine vollständige, für die sämtlichen ljóđ passende schlusstrophe angefügt ist, kommt höchst überraschend str. 163 noch ein 18. ljóđ, das der dichter — ohne seine heilkraft anzugeben — nur seiner schwester oder gattin sagen will, das aber nochmals eine directe schlussbezeichnung enthält: *þat fylgir ljóđa lokum*. Endlich str. 164: ein hauptschluss, der den ganzen Hávamál, auch seinem ersten theile, gelten soll. Es scheint hierdurch sowol die ursprüngliche selbständigkeit jedes der drei theile, als auch ihre, wenn auch ungeschickte zusammenfügung in gleicher weise bestätigt zu werden. — Im einzelnen: Bugge behält die von Munch verworfene vierte

zeile in str. 1 unter hinweis auf ähnliche zusätze anderwärts; so z. b. Hávamál 74 ebenso: a b c c, a b c oder wie im galdralag ebendaselbst str. 105: a b c, a b c c und anderwärts. 19¹ *haldit madr á keri* erklärt Bugge: niemand halte den becher zurück, d. h. man nehme den gebotenen becher und trinke daraus (aber mit mass usw.); können aber die worte: „niemand halte am becher" — was sie doch zunächst heissen — so viel sein, als: „niemand weise den (dargebotenen?) becher zurück?" Allerdings hat R. die negation, und der durch das folgende (aber mit mass) bedingte sinn möchte wol eher sein: „niemand halte zu sehr am —, zu viel auf den becher, d. i.: das trinken." 26³ der thor bildet sich ein alles zu wissen, wenn er für sich sitzt — *í vá*, d. h. im winkel, *vá* = *vrá*, wie *vöngum* = *vröngum*, doch per lapsum calami, nicht, wie Gudbrandr will, als phonet. übergang (cf. Eyrb. vorr. L.). 33³ „man frühstücke und mache nicht ohne (dies getan zu haben) einen besuch" *né án*, wie Bugge liest, statt des mit dem inhalte der zweiten halbstrophe unvereinbaren *nema* des R. 36 und 37: „eine wohnung, wenn auch nur ein *búkot:* eine baracke, ist besser (nämlich: als gar keine)"; so conjiciert Bugge statt des überlieferten *lítit*, wofür *búkot* (Fms. VI, 327¹⁵) jedenfalls anschaulicher. 60³ „seines bedarfs an brenn- und schindel-holz kennt jeder gute hauswirt — *mjöt:* das mass" (so conjiciert Jón Jónsson), wie *mjöt mála:* modus verborum in der Höfudlausn; doch Bugge, auf grund von *miotvdc* des R.: *mjötud* (vergl. mit goth. *mitaþ* modum). 72⁴ „nur verwante setzen uns bautarsteine." Bugge belehrt uns, dass *bautarsteinn* nur *bautadar-steinn*, genetiv von einem *bautudr* sein, dies aber nicht *cæsus*, sondern nur *cæsor* bedeuten könne; sonach *bautarsteinn:* der stein (zum andenken) eines kriegers. — Str. 88 vermutet Bugge sehr wahrscheinlich nach 89, da die dative der str. 85—87 und 89 im fornyrdalag nicht von dem verbum *(trúa)* einer strophe (88) im ljódaháttr abhängen können. 107¹⁻² „Ich habe gar wol vorteil gehabt von meiner verwandlung (in eine schlange), von meiner wolerworbenen gestalt *vel keypts litar*" — warum bedarf es mit Bugge der wandlung des *litar* in *lutar* (d. i. *hlutar*): von meinem wolerworbenen anteil (nämlich am meth)? — 148⁶ „ich vermag meiner feinde schneiden so stumpf zu machen, dass weder ihre waffen noch ihre *velir* verwunden," warum *vélir:* insidiæ, und nicht *velir:* baculi, was sowol in Barl. 137²¹ (*veidi-veler*, nach bogen und köchern erwähnt) als auch nach Yngl. c. 6 (vgl. Bugges vorrede s. XXIX), wo geradezu *vendir* dafür gesetzt ist, das nächstliegende ist? — 155⁵ die hexen in der luft fahren in der irre herum — *þær villar*, wie Bugge jedenfalls mit recht sich Pfeiffers emendation des *þeir villir* im R. anschliesst. Conrad Hof-

mann suchte letzteres neulich zu verteidigen; vgl. Bugges gegenbemerkungen, vorrede LXXIV, anmerkung.

Vafþrúðnismál (65—74 und 395—396). 7^5 das unerhörte *ofrá*, das Egilsson und Bugge (s. 66) durch *áfrá* erklären, ist im Reg. selber, wie Bugge erst später erkannte (s. 395—396), zu dem gewönlichen *frá* corrigiert. — 28^{4-6} die antwort in str. 29 setzt in str. 28 die frage voraus: wer waren die ältesten abkömmlinge von den riesen? Aber Odin fragt: wer war dies von den asen oder riesen? Bugge conjiciert (statt *ása*) *jötna* und erklärt das *eða:* sive (nicht: aut) durch *Vafþr.* 6^6 und 34^5; sollte aber der nicht minder auffällige, unter allen den verschiedenen fragen (abgesehen von dem eigentümlichen *hvi* — *vitir* in str. 42) allein stehende conjunctiv *yrði* die berechtigung der ganzen halbstrophe hier in frage stellen? 38^5 „woher kam Njörd unter die asen?" — statt *með ása sonum*, worin die allitteration zu Njörd fehlt, vermutete Rask: *á Nóatúnum*, darauf Bugge: *til Nóatúna.* — In str. 49 (wo Bugge verbindet: drei hauptflüsse strömen über das *þorp* [land, wohnstätte?] von Mögthrasis töchtern) — hat Bugge der lesart des AM. *þær er* vor dem *þeirra* des Reg. und der ausgaben den vorzug gegeben; soll der sinn sein: obwol riesentöchter, sind sie doch schutzgeister der menschen und zwar die einzigen? was soll *þær er:* eæ quæ? man darf doch kaum konstruieren: (Mögthrasis töchter) *þær er í heimi eru hamingjur einar?* — eher schiene zu theilen: *hamingjar einar þær* | *er í heimi eru* „sie, die alleinigen schutzgeister, die in der welt sind."

Grímnismál (75—89 und 396—397). Bugge vermisst, wie auch N. M. Petersen und Lüning, die innere einheit des gedichtes, meint aber, dass diese nicht erst durch spätere zusätze gestört worden, sondern dieser mangel an einheit sei vielmehr gleich bei der entstehung des gedichtes vom dichter selbst durch aufnahme älterer und fremder strophen verschuldet worden. Gegen Lüning insbesondere, der zwei gedichte mit etwa gleicher einkleidung annimmt, das eine (str. 1—25. 36. 42? 45—54) von der herrlichkeit der Asen, das andere (26—35. 37—44) kosmogonischen inhaltes, bemerkt Bugge, dass in dem ersteren str. 26 nicht von 25 getrennt und str. 42 nicht weggelassen werden dürfe, dass andererseits das zweite vielmehr als eine reihe von strophen verschiedenen ursprungs und nichts weniger als ein gedicht für sich zu betrachten sei. Rücksichtlich der 20. strophe, die Lüning ganz aus den ursprünglichen Grímnismál ausscheidet, so dürfe sie, obwol im wesentlichen identisch mit str. 21 der Vafþrúðnismál, eben so wenig (weil eng verbunden mit str. 41), aus diesen entlehnt gelten, noch umgekehrt, sondern müsse wol

einer gemeinsamen dritten quelle angehören. Ausser der herstellung und theilweisen erklärung mehrerer namen, *Grímnir, Sága, Viđi* (s. 397*), *Bilskírnir, Sváfnir* (?), *Hróđvitnir, Váfuđr, Baleygr* (d. i.: *Böl-eygr*), *Ratatoskr, Lærád, Geirönul*, ausser den metrischen bemerkungen zu 2^{3-4}, 2^{7-8}, 36^{4-5}, 42^{4}, den sprachlichen über *véla, hodd* (= *hord* im Heljand), *eski-mey* und *eskis-mey, skapker* und *skaptker* (jenes durch das *skakker* der Morkinskinna noch gerechtfertigt), über die mit *ragna-rök* und *-rökkr* analoge verwechselung von *Bilröst* und *Bifröst* — heben wir von conjecturen und emendationen hervor 17^{4}: Vidar sprang nicht vom pferde *(lézk af mars baki)*, sondern schwang sich auf dasselbe *(hlézk á mars bak)*, wie dies allerdings trefflich passt zum folgenden verse: um (in den kampf zu ziehen und) seinen vater zu rächen. 21^{6} las man: *valglaumi* (dat.) und verstand die leichenschaar, welcher der strom zu mächtig zum durchwaten erschien. Bugge nennt diesen strom *Valglaumnir*, den Valhöll umfliessenden, und liest: *árstraumr þykkir ofmikill | Valglaumni at vađa*, wol in dem sinne (?): die flussströmung (prolepsis: des Valglaumnir) erschien zu stark, um ihn (nämlich: den Valglaumnir) zu durchwaten. In 25^{2} und 26^{2}: *er stendr höllu á Herjaföđrs* streicht Bugge das störende, wol durch das unrichtige *Bilskírni* von str. 24 veranlasste *Herjaföđrs* und liest beidemal (mit nachgesetzter präposition): *er stendr höllu á.* Str. 33^{2} vier hirsche *þeirs gnaga af hefingar á*: „welche nagen ab die sprossen“ am (Yggdrasill); auf diese weise sind alle veränderungen unnötig (s. Lüning). 37^{6} Die götter setzen unter die buge der sonnenpferde: *ísarnkol;* so die ausgaben; *ísarn | kol* die handschriften; was Bugge unter annahme eines adj. *kól* (ags. *côl*) übersetzt: kühle eisen; mit recht bemerkt Svend Grundtvig dagegen, dass dies auf waffen hindeuten würde.

Skírnismál (90—96 und 398). Bugge verdächtigt die schlussworte der einleitenden prosa, welche str. 1 in den mund von Freys mutter, der Skadi, legen, weil weder die entsprechende stelle in Snorra Edda noch die 1. str. selber dies rechtfertigen; gleichwol möchte ich sie nicht streichen, da sie von dem *at ykrum syni* (euer beider sohn) in Skirnis antwort, str. 2, bedingt erscheinen. Str. 1^{2} „*ok gakk [skjótt] at beiđa,*“ Bugge, um dem fehlenden stabreim zum vorausgehenden *Skirnir* genüge zu thun. 1^{6} *ofreiđi*, was Egilsson in *ofreiđr* ändern will, gerechtfertigt durch ähnliche wechsel wie *-ölvi* und *-ölvr*, *-vani* und *-vanr; afi* von Lüning als avus bezweifelt, von Bugge durch goth. *aba*, ἀνήρ, gerechtfertigt. 8 $(-9)^{2-3}$ die prädicate der waberlohe *(um myrkvan, vísan vafrloga) vísi* durch die gleiche verbindung *(vísum vafrloga)* in Fjölsv. 31^{6}, *myrkvi* theils durch *kámi* (sordidus) im Bergbúa þáttr, theils durch

die worte der Völsunga saga (Sigurd reitet in die waberlohe, gleichwie in die finsternis) erläutert; doch *vísi* — nach Fibigers erklärung zu Fjölsv. —: verzaubert, magisch, dämonisch? — 10⁴ sehr ansprechend widerlegt Bugge *þursa* (A. *þyrja* R.) *þjóð yfir*, und conjiciert: *þursa þjóðar til.* 17⁵ *eikinn fúr yfir:* über das rasende feuer; *eikinn*, adj., von **eika*, dies mit *αἰγίς* (sturmwind) und *αἰγίζειν* (stürmen) in verbindung gebracht; und *fúr* (nicht *fur*) als ältere form, vgl. ahd. *fiur.* 29⁶ Bugge vergleicht *sús-* in *súsbreka* mit ags. *súsel,* labor, cruciatus. 30¹ *tramar* (in verschiedenen formen noch in den übrigen nordischen sprachen): teufel, böse geister. 31⁴ Bugge entscheidet sich (398ᵇ) für *þik geð gripi:* dein gefühl soll dich überwältigen, und ändert das *þitt* der handschrift in *þik;* sollte sich aber auch *þitt* (= *þik*) nicht eben so halten lassen, wie in Hávam. 129⁹: *síðr þitt um heilli halir*, ne viri fascinent tuum, i. e. te? freilich ist *þik* an beiden stellen das einfachere und natürlichere. 33⁴ *en firinilla mær!* Du ungeheuer schlechte dirne! Bugge nimmt das *fyrin* der handschrift für *firin.* 42⁶ berichtet (398ᵇ) Bugge zwar, dass *hynott* wie im R., so auch im Worm. der Snorra Edda gebraucht, dagegen im Reg. der Snorra Edda als ein wort geschrieben sei; aber kein wort, was er darunter versteht.

Harbarðsljóð, oder vielmehr, wie Bugge schreibt und deutet: Hárbarðs (d. i. graubart) s. 97—104 und 398—399. Allitteration und vers stellt Bugge in 12²⁻³ *(þá mun ek forða fjörvi mínu fyr slíkum sem þú ert)* treffend so her: *þa mun ek fyr slíkum sem þú ert | forða fjörvi mínu.* 13³ „über die furt zu dir zu waten und dabei nass zu machen meinen — *ögur*" (R.)? Bugge vermutet sehr ansprechend *dögurð:* mein frühstück, vgl. str. 3. 29⁶ treffend scheint Bugges vermutung (statt: *gagni urðu þeir þó litt fegnir*): *gagni urðut þeir litt fegnir* „sie freuten sich zwar sehr ihres sieges, d o c h —" nun der erforderliche gegensatz. Ebenso, zur herstellung der allitteration 44³ (und 45³): *í heimis* (nicht: *skógum,* sondern:) *haugum*, was überdies auch der sinn fordert. 58³ „du wirst dein ziel erreichen, erwidert Hárbarð dem fragenden Thor, mit arbeit und mühe: *at upprennandi sólu er ek get þána*" liest Bugge ohne komma vor *er*, und das folgende *þána* (mit Sveinbjörn Egilsson): thauen; sonach jedenfalls *er* als nachgesetzte causale partikel. (cf. Bugge s. 54ᵃ zu Hávam. 94²): denn ich meine dass es bei aufgang der sonne thauen werde; doch kann dies wol das *vil ok erfiði* begründen?

Wir knüpfen an die besprechung von Bugges ausgabe der Sæmundar Edda sogleich die seiner ausgabe der V ö l s u n g a s a g a und des

Norna-gests-þáttr. Beide sagas stehen mit den heldenliedern der Sæmundar Edda durch die paraphrasierung, die diese in jenen erfahren haben, in zu enger beziehung, als dass das eingehende studium, was die letztern zum zweck einer kritischen bearbeitung erfordern, nicht eben auch jenen sagas zu theil werden und in demselben grade, in dem es für die betreffenden lieder aus den sagas gewinnreiche resultate erzielt, nicht auch widerum für jene sagas gewinnbringend sein sollte. Wenn Bugge die früchte seiner der Völsunga saga und dem Norna gests þáttr zugewanten arbeit in der form von kritischen ausgaben derselben verwertet hat, haben wir dies um so dankbarer anzuerkennen, als man sich für beide bisher mit den ziemlich kritiklosen abdrücken in den Fornaldar sögur (I. 1829) — um der früheren ausgaben ganz zu geschweigen — begnügen muste.

Norna gests þáttr (in verbindung mit Hálfs saga) erschien 1864, Völsunga saga 1865 — jener als erstes, diese als zweites heft eines bandes von „altnordischen schriften sagenhistorischen inhaltes," in den publicationen der „Norsk Oldskriftselskab (nr. VI und VIII)." Sie enthalten Ngþ. s. 45—79 und Völs. s. 81—192, den kritisch berichtigten text in normalisierter form, mit untergesetzten varianten und am ende (Ngþ. s. 81 und Völs. s. 193—199) eine oder ein paar seiten erklärender anmerkungen. Noch fehlt der schluss des bandes und damit auch die vorrede. Dagegen hat Bugge die an solcher stelle zu erwartenden mitteilungen bereits in der vorrede seiner Sæmundar Edda gegeben, wo er sich (p. XXXIV—XLIV) über das verhältnis sowol von Snorra Edda als auch von Völsunga saga und Norna gests þáttr zu den betreffenden liedern und den wert, den sie für deren texteskritik darbieten, in eingehender weise auslässt.

Hiernach ist unsere Völsunga saga, verschieden von der den Völsungsrímur (Leipzig 1860) zu grunde liegenden recension derselben, uns nur in einer membrane vom ende des 14. jahrhunderts überliefert, dem cod. Reg. 1824^{b}, 4°. Diese handschrift liegt dann auch, nach einer sehr sorgfältigen vergleichung, der Buggeschen ausgabe zu grunde. Die saga selbst, unzweifelhaft isländischer herkunft, mag der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts angehören, nicht aber, wie P. E. Müller annimmt, dessen anfang. Das verbietet das frühere alter der Didreks saga, die selber dem beginne des 13. jahrhunderts angehört und aus der sich mehrere stellen in Völsunga saga benutzt finden, wie sich aus dem abstande des tones ergibt, den jene stellen zu dem der vorausgehenden und nachfolgenden wol in Völsunga saga, nicht aber in Didreks saga bekunden. (Iene stellen sind: Didr. ed. Unger kap. 185 = Völs. ed. Bugge kap. 22, Didr. 301 $^{22-25}$ ($^{27-30}$?) = Völs. 158 $^{17-21}$, Didr. 302 $^{19-23}$ =

Võls. 162^{11-15}, Didr. 309^{9-23} = Võls. 169^{10-13}, Didr. 158^{25} = Võls. 106^{4-5}). — Rücksichtlich des verhältnisses, worin Võlsunga saga zur Sæmundar Edda steht, so benutzte sie wol die auch uns vorliegende aufzeichnung und samlung der heldenlieder, ohne dass diese doch nach inhalt und umfang durchaus dieselbe sein konnte. Die, wenn auch sonach nur theilweise gleichheit der dem verfasser der Võlsunga saga und der uns vorliegenden liedersamlung ergibt sich aus der fast wörtlichen übereinstimmung der Võlsunga saga mit den betreffenden prosastücken mehrerer lieder (der Sigurđarkviđa II. und der Fáfnismál). die verschiedenheit aber daraus, dass Võlsunga saga theils lieder benutzt hat, die unsere samlung im Reg. vermissen lässt, theils widerum mehrere der letzteren offenbar nicht gekannt zu haben scheint, als: Helgakviđa Hundingsbana II, Sinfjõtlalok, Guđrúnarkviđa I, Helreid Brynhildar, Guđrúnarkviđa III, Oddrúnargrátr, dráp Niflunga, einleitung zu Guđrúnarkviđa II. Benutzt von Võlsunga saga sind: Helgakviđa Hundingsbana I, Sigurđarkviđa II, Gripisspá, Fáfnismál, Sigrdrífumál, Brynhildarkviđu brot, zum theil wenigstens Sigurđarkviđa III, die beiden Atlelieder und Hamđismál. Da eine vergleichung des letzteren mit Võlsunga saga lehrt, wie nahe und genau ihr paraphrast sich an diese ihm in einer nicht nur älteren, sondern zugleich auch reineren und correcteren gestalt vorliegenden lieder gehalten, würde dies allein den hohen wert von Võlsunga saga für die kritik der betreffenden lieder bestimmen können, auch wenn wir nicht durch Võlsunga saga allein in den stand gesetzt würden, uns mit ihrer hilfe den inhalt der für uns durch die lücke in Reg. verlorenen lieder zu reconstruieren.

Norna gests þáttr ist bekanntlich keine selbständige saga, wie Võlsunga saga, sondern bildet eine der zahlreichen episodien in der grössern saga des norwegischen königs Olaf Tryggvason. Diese, und somit Norna gests þáttr, ist uns in zwei, nicht unwesentlich von einander verschiedenen membranen überliefert, in AM. 62, fol. nach der mitte des 14. jahrhunderts und in der Flateyjarbók vom ende dieses jahrhunderts. Erstere, als die auch fehlerfreiere, hat Bugge unter stäter vergleichung der Flateyjarbók seiner ausgabe zu grunde gelegt. Norna gests þáttr ist jedenfalls später verfasst, als Võlsunga saga, wie es scheint im beginne des 14. jahrhunderts. Von seinem verhältnisse zu den betreffenden eddaliedern gilt ähnliches, wie von Võlsunga saga; sein verfasser benutzte eine der unsrigen nahverwante, wenn auch nicht dieselbe samlung, nur dass er ausserdem, wenn nicht aus eigner erdichtung, so jedenfalls aus der mündlichen volkssage mancherlei hinzugefügt zu haben scheint.

Die erste ausgabe der Sæmundar Edda, die der Buggeschen gefolgt und auf der in ihr gebotenen grundlage ruht, ist die von Svend Grundtvig, dem bekannten und verdienstvollen herausgeber von Danmarks gamle Folkeviser. Grundtvigs ausgabe, die den titel führt: *„Sæmundar Edda hins fróða. Den ældre Edda. Kritisk Håndudgave ved Svend Grundtvig. Köbenh., Gyldendal 1868“ (XVI, 220),* erschien fast unmittelbar nach Bugges, da sie zum bei weitem grösten theile nicht erst nach vollendetem drucke der letzteren, sondern während desselben, der sich über volle 6 jahre hinzog, unter benutzung der bereits fertigen bogen von Bugges ausgabe gearbeitet und gedruckt worden ist. Zwei hefte (I, s. 1—72 und II, s. 73—120) erschienen schon 1864 und 1865 (?), obwol nur als manuscript für Grundtvigs vorlesungen an der kopenhagener universität.

Grundtvigs ausgabe enthält den blossen text der lieder, dem jedoch am ende des buches ein besonderer anhang (s. 185—217) beigefügt ist, worin theils die im texte verlassenen lesarten der membranen, theils die urheber der an ihre stelle gesetzten emendationen, mit ausführlicherer begründung der eignen, verzeichnet sind; ein namenregister — leider — fehlt, dafür eine vergleichungstabelle der strophenfolge der einzelnen lieder in Bugges und der vorliegenden ausgabe (s. 218—220). Grundtvigs Sæmundar Edda unterscheidet sich von der Buggeschen zunächst dadurch, dass sie die liederfragmente in der Snorra Edda und Völsunga saga, sowie den Hrafnagaldr und die Sólarljóđ weglässt, dass sie die mythologischen lieder unabhängig vom Reg. und nach ihrer innern form ordnet, dass sie den text nicht in der orthographie der handschriften, sondern in normalisierter form gibt. Rücksichtlich der kritischen gestaltung, die die lieder in Grundtvigs ausgabe erfahren, darf man ihr verhältnis zu Bugges im allgemeinen dahin bestimmen, dass nicht nur, was Bugge emendiert, sondern auch zunächst nur vorgeschlagen, von Grundtvig in seinen text fast durchgängig aufgenommen, bezüglich ausgeführt worden ist. Sie ist dadurch ein sehr nützliches complement für die Buggesche ausgabe, womit man sich am leichtesten orientiert über das, was durch letztere in textkritischer beziehung geleistet und erstrebt worden ist. Nichts weniger jedoch, als dass hiermit die Grundtvigsche arbeit und ihr selbständiges verdienst irgendwie geschmälert werden sollte. Einige der trefflichsten emendationen und conjecturen, die sich sei es auf einzelne worte oder umstellungen von versen und strophen beziehen, und die man bereits aus Bugges commentar und besonders aus den nachträgen zu seiner ausgabe kennen gelernt, sind diesem während des druckes von Grundtvig mitgeteilt und auch von Bugge überall an den betreffenden stellen und noch besonders in seiner vorrede als Grundt-

vigs eigentum ausdrücklich bezeichnet worden. Der wesentliche unterschied zwischen Bugges und Grundtvigs texten besteht vielmehr darin, dass Grundtvig — abgesehen von seiner mehrfach abweichenden beurteilung, bezüglich wahl der fraglichen lesarten und von öfter verschiedener strophenteilung — in der aufnahme der zu gutem theil gemeinsamen verbesserungsvorschläge in den text freier zu werke gegangen ist, als Bugge; es ist dies namentlich, wie dies Grundtvig auch selber in der vorrede erwähnt, von der Atlakvida an geschehen; hat doch Grundtvig kein bedenken getragen, ganze verse und verspaare, ja strophen eigner oder Buggescher dichtung in den text aufzunehmen — ein verfahren, das allerdings durch cursiven druck, klammern und besondere kennzeichnung in den schlussanmerkungen den vorwurf einer interpolation von sich abzuwenden vermag. — Wenn Grundtvigs ausgabe für ein eingehenderes studium entschieden nicht ohne die Buggesche gebraucht werden kann, empfiehlt sie sich doch für den handgebrauch und wegen ihres correcten druckes und auch des niedern preises ($^3/_4$ thlr. pr.) insonderheit für academische vorlesungen.

Von den ausgaben der Sæmundar Edda gehen wir über zu den schriften, die sich an sie als übersetzung oder als commentar anschliessen oder sie nach irgend einer seite hin zum gegenstand der untersuchung gemacht haben. Von mehreren derselben gilt, was von Sv. Grundtvigs Sæmundar Edda, dass ihre verfasser von Bugge noch vor der vollendung seiner ausgabe mit den bereits fertigen bogen versehen, einen grösseren oder kleineren theil derselben für ihre arbeit benutzen konnten.

Der übersetzungen sind drei, sie alle in der stabreimenden form des originals und in dänischer sprache, die beiden ersten von zwei Norwegern, die jüngste von einem Dänen; sie erstrecken sich nicht über die ganze Sæmundar Edda, sondern nur über eine grössere oder kleinere zahl von liedern; ihnen allen liegt Bugges ausgabe, so weit sie bereits gedruckt war, zu grunde.

Zuerst erschien die übersetzung von J. Aars unter dem titel: „*Udvalgte norske oldkvad*“ usw.: ausgewählte altnorwegische gedichte, als beitrag zur kenntnis von religion und leben unserer vorfahren im heldenzeitalter. Kristiania, Cappelen 1864 (IV, 119 ss. 8°). Der verfasser, bereits vorteilhaft bekannt durch seine altnordische formenlehre (1862) und eine kleine abhandlung (in der kopenhagener zeitschrift für philologie und pädagogik I, 1860, 326—344) darüber, dass die nordische mythologie keine ewigen strafen nach dem tode kenne — hat Thryms-

kviða, Vegtamskviða, Völu spá, Rígsmál und Helgakviða Hundingsbana I. und II. übersetzt und sowol mit einleitung als erklärenden anmerkungen begleitet, am ausführlichsten die Völu spá, deren innern gedankenzusammenhang er auf grund der Buggeschen restitution s. 56—69 entwickelt.

Die übersetzung von A. Gjessing, demselben, dem man die überaus fleissige und ausführliche darstellung vom stande der unfreien im alten Norwegen (Annal. for nord. Oldk. 1862, s. 28—322) verdankt, erschien unter dem titel: *Den ældre Edda, norræne Oldkvad* (sic) *I.* als schulprogramm zu Kristianssand 1866 (IV, 80 ss. 8⁰) und umfasst die mythologischen lieder, einschliesslich der Rígsmál und der Hyndluljóð. Indem beide übersetzungen, die von Aars und von Gjessing, Buggeschen beirates sich noch im besondern zu erfreuen hatten, dürfen sie zugleich als eine willkommene ergänzung zu Bugges erklärungen in seiner eignen ausgabe betrachtet werden.

Die übersetzung des dänischen grammatikers E. Jessen bildet den hauptbestand seiner „kurzen nordischen götterlehre" (Kopenhagen, Gyldendal 1867 IV, 128 ss. 8⁰), die, indem sie nach kurzer übersicht der nordischen mythologie und besprechung der quellen durch diese selber lehren will, wie aus Snorra Edda abschnitte von Gylfaginning und Skáldskaparmál, so auch aus Sæmundar Edda die mythologischen lieder sämtlich enthält, obwol von Hávamál nur ein paar strophen und aus den Hyndluljóð die sogenannte Völu spá hin skamma (d. i. str. 29—44). Sie ist, wie sich das von Jessen gar nicht anders erwarten liess, eine ebenso geist-, als kenntnisreiche übersetzung, und unterscheidet sich von den genannten nicht allein durch eine meist freiere, kritischere stellung dem Buggeschen texte gegenüber, sondern auch in sprachlicher beziehung durch einen ebenso specifisch dänischen ausdruck, als jene durch ihre, obwol im vorliegenden falle sehr wol berechtigten Norvagismen. Eine kleine, aber wertvolle zugabe sind das namen- und wortregister (s. 116—124 und 125—127), dies ein erklärendes verzeichnis der dem wortvorrat der älteren sprache entlehnten und für die übersetzung verwendeten ausdrücke, jenes der im buche vorkommenden, zum theil auch gedeuteten eigennamen. Ein eigentümliches verdienst des letzteren: die in den meisten fällen zum ersten male dem charakter der dänischen sprache gemässe widergabe, resp. nachbildung, der altnordischen namen, werden Jessens landsleute in höherem grade zu würdigen haben, als der Nicht-Däne; uns Deutschen, die wir zu gutem theil gemeinsam mit den Dänen meist Öhlenschlägersche halb-altnordische, halb-dänische, halb-lateinische formen jener namen verwenden, wäre eine analoge nachbil-

dung für unsere übersetzungen altnordischer originale nicht minder wünschenswert.

Von erläuternden schriften liegen zwei vor, von Thd. Wisén, dem professor der altnordischen litteratur an der universität zu Lund, und von dem candid. magist. Arth. Imm. Hazelius, beide in schwedischer sprache.

Wiséns commentar („*Hjeltesångerne i Sæmundar Edda, forklarade af Th. W. 1. Häft.*“ *Lund. 1865.* IV, 104 ss. 8⁰) erstreckt sich über drei lieder: Völundarkviđa, Helgakviđa Hjörvarđssonar, Helgakviđa Hundingsbana I; eine kurze einleitung über Sæmundar Edda überhaupt, so wie vor einem jeden gedichte über dessen inhalt und sage geht voraus; der commentar selber ist unter fleissiger benutzung der früheren ausgaben (Grimms) und commentare usw. usw., namentlich von Sveinbjörn Egilssons lexicon und Lunds altnordischer syntax ein vorwiegend lexicalisch-grammatischer; eigentümlich sind die öfteren vergleichungen mit der schwedischen sprache.

A. Imm. Hazelius gibt in seiner „*Indledning till Hávamál eller Odens sång,*“ einer doctor-dissertation der universität Uppsala (1860. VI, 39 ss. 8⁰) im wesentlichen eine inhaltsübersicht der ersten 138 strophen des gedichtes (s. 17—39), der eine bibliographische einleitung und einige bemerkungen über das metrum der Hávamál, über den ljóđaháttr (s. 1—16) vorausgehen. In jener übersicht, die durchgehends auch auf unsere deutschen arbeiten von Dietrich, Simrock und Lüning rücksicht nimmt, sind einzelne stellen ausführlicher besprochen.

Die sprache der eddalieder steht im allgemeinen nicht in entsprechendem verhältnisse zu deren mutmasslichem alter. Sie kann es auch nicht, da, wie in allen ähnlichen fällen, die sprachliche form des mündlich überlieferten mit den veränderungen parallel geht, welche die betreffende sprache überhaupt erfährt, und diejenigen, die diese lieder zuerst aufzeichneten, nicht weniger, als die, welche diese aufzeichnungen durch abschreiben fortpflanzten, dies eben in der ihnen selbst zeitgenössischen, von der ursprünglichen abweichenden sprachform ausführten. Wir haben eine anzahl isländischer schriften, die, weil ihre membranen früher datieren, als der Reg. der Sæmundar Edda, eine in dem masse auch ältere sprachform zeigen; und, weisen auch, trotz späterer überlieferung, die ältesten skaldengedichte (9., 10. jh.) gleichwol eine in vielem betracht ältere sprache, als die zum theil vielleicht noch älteren eddalieder, so erklärt sich dies aus dem strengen gefüge ihres dróttkvætt-metrum, das eine änderung der ursprünglichen sprachform ebenso sehr

verhinderte, als das um so viel freiere fornyrđalag der eddalieder eine solche gestattete. So steht denn auch die sprache unserer eddalieder im ganzen in übereinstimmung mit der der übrigen altnordischen, d. h. hier vorzugsweise altisländischen litteratur des 13. jahrhunderts, und nur spuren sind es, die uns in den eddaliedern auf ihre ursprüngliche, jenseits der handschriftlichen überlieferung liegende sprachform hinweisen, meist eine solche nur erschliessen lassen. Die stabreime — da alle in- und auslaute vom fornyrđalag unberührt bleiben — erweisen vocalischen gebrauch des anlautenden *j* und *v*, des consonantischen *v* vor den *u*-vocalen und beibehaltung des *v* vor *r*, letztere gleichwol nur sehr vereinzelt. Die flexion zeigt kaum etwas eigentümliches, solten wir nicht die jedenfalls durchgängige synkope des *ek* und *þú* in: *hafđak* und *hafđu* usw. (wie *þars* und *hvars*) hierher rechnen. Die syntax bietet etwas mehr; häufiger gebrauch der negativen suffixe — *a*, *at*, *gi*, widerum der seltene einerseits des suffigierten reflexivums am verbum in wirklich passiver bedeutung (wenn auch um so öfter in medialer nebst den später nur selteneren formen auf *umk*), andererseits des suffigierten artikels, der, wie er sich in den eddaliedern eigentlich nur auf die Harbardsljóđ beschränkt, ebenso selten auch in der skaldischen dichtung erscheint, wie er denn seiner natur nach ohnehin der poetischen rede widerstrebt; dazu der häufigere gebrauch des starken adjectivums statt des schwachen mit vorausgehendem artikel, die nicht selten noch selbständige kraft der flexionsformen des verbums wie des nomen, jener ohne die hilfe des personalpronomen, dieser ohne die von präpositionen, u. a. m. Reicher und mannigfaltiger allerdings als auf grammatischem gebiete treten die eigentümlichkeiten der eddasprache auf dem lexicalischen hervor; wir meinen hiermit nicht die *kenningar*, deren von den ungefähr dreissig gedichten nur drei gänzlich entbehren, und die wol nur deshalb bei der charakteristik der eddasprache weniger betont zu werden pflegen, weil sie vor dem gegensätzlichen reichtum der skaldischen dichtung an solchen fast ganz zurücktreten — denn sie gehören zur poetischen stilistik und darstellungsweise; sondern die einfachen *heiti* und überhaupt den wortschatz dieser lieder; wie manches *ἅπαξ λεγόμενον*, wie viel veraltete, wie viele uns ganz unverständliche ausdrücke, deren bedeutung wir nur aus dem zusammenhange erraten, ohne sie etymologisch begründen zu können — wenn auch gerade in dieser beziehung die heutige durchforschung der nordischen dialecte, namentlich des norwegischen, uns manche rätsel gelöst hat.

Keine dieser seiten ist bis jetzt zum gegenstande einer eingehenden untersuchung und darstellung gemacht worden. Nicht als ob die grammatischen, lexicalischen und stilistischen eigentümlichkeiten der edda-

sprache unbekannt geblieben wären. Jac. Grimm in allen seinen grammatischen schriften — wie vieles ist es denn (und konnte es auch damals sein!), was er zur erkenntnis und beurteilung der altnordischen sprache ausser den liedern der Sæmundar Edda in der Raskischen ausgabe benutzt hat? — Lünings grammatik (nur laut- und flexionslehre) vor seiner ausgabe der Sæmundar Edda, und das ihr beigefügte glossar beziehen sich zwar eben nur auf diese; indes jene eigentümlichkeiten, sollen sie nicht nur bekannt, sondern auch als solche erkannt werden, erfordern eine durchgehende berücksichtigung und hervorhebung des abweichenden im ganzen oder doch den hier zunächst in betracht kommenden theilen der altnordischen litteratur und ihrer sprache. Unbewust dieses gegensatzes finden wir, die wir unser altnordisch theilchen meist nur der lectüre der eddalieder verdanken, manches in diesen sehr leicht und erklärlich, woran gelehrte Isländer, die das ganze ihrer litteratur beherschen, gerechten anstoss nehmen und — für sehr schwierig zu erklären sich befugt halten.

Jedenfalls höchst schätzbare vorarbeiten, namentlich insofern sie auf eine reiche beschaffung von belegstellen bedacht, sind für eine grammatik der eddalieder und zwar ihrer syntax die beiden schriften von Thd. Wisén und M. Nygaard; beide erschienen unabhängig von einander. Wiséns schrift, unter dem titel: *„om ordfogningen i den äldre Eddan,“* eine akademische abhandlung in schwedischer sprache, Lund 1865, 83 ss. 4°, umfasst in übersichtlicher, wenn auch keineswegs erschöpfender darstellung das ganze gebiet der syntax. Es geschieht dies im anschlus an und mit öfterem verweis auf die altnordische syntax von Geo. Lund (Köbh. 1862), nur dass Wisén nicht allein die von diesem behandelten kapitel rücksichtlich der eddalieder mehr ausgeführt, sondern auch gleich zu anfang (s. 1—16) eine eigne besprechung über das geschlecht der substantiva und über den substantivischen gebrauch der adjectiva, participien, pronomina usw. hinzugefügt hat. Die arbeit von dem Norweger M. Nygaard, adjuncten der kathedralschule in Kristianssand, erschien in zwei programmen dieser schule, unter dem titel: *„Eddasprogets Syntax“* (Bergen, I. 1865 VI, 103 ss. und II. 1867 (IV), 67 ss. in 8°) in dänischer sprache. Nygaards syntax behandelt nur einzelne kapitel, I: accusativ, genetiv, dativ, artikel, reflexive oder mediale verbalform, conjunctiv, relativ; im anhang: ein verzeichnis der verba transitiva, der stammverben (und der abgeleiteten); II: indicativ praesentis und praeteriti, passiv, imperativ, infinitiv, negationen. Sind hiermit auch die wichtigsten und interessantesten punkte der eddischen syntax bereits besprochen, so können wir doch nur wünschen, dass der verfasser seine bei aller benutzung der vorarbeiten (so auch des vierten ban-

des von Grimms grammatik) durchweg selbständige und kritische, überdies bereits auf einem guten theil der Buggeschen ausgabe basierende untersuchung weiter führe und zu einer vollständigen eddasyntax ausarbeite.

Die metrische form der eddalieder, das fornyrðalag, beansprucht unser interesse nicht blos um dieser selbst willen, sondern auch im hinblick auf unsere deutsche litteratur und deren früheste schöpfungen. Denn jene, ausschliesslich auf accent und stabreim beruhende form ist nicht eine eigentümlich nordische, sondern germanische, sonach älteste und uns Deutschen mit den Skandinaven gemeinsame. Während wir aber zur erkenntnis ihrer natur und gesetze in der eignen litteratur nur auf ein paar dürftige fragmente angewiesen sind, tritt in der nordischen uns eine reiche fülle von mehr oder minder vollständigen dichtungen entgegen; denn dass wir ausser den liedern der Sæmundar Edda nur höchstens vier bis fünf vollständige gedichte im fornyrðalag besitzen und der weit überwiegende reichtum der dichtung dieser form in einer durch die ganze sagalitteratur (bei weitem nicht blos in den Fornaldar sǫgur) zerstreuten anzahl einzelner strophen besteht, kommt hier nicht in betracht.

Abgesehen von Rasks und Munchs gelegentlichen besprechungen in ihren grammatiken und von N. M. Petersens abhandlung über Völu spá und hier und da in seinen grammatischen und litterarhistorischen arbeiten, war die bei uns so vielfach behandelte älteste metrik seitens nordischer grammatiker nicht gegenstand einer besondern darstellung gewesen. Dies ist nun neuerdings in zwei dänischen abhandlungen geschehen: die eine von Carl Rosenberg, dem verfasser einer abhandlung über die Chanson de Roland (Köbh. 1860), erschien 1862 als separatabdruck aus Nord. Universit.-Tidskr. VIII, 3, 1—70 unter dem titel: Beitrag zur geschichte unserer wichtigsten versmasse, I: die rhythmische beschaffenheit des fornyrðalag; — die andere von dem bereits genannten E. Jessen in der Kopenhagener zeitschr. f. philol. u. pädag. IV (1863), s. 249—292 unter dem titel: die metrischen gesetze im Altnordischen und Altdeutschen *(„Oldnordisk og oldtysk verselag“)*. Gemeinsam ist beiden verfassern der gegenstand: das auf accent und stabreim ruhende fornyrðalag, gemeinsam ferner die durchgehende berücksichtigung der arbeiten unserer deutschen metriker, Lachmanns sowol als Dietrichs, Simrocks, Riegers, Schneiders usw. usw.; während jedoch Rosenberg sich auf das nordische beschränkt und einmal die historische begründung der dänischen metrik des mittelalters, sodann die bestimmung des einflusses verfolgt, den diese dänische metrik von deutscher

seite möglicherweise erfahren, behandelt Jessen die südgermanische (ahd. ags. alts.) ebenso wol als die nordische gleichmässig und zwar unter zugrundelegung der ersteren.

Die bisher besprochenen arbeiten hatten es mit der Sæmundar Edda in textkritischer und exegetischer, in grammatischer und metrischer beziehung zu thun; die von der handschriftlichen überlieferung unabhängigen fragen über die heimat der eddalieder und die zeit ihrer entstehung, ihr verhältnis zur sage, ihre entwicklung, bez. veränderung und ihre verbreitung, ihre innere form und deren ästhetische würdigung — alle diese fragen der höheren kritik blieben hierbei unberührt. Sie sind, zum theil wenigstens, in zwei kleinen schriften von Svend Grundtvig erörtert, über die wir schliesslich noch mit wenigen worten zu referieren haben. Die eine gibt eine „*Udsigt*," einen überblick über die heroische dichtung der nordischen vorzeit in drei vorlesungen, Kopenh. 1867, 105 ss. 8°; die andere „*Om Nordens gamle literatur*" ist — wie sie sich selbst auf dem titel bezeichnet — eine „ankündigung" von N. M. Petersens altnordischer und von Rdf. Keysers altnorwegischer litteraturgeschichte und „einsprache" gegen die letztere, Kopenhagen. 1867, 120 ss. 8°. Beide schriften, wie schon der umfang verrät, freilich mehr andeutungen als ausführungen, überdies die eine durch die form von vorlesungen, die andere durch die der polemik nicht unwesentlich bedingt, geben vielfaches zeugnis von des verfassers scharfsinn, combinationsgabe, poetischem sinn und wissen. Wir stehen nicht an, sie zu dem besten zu rechnen, was auf diesem gebiete in neuerer zeit erschienen und meinen, dass sie niemand, der sich an der lösung obiger fragen beteiligt, ungelesen lassen darf. Ein gelehrter, der sich durch so jahrelange, eingehende, umfassende beschäftigung mit nordischer, wenn auch späterer, volksdichtung eine solche reiche anschauung ihres wesens und werdens zu erwerben vermochte, wie der herausgeber von Danmarks gamle folkeviser, der wird und muss auch jener frühern der eddalieder nicht nur neue, sondern auch richtigere gesichtspunkte der beurteilung abzugewinnen wissen, und man würde der mannichfaltigen anregung, die die lectüre dieser schriften in wahrheit bietet, noch froher werden, wenn nicht ein so entschieden skandinavistischer parteigeist mit seinem pro und contra und wenn nicht, ausser den üblichen ausfällen auf uns Deutsche,[1]

1) Mancher leser, dem Svend Grundtvigs schrift „*om Nordens gamle Literatur*" bereits bekannt ist, mag sich vielleicht wundern, dass wir hier kein wort der entrüstung übrig haben, wenn der gelehrte Däne (s. 111) von der „raubgierigen politisierenden deutschen wissenschaft" spricht, oder (s. 113) „sinn für freiheit und wahrheitsliebe" als etwas „unsern südlichen nachbarn fremdes" (!!) bezeichnet. Diesen

namentlich der gehässige, höhnische ton, den er sich gegen den hochehrenwerten, verstorbenen Normann Rdf. Keyser erlaubt, den leser stellenweise geradezu anwiderte.

Die drei vorlesungen der „*Udsigt*“ handeln die I. (s. 1—30) über das wesen der heroischen dichtung im skandinavischen norden und ihre quellen, die II. (s. 30—66 und 66—75) über ihren inhalt, die III. (s. 75—105) über ihre form und die in jener dichtung hervortretenden ideen. Im gegensatz zur mythisierenden und idealisierenden auffassung der deutschen forscher, zur historisierenden und realisierenden der dänischen und der norwegischen, vermöge deren jene in der sage überall mythus wittern, diese sie nur als entstellte geschichte betrachten und nur nach ihrem eventuellen historischen ertrage zu würdigen im stande sind, legt Grundtvig bei der bestimmung des wesens der sage alles gewicht auf ihr poetisches moment, und will sie ganz vorzugsweise oder vielmehr nur als dichtung, als erzeugnis des dichtenden volksgeistes betrachtet wissen; nur der „litterarische“ charakter — so weit auf ungeschriebene productionen der ausdruck der litteratur anwendbar ist — sei der massgebende, und sage und die sie zur darstellung bringende dichtung sei eins und untrennbar. Diese dichtung nun, weder entstellte mythe, noch verdrehte geschichte, ist eine poetische schöpfung, worin der volkgeist seine betrachtung des menschlichen lebens, überhaupt seine weltanschauung ausspricht, und nicht mythen sind es, und nicht historische ereignisse, die man in ihr zu suchen hat, sondern poetische ideen, die durch sie ihre verkörperung gefunden haben; die personen und begebenheiten der dichtung gehören bereits der vorzeit an, aber die auffassung, gruppierung, die ganze darstellung dem dichter. — Die quellen, so weit sie von dem einst überaus grossen, doch zu gutem theil verlornen sagenreichtum mehr oder minder vollständige mitteilungen ent-

lesern diene zur antwort, dass wer, wie ref., nun seit einer langen reihe von jahren es tagtäglich mit dänischen büchern zu thun und somit tagtäglich die ausfälle der dänischen schriftsteller auf alles, was deutsch ist, zu lesen hat, — dass dieser sich anfangs denn auch immer weidlichst entrüstet hat, endlich aber — damit aufgehört, seitdem er erkannt, dass, wem es nur in „Kongens Köbenhavn“ um den beifall der nation zu thun ist, seine schrifterzeugnisse notwendig mit dergleichen gewürze lecker zu machen hat; namentlich die hh. pastoren (z. b. Johannes Kok, Hans Dahl) sind gute conditoren! — Solche schamlose rohheit freilich, womit Jacob Grimms namen in den Aarböger 1867 s. 177 beworfen und er mit baaren worten geradezu eines „diebstahls“ bezichtigt wird, — diese wird ganz sicherlich auch in Kopenhagen wenig beifall finden, und wir beklagen es aufrichtig, dass die königliche gesellschaft für nordische altertümer zu Kopenhagen, der Jacob Grimm einst als mitglied angehörte, ihre jahrbücher in dieser weise hat beschmuzen lassen.

halten, sind viererlei, I. die lieder der Sæmundar Edda; II. die prosaischen paraphrasen alter lieder (mit oder ohne belassene theile derselben), z. B. Sinfjötlalok, Völsunga saga (ausser k. 22 und 43), Hálfs saga, die erzählungen in Snorra Edda (Skáldskaparmál), Saxo I—IX; III. die in eigentliche sagas umgestalteten und hierbei mannichfach ausgeschmückten und interpolierten erzählungen, z. b. Sögubrot, Norna gests þáttr, Örvar-Odds saga usw. usw. (Fornaldar sögur), und aus den zehn ersten büchern des Saxo was nicht zu II. gehört; IV. hinweisungen auf die sage in der skaldischen dichtung, in den historischen sagas, in erzeugnissen der technik (holzschnitzerei, tapeten usw.); zu diesen noch als ausserordentliche quellen, einmal: Beovulf, Vidsid, Nibelunge, Gudrun, usw. usw., andererseits viele chroniken des mittelalters, in denen ja die sage historisch betrachtet und berichtet wurde. — Ihrem inhalte nach sind die nordischen sagen, wie anderwärts, wesentlich geschlechtssagen, nur dass im norden vom helden und seinen vorfahren, nicht wie anderwärts vom helden und seinen nachkommen die rede ist. Ihre dichtung, um das menschliche schicksal zur darstellung und veranschaulichung zu bringen, bedarf nicht nur eines so vielgliedrigen und mannichfaltigen, sondern auch eines sich entwickelnden ganzen, wie es im vergleich zu einem einzelnen menschen eben nur ein ganzes geschlecht von mehreren generationen darbietet. Hat dann eines seiner mitglieder die volle ausprägung des geschlechtscharakters erlangt, sei es hier nach der guten, dort nach der schlimmen seite, und kommt, was steigerungsweise in einzelnen früheren geschlechtsgenossen sich bereits offenbarte, in ihm zur vollständigsten, zur höchsten geltung, — dann schliesst mit ihm die sage; solche helden, in denen die sage gipfelt, sind: Rolf, Halv, Ingjald, vor allem Sigurd, der nur als höchste stufe der früheren, Sinfjötle und Helge, erscheint. Die sagen und sagenkreise, die Grundtvig bespricht, sind: die Völsungensage, die der Ynglinger, von Ivar Vidfadme, die der Arngrims-söhne oder vom Tyrfingschwert (Hervararsaga), die der Skjoldunger (dänisch), von Halv (norweg.), die der Siklinger (Hagbard und Signe), von Harald Hildetand, von Regner Lodbrok, und besonders ausführlich zuletzt über Starkad, nicht wie man ihn gewönlich auffast, ein ideal des nordischen heroentums, als vielmehr vikingtumes, und abenteuerlicher repräsentant von dessen roher und wilder kämpenkraft. — Unter allen diesen dichtungen die umfänglichste und bestbewahrte ist die sage von den Völsungen; bei ihr, die uns allein an dieser stelle angeht, hat denn auch Grundtvig vorzugsweise verweilt und namentlich zweierlei ist es, was wir aus seinen bemerkungen über dieselbe hervorheben möchten. Einmal: es treten in der ganzen Völsungensage mehrere der unheilwirkenden ursachen und hebel hervor, das gold, Brynhilds

eifersucht, das schwert Gram, diese jedoch nur theilweise, gemeinsam aber wird das ganze von der, auch in andern sagen ersichtlichen idee durchzogen: dass dasjenige geschlecht, das sich mit andern durch verheiratung verschwägert, durch diese und zugleich mit diesen, die es im falle nach sich zieht, seinen untergang findet; dass es ferner mit rücksicht auf den eigentlichen heros des geschlechtes, also in diesem falle Sigurd, in der natur desselben liege, wie er vermöge seiner kampftüchtigkeit unbesiegbar für andre und zugleich wegen seiner arglosigkeit nur durch list und betrug zu überwinden, in dieser weise eben von denen gestürzt wird, die sich mit ihm durch schwägerschaft verbinden und insofern zwar formell mit ihm gleich stehen, dennoch aber durch verrat sich reell das übergewicht zu verschaffen und hierdurch seinen untergang herbeizuführen wissen. Sodann: die ganze Völsungensage theilt sich in die eigentliche Völsungensage, in die Gjukungensage oder geschichte von Gudruns rache, und in die beiden anhänge der Jarmunreks- und der Aslaugssage, des einen durch Sigurd-Gudruns tochter Svanhild, des anderen durch Sigurd-Brynhilds tochter Aslaug vermittelt. Einen beweis nun für die anorganische verbindung dieser beiden anhänge, und auch diesen durch analogie anderer sagen gerechtfertigt, findet Grundtvig in dem parallelismus, in welchem die personen und ereignisse jedes anhanges sich zu dem zweiten theile der sage befinden, die in jenen gewissermassen eine widerholung finden. (Rücksichtlich der Jarmunrekssage verweisen wir noch auf Grundtvigs andere schrift: *om Nordens gamle Litt.* s. 88 ff.). — Von der form der sagendichtung im allgemeinen bemerkt Grundtvig, dass die ältesten uns erhaltenen dichtungen zugleich diejenigen sind, in denen jene den möglich höchsten punkt ihrer entwickelung erreicht hat, und dass die späteren nur einen verfall, ein herabsinken von demselben bekunden; letzteres motiviert durch den eintritt des rohen vikingertumes seit dem 8. und 9. jahrhundert und hiermit den vorläufigen rückschritt in der bereits erreichten cultur. So kulminiert die Völsungendichtung in ihrem uns in den eddaliedern erhaltenen theile, der Gjukungensage, während die Jarmunrekssage zwar noch innerhalb des zeitraumes der eigentlichen sagendichtung entstanden, dennoch einen mehr äusserlichen, unharmonischen zusatz bildet, die Aslaugsage dagegen ganz ausserhalb desselben liegt und ihre entstehung der nachheroischen zeit verdankt, als es nur darauf ankam, die späte Ragnarssage mit der alten, berühmten Völsungensage in verbindung zu bringen. Die form der dichtung ist aber eine zweifache, eine epische und eine lyrische; beiden gemeinsam der wechsel von erzählung und rede, doch in der epischen jene, in der lyrischen diese vorherschend, dort eine reihe von begebenheiten, hier nur ein einzelner

auftritt oder wesentlich handlungslose situation. Welche die ältere, ist fraglich, da sowol die ältesten (z. b. Völundarkviđa), als auch die jüngsten (z. b. die beiden Atlilieder), in gleicher weise die epische form haben; für uns, denen ein blick auf die vorausgehende entwickelung versagt ist, erscheinen beide formen als gleichalterig, epische, wie die Helgelieder und Sigurđarkviđa III, und lyrische, wie Fafnismál, Sigrdrífumál, Guđrúnarkviđa I, wobei die sachlichen abweichungen (z. b. über Sigurds todesart) auf verschiedenheit der dichter, der heimat, vielleicht auch der zeit hinweisen. Ueberarbeitung verrät der erzählende monolog in Guđrúnarkviđa II, ähnlich in Oddrúnargrátr (14 — 34) und Guđrúnarhvöt (10 — 21); hier wie dort weist er auf ursprüngliche epische form zurück und ergibt sich, theils durch diesen gegensatz, theils durch sein öfteres vorkommen in der spätern dichtung auch innerhalb der eddalieder als kriterium einer späteren form. — Unter den ideen der nordischen sagendichtung, die Grundtvig zuletzt bespricht, versteht er gewisse allgemeine typen, die, wenn auch mannichfach modificiert, dennoch den verschiedenen sagen gemeinsam sind. Vor allem ist es der begriff des nordischen helden, den er zu bestimmen sucht; er ist nicht ein wilder kämpe, wie Starkad, mit seinen gewalttaten, seiner verachtung oder rohen behandlung des weibes, aber eben so wenig ein „halbgott," der dem begriffe wie der überlieferung nach dem nordischen altertume gänzlich fremd ist, seine idee entsteigt vielmehr dem boden religiöser anschauung, die mit tiefem ernst das ganze gebiet der alten sagendichtung durchzieht, dem eigentümlichen verhältnis, in dem der Skandinave wie sich selber, so auch seine helden seinen göttern gegenüber fühlt. Der nordische held ist der von Odin zum immer noch bevorstehenden kampfe in Ragnarök erkorne, der eingedenk dieser einstigen hohen bestimmung sein irdisches leben, d. h. kämpfen, nur als vorbereitung für dieselbe betrachtet. So erscheint auch das weib, und vor allem das liebende, als Valkyre, und ehre und nachruhm ist der mächtige grundgedanke, der das leben des helden unausgesetzt beseelt.

Die kritik, die Svend Grundtvig in der schrift *„om Nordens gamle Litteratur"* nicht auch an N. M. Petersens, sondern nur und ausschliesslich an Rdf. Keysers litteraturgeschichte übt, ist eine negative und eine positive; jene bekämpft Keysers norwegische, diese erkämpft altnordische, südskandinavische, dänische ansprüche an die alte litteratur. Keysers buch, und zugleich welcherlei ansprüche es, namentlich auf kosten Islands, für den norwegischen bestand der altnordischen litteratur erhebt, ist den lesern aus Konr. Maurers besprechung in diesem bande der zeitschrift s. 25 — 88 bekannt, und indem wir auf sie

verweisen, beschränken wir uns hier nur auf den die Sæmundar Edda betreffenden abschnitt in Grundtvigs schrift (s. 61 ff.).

Keyser vindiciert den liedern der Sæmundar Edda norwegische herkunft aus vier gründen: wegen der sprache, wegen des mythus vom Baldr und der sage vom Jarmunrek, wegen der naturschilderungen, wegen des Epitheton „grönländisch“ und der geschlechtsreihen in den Hyndluljóð. Die sprache erscheine in der form, in der sie nicht mehr auch schwedisch-dänisch, sondern bereits speciell norwegisch sei. Der Baldrmythus und die Jarmunrek-sage trage in den darstellungen der eddalieder einerseits, des Saxo andrerseits ein so verschiedenes gepräge, dass jene unmöglich dänische herkunft, wol aber im hinblick auf die übereinstimmung zwischen den eddaliedern und der übrigen norwegisch-isländischen litteratur in beiderlei beziehung norwegische verraten. Die naturschilderungen zeigen auf das felsenland Norwegen, nicht auf das ebnere Schweden und die dänischen inseln und haiden. Wenn die Atlamál die grönländischen genannt werden, so sei damit ihre heimat in der norwegischen landschaft Grönland erwiesen, und endlich die geschlechtsregister in den Hyndluljóð seien so vorwiegend norwegische, dass dies lied nur in Norwegen entstanden sein könne. — Grundtvig erwidert jeden dieser punkte, obwol in der folge, dass er zunächst den 1., 3., 4. und dann erst den 2. in einer längern erörterung bespricht. — Die sprachliche form solcher dichterischer productionen, die schriftlos ebenso wol erzeugt als viele generationen hindurch überliefert werden, schliesst sich den veränderungen, welche die betreffende sprache überhaupt während dieses zeitraums der überlieferung erleidet, dermassen an, dass sie in allen übrigen fällen nur wenig entscheiden kann, im vorliegenden aber um so weniger, als — selbst Keysers annahme einer bereits eingetretenen sprachsonderung des altnordischen zugegeben — die eigentümlichkeiten des altnorwegischen und andrerseits des altschwedischen und altdänischen zu gering waren, als dass die eddalieder nicht eben so gut in Dänemark oder Schweden gedichtet sein konnten; ja eine reihe von fällen, in denen das dänische *vr* — (im gegensatz zum norweg. *r* —) durch die allitteration als das ursprüngliche sich ergebe, spreche sogar gegen norwegische heimat und für dänische. — Die naturschilderungen in den mythologischen eddaliedern sind so allgemein, dass sie ebenso gut auf Schweden und Dänemark passen. — Das epitheton „grönländisch“ beziehe sich einmal laut der angabe des Reg. nur auf die beiden Atlilieder, und sei deshalb nicht auch massgebend für die übrigen, ferner weise es nicht auf die norwegische landschaft Grenland, in welchem falle es *grenzk* heissen müsse, sondern, wie die form *grœnlenzk* besage, auf das amerikanische Grœnland (s. oben, s. 400); die Hyndluljóð aber,

die ja übrigens den liedern im Reg. erst von den herausgebern aus der Flateyjarbók beigefügt sind, enthalten neben den norwegischen geschlechtern ebenso gut auch eine aufzählung von dänischen und schwedischen, wenn es auch seinem ganzen charakter nach (eine art register zur nordischen heldensage) als eines der jüngsten lieder, wol in Norwegen gedichtet sein könne. Rücksichtlich endlich des Baldr-mythus und der Jarmunrek-sage und ihrer abweichenden darstellung in den eddaliedern und bei Saxo — einer begründung der norwegischen herkunft der eddalieder, die man bereits aus P. A. Munchs vorrede zur schwedischen ausgabe seiner altnorwegischen grammatik (1849) kennen gelernt —, so hebt Grundtvig zunächst hervor, dass jene berufene übereinstimmung der älteren eddalieder mit der übrigen späteren altisländischen und altnorwegischen skalden- und saga-litteratur deshalb nichts beweise, weil ja die letztere auf jenen ersteren basiere. Ferner: die eigentümlichkeiten der darstellung des Baldr-mythus bei Saxo treten nicht im vergleich — worauf es doch hier ankomme — zu den liedern der Sæmundar Edda hervor, die statt einer vollständigen darstellung jenes mythus sich nur auf andeutungen seiner hauptzüge beschränken, sondern im vergleich zu Snorres Edda, die jedoch eine theils durch isländische skalden, theils durch gelehrte und allegorische behandlung so vielfach beeinflusste tradition darbiete, wie die dem Saxo vorliegende nicht erfahren hatte, so wenig auch dessen, dem charakter seines zeitalters gemässe, euhemeristische auffassung und darstellung geleugnet werden solle. Nicht das, wenigstens nicht alles, was Saxo, sondern was Snorra Edda und die isländischen berichte im Baldr-mythus mehr enthalten, sei als zudichtung und späterer zuwachs zu betrachten. Wie bei Saxo zwischen seiner historisierenden prosa und den alten mythischen liedern, muss auch zwischen diesen und Snorre eine heroische dichtung angesetzt werden, deren gestalten (z. b. Hermod) in Snorres mythendarstellung aufgenommen worden. Ueberdiess können abweichungen innerhalb der darstellungen eines mythus keine nationalen verschiedenheiten begründen; denn wie sollte dies z. b. rücksichtlich der isländisch-norwegischen darstellungen der nordischen einwanderungssage in Rímbegla, in Ynglinga saga, in der upsaler vorrede zur Snorra Edda einerseits und im Fundinn Noregr andererseits geschehen können? Sonach gibt Saxo statt eines zeugnisses für eine speciell dänische göttersage vielmehr ein solches für die einheit derselben im ganzen norden, wie wir ein gleiches für dieselbe in der über den ganzen norden verbreiteten volksdichtung, in den Kæmpeviser haben. — Ähnliches gilt von der Jarmunreksage, durch deren abweichende darstellung bei Saxo Munch und Keyser die norwegische herkunft der Hamdismál und der Guđrúnarhvöt begründen. Während in dem, was sowol

diese beiden lieder als auch Saxo berichten, der unterschied nicht einmal so gross ist, als der sich zwischen andern eddaliedern selber zeigt, seien die wirklichen unterschiede, einmal: dass Saxo die betreffende sage nicht mit der Võlsungensage verknüpft, ferner: dass Saxo sie viel reicher und ausführlicher als jene lieder erzählt, dahin zu erklären, dass Saxo jene anknüpfung unterlassen, da ihm die Võlsungensage für die dänische geschichte bedeutungs- und beziehungslos erschien, dass ihm andrerseits — jedenfalls neben den Hamdismál, und zwar diesen in vollständigerer gestalt — offenbar mehrere und umfänglichere quellen zur verfügung standen. Sonach auch hier keine zwingende notwendigkeit, jene lieder Norwegen zu- und Dänemark abzusprechen. — Nach dieser wiederlegung von Keysers ansicht über die heimat der eddalieder wendet sich Grundtvig in einem besondern, zugleich dem letzten abschnitte des buches, zur darlegung seiner eignen. Sie lautet dahin: dass zwar nicht alle, doch die meisten und besten unter den mythischen und heroischen eddaliedern nicht nur nicht in Norwegen gedichtet sein können, sondern im südlichen Skandinavien, vor allem in Dänemark gedichtet sein müssen. Er geht hierbei von dem satze N. M. Petersens aus: „die grundlage der litteratur ist die kultur; die geschichte beider muss hand in hand gehen,“ d. h. die litterarische production eines volkes ist mit dessen cultur überhaupt so innig verbunden, dass, wo die stätte der letzteren, notwendig auch die der ersteren sein müsse. Da nun die cultur des skandinavischen nordens in der zeit, welche für die entstehung der eddalieder allein in betracht kommen könne, nämlich jenseits der mit dem 8. und 9. jahrhundert beginnenden Vikingerperiode, nicht im obern, nördlichen theile der halbinsel ihre heimat und blüte gehabt, sondern im südlichen theile, in Süd- und Ost-Schweden, auf den dänischen inseln, an den küsten des Kattegat und der Ostsee, überhaupt unter den dänisch-gautischen völkern, so sei auch die entstehung der eddalieder eben nur hier und nicht anderwärts zu suchen; hierher und in die „südlicheren länder,“ (nichtwahr, den Rhein?) verlegen die eddalieder selbst den schauplatz ihrer begebenheiten, hierher weise der ags. Beowulf, von hier aus sei bereits seit dem 11., 12. jahrhundert auf dem grund und boden der alten mythen- und heldendichtung die dichtung ihrer directen nachkommen, der dänischen, schwedischen und norwegischen Kæmpeviser ausgegangen. Dass Grundtvig bei solcher begründung seiner ansicht von der südskandinavischen heimat der eddalieder notwendig auch gegen Munchs und Keysers besiedelungstheorie des skandinavischen nordens entschiedenen widerspruch erhebt und die frühere und allgemein geltende zu der seinigen macht, versteht sich von selbst.

Diese, wenn auch nur wenigen, doch hoffentlich correcten mitteilungen aus Grundtvigs schriften können nur andeutungen ihres inhaltes sein; zu vollständiger kenntnisnahme, bezüglich prüfung müssen wir den leser auf sie selber verweisen. Wenn sich uns allerdings manches bedenken bei der lectüre aufgedrängt, schien es uns doch eine unbilligkeit gegen den verfasser, dies hier auszusprechen, ohne damit eine eingehende prüfung seiner behauptungen wie die begründung unseres widerspruches gegen ihn zu verbinden.[1] Es sei uns jedoch gestattet zweierlei hier auszusprechen, was sich uns bei dem lesen von Grundtvigs schriften zu widerholten malen aufgedrängt. Einmal: wie haltlos doch alle diese ansichten und meinungen über ort und zeit der lieder der Sæmundar Edda bleiben müssen, so lange man sich nicht die mühe genommen, jedes einzelne lied in beiderlei beziehung nach allen hier in betracht kommenden kriterien zum gegenstand einer besondern untersuchung zu machen; wie wären so einseitige urteile möglich, nach denen hervorstechende eigentümlichkeiten des einen liedes zugleich massgebend

1) Eins wie das andere ist der Grundtvigschen „einsprache“ gegen Keyser durch eine neue „einsprache“ gegen ihn selber von seiten seines landsmannes E. Jessen zu theil geworden, in einem artikel der unter dem titel „*Smaating* usw. Kleinigkeiten über altnordische gedichte und sagen, ‚eine einsprache‘ in der historisk tidsskrift“ (3. reihe. bd. VI, s. 226—284. Kopenhagen 1868.) erschien. Zu unserm bedauern konnten wir ihn erst erhalten, nachdem wir obiges geschrieben, dürfen aber nicht unterlassen, den leser ganz besonders auf ihn aufmerksam zu machen, als er mehrere behauptungen Grundtvigs als durchaus irrtümliche nachweist und zugleich eine anzahl momente hervorhebt, für deren würdigung Grundtvig von seinem standpunkte aus ganz unzugänglich scheint. Jessen liefert den klaren, bündigen und überzeugenden nachweis, einmal: dass die von Grundtvig zu gunsten der „dänisch-gautischen“ lieder der Sæmundar Edda behauptete verschiedenheit der mythologischen darstellung in diesen und in den isländisch-norwegischen erzählungen der Snorra Edda schlechterdings nicht vorhanden sei, in dem sich vielmehr jene darstellung auf grund der in Snorra Edda benutzten und noch in den alliterationsspuren nachweisbaren lieder auch für diejenigen mythen, die uns nicht in besondern liedern der Sæmundar Edda überliefert sind, als eine völlig in sich gleiche und übereinstimmende ergebe; sodann: dass die in den heroischen liedern der Sæmundar Edda dargestellte Wielands- und Völsungensage, ihrer speciell-nordischen zudichtung entkleidet, deutschen ursprunges sei, und wahrscheinlich im 10. jahrhundert von Norddeutschland aus, kaum wahrscheinlich über Dänemark, vielmehr direct nach Norwegen und Island gelangt sei; endlich: dass in Uebereinstimmung hiermit die lieder selber auf grund ihrer innern wie äussern form (sprache, metrik), weit entfernt eine südskandinavische heimat zu bezeugen, fast alle vielmehr in Norwegen und auf Island gedichtet sind. — Möchte doch der verfasser, dem wir uns auf dem gebiete altnordischer und dänischer philologie bereits für so manche belehrung dankbar verpflichtet fühlen, sich veranlasst sehen, obigen artikel unter benutzung von Bugges nunmehr vollständig vorliegender ausgabe einer neuen und ausführlicheren bearbeitung zu unterziehen und ihn dann besonders erscheinen zu lassen.

für zeit- und ortsbestimmung aller der übrigen sein sollen, und zugleich so widersprechende, wonach z. b. die Helgelieder dem einen zeitgenossen des dritten Sigurdliedes sind, dem andern producte der möglich jüngsten zeit, wonach die Vǫlu spá hier jung genug erschien, um die form einer stefja-drápa als ihre ursprüngliche zu bestimmen, dort bereits das 5. jahrhundert für ihre entstehung angenommen wird! — Zweitens: wie doch die annahmen, dass rücksichtlich der heimat nur der skandinavische continent, nicht auch Island, und rücksichtlich des alters nur das 9. jahrhundert und die ihm vorausgehenden, nicht auch die nachfolgenden in frage kommen können, einen fast axiomartigen charakter erhalten haben und sich der allgemeinsten zustimmung erfreuen. Und in der that, die entscheidungen über ort und über zeit der eddalieder bedingen sich ja insofern gegenseitig, als diese, wenn auf Island gedichtet, das erst seit ende des 9. jahrhunderts (870—930) seine besiedelung erhielt, nicht vor dieser zeit gedichtet sein können, wie andrerseits, wenn ein späteres alter für die einen oder andern nachweisbar wäre, nur dann erst isländische herkunft überhaupt in betracht gezogen werden könnte. Die herschende ansicht ist eben die, dass alle diese lieder spätestens vor Haraldr hárfagri (seit 861) gedichtet sein und sonach Norwegen, Schweden, Dänemark angehören müssen, dass sie von hier aus nach Island durch dessen besiedler gelangt und, nachdem sie bereits in der festländischen heimat zum theil mehrere jahrhunderte alt geworden, nun auch hier auf Island noch volle drei jahrhunderte hindurch (!) sich in mündlicher überlieferung erhalten, bis sie — die altersmüden — endlich mitte des 13. jahrhunderts in schriftlicher aufzeichnung beigesetzt wurden! Isländische herkunft der lieder wird nicht sowol durch die ansprüche auf norwegische, schwedische, dänische seitens der resp. gelehrten bestritten, als vielmehr auf grund jenes alters-axioms geradezu für undenkbar, für ganz indisputabel erklärt. Und worauf stützt sich dies axiom? Einmal auf inhalt und form der lieder, sodann auf ihre anonyme citierung in Snorra Edda. Der heidnische inhalt, behauptet man, weist auf die vorchristliche zeit des skandinavischen nordens; die germanische, nicht speciell nordische, altertümliche und einfache form, namentlich diese im gegensatz zu der schon im 9. jahrhundert so künstlichen skaldik, lässt sie jenseits derselben erscheinen; der umstand endlich, dass Snorre in seiner Edda jene lieder ohne namen je ihres dichters anführt, während er von den übrigen gedichten, die er citiert, die dichter kennt und diese bis in das 9., ja 8. jahrhundert hinauf namentlich angibt, weist darauf hin, dass, wären die namen der dichter jener lieder nicht durch ihr gar hohes altertum in der erinnerung der menschen ganz verblasst, Snorre sie gewiss ebenso sorgfältig ange-

führt hätte, wie die übrigen diesseits des 8. und 9. jahrhunderts. Zu diesen argumenten möchten wir folgendes bemerken: Sei auch der inhalt theils ein ausgesprochen heidnischer, theils jedweder spur des christentums baarer, müssen sie deshalb der heidnischen zeit angehören, d. h. müssen sie deshalb vor der einführung des christentums im skandinavischen norden, also vor dem ende des 10. jahrhunderts datieren? Nein; denn wenn auch zur angegebenen zeit das christentum in Norwegen und auf Island verkündet und gesetzlich eingeführt war, so fehlte doch noch viel, dass alle Norweger und Isländer christen in dem grade geworden, dass sie innerlich, in ihrem dichten und denken, nicht noch lange zeit hindurch heidnisch geblieben; ferner, wenn auch das christentum ein allgemein verbreitetes war, konnte dies die zu wirklichen, innern christen gewordenen dichter nicht hindern, für skaldischen gebrauch, d. h. für die bildung der auf mythe und heldensage beruhenden kenningar, lieder solchen inhaltes und in dem entsprechenden charakter zu dichten (vgl. Alvíssmál, Grímnismál, Vafþrúđnismál, das zwergenregister in der Võlu spá). Die form, zunächst die metrische, ist an sich die älteste nordische, weil germanische, d. i. nordisch-deutsche; sie ist jedenfalls vor dem speciell nordischen, dem dróttkvætt, aber sie besteht auch neben ihm bis in das 13. jahrhundert; gilt jedoch, was vom fornyrđalag, auch vom nicht-germanischen ljóđaháttr? Die sprache, obwol in mancher beziehung grammatisch, wie noch mehr lexicalisch, eine sehr altertümliche, dennoch in ihrem wert als eines kriterion für das alter durch die handschriftliche überlieferung des 13. jahrhunderts bedingt, bezüglich geschwächt; die einfachheit des stiles und der ausdrücke (man denke, abgesehen von den vielen kenningar in den eddaliedern selber, an die zahlreichen kenningar im ags. Beowulf in einer handschrift bereits des 10. jahrhunderts!) im gegensatz zur skaldischen dichtung ist eben die der sõguljóđ, wie auch in den meisten übrigen dichtungen im fornyrđalag. Rücksichtlich endlich der anonymen anführung in Snorra Edda, so werden darin im ganzen aus sieben mythologischen liedern strophen citiert aus Võlu spá c. 28, aus Hávamál 1, aus Vafþrúđnismál 8, aus Grímnismál 22, aus Alvíssmál 2, aus Lokasenna $^1/_2$ $^1/_2$, aus Skírnismál 1, aus den heldenliedern, nur aus Fáfnismál 3. Mit ausnahme von den im Skáldskaparmál citierten Grímnismál str. 43 und 47, Alvíssmál 21 und 31 und Fáfnismál 32—33 — stehen jene übrigen citate in Gylfaginning, der mythologischen abteilung von Snorra Edda. Wenn Snorre diese lieder ohne angabe ihres dichters citiert, so ist dies unseres erachtens nicht sowol und nicht zunächst ein zeugnis für ihr hohes altertum, sondern für die eigentümliche natur dieser lieder, in folge deren sie — mindestens zum teil — eben als producte der sagen- und volksdichtung

keinen bestimmten dichter haben und gar nicht anders als anonym citiert werden können. Sollen die so vielen anonymen vísur in den historischen sögur, welche die eine oder andere kundgebung von volkspoesie enthalten, deshalb so alt sein? Sollen es die sögur selber, die sögur des 13. (und 12.) jahrhunderts, die samt und sonders anonym citiert werden, und, wenigstens die Íslendinga sögur, wegen ganz analoger entstehung auch nur so citiert werden können? Ferner: wo Snorre den namen des dichters anführt, geschieht es, um die persönliche auctorität eines höfuð-, eines þjóð-skáld für die form des betreffenden dichterischen ausdruckes geltend zu machen; wo er aber jene lieder anführt, thut er es nicht wegen der form, sondern in den bei weitem meisten fällen nur ihres inhaltes wegen, dessen überlieferndes organ, der dichter, hier eben so wenig in betracht kommt, wie, wenn eine saga die andere saga um ihres inhaltes willen und nur deshalb citiert, derjenige genannt wird, der sie geschrieben. Und endlich sind es eben nur ein paar, nur 7 (8) lieder, die von Snorre citiert werden; soll man nun dies, sehr schwache kriterium widerum auf alle 30 in bausch und bogen anwenden? — So wenig wir gewillt sind dem skandinavischen festlande, namentlich Südskandinavien und insonderheit Dänemark, eine reiche sagendichtung abzusprechen, müssen wir doch die uns in den eddaliedern erhaltenen denkmäler derselben in der form und der gestalt, in der sie uns eben erhalten sind, so lange für isländische, zum theil auch norwegische, dichtungen aus den letzten jahrhunderten vor ihrer aufzeichnung betrachten, als wir nicht durch stringente beweise vom gegenteile überzeugt werden.

KIEL. THD. MÖBIUS.

BEMERKUNGEN ZU OTFRID.

1. Verbindung des verbums im singular mit dem substantivum im plural.

Nicht selten zeigt sich bei Otfrid der singularis des verbums mit dem pluralis des substantivums verbunden; die beispiele sind von Grimm, gramm. IV, 196 ff. nicht vollständig aufgezählt. Zunächst zeigt sich diese verbindung beim plural abstracter substantiva:

IV, 4, 25 *then io liutô dâtî sô scôno gihêrêti.*
I, 23, 62 *noh thih dâtî thînô in êwon ni pînô.*
IV, 6, 11 *wio ouh thio meindâtî nihein irbarmêti.*[1]

1) Ich halte *meindâti* für den nom., *nihein* für den acc., construction wie IV, 2, 28 *inan thiu armuati wiht irbarmêti.*

V, 25, 39 *zi thiu, thaz guatî sînê thes thiu baz hiar scînê.*
Sal. 13 *ni thaz mînô dohtî giwerkôn thaz io mohti.*
II, 12, 46 *joh wanana thih rînê thio holdûn kunftî sînê;*
so mit demselben verbum auch ein concretes substantivum:
I, 25, 6 *thaz thih hentî mînê ze doufenne birînê.*
(vgl. in ähnlicher verbindung den singular IV, 11, 24.).

In allen bisher angeführten beispielen kann die mehrzahl leicht als einheit aufgefasst werden; überall könnte ohne änderung des gedankens für den plur. der sing. desselben oder eines ähnlichen substantivums eingesetzt werden.

Fortfallen würden jedoch alle diese fälle, wenn man bei den im reime stehenden conjunctivformen abfall des den plural unterscheidenden *n* annehmen wollte. Otfrid, obwol sein reim weder ungleich consonantischen noch selbst ungleich vocalischen auslaut scheut, vermeidet es sorgfältig, consonantischen auslaut mit vocalischem zu binden; das einzige beispiel einer ausnahme ist IV, 4, 32 *racha: lachan.* Dieses stammhafte *n* konnte nicht wol abgeworfen werden, leicht jedoch jenes der pluralendungen. Auch sonst scheint die annahme, dass ein endconsonant zur herstellung eines genauen reimes abgeworfen sei, gar nicht zu umgehen. Denn

III, 26, 61 *nu îlêmês thes thenken joh emmîzîgên wirken,*
thaz imo io lîchê zi themo hôhen himilrîche

lässt sich *lîchê* nur höchst gezwungen (mit Kelle) als 3. sing., leicht und einfach als 1. plur. für *lîchên* erklären; ebenso wird Otfrid *firswîgê* III, 19, 9 als 1. plur., nicht als 3. sing. gefühlt haben. Dass endlich *scouô (: giloubo)* I, 18, 7 als conjunctivform mit abgeworfenem *s* (für *scouôs*), nicht als imperativ aufzufassen ist, ist mir durch vergleichung der parallelstelle V, 23, 227, wo an *biscouô* zwei verse weiter mit *joh* der klare conj. *scouôs* angeknüpft ist, noch gewisser geworden.

So blieben als sichere belege nur noch zwei stellen, an denen beidemal der sing. des verbums dem plur. *dâtî* vorangeht:

IV, 12, 15 *in muate was in thrâti thio egislîchûn dâtî.*
IV, 25, 9 *zeinôt ouh thio dâti.*

Ausserdem ist einigemal der singular des verbums mit dem plural eines substantivums mit beigefügtem zahlwort verbunden. Einmal geht er voran:

III, 7, 23 *thes sarphen wizôdes nôt bizeinôt thisu finf brôt;*
einmal folgt er:

IV, 6, 27 *bêdu thisu bilidî sô meinit thio irô fravilî.*

Dagegen IV, 28, 3 *wanta irô wârun fiarî, thie in theru dâtî wârî* nehme ich bei der klar hervortretenden vielheit von personen abwerfung

des plural-*n* (*wâri* für *wârin*) an. Die von Grimm noch angeführte stelle I, 17, 28 fällt nach Kelle's lesart fort.

Was die erklärung dieser construction betrifft, so darf man, glaube ich, nicht überall, wo diese verbindung des sing. mit dem plur. erscheint, eine dem bewustsein des redenden als einheit vorschwebende vielheit herauszupressen suchen; besonders bei vorangestelltem verbum — der bei weitem häufigere fall, wenn wir die zu anfang angeführten beispiele als unsichere belege betrachten — kann man sagen, dass der schriftsteller, als er das verbum setzte, die numerale beschaffenheit des subjects überhaupt unberücksichtigt und unbezeichnet liess und deshalb dem prädicat die einfachere und zunächstliegende form des singularis gab. Dies gilt von den mittelhochdeutschen nicht weniger als von den griechischen beispielen,[1] wie viel mehr von dem noch mit mühe in grammatische erkenntnis sich hineinarbeitenden Otfrid.

2. Umschreibung zusammengesetzter zahlen.

Charakteristisch für Otfrid ist die unbehülflichkeit im ausdruck zusammengesetzter zahlen, bei deren umschreibung er manchmal wundersame umwege macht; klares und schnelles überblicken der zahlenverkältnisse mochte seine stärke nicht sein. 12 wird umschrieben *zwîrô sehs* I, 22, 1; 200 ist *zwîrô zehanzug* II, 8, 32; 300 daneben *thrizug stunton zehinu*, obwol *hunt* ihm ebenfalls zu gebote stand (II, 4, 3); 153 ist *thria stuntôn finfzug ... ouh thrî* (V, 13, 19); 38 wird durch subtraction dargestellt als 40 — 2: III, 4, 17 *wancta zwein, ih sagên thir thaz, therô jârô fiarzug ni was;* 40 tage werden umschrieben als 960 stunden II, 4, 3; zum citieren des 21. psalms werden IV, 28, 19 nicht weniger als drei langzeilen gebraucht. Wo ein substantivum unmittelbar beim zahlwort steht, wird es meist im genitiv vom zahlwort abhängig gemacht; so an den angeführten stellen und I, 14, 12 *fiarzug dagô.* II, 11, 38 *therô jârô ... fiarzug inti sehsu.*

3. Über die anwendung des refrains in Otfrids evangelienbuche.

Während in den übrigen erhaltenen althochdeutschen denkmälern des 9. jahrhunderts der refrain sich beschränkt auf das dem schluss der strophe angefügte *kyrie eleison* (lied vom heiligen Petrus. Erwähnung im ludwigsliede v. 47), hat er bei Otfrid grössere ausdehnung und kunstmässige verwendung gefunden.

1) Vgl. über diese meine abhandlung *de Pindari usu syntactico.* Halle 1867. S. 6 ff.

Die regelrechteste, durchgearbeitetste form des refrains erscheint in einigen abschnitten, in denen in gleichen abständen je zwei langverse widerkehren, dem gedanken, zu dessen bestätigung alles in den dazwischen liegenden versen gesagte dient, immer von neuem ausdruck verleihend. Diese abschnitte finden sich in den eingangscapiteln des zweiten und fünften buches. Im ersten (II, 1, 13—32) ist durch 20 verse regelmässige responsion durchgeführt: je zwei verse bilden den vordersatz, auf den der beständig widerkehrende, ebenfalls zwei verse umfassende nachsatz folgt:

sô was er io mit imo sâr, mit imo worahter iz thâr,
sô was ses io gidâtun, sie iz allaz saman rietun.

Die verse kehren allemal ganz ohne abweichung wider.

Ebenso kehren im eingangscapitel des fünften buches *(de utilitate crucis)* von v. 17 bis zum ende fünfmal, nachdem jedesmal in vier langversen eine neue, bedeutungsvolle eigenschaft des kreuzes angeführt worden ist, zwei verse wider, die den aus dem vorhergehenden sich ergebenden grundgedanken aussprechen:

. . *nist wiht in themo boume, thaz friuntilîh giloubê,*
thes mannilîh giwis sî, thaz thâr ubbîgaz sî.

Hier sind die verse nicht ängstlich genau in derselben form widerholt, sondern in der anknüpfung (*bi thiu nist* 29. 41. *nist avur* 35.) zeigt sich einige abwechselung; *ubbîgaz* und der partitive gen. *ubbîges* wechseln.

Eine zweite klasse bilden diejenigen stellen, an denen mehrere verse ganz oder teilweise widerkehren, aber nicht in genau gleichen abständen sich zeigen, sondern nach längeren oder kürzeren abschnitten widerholt der erzählung oder betrachtung ruhepunkte darbieten, an das vorher gesagte erinnern, und so nicht gerade den vers, wol aber den gedankengang gliedern. Sie finden sich sämmtlich im fünften buche.

V, 8, 31. 32 wird die bedeutung der namentlichen anrede aus dem munde Christi hervorgehoben:

sama so er zi iru quâti: irknâi mih bi nôti
in muate lâz thiriz heiz, wanta ih thînan namon weiz.

Diese verse werden ziemlich genau zweimal widerholt, nachdem zur erläuterung einmal das beispiel des Moses, das zweite mal das der Eva angeführt ist, V, 43 f. 53 f.

Dazu noch mehrere beispiele aus den an den schluss gestellten abschnitten über das jüngste gericht:

V, 19, 11—14 *ward wola in then thingon thie selbûn mennisgon*
thie thâr thoh bigonôto sint sichor irô dâtô,

in thie thoh ubil thanne nist wiht zi zellenne
mit thiu sih thoh biweriên joh eteswio gineriên.

Die zwei ersten verse kehren unverändert wider 19. 20; alle vier, jedoch mit umstellung der reimenden worte des ersten, 41—44; wider die zwei ersten 55. 56; und wider alle vier am schluss des abschnittes, mit abschliessend motivierender anknüpfung

63—66 *bi thiu ist wola ff.*

Durch den langen, mit besonderer kunst und teilnahme gearbeiteten abschnitt V, 23 ziehen sich häufig widerholt neben einander zwei stücke von je 4 langzeilen; der eine enthält das gebet um vermeidung der höllenstrafen, anknüpfend an deren schilderung, so wie an die sünden und unvollkommenheiten des irdischen lebens (11—14. 79—83 mit geringer, im folgenden widerkehrender abweichung. 95—98. 105—108. 115—118. 145—148. 157—160.); der andere, noch häufiger und oft mit dem ersten abwechselnd widerholte, enthält, anknüpfend an die schilderung der ewigen freuden, positiv die bitte, ihrer einst gewürdigt zu werden. (27—30. 57—60. 129—132. 171—174. 183—186. 193—196. 205—208. 219—222. 231—234. 241—245. 255—258. 269—272. 283—286. 295—298 [schluss des abschnitts]).

Endlich zeigt zum schluss des ganzen werkes V, 25, 93 ff. die schwungvolle rede anfang zu künstlicher strophischer gliederung. Vier langzeilen enthalten das lob gottes:

93—96 *themo sî guallîchî ubar allaz sînaz rîchi,*
ubar allô worolti sî diurî sîn io wônanti;
in erdu joh in himile, in abgrunte ouh hiar nidere,
mit engilon joh mannon, in êwînîgên sangon!

Nach einem abstande von widerum 4 langzeilen werden die beiden ersten jener verse dem gedanken nach, die beiden letzten wörtlich genau widerholt.

Als dritte, unvollkommenste form endlich, gewissermassen nur als ansatz zum refrain, können einige stellen bezeichnet werden, an denen sich nach längern zwischenräumen derselbe gedanke, das vorhergehende zusammenfassend, mit einigem anklang an die worte, in denen er das erstemal ausgedrückt war, widerholt.

So ebenfalls im fünften buche:

V, 6, 31 *g i l o u b e n t s i e t h a z k r u z î joh selben kristes wizi,*
joh eigun ouh giwissî thaz sîn irstantnissî.
49 *giwisso iz wirdit thanne, t h a z s i e g i l o u b e n t a l l ê,*
thaz sie after themo guate sint rôzagemo muate.
67 *g i l o u b e n t s i e t h i e d â t i, thoh iz wesê spâti,*
joh irkennit thaz muat, wio selbo druhtîn irstuant.

Vgl. V, 20, 37. 43. 53; V, 10, 27. 28 und 35. 36, wo dieselben gedanken in umgekehrter reihenfolge widerholt werden; und noch ein beispiel aus einem andern buche II, 11, 11. 12. 13. 19. — Dagegen sind V, 15, 3. 13. 26 die drei fragen und antworten, die zu refrainartiger widerholung hätten anlass geben können, jedesmal verschieden ausgedrückt.

Es zeigt sich also der refrain bei Otfrid in verschiedenen graden der vollkommenheit, und zwar fast ausschliesslich im fünften buche, besonders in den schlussabschnitten. Wir sind wol berechtigt, ihm die ausbildung dieser kunstform als eigentümliches verdienst zuzuschreiben, ohne die einwirkung der muster, die er an den geistlichen hymnen gehabt haben mag, allzuhoch anzuschlagen.

GRAUDENZ. OSKAR ERDMANN.

EIN WUNDERLICHER RHEINISCHER ACCUSATIV.

Wer alemannischen boden betritt oder mit einem Alemannen verkehrt in vertraulicher stunde, wo er sein Deutsch mehr nach landesart gehen lässt, der kann hören, wie da statt des masc. accusativs merkwürdiger weise der nominativ gesetzt wird. Mir war die sache wol bekannt, z. b. aus Hebels alemannischen gedichten, der sie auch in der vorrede (s. 5 der ausg. 1820) als grammatische regel anführt, *der tag* z. b. sei zugleich *der* und *den tag;*

der tag verwacht im tanne-wald, er lüpft
alsgmach der umhang obsi (über sich, in die höhe). S. 190.

Aber es ist ein grosser unterschied, ob man dergleichen nur in einem buche sieht oder lebendig hört. Wertvoll wurde mir dies *der* als accusativ erst, ja ich möchte sagen erst glaubhaft, als es aus dem munde auch gebildeter an mein ohr schlug; vorher war es mir höchstens eine verdriessliche unbegreiflichkeit, die man nicht an sich kommen lässt, nun reizte es meine neugier, zumal seit ich es aus dem munde eines deutschen philologen von fach hörte, von dem kürzlich verstorbenen Franz Pfeiffer; auch aus Franz Mich. Felders munde könnte ich aufgezeichnete beispiele anführen.[1]

1) *Kenscht dér da?* fragte er mich z. b., indem er mir eine photographie zeigte. Auch von Pfeiffer doch ein beispiel, es wird glaubhafter damit: *der Bartsch kenn ich seit* .... äusserte er in Heidelberg im herbst 1865. Also betont wie unbetont.

Wie alt ist dieser wunderliche accusativ? und wie in aller welt sind die Alemannen darauf gekommen?

Auf die erste frage kann ich einige antwort geben, er lässt sich bis ins 14. jahrhundert und weiter zurück nachweisen.[1] Als ich in J. Grimms auftrag den vierten band der weistümer beim drucke philologisch besorgte (es muste eilig gehen), fielen mir fälle auf wie folgende: *des vordret er und bat sin* (d. i. zum fürsprechen vor gericht) *Wernher Jans von Bar. der stalt sich zû im und bat d e r richter umb ein rat ze erlouben*, s. 364, trat zu ihm hin und bat zunächst d e n richter um die erlaubnis einer besprechung (mit seinem clienten); *wenn es daran khomt* (zum gericht), *so sond si d e r stab von inen geben*, s. 365, „unsere herren von Capell" sollen d e n richterstab dann abgeben; beide stellen sind aus einem Zuger weistum vom jahre 1381. In einem Lucerner weistum vom jahre 1346: *item ist von alter har komen, dz man daselbs alle jar vier setzen sol* (d. i. eine behörde aus vier männern bestehend). *des gît die herschaft ze dem ersten dar den ersten* (sie hat dabei den ersten zu „präsentieren," *dar* zu *geben*), *und nimpt d e r s e l b die gebursami nit, ein andern.* ebenda s. 385, lässt d e n s e l b e n die bauerschaft nicht gelten. Auch bei *der* allein, als relativ: *ein banwartampt sol och lihen ein probst dem, d e r meijer und die gnoszen kiesen.* s. 378, aus Lucern und der ersten hälfte des 14. jahrhunderts. Auch *einer* für *einen: item weri dz ein wirt win hetti* (von solcher art) *das e i n e r bedüchti* (dass er) *einem wunden man oder einem kranken mönschen nit zû gehörti* (nicht zuträglich wäre) ... s. 385. Es sind wol der beispiele genug, dass niemand dies *der* u. dgl. m. für schreib- oder druckfehler halten wird; jene merkwürdige grammatische erscheinung von heute ist damit bis in die mhd. zeit zurückversetzt.[2]

Aber sie muss noch älter sein. Ein beispiel aus dem 12. jahrhundert bietet das von Jos. Haupt 1864 herausgegebene Hohe Lied: *an disen drin worhten mugin ir den vater unde den sun .. irchennen. wande da wirt genemmet daz houbet unde daz golt .... daz houbet daz bezechenot d e r gewalt, daz golt bezechenot den wistûm.* 77, 30 (*gewalt* gott der vater, *wistuom* gott der sohn, s. R. Köhler in der Germ. 8, 25). Damit tritt denn auch das fragliche *der gouch* in Lachmanns Walther 73, 31 in das rechte licht, das nicht vocativ sein kann:

1) Weinhold alem. Gramm. s. 460 fg. hat nichts davon.

2) In den vielen alemannischen weistümern des ersten bandes ist mir noch kein beispiel aufgestossen. Aber der umstand wäre als gegenbeweis nicht brauchbar. Denn es sind spuren da (s. z. b. meine anmerk. zu 4, 216), dass J. Grimm die texte dort in solchen kleinigkeiten zuweilen in der älteren gemütlichen weise behandelt hat, stillschweigend bessernd. Man muss das für philologischen gebrauch der texte wissen.

hiure müezens beide esel und der gouch
gehœren ê si enbizzen sîn;

wie die heidelberger handschrift *den gouch* gibt, so ist auch *der gouch* von dem schreiber der pariser handschrift als accusativ gemeint, den ja der sinn verlangt. Dass diese *der, einer* bloss vereinzelt auftreten, mitten zwischen richtigen accusativen, macht sie doppelt merkwürdig; entweder waren sie damals wirklich erst im aufkommen und verbreiten begriffen, oder die mundart lag beim schreiber im kampfe mit dem regelrechten hochdeutsch, wie noch jetzt bei gebildeten. Genauere beobachtung würde bestimmteres zu tage fördern.

Allein der närrische accusativ ist nicht einmal bloss alemannisch. Man hört ihn auch in Köln. Ich habe von einem ohrenzeugen ein beispiel, der dort kindern zusah, die einen frosch zu tode zu schlagen beflissen waren und endlich oft widerholt riefen: *jetz gitt er der geist uf!* In dem kölnischen liede vom einzug der Franzosen im jahre 1794 (Soltau hist. volksl. 569, Weyden köln. volkslieder s. 4) kommt vor:

do han mer auch der dag erläv (erlebt),
dat mer dat geld met pap (kleister) *gekläv;*
se ginge domet wal üvver der Rein.

Auch in Aachen: *wie hee der berg reet besog,* wie er den berg recht besah, *op der berg*, auf den berg, siehe Müller und Weitz, Aachener mundart s. 274; mehr beispiele von dort in Frommanns mundarten 2, 546, darunter eins für den dativ, der ja im leben längst im accusativ aufgegangen ist: *en schrêf der bûr derselven dag*, und schrieb dem bauer denselben tag s. 545. Ebenda s. 556 ff. beispiele aus dem Elsass, wie:

dr gluzzer (schlucken), *der i hâ,*
der winsch i mîm schätzle-n-â;

„unsere mundarten kennen keinen accusativ" A. Stöber ebendas. s. 561. Also oben und unten im Rheinlande. Einer meiner bekannten aber will es von einer Mainzerin gehört haben. (Frankfurt hat nichts davon). Weiteres aufmerken von solchen, die gelegenheit dazu haben, wäre zu wünschen; denn die erscheinung hat wert für die innere und äussere geschichte unserer sprache im westen und für die geschichte der lebendigen berührungen der stämme unter einander. Zunächst liegt darin wahrscheinlich wieder einer der züge vor, in denen sich das gesammte Rheingebiet bis in alte zeit zurück als ein ganzes für sich darstellt, in dem quer durch die verschiedenartigsten grundstoffe hindurch das reiche verkehrsleben Rhein ab Rhein auf eine art neuer einheit hergestellt hat, bis in die schweizerischen Alpenthäler hinein.

Wie entstand aber diese grammatische ausartung? Eine triftige antwort könnte nur das ergebnis einer sehr mühsamen geschichtlichen

untersuchung sein. Aufs vermuten angewiesen denkt man zuerst wol an französischen einfluss; dass wirklich auch in solchen grammatischen kleinigkeiten, die von hundert menschen kaum einer beachtet, eine wechselwirkung zwischen deutsch und französisch, ein zusammengehen beider in ihrer entwickelung, und zwar durch den einfluss des lebens, nicht der bücher, von jeher statt hatte, das ist durch thatsachen bezeugt (s. z. b. Grimms wörterb. 5, 546) und verdiente einmal eine gründliche darstellung. Allein notwendig ist gerade hier der französische einfluss nicht. Denn ganz ausser seinem bereiche, in niederdeutschen mundarten lebt eine entsprechende ausartung, nach der man beim masc. umgekehrt den accusativ mit für den nominativ braucht, auch das schon mnd., wie jenes alem. *der* schon mhd. (s. z. b. Lübbens Rein. Vos s. 236 und s. XVIII). Beides sind äusserungen des allgemeinen und uralten strebens, aus der überlieferten formenfülle, die dem rascher werdenden denken und sprechen hinderlich ist, heraus zu grösserer einfachheit zu kommen. Liegt doch beim fem. und im plur. die einheit des nom. und acc. schon seit jahrhunderten, beim neutr. seit jahrtausenden vor. Aber der accusativ mit als nominativ gebraucht ist doch etwas weniger merkwürdig (er ist ja auch z. b. französisch, englisch), als der nominativ für accusativ und dativ. Letzteres sieht so schulmässig aus, wie von den schulbänken stammend, wo man das wort in der form des nominativs sich einzuprägen angewiesen wird in folge alter überlieferung, weil ihn die griechischen grammatiker den andern casus vorangestellt haben als den subjectscasus, der den einfachen satz anführt.

Der aufsatz war geschrieben, als sich gelegenheit fand, in der nähe des betreffenden sprachgebietes aus lebendigen quellen ergänzungen zu schöpfen. In Würzburg in der deutschen abteilung der diesjährigen philologenversamlung fiel mir ein, über die sache vorzutragen was ich wuste, und nach weiterem zu fragen. Und da war denn genug lebendige kunde glücklich beisammen, um das bild der sache zu einem leidlichen ganzen abzurunden. Sie ist wirklich im ganzen und grossen eine eigenheit des gesamten Rheinlandes in dem erweiterten sinne, von den Schweizerbergen bis hinunter zu den Niederlanden, diese eingeschlossen, wie ich schon vermutet hatte.

Wenn fürs Elsass schon Stöbers zeugnis vorlag,[1] so wuste für den Breisgau Lexer[2] aus Freiburg davon zu berichten, wie es z. b. bis in

1) Ein älteres zeugnis z. b. bei Keisersberg: *der geifer sol man nit müschen under das blût Christi.* postille 1, 24^b.

2) Vergönnen mir die herren, sie für ihre mündlichen beiträge in derselben kurzen form zu citieren, wie es geschähe, wenn sie gedruckt mitgeteilt wären.

sein haus, zu seinen kindern vorgedrungen sei. Für Würtemberg konnte Holland die angabe machen, dass da im süden die erscheinung genau bis zur gränze des Alemannischen reiche, darüber hinaus im Schwäbischen aber aufhöre.[1] Für die Niederlande andererseits war De Vries aus Leiden als zeuge da, dass dort in der lebenden sprache im masc. der nominativ und accusativ gleich seien *(de man)* wie beim fem., obwol er zweifel hegte, ob darin der nominativ und nicht vielmehr der accusativ zu erkennen sei, da dort jedes schliessende *n* unbetonter silben beim sprechen wegfalle, sodass auch *den man* im sprechen zu *de man* wird. Mir scheint, der zweifel müsse sich geschichtlich erledigen lassen, ich meine aus einer beobachtung des aufkommens der erscheinung; denn wie sie im Oberlande, um in der älteren sprache des Rheinlandes zu reden, bis in die mhd. zeit zurück sich finden liess, so wird sie auch im Niederlande in frühere jahrhunderte zurückgehn, sicher auch am Niederrhein.[2] Aus dem flämischen sprachgebiete machte übrigens Heremans aus Gent die angabe, dass man da den noch erkennbaren accusativ des masc. mit als nominativ brauche; auch das ist aber dem übrigen Rheinlande nicht fremd, davon nachher.

Noch aber fehlt der Mittelrhein, das bindeglied. Dafür lag nur eine briefliche mitteilung Riegers aus Darmstadt vor. Danach ist unser rheinischer accusativ zwar nicht darmstädtisch, auch nicht wetterauisch (nach den sprachproben bei Kehrein auch nicht rheingauisch), blüht aber an der Bergstrasse, im Odenwalde, auch weiter in Oberhessen, ist übrigens auch in Darmstadt bei den kindern selbst gebildeter häuser nicht hintanzuhalten, eingeführt durch dienstboten aus den genannten gauen. So zeigt sich denn doch am Mittelrhein eine lücke, aber mehr in der ebene, als im berglande; sollte das von jeher so sein? oder ist die form da nur ausgestorben? Dafür geht sie aber hier im berglande ziemlich weit ins binnenland hinein, bis in die gegend von Hersfeld, wie in Würzburg bezeugt wurde. Man sagt in Oberhessen z. b. *mach der kaffee, bring mir der schlüssel;* aber auch das nicht ohne ausnahmen, denn es heisst z. b. *setz das ufn tisch* (wie in Thüringen und weiter nach osten), aber merkwürdig wider bei betonung des artikels *uf dér tisch.* Man sieht, da ist noch viel zu beobachten, um der erscheinung nach ihrer verbreitung, ihren regeln und ihrem geschichtlichen ursprunge auf

1) Genaueres nun bei Birlinger, die alem. sprache rechts des Rheins s. 153, „die benachbarten Schwaben heissen das irrtümlich judensprache.“

2) Mir steht vor der hand nur eine spur davon zu gebote. In der pilgerfahrt des Arnold v. Harff vom jahre 1496 (herausg. von Groote. Köln 1860) heisst es s. 141, 34: *uf dem hoigen altaer tzoynt* (zeigt) *man sent Thomas apostel rechter arm.*

den grund zu kommen. Die beobachtung würde aber zugleich der volksgeschichte des westens selbst zu gute kommen. Besonders auch die lücken, die sich wahrscheinlich weiter finden, könnten wichtig werden, um den wegen, die die erscheinung nahm, oder andern einflüssen auf die spur zu kommen. Die einheit der sache im ganzen über das Rheinland hinunter wird durch die lücken schwerlich gestört werden. Geht doch eine solche neugeschaffene einheit auch in andern lebensgebieten durch das Rheinland, wie denn bei der besprechung in Würzburg prof. Dahn gelegenheit nahm, aus dem rechtsleben anzuführen, dass sich im ehelichen güterrechte eine art einheit im Rheingebiete herausgebildet habe von oben bis unten, also in einem ganz wichtigen stücke des häuslichen und gemeindelebens.

Zu dem accusativischen nominativ gibt es aber dort auch das gegenstück, den masculinen accusativ als nominativ gebraucht, der mit jenem sich kreuzt. Wie er aus dem Flämischen schon oben auftrat, so hat ihn auch die Aachener mundart; bei Müller und Weitz, Aach. mund. 271, heisst es z. b.: (solche dinge) *weesz ich wie enen Öcher jong*, wie irgend ein Aachener kind. Und die Luxemburger, denn Ganglers lexicon der Luxemb. umgangssprache s. 107 gibt z. b. „*desen*, dieser, dieser hier,“ und s. 101 „*dee'*, vor einem vokal und vor d, h, t, z *deen*, derjenige, der wer,“ z. b. *deen et lâng hoit, dee' lésst et lâng hènken*, wer lang hat lässt lang hängen. Aber auch der Mittelrhein, denn in Darmstadt sagen dieselben kinder und dienstboten, die jenen nominativ brauchen (z. b. *wo ist mein stock? leih mir einmal deiner*) — eben auch z. b.: *unsern vater, unsern herr ist wider gekommen*, oder: *den mann, wo gestern da war, ist wider da;* auch aus Oberhessen wurde das bezeugt. Vielleicht geht das aber nicht weiter nach oben, denn es schliesst sich geographisch an die gleiche erscheinung auf niederdeutschem gebiete an, die oben erwähnt wurde.

Überaus merkwürdig ist aber die gleichzeitigkeit der beiden gegentheiligen erscheinungen auf nieder- und mittelrheinischem boden. Man sieht daran recht das tastende suchen des sprachgefühls nach befreiung aus dem unbequemen formenreichtum, und — dass das Rheinland der älteste culturboden Deutschlands ist, wo die allgemeine bewegung sich am weitesten vorgeschritten zeigt. Das kann wol zugleich eine tröstende betrachtung für die väter und lehrer dort sein, die täglich ärger darüber zu verschlucken haben. Das vereinsamte masculinum[1] will durchaus auch

1) Auch beim fem. ist übrigens die herstellung der einheit mit dem nom. versucht worden, den man mit als acc. benutzte, z. b. in einem bairischen beichtspiegel aus dem 13. jahrhundert: *daz ich oft und dikk .. hon gesmekt und kort gut edeleu speis, suses edeles trinken, suseu speis* u. s. w. Mone, schausp. des mitt. 2, 113.

auf den fuss treten, auf dem seine geschwister, das neutrum und femininum, schon lange stehen. Denn auch im femininum und im ganzen plural ist die gesuchte einheit in der volkssprache längst hergestellt, grundsätzlich wenigstens, wahrscheinlich durch ganz Deutschland. Der grundsatz, der da durchzuführen erstrebt wird, ist der, für alle casus mit *die* auszukommen, z. b. *mit die leute kann ich nicht auskommen, bei die hitze kann ichs nicht aushalten;* dergleichen sagt man in Sachsen wie in Preussen und in Baiern und glaub ich auch in der Schweiz, obwol auch das seine lücken und ausnahmen hat; man braucht z. b. in Leipzig dies *die* fast nur im falle der betonung, sonst heisst es meist *bein leuten* und dergl. Ob aber der letztere fall nicht jenem nachfolgen wird?

An solchen grammatischen, kleinen und doch besonders wichtigen dingen lässt sich übrigens recht sehen und empfinden, was das hochdeutsch ist — eine kunstsprache, die sich dem naturgesetzlichen zug und strom des lebens entgegenstemmt, schon seit jahrhunderten. Ganz so stemmte sich einst das latein den volksmundarten entgegen, vergeblich, wie man weiss. Unser hochdeutsch wird geschichtlich jetzt etwa auf dem punkte stehen, wo das latein im dritten jahrhundert n. Chr. stand. Aber es wird sich nie so vom boden weg in die luft drängen lassen zu einer blossen stuben- und büchersprache, wie es dem latein geschah: die lebensbedingungen der neuzeit sind ganz andere als die des altertums waren.

LEIPZIG, OCTOBER 1868. R. HILDEBRAND.

DIE BEDEUTUNG DER KRYPTA.

Was bei den kirchenbauten des mittelalters die krypta, diese kirche in und unter der kirche, für sinn und zweck gehabt habe, ist, so viel ich weiss, noch nicht völlig glaubhaft ermittelt. Wenn zuerst, in der altchristlichen zeit, ein unterirdischer raum mit christengräbern, besonders mit märtyrergräbern, wie in den katakomben zu Rom, so hiess, dann auch ein solches märtyrergrab unter dem altar einer darüber errichteten kirche, so ist doch nicht klar, warum man die krypta z. b. in Deutschland fortführte und besonders in der romanischen stilperiode zu einer ganzen kirche erweiterte. Angegeben werden zwar mehrerlei zwecke, es ist aber keiner darunter, der volle überzeugung zu erwecken vermöchte; das habe ich kürzlich von einem manne vom fache selbst gewissermassen amtlich aussprechen hören. Eben das gibt mir den mut,

mit privatgedanken darüber herauszurücken, die mir nicht aus fachstudien, zu denen ich nicht die zeit habe, sondern bei der philologischen beschäftigung mit dem leben unsrer vorfahren beiläufig gekommen sind. Ich will sie gleich auch so vorführen, wie sie mir eben gekommen sind, dass sie sich selbst rechtfertigen.

Als ich mit der bearbeitung des zweiten hunderts von Soltaus historischen volksliedern zu thun hatte, fiel mir in einem kirchlichen streitliede aus Solothurn vom jahre 1533 auf, dass sich die katholischen aus der pfarre des heiligen Ursus als dessen kinder bezeichnen:

sie sprachend: wir sind sant Ursen kind,
die von den Luterischen verraten sind,
sin kilch wend (*wollen*) wir behalten (*behaupten*). Soltau 2, 147.

Die reformierten wollten nämlich die kirche für sich haben und reformieren; dagegen sträubt sich das gefühl, so zu sagen das pfarrgefühl der altgläubigen, und das sucht seinen ausdruck eben in dem *wir sind* (und bleiben) *S. Ursen kinder!* Also der pfarrheilige war der herr und vater seiner „pfarrkinder," ganz wie im ausserkirchlichen leben ein kleiner landherr z. b. seine untertanen als *kinder* anredete (Grimms Wb. 5, 721), sie ihn als herr und vater ansahen; denn vater und herr war unserer vorzeit éin begriff, der sohn nannte seinen vater auch seinen herren (Gudrun 611, 3), redete ihn *herre vater* an (Helmbrecht 1192). Jenes kirchliche verhältnis muss mit diesem weltlichen in den gedanken der gläubigen wirklich so zusammengeflossen sein, denn z. b. die „himmelskönigin" Maria wird im 17. jahrhundert und noch jetzt in einem geistlichen volksliede aus Franken ausdrücklich zugleich als *herzogin zu Franken* gegrüsst, mit ausdrücken wie von einem weltlichen herscher:

O himmlische frau königin,
durch alle welt ein herscherin!
du (*zugleich*) herzogin zu Franken bist,
das herzogthum dein eigen ist u. s. w.
Ditfurth, fränk. volkslieder 1, 47.

Besonders die letzten worte machen deutlich genug, dass hier von mehr als einem sogenannten poetischen bilde die rede ist, an das wir bei unserer art der erziehung und ausbildung zu denken angewiesen sind; dass hier nicht die hübsche erfindung eines einzelnen dichters (d. h. stubendichters) vorliegt, hinter der kein ernst ist, sondern die äusserung einer tief und weit greifenden massenüberzeugung, ein stück wirklichkeit. Die vorstellung des pfarrverhältnisses als einer kindschaft dem heiligen gegenüber gilt übrigens noch in katholischen landen; im märz dieses

jahres, als in Orleans die verpflichtung der jungen leute zur neugegründeten *garde mobile* nach pfarreien statt hatte, unter grossem widerstreben der betroffenen, da zogen die aus der pfarrei S. Nicolas mit einem trutzliede durch die strassen, in dem es u. a. hiess:

La garde mobile n'aura pas
les enfants de Saint Nicolas!

So hatte denn der heilige eine art lebendiges gemütliches verhältnis zu seinen pfarrkindern wie zur ganzen pfarre. Den gläubigen war er aber auch selber wirksam gegenwärtig, ja das erhöhte gefühl empfand ihn gewiss wie lebendig gegenwärtig, vertreten durch seine gebeine oder doch etwas von ihnen. Dort, unter dem hochaltar, lag ja sein leib, seine seele aber stieg für die gläubigen vom himmel nieder und erfüllte gleichsam den heiligen raum. Wer die kirche betrat, kam zu ihm wie zu gaste, und auch der verfolgte verbrecher trat da aus dem rechts- und gewaltkreis des weltlichen gerichts in die gewalt des heiligen über.[1]

Das ungefähr war mir in folge jener liedstelle deutlich geworden, als ich bei Ebernand von Erfurt auf ein wort stiess, das mich von einer neuen seite daran erinnerte. Er erzählt von einem dom und will seinen heiligen namhaft machen:

der furste in himelrîche,
der ist wirt über den tuom
(eȥ ist ein erzebistuom) —
sente Michahêle,
der meister ist der sêle,
dem ist die selbe kluft (eine höhlenkirche) gewiet.
Heinrich und Kunigunde 2763.

Das *wirt über* ... stellt den erzengel als herrn und eigner des doms dar, der wol darin wie zu hause ist, aber doch für gewönlich eine noch höhere andere wohnung hat; es ist wie mit einem weltlichen fürsten und einer einzelnen seiner vielen burgen. Aber ein kleinerer unter den heiligen wohnt geradezu in seiner kirche, nur das kann in dem *hûswirt* ebenda v. 1127 liegen; es heisst von der heiligen Kunigunde, sie

1) Welche kluft scheidet diese gedanken unserer vorfahren von unseren, wenn wir z. b. von Thomaskirche, Thomaskirchhof, Nicolaikirche, Nicolaischule u. s. w. reden! oder wenn jetzt noch für eine neue protestantische kirche der name eines heiligen ausgewählt wird. Wenn freilich Vilmar in seinem Idiot. von Kurhessen s. 219 einen artikel beginnt: Körein, einer von den heiligen, welche vorzugsweise ihre namen zu flüchen und schwüren musten misbrauchen lassen, Sanct Quirinus — so waren ihm die heiligen offenbar wider lebendig vorhanden; es gieng ihm eben mit ihnen wie Schillern mit den göttern Griechenlands.

bûte ein munster wol getân,
dâr wart sente Stephân
hûswirt der mertelêre.

Also die kirche ist dem heiligen, was z. b. einem grafen seine burg, sein *hûs*, dessen wirt er ist (vgl. noch jetzt *gotteshaus*), die pfarrei aber entspricht dem hörigen burggebiete mit seinen insassen. Wo aber in der kirche wohnte der heilige? Die kirche gehörte ja zugleich der gläubigen menge und den priestern an, ungefähr wie eine herrenburg zugleich den mannen und untertanen des herrn dienen muste.

Als ich nun die erwähnte äusserung von der unsicherheit über die krypta hörte, mit einer schilderung der Naumburger krypta, und mir aus allem der eindruck kam, dass die krypta gleichsam das allerheiligste in der kirche sein müsse, da wuste ich auf einmal, wo der heilige seine wohnung hatte: eben in der krypta. Sie war dem *hûswirte* der kirche, was einem herren in seiner burg seine besondern gemächer, seine *kamere*, wie das hiess (vgl. *kammer* in Grimms Wb. 5, 112),[1] wozu nicht jeder aus der menge zutritt hatte, nur die vertrauten und nächsten diener, d. i. dort die priester. Sie war in der kirche, als der innerste und wichtigste raum derselben (ganz wie die *kamere* auf burgen), und doch zugleich halb getrennt davon für sich; aber wider in der vollen form einer kirche, weil sie wol ursprünglich eben der verehrung des heiligen diente; zugleich aber in der form einer gruft, weil ja der heilige nun im grabe lag. Denn da unten ruhte der heilige oder was von ihm übrig war, in leiblicher anwesenheit. Der altar der krypta war wol ursprünglich zugleich das grabmal des heiligen. So in Rom zu St. Peter, wie z. b. Hermann von Fritzlar im 14. jahrhundert erwähnt: *sente Pêters gebeine und sente Paulus ligen under dem hôhen alter sente Pêters* (der kirche selbst) *in der kluft*,[2] *vermûret under deme altâre* (d. h. der krypta), *und dâ tar nîman messe singen wan der bâbist alleine.* Myst. 1, 123. Der altarplatz der krypta ist nämlich meistens genau unter dem hochaltar der kirche, sodass letzterer wie der vertreter von jenem für die menge erscheint, wie ihr wol die kirche selbst den heiligsten raum, die krypta vertrat. In kirchen ohne krypta sind die reliquien des heiligen, so viel ich weiss, oft wenigstens in oder unter dem hochaltar der kirche selbst niedergelegt. Baute man etwa krypten nur da, wo gleich zu anfang von dem erwählten heiligen auch die gebeine zur hand waren? oder wo man doch sie zu erwerben hoffte? So würde sich erklären,

1) Ein vocab. des 15. jahrhunderts erklärt *cripta* als *ein camer under der erde, und is in den kerken.* Diefenbach nov. gloss. 120ᵃ.

2) *kluft* eine umformung von *crypta* (wie *gruft* auch), s. Grimms wb. 5, 1265.

warum diese gruftkirche nicht gerade ein notwendiges stück eines kirchenbaues war. Bekannt ist übrigens, welche mühen und kosten man aufwante, selbst list nicht scheuend, um für eine kirche die gebeine ihres heiligen, oder, wo das nicht möglich war, doch etwas von ihm herbeizuschaffen. Denn dies erst verbürgte den gläubigen die anwesenheit des gewählten schutzheiligen in der kirche und pfarre, und auf diese anwesenheit kam alles an. Daher erklärt sich wol auch mit die häufige doppelheit, ja mehrheit derselben reliquien an mehreren orten. Der ursprüngliche gedanke von der notwendigkeit der reliquien muste ja ins gedränge kommen durch das weit grössere bedürfnis darnach, er muste also notwendig so zu sagen abwege einschlagen. Aber noch jetzt gilt in katholischen landen der grundsatz, dass für gründung einer kirche wenigstens irgend eine reliquie überhaupt, im hochaltar niedergelegt, unumgänglich nötig ist; so wurde mir wenigstens im Bregenzerwalde von bauern versichert bei gelegenheit der einweihung einer kirche. Auch das ist nur begreiflich als das letzte endchen gleichsam von dem oben entwickelten gedankengange.

LEIPZIG. R. HILDEBRAND.

CORNELIUS.

EINE ERGÄNZUNG ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCHE.

An Rudolf Hildebrand in Leipzig.

Du fragst, lieber freund, im neuesten K-heft des deutschen wörterbuchs im artikel kornelle: „Hängt damit zusammen die merkwürdige angabe bei Rädlein 179ᵇ: Cornelius im kopf, rappelköpfisch, martel en tête?“ Es ist Dir also ein eigentümlicher gebrauch des wortes Cornelius entgangen, welcher im letzten viertel des 16. jahrhunderts, wie es scheint, aufgekommen, durch das ganze 17. jahrhundert hindurchgeht und, wie deine anführung aus Rädleins wörterbuche lehrt, bis ins 18. jahrhundert reicht. Wenn Dir dieser gebrauch entgangen ist, so wird er gewis auch sehr vielen andern fachgenossen unbekannt sein. Es sei mir daher verstattet, Dir hier öffentlich mitzuteilen, was ich darüber — zum grösten teil schon seit jahren — gelegentlich gesammelt habe.

Es gibt zwei lateinische komische disputationen, welche eigens de Cornelio handeln. Die älteste mir bekannte datierte ausgabe der einen disputatio befindet sich in den Facetiæ Facetiarum, o. o., 1627, 4°,[1] mit folgendem titel:

1) Königl. bibliothek zu Berlin.

Disputatio de Cornelio Et Ejusdem Natura ac Proprietate. Cujus Positiones Sub Præsidio Ampliss. Famosiss. Clariss. Spectatiss. et celeberrimi Viri, Dn. Vespasiani Caridemi omnium facultatum Doct. In illustri Gaudecapensium Academia publice proponit Zachæus Pertinax Hierosolymitanus. Habebitur disputatio in collegio medio ad fontem Arethusæ, quoties lubet,

Vincere enim et vinci præfracti militis Usus.

16 [Holzschnitt: Vier Disputierende.] 27.

[Hinten ein Erhängter.]

Gremerstadj Apud Chrysippum Grillomannum, sumptibus Lippoldi Ohrenkrätzers.

In der späteren ausgabe der Facetiæ Facetiarum, Pathopoli, 1645, 12°,[1] steht ebenfalls die disputation, aber mit dem kurzen titel: Disputatio de Cornelio et ejusdem Natura ac Proprietate. Sie findet sich ferner mit dem obigen ausführlichen titel in den Nugæ venales, o. o., 1642, 12°, s. 200—222.[2]

Aus den in dieser Disputatio aufgestellten 41 theses heben wir folgende hervor. In thesis 11 heisst es: putamus Cornelium esse spiritum corporeum, ex atra bilis copia conflatum, qui certis exacerbatus causis hominem inquietat. Nach thesis 12 kömmt Cornelius her a græco *χορέω*, id est, satio seu saturo, et *νηλεής*, id est, immisericors seu crudelis, dicaturque Cornelius quasi *χορέων νηλεῶς*, id est, crudeliter satians. Testatum enim experientia fecit, eos qui hac peste onerantur, ita inhumaniter excipi, ut per unicum modo diem laborantes jam tum ceperit Cornelii satietas. Schon vorher (th. 10) ist die ansicht der philosophi verworfen, welche glauben, Cornelium esse nomen inane sine re, ortum ex festivitate quapiam: cum enim in comico ludo quidam Cornelii nomine Conscientiæ personam sustinuisset, isque ex scenis prodiens semper lætum inventum, subinde digrediens tristem ac mœrore plenum reliquisset, abiisse has affectuum vices in proverbium, ut quoties quis solito mœstior esset, diceretur Cornelium habere.

Th. 14. Pro varietate autem temporum et locorum, personarum, item circumstantiarum aliam atque aliam matrem agnoscit Cornelius. In

1) Grossh. bibliothek zu Weimar.

2) Grossh. bibliothek zu Weimar. Die k. bibliothek zu Berlin besitzt nach gefälliger mitteilung des herrn dr. J. Schrader eine ausgabe der Nugæ venales, o o., Anno XXXII, 12°, 3 bogen, welche nur die fragen der Nugæ venales enthält. In demselben bande aber befinden sich, ohne jahr, aber unzweifelhaft aus derselben officin, also auch wol aus demselben jahr, mit besonderer paginierung, einige derjenigen schriften, die in den späteren ausgaben mit den Nugæ venales vereinigt sind, darunter mit dem ausführlichen titel die Disputatio de Cornelio.

his enim est ex defectu pecuniæ: in aliis ex amore: in aliis ex crapula: in aliis ex verberibus: in aliis ex chartis lusoriis: in aliis ex melancholici humoris ebullitione etc.

Th. 15. Sic nonnullos Cornelius invadit tempore matutino, cum surgendum est, quo tempore etiam meditationes suscipi consueverunt de solœcismo pridie per vinum commisso: quosdam vespertino tempore, cum caupo se diutius potum daturum renuit: alios post meridiem, quando amica in horto relicta ad urbem redeundum: alios media nocte, cum ad caveam, seu ut Romani loquuntur ad carcerem migrandum.

Th. 16. Pari ratione quidam in conclavi suo Cornelium sentiunt, dum labores, libros, præceptores, et id genus aliud nugarum inveniunt, nullos autem compotores aut confabulantes; quidam in templo, dum concio nimium protrahitur; quidam . . . .

Nach th. 17 ist auch gekränkte eitelkeit, nach th. 18 eine böse frau (fumus in domo), desgl. ein in nichtstun und liederlichkeit verbrachtes akademisches leben, nach th. 19 geiz ursache des Cornelius.

In den folgenden thesen wird über die materia, die forma,[1] den finis, das objectum, die effectus, die remedia des Cornelius und dann noch über einige dubia gehandelt, denen sich noch 15 Corollaria anschliessen.

Die zweite thesensamlung de Cornelio oder vielmehr, wie der verfasser einer gemachten etymologie zu liebe schreibt: de Curnelio, liegt mir in dem exemplar der k. bibliothek in Berlin vor, nachdem mich herr dr. J. Schrader auf sie aufmerksam gemacht hat. Sie ist undatiert, aber mit einer ausgabe der Theses de Cochleatione vom jahre 1593 zusammengeheftet und kann wol derselben zeit angehören. Der titel lautet vollständig: Theses de Curnelio bestia crudeli et noxia. Sub Divi Harpocratis Præsidio. A Secundo Philosopho Silentij candidato ad disceptandum propositæ in celeberrima Pythagoreorum Acroasi. Disputabuntur ad calend. Græc. ∵ △ ♀ ☽ Typis Cornelij Taciti Typographi Pythagoræi. 4°.

Das schriftchen wird mit einer widmung eröffnet, deren anfang also lautet:

1) Bei dieser gelegenheit (th. 21) heisst es: alii versantur quidem cum mortalibus sed taciturni, cernui, morosi, quibus dici solet, eos calendaria componere, aut speculari in divinis, aut claves quærere, aut Cornelium habere, quorum postremum prioribus tribus verius nos existimamus. Weiter unten (Corollaria 2): falsum est quod vulgus dicitur, nos habere Cornelium. Nos enim Cornelium non habemus, sed Cornelius nos habet. Mehrfach werden die mit dem Cornelius behafteten in der disputatio Corneliosi genannt.

Reverendo Patri
C. Mutio Trophonio Silesio, delecto Abbati atque Præsuli in
cœnobio Ordinis Silentis, Patrono suo summe colendo.
S. D.

Crebro hactenus agitatum inter bonarum disciplinarum studiosos de Curnelio sermone adagium est, paucis tamen medullitus, quo ad originem, cognitum: Nonnulli enim de Cornelio illo Tacito, non muto certe, sed rerum scriptore eloquentissimo, deductum censent. At quam errent de toto scilicet cœlo terrave, logicum illud axioma notationi proprium declarat graphice: Cui videlicet notatio non convenit, eidem nec nomen convenire. Veritati igitur consulturus hæcce themata in medium proferre volui sub litterario incude producenda etc.

Von den 16 thesen hebe ich folgende aus:

I. Curnelius, de quo hic quæstio instituitur, bestia est tristis et squalida, macilenta ac pallida, mortalium mentes vel casu aliquo immergente sinistro, vel ex defectu pecuniæ, vel prava actione exagitans, curis variis discutiendo.

II. Dictus putatur a nomine cura, coniunctione ne et græco verbo *λύω*, quod solvo significat, *κατ' ἀντίφρασιν*, hoc est, quis curam minime solvens, sed subinde adaugens.

XII. Causa efficiens, præter superius (I) enumeratas, est vinum vel cerevisia, vesperi nonnihil largius pota, atque ad tales actiones impellens, quæ in ipso quidem actu arrident atque placent, veruntamen mane Curnelio in memoriam nos revocante atque exaggerante, vehementer displicent, unde a Germanis Rewel dicitur.

XIII. Materia ex qua est temeritas et incogitantia.

XIV. Materia in qua est mens humana.

XV. Cognata sunt tristitia, dolor, ira, pœnitentia, pudor.

XVI. Pugnant cum hac teterrima bestia atque ex diametro adversantur gaudium, lætitia.

Es folgen noch drei Quæstiones und zum schluss die Relegatio Cornelii, worin es u. a. heisst: Eam igitur ob causam te Cornelium, pessimum quietis et gaudii pertubatorem matutinique somnii interruptorem suavissimi, qui tot nobis molestias et dolores revocatione eorum in mentem, quæ per nocturnam compotationem gesta fuere, creas atque infers, in perpetuum relegamus.

Ich lasse nun einige stellen aus lateinischen schriften folgen, in welchen der Cornelius oder ableitungen davon gelegentlich vorkommen.

In den Theses de Hasione et hasibili qualitate, deren erster theil wenigstens jedenfalls noch dem letzten viertel des 16. jahrhunderts angehört,[1] lautet die 22. thesis des ersten theils:

Symptomata harum hasibilitatum sunt omnes his affines qualitates, Cornelius, Ciglio, Eulenspigelius, Paul cave tibi, Papa de calvo monte,[2] Claus stultus,[3] omnis ignorantia, superbia, amor, cochleatio, helluatio, scurrilitas, impudentia, beanitas in uno plus, in altero minus. Summa totus cursus cum arundine longa.[4]

In der 30. these des zweiten theiles werden unter mitteln gegen die hasibilitas angeführt: vexatio, tribulatio, explosio, Cornelizatio, Pamphy.

In der Disputatio de Iure et Natura Pennalium[5] lesen wir in der 84. these: pacis publicæ turbatio, cuius pœna est Bannum, quod parit multos et miserabiles Cornelios in cerebello.

In der Disputatio Ius potandi breviter adumbrans, Oenozythopoli 1626, (in den Facetiæ Facetiarum, 1645, s. 56 ff.) heisst es in der 60. conclusio von einem, der ein gelage bei sich gehalten hat: surgens et musæum intrans videns omnia depopulata, Cornelium suspirat maximum, introspiciens crumenam deprehendit eam vacuam. Und weiter unten: Invento ex re consilio discutiuntur frontis rugæ et dissimulatur, quamvis adhuc aliquid ægritudinis inhæreat, idque propter

1) Vgl. meine anmerkung zur kunst über alle künste s. 233 f. Die theses — und zwar beide theile — stehen auch in den Nugæ venales, 1642, s. 127 ff. und in den Facetiæ Facetiarum, Pathopoli 1645, s. 511 ff.

2) Pfaff von Kahlenberg. Schon bei Murner in übertragener sprichwörtlicher bedeutung. S. Gödeke Grundriss I, 116.

3) Claus Narr. S. Gödeke I, 421. Zu Ciglio und Paul cave tibi weiss ich nichts erläuterndes zu bemerken.

4) „Mit der leimstange laufen," im 16. und 17. jahrhundert gleichbedeutend mit „ein geck, ein phantast sein." Vgl. z. b. herzog Julius schauspiele 525. 651. 673 (wie leuft der kerl so sehr mit der leimstangn und keutzchen her), 675. Auch neuere niederdeutsche wörterbücher (Strodtmann Idioticon osnabruc. 126, bremisch-niedersächsisches wörterbuch III, 73, Dähnert plattd. wörterbuch 278) kennen die redensart. Vgl. auch Prutz, L. Holberg s. 299, anm. 44. In Wellers Annalen I, 350 ist eine 1594 zu Erfurt erschienene schrift „Rennplatz der Haasen mit der Leimstangen" verzeichnet. B. Armatus (d. i. J. Rist) fingiert in seiner „Rettung der edlen teutschen Hauptsprache" (E VIII) einen herrn Liebhold von Hasewitz, herrn zur Leimstangen, H. Reinhold (d. i. G. W. Sacer) in seiner schrift „Reime dich, oder ich fresse dich," Northausen 1673, s 78, einen Monsieur Charlatan Windsprecher, Herrn zu Leimstangen. Auch die worte leimstenger und leimstengler kommen im 16. und 17. jahrhundert für geck und narr vor.

5) In den Nugæ venales, 1642, s. 166 ff., in den Facetiæ Facetiarum, 1645, s. 305 ff.

aliorum vexationes, quæ solent esse certissimæ, si quempiam videant Cornelizantem.

In Albert Wichgrevius im jahre 1600 geschriebener komödie „Cornelius relegatus sive Comœdia nova festivissima depingens vitam pseudostudiosorum“ fragt der rector in der 5. scene des 2. actes den Cornelius, der sich zur immatriculation meldet, nach seinem namen, und sagt, als er hört, dass jener Cornelius heisst:

— illud nomen hic clarissimum
a conscientia mala, tu reddito
illud felicius ut in omen exeat.

J. Sommer hat in seiner deutschen übersetzung des Cornelius relegatus (Magdeburg 1605) diese stelle so übersetzt:

Seht das ihr euch was guts befleist,
der namen ist zwar wol bekand
hier und im ganzen deutschen land,
und wird gemeinlich denen gebn,
die im bösen gewissen lebn.
Seht, halt euch also früh und spat,
das ihr es nicht seid mit der that.

Und hiermit gehen wir zu den übrigen mir bekannt gewordenen stellen aus schriften in deutscher sprache über. Ich beginne mit der ältesten, halte mich aber dann nicht weiter an die zeitfolge.

Lieben und nicht geliebt werden bringt den Cornelium Corneliorum.

Sätze von der leffelei sampt derselben eigenschaften und unterschiedlichen gattungen, davon ... zu disputiren gesinnet ist Süssemunda Schönfleisch von Haneshausen, o. o., 1593, 4° [auch abgedruckt in Scheibles schaltjahr III, 639 ff.], satz XXXVI.

Endlich mus man auch betrachten die prognostica, zufelle und zeichen dieser krankheit [der leffelei]. Prognostica seind diese, als ... ... item, mitesser oder nebenleffler, wenn einer ein schön engelchen zum bulen hat, den Cornelium halten, wenn einen ein finsterer und schwartzer kobbelt zu geweist ist.

Sätze von der leffelei XXXIX.

Wie kömpts, dass du so betrübt stehest? Hastu den Cornelium? Ja, freilich hab ich den Cornelium, aber deinenthalben dass du so frech und wild bist.

Englische Comedien und Tragedien, o. o., 1624, G vj[b].

Er hat heftig den Cornelium und beklaget sich, dass er nichts mehr geldt hat.

Englische Comedien J vij [b].

Ich habe gar einen Cornelium, und zwar gar einen grossen. Wolt ihr wissen, wo er her kompt, hört ein wenig zu.

Englische Comedien Cc ij.

So soltu wissen, dass ich dadurch den Cornelium bekommen habe und derhalben so störrisch für mich hin gieng.

Englische Comedien H ij [b].

Meine augen sahen jetzt rot und triefend aus wie eines achtzigjährigen weibes, das den Cornelium hat.

Simplicissimus, hgg. v. Keller I, 563, v. Kurz I, 380.

Als er nun siht, er sei betrogen,
kömpt Cornelius eingezogen,
ist [nemlich: er, der betrogne] der bekümmerniss ganz voll.

Olorinus Tragœdia von geschwinder weiberlist, in Hollands ausgabe der schauspiele des Herzogs Heinrich Julius s. 561.

Diess geschahe nun zum öftern, bis endlich mein beutel ziemlich abzunehmen begunte, und Herr Cornelius sich anfieng bei mir einzufinden. Wie mir aber nie kein trauren das herz abgestossen, so war es auch dazumals mit mir bewand.

Simplicissimus, hgg. v. Keller II, 1032, Kurz II, 297.

Fürwar dieses muss einen treflich sanft ankommen, wann man also ohne arbeit kan reich werden und zwar so plötzlich; aber wenn man auch bissweilen eine gute summe geldes verlieret, ja wol gar nakkend zu hause geht, so muss denn auch Herr Cornelius redlich turnieren.

Rist Das friedewünschende Teutschland, hgg. v. Schletterer, s. 53.

Ein solcher [alter mann], mit dieser marterhaften seuche [d. i. einer jungen buhlerischen frau] behaftet, wann er seines zustandes gedenken höret, da ist dominus Cornelius geschäftig, machet in seinem gehirn wunderseltzame possen.

Herrlicher Triumph-Wagen s. 39 [„Herrl. Tr.“ ist der columnentitel eines im besitz der grossh. bibliothek zu Weimar befindlichen titellosen, mit kupfern gezierten büchleins in 12°, jedenfalls aus dem 17. jahrhundert, worin die hanreischaft in versen und prosa behandelt ist.]

Es müste dann gar ein sauer-topf und ungesaltzener stockfisch sein, der ohne unterlass in dem Cornelio studirte.

Simplicissimus, hgg. v. Keller I, 202.

Emplastrum Cornelianum, heilpflaster auf die melancholische wunden und Cornelius stich, durch Huldericum Theandrum, 1605. 8°, angeführt in

G. Draudius Bibliotheca librorum germanicorum classica p. 623. Vgl. Gödeke Grundriss I, 431, nr. 32.

Drei creditoren kommen zu hauf
und seiner kleider ihn spolirn,
das macht ihm recht Cornelisirn.

J. Sommer im deutschen argumentum des 4. actes seines deutschen „Cornelius relegatus.“

Gelobet sein die himlischen unsterblichen götter all in gemein, dass mein Cornelisiren ein ende und mir an dessen stat freude ....

Englische Comedien Hh iiij.

Cornelius ist nach allem mitgeteilten also gleichbedeutend mit übler laune, unmut, verstimmung, ganz besonders auch soviel wie reue, scham, gewissensbisse. Er schliesst zugleich alles ein, was wir heutzutage mit katzenjammer bezeichnen, sowol den physischen als den moralischen.

Wie aber der name Cornelius zu dieser bedeutung gekommen ist, darüber wüste ich — ausser der von dem verfasser der theses de Curnelio abgewiesenen herleitung vom Cornelius Tacitus — keine vermutung aufzustellen.

WEIMAR, MÄRZ 1869. REINHOLD KÖHLER.

EIN SCHLECHTES TÜCHLEIN SEIN.

Es ist ein stehender zug unsrer oberdeutschen gesindeordnung, dass sich die dienstboten zu ihrem jahreslohn und dem auf Weihnachten und Ostern üblichen trinkgelde auch ein leinenhemde und ein paar schuhe einbedingen dürfen. Diese dreingabe trifft zusammen mit dem jährlich widerholten geschenke des pathen an sein pathenkind; mögen nun die gaben modisch noch so sehr schwanken, so besteht das pathengeschenk bei der taufe immerhin noch im westerhemde oder im taufmäntelchen fort, und schliesslich bei der confirmation im communionshemde. In Franken nennt die volksrede das pathengeschenk „pathenhosen.“ Es sind dies die letzten überreste aus der von dem geld- und lohnsystem der gegenwart ganz verschiedenen cameralistischen praxis unserer ahnen, deren haushalt in frieden und krieg, in kirche, schule und familie auf naturalbezüge gegründet war. Wie die webende hausfrau des Germanen ihre dienstleute zu kleiden hatte und im mittelalter der fürst den vasallen bei feierlichkeiten hofkleider austeilen liess, so erstreckte sich der-

selbe brauch nachmals auf alle diener und räte eines hofes und gab hier, seitdem die farbe des kleides dem fürstlichen wappen gemäss gewählt wurde, den entstehungsgrund zu den hoflivreen und soldatenuniformen. Und gleichwie der soldat seine montur „fasst," so drückt auch das französische livrée die gewöhnliche ablieferung aus. Wissenschaftliche corporationen machten hievon keineswegs eine ausnahme. Die Wiener universitäts-statuten vom jahre 1389 bestimmen bei erteilung der juridischen doctorwürde, der doctorand habe dem präses bei der disputation 14 ellen tuch, die elle zu 2 gulden zu geben, dem pedell 6 ellen à 1 gulden. Raumer, gesch. der pädagogik 4, 28. Unter den taxen eines juristen aus der Ostschweiz zu anfang des 14. jahrhunderts, mitgeteilt von P. Morell im German. anzeiger 1865, nr. 12 sind diese hosen bereits mitberechnet: item D. Nicolaus de Ezlingen 1 par caligarum. Dieser Esslinger Nikolaus scheint noch dazu eins zu sein mit dem bekannten Nikolaus von Wile von Bremgarten im Aargau, dem verfasser der Translationen. Nachfolgende mitteilungen, fast durchweg aus oberdeutschen quellen geschöpft, liefern den nachweis, dass in dem bürgerlichen leben unsrer vorzeit das linnen- und wollentuch als besoldungsquote gedient hat, dass es hierauf die üblichste prämiengabe wurde bei wettrennen, schützenfesten und schulprüfungen, und in form einer örtlichen schulstiftung auch jetzt noch fortbestehend, das sprichwörtliche sittenprädicat erklären hilft: „ein schlechtes tüchlein sein."

Beginnen wir mit den von der obrigkeit verabreichten ehrengeschenken, um von ihnen auf die festgaben und prämien überzugehen. Vom rat der stadt Basel wird dem dortigen schultheissen Cuntz für seine arbeiten in der gesetzesredaction „von der nüwen gesatzt wegen" 1 pfund 5 schilling gegeben für ein paar hosen. Basel im XIV. jahrhundert, s. 99. Wir erfahren hier den damaligen preis des tuches; wie viel ellen aber zu einer knapp auf die lenden geschnittenen kniehose gehörte, dies erhellt aus satzung 10 der wollenweberordnung der markgrafschaft Baden vom jahre 1486, abgedruckt in Mones oberrheinischer zeitschr. 9, 149: „*Yeglich rot oder grün ende* (Tuches) *soll behalten* (messen) *zwo eln minder ein fiertel einer eln uf den scheertisch, damit das eim yeglichen gemeynen mann uss zweien eln ein par hossen möge werden.*" Der armbruster, den die stadt Rheinfelden hielt zur ausbesserung der waffen der armbrustschützen, war im jahre 1430 meister Peter; sein gehalt bestand in 5 gulden, freier wohnung und von zwei bis drei jahren in einem neuen rock. Hans von Rüdlingen, ein ähnlicher zeugmeister der stadt, trat in dienst des markgrafen Wilhelm von Hochberg um jährlich 20 fl. nebst einem solchen hofrock „als der graf pflegt den andern sinen dieneren und knechten zu geben." C. Schrö-

ter, Die schützengesellschaft in Rheinfelden. Als 1533 die Aarauer jünglinge die historie der Lucretia vor vielen aus den nachbarstädten herbeigekommenen gästen spielten, schenkte der stadtrat demjenigen, der den gaugelmann (platznarr) gespielt, ein paar hosen. Ölhafen, Aarau. chronik. Das alte ratsbuch der stadt Brugg, genannt das rote, besagt bd. 2, fol. 351 folgendes wörtlich: *„1567 vff Zinstag 3 Juni hat Conrat Wyss der weybel* (ratsdiener) *MHHerren gebätten, jme sinen rock ze nüweren, dann das züg sye verschinen* (abgeschossen). *Und so vil den rock antrifft, sind MHHn. gutwillig gesyn. Als er aber ein paar Hossen yetz darzu begert, hand sy jm yetzmal ouch nit abgeschlagen, doch derwil solichs bisshar nit im bruch gsyn, wellend sy ouch nit daran gebunden syn.“* Jeder vom stifte Muri auf eine pfarre neugesetzte leutpriester muss jedem der drei hofdiener des stiftes ein paar hosen geben, laut artikel vom jahre 1572. Aargau. Beitr. 501. Die zehen orte (kantone), als obrigkeit der altgrafschaft Thurgau und ihrer drei städte, verfügen dass laut vertrag von 1555 ihren amtleuten und landgerichtsknechten je zu zwei jahren einem jeden tuch zu einem rock gebüre; item dem nachrichter, wenn er einen menschen zum tode richtet, gehört für strick und handschuhe 5 schilling und ebenfalls tuch zu einem rocke. Handschriftliche samlung der Aargauer histor. gesellsch. bd. 37, „Thurgeuw“ s. 117 und 119. Von der jährlichen neuwahl der obrigkeit zu Luzern berichtet J. Simmler (regiment der eidgenossensch. 1722, s. 511) folgenden brauch. An beiden sanct johannistagen, wo die bürgerschaft ihre schultheissen samt räten wählte, ernannte ebenso die jüngere bürgerschaft denjenigen zu ihrem ammann, der im laufenden jahre den lächerlichsten streich gemacht hatte. Ein solcher hat weder sitz noch stimme im rate, wird aber bei obrigkeitlichen festanlässen und mahlzeiten gleich einem ratsherrn gehalten und ausgezeichnet. Bei seiner wahl lässt er das ammannsbrod unter das volk auswerfen und zehrpfennige auf die zunftstuben vertheilen; dagegen erhält er von der stadt einen rock und von jedem im laufenden jahre sich verheiratenden ortsbürger ein paar hosen.

Die gewohnheit, kleidungsstücke zu obrigkeitlichen schützengaben zu bestimmen, ist weit älter als der gebrauch der feuerwaffen. Dies beweist ein Zürcher ratsbeschluss, 30. juni 1673: *von den 21 paar Hosen und 28 Wammis, so bisher die Bogenschützen auf dem Lindenhof verkurzweilet, sollen den Musketen- und Stückschützen nunmehr je 7 Hosen und 8 Wammis zugetheilt sein, „in Ansehung dass das Schiessen mit Stucken und Doppelmusketen zu diesen Zeiten höchst notwendig.“* Seit 1659 wurden der städtischen schützenzunft daselbst jährlich ausgeteilt 61 stück tuch, jedes zu einem paar hosen, und

52 stück barchent, jedes fünf ellen lang, zu einem wamsel. Die züricher seckelamtsrechnung vom jahre 1795 verausgabte 12,608 pfund an die büchsen- und armbrustschützen auf der landschaft und verzeichnet noch die 600 stück barchent dazu, die das seckelamt jährlich zur verteilung bedurfte. Zürcher neujahrsblatt der feuerwerker 1851, 38. Auf dem Züricher freischiessen von 1465 waren folgende preise ausgeboten: Ein halbschwarzes tuch von Arras, drei ellen rot lündisches tuch (von Lund), ein halb schwarz schürlitztuch, eine elle grün welschtuch, drei ellen schwarzer Herrentaler (Brabant), eine elle lundisches weisstuch, sechzehn ellen weisser scherter (schetter, steifleinwand). Solothurner wochenblatt 1845, s. 144. Die Rheinfeldner vorhin erwähnte schützenordnung lässt um die herrengabe schiessen, bestehend in barchent und schürlitztuch zu fünf ellen: *„Welicher den barchet einmol gewinnt, sol jn dasselbig jor nit mer gewinnen.“* Die stahlbrust- und büchsenschützen der reichsstadt Esslingen, deren zunftordnung 1537 erneuert ist, schiessen „um der herren barchent und ein paar hosen.“ Pfaff, gesch. der reichsst. Esslingen, 136. Ein paar hosen ist der preis in der schützenordnung von Würzburg von 1470, und ebenso zu Elsass-Zabern von 1479. Mone, oberrhein. zeitschr. 6, 189. Die thalleute von Engelberg in Unterwalden lassen 1580 das gesuch an die tagsatzung gelangen, jedes der drei schirmorte möchte ihrer schützenzunft drei paar hosen zu verschiessen geben. Eidgenössische abschiede bd. IV, abth. 2, s. 1449. Heute noch tragen in den Urkantonen die für schützenfeste bestimmten geldgaben ihren von diesem preistuche herstammenden namen. Da der beste schuss mit ein paar hosen, der zweitbeste mit einem wams belohnt wurde, so heisst der erste preisschütze in Uri der hosenmann, der zweite der wammismann. Noch 1854 setzte der landrat des kantons Uri fest, dass die hosengelder an die schiessstände der gemeinden nicht mehr wie bisher von dem betreffenden bezirke, sondern vom kanton zu bezahlen seien. Und im kanton Zug, wo die landesregierung statt des hosentuches nachmals schützenwein austeilen liess, entstand der eigentümliche name hosenwein. Im Berner Oberlande galt ebenso der name schürlitzgeld. Dorten hatte die regierung seit 1616 das geschenk an schürlitztuch in geld verwandelt, wobei die hose um $2^1/_2$ kronen, das stück schürlitztuch um 2 kronen 14 batzen veranschlagt wurde. Rodt, Berner kriegswesen (1833) 2, 95. Trafen benachbarte landschaften auf den anberaumten tag zusammen zu kampf- und wettspielen, zum ringen und steinstosen, wobei dann auch die weiber und knaben thätigen anteil nahmen, so versteht es sich von selbst, dass nur naturalprämien zur verteilung kamen: käse, linnen, schafe. Vom schwinget, das die Oberländer bezirke des Frutigen- und Haslithales im sechzehnten jahrhun-

derte feierten, sagt das gleichzeitige volkslied in meiner eidgenössischen liederchronik (Bern 1835, s. 410):

Nun wend ihr aber losen,
Was sie ausgeben hand?
Vier paar leinige hosen
Gab das Fruttigerland.

Dies führt uns auf den ausdruck, ums tuch laufen, wie noch ein fangspiel bei unsrer kinderwelt genannt ist. Der österreichische dichter Seifried Helbling (in Haupts zeitschr. 4, 84) redet III, vers 35 gleichnisweise vom wettläufer und berechtigt damit den schluss, dass das wettrennen nach einem preis-scharlach nicht erst, wie man sonst angenommen, unter Albrecht III. 1382, sondern schon neunzig jahre früher unter Albrecht I. in Oesterreich üblich gewesen ist. Damit aber hört es zugleich auf, ein aus Italien entlehntes spiel zu sein, weil hier erst papst Paul II. (Pietro Barbo, ein Venezianer) es war, der das friedensjahr 1468 damit begieng, dass er den Römern zuerst die Corso-rennspiele zum besten gab und um die sogenannten pallii rennen liess, um teppiche und seidenstoffe. An jedem der acht carnevalstage liefen damals abwechselnd pferde, esel, büffel, greise, jünglinge, kinder, zuletzt die juden Roms. Letztere musten von jener zeit an alljährlich den wettlauf zum römischen carneval allein übernehmen. Zwar ist dorten jetzt nur noch das pferderennen mode, doch auch heute noch leisten die juden am ersten fasnachtstage auf dem capitol die huldigung, indem sie die pallien für die römischen rennpferde überreichen, damit erinnernd, dass an ihrer stelle nun die pferde das römische volk belustigen. Die stadt Nördlingen liess sonst während der jährlichen messe auf der dortigen reichswiese von der Rieser-bevölkerung ein wettrennen um den scharlach abhalten, wobei sich namentlich die weiber beteiligten, während die männer turnierten. Sebastian Münster in seiner cosmographey, Basel 1567, giebt s. 846 eine abbildung davon, und Ph. Ulharts chronika von Augsburg, gedruckt 1538, verzeichnet zum jahre 1442 darüber folgendes: „*Desselbigen jars, In der Mess zu Nördlingen, dieweil man vmb den Scharlach randt, da hett sich gerüst Ansshelm von Eyberg mit sibenhundert pferdten, vnd wolten alles volck auffheben vnd hinweg füren, vnd kam auff die keyserwisen. aber das rennen was schon für vnd das volck was fast vergangen.*“ Fischart gedenkt dieser volkssitte öfters, so im Gargantua 51: „*Noch vil minder vergass die lieb Grandgurgel die ordenliche kirchweihen, die messtag, die jarmärkt; da lindiert er, kelberiert er, dorfariert er, kegelt, sprang umb die hosen, jagt umb den barchat.*“ Ebenso sagt er im bienenkorb (ausgabe von Eiselein 2, cap. 18):

Nun hin, dass die chorschüler kommen und tapfer um den barchent singen. Verwante stellen aus Baldes deutschen gedichten sind in Schmellers bair. wörterbuch angeführt. Der Zürcher C. Murer stellt in seinem poetischen bilderwerke *Emblemata* (Zürich 1622) im IX. bilde drei knaben dar, die zu dritt ihren ablauf von einer am boden liegenden stange nehmen gegen das ziel, das unter fernen bäumen ein drehbalken ist, an welchem das preistuch herab hängt. Diese sitte ist unsern schäfern in Franken und Schwaben verblieben. In Markgröningen wird zu Bartholomäi der schäferlauf, in Urach am Annentag der schäfersprung abgehalten. Ledige mädchen und bursche laufen barfuss über ein stoppelfeld, an dessen ende der preishammel bekränzt in einer zeine steht, in welche die ans ziel kommenden läufer hinein springen müssen. Der stadtpfleger ist dabei zu pferde und zieht, sobald der lauf beginnen soll, ein rotes tuch aus der tasche. Meier, Schwäbische sagen 2, s. 437.

Schliesslich kommen wir zu der in Basel noch üblichen verteilung des schülertuches. In dieser stadt sind stiftungen zur bekleidung der armen schon vor dem grossen erdbeben nachweisbar, das hier 1356 am Lukastage den 18. oktober losbrach und kaum hundert häuser unbeschädigt liess. Der rat ordnete sodann eine alljährlich auf diesen tag abzuhaltende prozession an, wobei alle angesehenen bürger in grauen röcken zu erscheinen hatten, die man darauf an die armen verschenkte. Sie hiessen Lukasröcke oder das Luxentuch. Hieraus entwickelte sich eine besondere stiftung, aus welcher bis jetzt gegen 280 stadtarme alljährlich auf Lukastag neugekleidet werden. Zur zeit der kirchenreform gestattete man sich einen theil der stiftung zu gunsten der schulen zu verwenden und so wurde mit dem 17. jahrhundert die verteilung des luxentuches an arme schüler üblich. Hiefür besteht nun ein eigner fond, *fiscus vestiendorum,* der auf 12,000 francs alter währung angewachsen ist. Aus den zinsen und dem almosen, welches noch immer am gedächtnistage eingesammelt wird, kleidet man die dürftigen des gymnasiums, der realschule und der vier elementarschulen. Die zahl der jährlich hiedurch gekleideten soll sich bis auf tausend belaufen. Sind die in den kirchen eingesammelten beigaben hinreichend, so erhalten die kinder ein ganzes, sonst nur ein halbes kleid, unfleissige und ungesittete sind ausgeschlossen. Bei der austeilung haben sie in ihren älteren kleidern zu erscheinen. Burkhardt, der kanton Basel 1, s. 7. Der Basler gymnasial- und realschul-katalog vom jahre 1846 berichtet s. 37: „Leider konnte das tuch nicht allen schülern, welche sich gemeldet, verabfolgt und manchem muste es auf besserung zurückgelegt werden. Wegen all zu grossen unfleisses und schlechten betragens konnte es 21 schülern

gar nicht gegeben werden." Hier sind also die misratenen schüler, die eigentlichen liederlichen tüchlein, in directen zusammenhang gebracht mit dem grauen prämientuche.

Wicherns Rauhes haus zu Bremen soll seinen namen von einem angeblichen erbauer oder besitzer Ruge ableiten und aus Ruges haus in ein rauhes haus entstellt worden sein. War der Lukasrock zu Basel ursprünglich jenes graue grobe tuch, nach welchem der arme fahrende im mittelalter der bruder Graurock und Graumann hiess; sind die knaben des Berner waisenhauses auch jetzt noch conform grau gekleidet; wie ja auch die sage vom schlichten graurock, worin Odin umherwandert, und die legende von unseres herrn unscheinbarem *grâwen roc* berichtet: so lässt sich aus dem namen des rauhen hauses wol ein ähnlicher schluss ziehen. Das Hamburger waisenhaus kleidet seine kinder blau, weshalb ein fürst von der Hamburger mildthätigkeit zu sagen pflegte: diese kinder sind der stadt blaue garde. Antiquarius des Elbstromes 1741, 751.

AARAU. E. L. ROCHHOLZ.

ZWEI NIEDERLÄNDISCHE LIEDER

AUS DEM JAHRE 1593.

Die nachfolgenden beiden lieder sind einem fliegenden blatte entnommen, welches sich im hiesigen archive gefunden hat. Das erste ist ein trinklied voll soldatenhumors, das zweite berichtet von kriegerischen ereignissen des jahres 1593.

Graf Wilhelm von Nassau, der niederländische statthalter in Friesland, machte damals einen versuch Groningerland den Spaniern zu entreissen. Ohne zweifel von Koevorden her drang er durch das Westerwoldingerland vor, dessen hauptfestung Wedde sich am 11. August ihm ergab. Auch Winschoten im Groninger oldamte und sogar Slochtern im Duirswolde fielen bald nachher in seine hand. So meldet das lied, welches die bürger von Groningen aufruft, mönche und pfaffen zu verjagen. Aber Verdugo, der spanische statthalter, behauptete sich. Erst im sommer des nächsten jahres 1594 gelang es dem grafen Moriz von Nassau, dem ruhmreichen vetter des grafen Wilhelm, die stadt Groningen zu erobern, und aufs neue die ganze provinz mit den freien Niederlanden zu vereinigen.

An der orthographie des fliegenden blattes ist hier durchaus nichts geändert. Ob nicht der text des ersten liedes hin und wider (z. b. *heb-*

ben gebreke für *houden van gebreken*) einer kleinen correctur bedürfe, überlasse ich anderen zu entscheiden.

OLDENBURG, IM FEBRUAR 1868. W. LEVERKUS.

Een nieu cluchtich fraey Liedeken van Cales bende, Op die wyse alst begint.

Wy syn een sober Bende,
Wy hebben pant noch gelt,
Wy comen van broods ende [1]
Al ouer Bysterveldt.
Ons Brieuen houden van gebreken,
Om dat wy het wercken vlien,
Wy vieren die gantse weke.
Wy sullen niet bedyen,
Dat seggen ons de Lien.

Wy syn Jan t achters Kinderen,
Wy en hebben gheen tribuyt.
Die dus haer goetken minderen,
Die willen nae sinte Reyn uyt.
Daer isser veele vooren,
Wy sullen volghen naer.
Ghy sulter noch meer affhooren,
Leeft ghy noch seuen Jaer,
Dat segghe ick v voorwaer.

Laet ons met blyden Geeste
Die Pot houden by der handt.
Weerdinne tapt ons teerste,
En schryft het an de wandt.
Al syn wy wat verdoruen,
Wy en syn noch niet verdwaelt,
Waer ons goet thoe verstoruen,
So wordt ghy wel betaelt,
In dien dat niet en faelt.

Wy en willen noch niet trueren,
Op dat ons falen sal.
Daer vallen veel auontueren,
Wie dat betalen sal.
Wil ons die weerdt niet borghen,
So weeten wy daer toe raet,
Wy drincken dan tot morghen,
Al spreeckt die Vrouwe quaet,
Wy naeyen onsen naet.

Laet die weerdinne sorghen,
Die ons ghehuldich is.
Men sieter niemandt verworghen,
Om dat hy schuldich is.
Haelt ons een volle Cruycke!
Wy en drincken niet een haer,
Wy drincken by den buycke
Het geldt ghelyck hier naer
Oft ouer hondert Jaer.

Laet ons al int ghemeyne
Bidden den goeden Sant,
Dat hy ons wil verleenen
Syn hulp en syn bystandt.

1) Der witz reisender gesellen und fuhrleute hat manchen wirtshäusern an der landstrasse vor alters einen eigennamen geschöpft, der bis heute geblieben ist. Öfter widerkehrende namen dieser art sind im nördlichen Deutschland *Krupin* (kriech hinein), *Krupunder* (kriech hinunter), *Stawedder* (halte noch einmal), *Nadorst* (nachdurst) und andere. Schon im jahre 1018 wird im Hildesheimischen *Brodesende* genannt, ein noch heute unter dem namen „Brodesender krug" oder „Brosender krug" bekanntes wirtshaus im kirchspiel Lamspringe; s. Förstemann, namenbuch II. 297 und 1615. Der name ladet ein, den leeren reisesack wider mit brod zu füllen. Anders freilich verwendet ihn unser *cluchtich liedeken*, etwa so als ob der ort geheissen hätte — mit einem sehr gewöhnlichen wirtshausnamen — Letztenheller.

Wy waeren naeckt gheboren,
Wy scheyden naeckt von hier,
Wy en waren noyt te voren,
Al syn wy nu bystier.
Weerdinne haelt ons een bier!

Wy bidden onsen heere
Al door syn gratie soet,
Dat hy syn Jonste keere
Op sinte Reynuyts bloet,
En dat hy sie verlichte
Met duysent Nobelen roodt.
Wandt die dit Liedeken dichte,
Certeyn, hy haddes noodt,
Van gelde so was hy bloodt.

Prince: [1]

Ghy Princelycke Geesten,
Die geerne drinckt en poydt,
Die minsten met den meesten
Al syt ghy wel bereyt.
Wilt altydt triumpheren
Op sinte Reynuyts dach.
Want Calis moet floreren
Ende blyuen by tghelach,
So lang als hyt vermach.

FINIS.

Een nieu Liedeken van die Belegheringe ende het Innemen van dat Huys tho Wedde, ende wat meer in Groningherlandt is ghebeurt. Op die wyse: O Heer wanneer sal coomen, eennen Peys ende vreede hier na.

Hoort toe ende helpt my singen
Mit lusten een niew Liedt,
Van t gene dat kortelingen
In Groninger landt is gheschiet,
En noch daegelycx voorwaer,
Twelck men siet voor Oogen claer,
In dit dryentneghentichste Jaer.

Graeff Willem van Nassouwe,
Een Crychshelt wel ghemoet,
Mit syn Crychslieden ghetrouwe,
Ruyters en Soldaten vroedt,
En veel Heeren cloeck int verstandt,
Is ghecomen seer triumphant,
Mit gheweldt in Gronigerlandt.

Seer sterck syn sy ghecomen
Voor wedde al in dat Veldt,
Ende hebben sonder schromen
Haer Gheschut daer voor ghesteldt.
Men liet haer vraghen metter daet,
Oft sy wouden met cort beraet
Haer opgeuen al in ghenaedt.

„Maer ist dat ghy wilt streuen
Met wreueligen moet,
So halt sonder sneuen
V costen Lyff ende goet.
Want ons Geschut staet ghelaen,
Schieten wy eenen scheut daer aen,
Seer qualycken salt v ouerghaen.“

Tot s morgens te negen vren
In Augusti den elfften dach
So hadden sy haere cueren,
Oft sy wouden met verdrach

1) Der hier redend eingeführte prinz ist offenbar der prinz (oder graf) Wilhelm von Nassau-Oranien, derselbe welcher im vorhergehenden verse *onse heer* genannt wird. Die sänger des liedes also, *sinte Reynuyts bloet*, sind seine landsknechte. Der letzte vers wurde natürlich nur von einem einzelnen gesungen, in dramatischer weise.

Dat Huys tho wedde wel bekandt
Opgheuen in Nassouwes handt,
Twelck is een sleutel van dat Landt.

Maer doen sy hebben vernomen,
Wat haer was thoe bereydt,
Begonden sy te schromen,
Ende en hebbent niet verbeydt.
Thot negen uyr was haer beset,
Maer Jan Papaw die wist wel bet.
Sy en hadden geen lust an dat bancket.

Sy hebbent op ghegeuen
In Augusti den elfften dach,
Doen s morgens de Clock sloech seuen,
Al sonder schoot oft slach.
Als Campionen onversaecht
Hebben sy Lyff ende goet ghewaecht.
Zy en hebben daer niet nagevraecht.

Dus syn sy daer aff ghetoghen,
Met goede seer onbelaen,
Also men daer sach voor Ooghen,
Mosten sy nae Groninghen saen,
Ende daer met gheweerder handt,
Den Vyandt oock doen wederstandt,
Voor Groningen die stadt playsant.

Doen dit hebben vernomen
De Soldaten in winschoten cloeck,
Begonden sy te schromen,
Dat sy veesten van angst in de broeck.
Doen smeerden sy oock seer net
Haer schoenen wel met Haese vet,
Om dat sy souden loopen des te bet.

Zy syn daer oock wt gheweken
Al op den seluen dach,
Ende nae Groningen ghestreken,
Zy en maeckten gheen verdrach.
Sy waeren haer seluen seer ghetrouw,
Plunderden t'winschot man en vrouw,
Ende vreesden graeff willem van nassouw.

Dees tydinghe is oock gheeomen
Tot Slochtern also ras,
Dat wedde was in ghenomen,
Ende winschoten verloopen was.
Doen worden sy cleyn ende groot
Met angst bevreest en grooter noot.
Want sy verwachten ooc den seluen stoot.

Seer corts na weynich daghen
Zyn sy ghetogen voordt
Na Slochtern, hoort myn gewagen.
Verdugo was seer ghestoordt,
En is mit syn Crychsluyden saen
Op Slochtern ghetoghen aen,
Om die Geusen altsamen te verslaen.

Maer doen hy is gheeomen
By Slochtern oft daer ontrent,
Heeft hy onraet vernomen,
Ende heeft weder ghewendt
Al na die stadt met snellen yl.
Want geen beter wapen voor een pyl
Dan een Borstweer van een myl.

Doen ginck Nassouwes volc stellen
Haer Geschut voor Slochtern ras,
Om die Kercke neder te vellen,
Daer die Vyandt sterck in was.
Maer sy gauen met flaeuwen moet
Slochteren in Nassouwes behoet,
Ende naemen Pasport onder de voet.

Dus syn nu de beste Schanssen
Int gantse Groninger landt
Met noch meer verloopen caussen
Al in Nassouwes handt.
Noch sullen sy worden metter tydt
Den Pas op die Boertange quydt,
Hoe seer dat ghy Nassouw benydt.

Waerom wilt ghy hem haten
Die v so seer bemindt?
Want het is tot uwer baten,

Als ghy dit recht versindt.
Want men siet wel in schynender daet,
Dat gants v Landt te niete gaet,
Alleene deur uwer Papen raet.

O Groningen, ghy schoone stede,
De Perrel al in Vrieslandt,
Hoe maeckt ghy dus veel onvrede
Ende verderft v schoone Landt?
Denckt ghy niet, dattet Godt verdriet,
Dat sulcken quaet door v gescbiet,
Des Landts weluaert breugt te niet?

Ghy Burghers int ghemeyne,
Die binnen Groninghen syt,
Ick rade v groot en cleyne,
Maeckt v Monicken en Papen quyt,
En siet v eyghen weluaert aen,
Ghelyck v Nabueren, wilt verstaen.
Want het moet int eynde syn gedaen.

En laetet v niet beswaeren,
O Groninghen seer net,
Al ist v al ontuaeren
Daer ghy om hebbet ghewedt.
Fortuyne gheeft nu solck eenen keer,
Daerom raed ick, en wedt niet meer
Met Nassouw die goede Heer.

Wedde heeft hy nu ghewonnen,
Daer ghy v op verliet.
Haddet ghy v wel versonnen,
Dit en waere v niet gheschiet.
Doet noch nae vwer Vrienden sin,
En dat om v eyghen ghewin,
So laet Nassouw comen in.

So meught ghy noch floreren,
Als v Nabueren fyn.
In neringhe triompheren,
En v Landt ghebruyckende syn.
Neempt Exempel vroech en laet
An Hollandt en Vrieslandt delicaet,
Hoe Godt almachtich haer bystaet.

Oorloff ghy Princen reyne,
Ghy Heeren triumphandt,
Crychslieden alleghemeyne
Hier in dit Nederlandt,
Vreest Godt den Heer tot aller stont,
En biddet hem wt herten grondt,
Dat hy Nassouwe spaer ghesondt.

ANCELMUS SCAL DE PASSIO HETEN.

Vgl. O. Schade, geistliche gedichte des XIV. und XV. jarhunderts vom Niderrhein. S. 237 fgg.

Durch die zuvorkommende freundlichkeit des herrn oberbibliothekars dr. Merzdorf bin ich mit einer auf der oldenburgischen bibliothek befindlichen handschrift in niederdeutscher sprache bekannt geworden, welche, auf papier geschrieben (20 bl. 8.), denselben inhalt mit dem von Schade nach einem alten drucke herausgegebenen gedichte *„Anselmus boich“* hat. Und zwar hat sie nicht blos denselben inhalt, sondern sie ist mit gröster wahrscheinlichkeit das original; der druck ist meiner meinung nach nur eine übersetzung aus dem Niederdeutschen in das Niederrheinische. Dies ist erstens aus den reimen ersichtlich. Die ungenauigkeiten des reimes, welche die niederrheinische fassung bietet, sind in der

niederdeutschen handschrift völlig verschwunden. Ich stelle das hauptsächlichste neben einander:

Druck.	Handschrift.
3. 495. *gewizen : beſezen*	*wetten : beſeten*
34. *niet : bericht*	*nicht : bericht*
41. *wizen : geleden*	*wetten : beſeten*
84. *guede : voize*	*ghoyde : voete*
217. *wiste : boirste*	*wuste : bruste*
247. 697. *grifen : sleiven*	*grepen : ſlepen*
261. *vur : oir*	*vore : ore*
309. *ghein : zien*	*neyn : teyn*
670. *irre : sere*	*ere : sere*
689. *geniezen : heizen*	*neten : heten*
837. *gereichen : stechen*	*reken : steken*
857. *gebueren : hoeren*	*boren : horen*
875. *beloifen : droppen*	*belopen : dropen*
1063. *mirken : kirchen*	*merken : kerken*
1083. *zo en : bein*	*tein : bein*
1163. *geloufen : roifen*	*lopen : ropen*

Oder es ist im druck durch die wahl eines anderen ausdrucks eine unreinheit entstanden, während in der handschrift alles in ordnung ist. So z. b. hat der druck 945: *ind he heisch in allen vergeven ‖ want ſi niet en wisten, wat ſie deden.* Die handschrift: *He bat, dat he one wolde vorgeuen ‖ Se en wisten nicht, wat dat ſe dreuen.* Der druck 1121: *dat wir Jeſus moegen begraven ‖ Sin moder is swairlich dair umb bedragen.* Die handschrift: *Dat we Jhesum grauen moten ‖ Sin schone moter wel vorwoten.* Der druck v. 237: *Die joeden quamen dae her getreden ‖ mit fakelen mit colven und mit ſwerden.* Die handschrift: *dit moste sin ‖ Dattu mi scoldest aldus vorraden ‖ De jodden quemen her gewaden ‖ mit kulen vnde mit ſcharpen ſperen ‖ Min sone sprak: wene soke gi heren.* Der übersetzer scheint in den beiden letzten beispielen einigen wörtern, weil sie am Niederrhein nicht in gebrauch waren oder vielleicht anfiengen zu veralten, aus dem wege gegangen zu sein, eine erscheinung, die sich auch noch an andern stellen zeigt und für die originalität des niederdeutschen beweist. So vermeidet er z. b. *cleinlik (tener)* handschrift: *min leve ſone ‖ De was so cleinlik vnde so schone.* Der druck: 510 *der da was so licht und so schoin;* ferner 472: *tiodute!* als weheruf: *Tyodute vnde waphen ‖ wu jamerliken bistu gescapen!* (Fehlt ganz im druck); ferner *deger.* 664: *Ik wil mi degher dar na prisen.* Der druck: *so wil ich vort an dich prisen.* 1227: *Dit ſcoltu vil degher ſcriven.* Der druck: *Dit ſaltu vil ganz in din herze schriven;* ferner *gral.* 635: *Do repen de jodden altomale ‖ Mit einem mycheliken grale.* Der druck: *mit eime gemeinen*

schal. Ferner *rugende.* 782: *Do Pilatus dat vornam ‖ dat al dat volk rugende quam.* Der druck: *dat dat volk geloufen quam* u. a.

Zuweilen fehlen im druck einige verse oder sie sind so umgeändert, dass der sinn oder das metrum wesentlich darunter leidet. Durch gegenüberstellung wird dies am besten in die augen springen.

Druck.	Handschrift.
37. *Anselmus viel neder up die erde.* *al bevende ſpraich hei deſe rede.*	*Ancelmus de vel vp de kne,* *Eme was wol unde eme was we,* *Eme was leue unde eme was lede,* *Vil weinende sprak he deſſe rede.*
48. *die ewangelisten haint ouch beſchreven* *alle vier (ich dat begein)* *alzomail wat ſi hant geſein,* *ſi ſint gewest zo und an.* *dair umb soe enweiʒ ich ghein man,* *der mir die wairheit moege sagen.* das *dair umb* leitet hier einen ganz falschen schluss ein.	*De ewangelisten hebbet ge screven* *Malk wat he hat geseyn,* *Mer se en draghen nicht ouer ein,* *Se hebbet geweſen to vnde van,* *Dar vmme so en weit ik neinen man etc.* hier hat das *dar umme* seine volle berechtigung.
107. *Maria, wat ſprach din son do he diz wort* *van ſent Peter hadde gehoirt?*	*Maria, wat sprak vnſe here* *Do ſe vor sakeden aldus ſere* *Vnd do he disse groten word* *Van ſunte Peter hadde gehord?*
241. *ich bin hie!* *soe balde als he dat hadde geſpraichen, vielen si* *neder zo dem mail zo der erden.* *Min ſon sprach zo dem derden mail* *soecht ir mich, ſo laiʒt min jungeren gaen.*	*He sprak: ik bin it, do vellen ſe* *Twige vp de erden dale,* *Min sone sprak to dem dridden male,* *Soke gi mi, so vat mi an* *Vnde latet mine jungheren ghan.*
624. *He hadde so groiʒe dinge gevraeget,* *hedde in min son des bericht,* *so en were he gedoedet nicht.* *he weulde umb des minschen willen* *die rede gerne stillen.*	*So en were he ge dodet nicht,* *So en hedden ſe ome neine not to dreuen,* *So were de mynsche vor loren bleuen,* *He wolde dor des mynschen willen etc.*
722. *eine krone hadden si gemacht van dorne;* *als ſi in wail hadden geslagen mit ſtangen,* *und die druckde ſi em doe in sin wangen.* Dass Christo die dornenkrone auf die wange gedrückt wurde, ist doch gegen die heilige geschichte.	*Eine cronen makeden se van dorne,* *Do ſe one hadden ser geslaghen,* *De druckeden ſe ome want an ſin braghen.*

745. *— doedet in na uren ewen,* *ſo geſchuit uch ur wille eren.* *uns geſeze verbuit uns, ſprechen die joeden,* *dat wir nieman ſollen doeden.*	*Dodet one na juwer E.* *Altohant do repen se:* *Neyn, de E vorbut vns joden,* *Dat we nemende moten doden.*
767. *doe sich Pilatus der gewalt vermoet* *in deſen reden proeven ich goit.*	*Do sik Pilatus des vor mat,* *An diſſen reden ik prove dat etc.*
800. *sie namen an der selver stunde* *einen man der droich vur dat cruize.* *ind doe worpen in die kindere.* *do was maniche vrouw weinende ſere.*	*Se nemen an der ſuluen ſtunde* *Einen man de droch dat cruſe vore,* *De kinder worpen one mit hore* *Itlike vrowen de weinden sere.*
842. *du ſalt ouch vurwair wizen,* *dat eme krachden alle ſin lenden,* *och zobizen eme die zende* *die zonge in ſinem munde.* Hatte Christus mehr lenden als andere menschen?	 *Ome knakeden alle ſine ſenen.* *Ok tobetten ome de tenen* *Sin tunghe an dem mvnde.*
865. *van der wunde dat bloit ran* *langs dat cruize und woulde up die erde gain.*	*Vt ſinen wunden quam dat blot* *Entlangh dat cruſe nedder vleten* *Vnde wolde etc.*
872. *des waren min cleider van bloide roit* *ind die zo voren wiz waren.* *(ich ſagen dir dat zwaren)* *jemerlich was ich beloiſen* *van ſines hiligen blodes droppen.*	*Do worden mine cleider rot* *De vore hadden wit ge weſen,* *We mi an sach, deme mochte greſen,* *So jamerliken was ik be lopen* *Mit etc.*

Ich könnte noch mehreres der art anführen, aber dies mag als probe genügen; sie wird für die behauptete originalität der niederdeutschen handschrift nicht ungünstig ausgefallen sein. Indem ich noch hinzufüge, dass die eingestreuten paränesen (173—176. 251—54. 521—24. 587—590. 647—650. 911—914. 1105—1110.) so wie das ende 1235—1242 dem übersetzer vom Niederrhein angehören, dass v. 733 statt *gerucht* die handschrift *richte*, 968 statt *genoit*, das sinnlos ist, die handschrift *rot* (= *rodet*, genährt) hat, und 401 statt *Peter* die handschrift richtiger *Maria Magdalene* setzt, schliesse ich diese notizen mit der widergabe eines im drucke fehlenden grossen stückes am ende des gedichtes.

Anselmus fragt 1195. *Hastu jenge not beſeten,*
Do me one graf, dat wolde ik wetten.

Darauf antwortet Maria nach der handschrift so:

Ancelme, dat ſcoltu vor stan, *De grote not de ſtūt noch an.*	*Do ſe one grauen wolden,* *Ik ſprak: ik welde one beholden,*

Ik welde dot bi ome bliuen,
Se ſcolden mi dar er vntliuen,
Er he worde mi ge nomen,
He en were mi so nicht ane komen.
Do iohēs dit vor nam,
Vil drade he to mi quam.
He sprak: maria, ik bidde di,
Dattu willest staden mi,
Dat ik graue minen heren,
We motten leider sin vnberen,
Du weist it vele bat wan ich,
Dat he suluen wolde sich
In diſſem daghe laten doden
Jämerliken van den jodden.
Ok westu, dat he wel up ſtan
Vñ wel vns nicht vor dervē lan.
Dar vme ſo lat on an de erde
Grauen, dat he vns nicht ge nomē werde.

Maria, nv wolde ik ſin be richt
Twidestu iohēs icht?
Ich antworde vp ſine rede,
Ik ſprak: wes deistu mi dus lede,
Johannes, lat de rede bliuen
Vñ lat mi minē kvmber driuen
Du most mi wol mit vrede lan,
Mi is doch en noch to lede dan.
De jūgerē queme alle here
Vñ beden mi so rechte sere
Dat ik to lesten orlof gaf,
Dat ſe one legheden an dat graf.
Do he an dem graue lach,
Ik vor dar to ome vñ sprach:
Gi herē, latet jv ir barmen
Vñ grauet mi vil armen
Bi min kint, des dot mi not,
Ik sterue doch van ruwen dot.
Do dit do was ouer langh,
Se toghen mi do an minē dangh
Vā dem graue ane were.
Do weinde ik so rechte sere,
Se worpen ome den ſtein vp ſin lif
Do weinde ik vñ ſprak: ik arme wif,
Latet mi noch eines one ſein,
Er de michelike stein
Werde vp min kint gelecht.
Ander warue leip ik echt
Vp dat graf, do en sach ich nicht
It was leider al berich.

Maria nv berichte mi,
Wu langhe bleuestu dar bi,
Dar din ſone grauen wart,
Vorteghestu siner mit der vart?
Ancelme, hore, wu ik dede.
Ik gingh ligghen vp de ſtede
Dar min sone vnder lach,
Vñ jāmerliken dat ik sprach:
Gi heren, ik bidde iv alghemeine etc.

Hier beginnt auch der druck wider.

OLDENBURG, JULI 1868. A. LÜBBEN.

ZUR TEXTKRITIK DES LUDWIGSLIEDES.

In meiner besprechung der neuesten ausgabe von Pischons leitfaden zur geschichte der deutschen litteratur habe ich bei erwähnung des Ludwigsliedes (oben s. 247) bemerkt: „In der litteraturangabe zum Ludwigsliede wäre ... die verweisung auf den druck in Lachmanns *specimina linguae francicae* wol schon deshalb nicht überflüssig, weil Lachmann dort bereits statt der grammatisch anstössigen und deshalb verdächtigen, und bei Müllenhoff-Scherer wol nur aus versehen ohne anmerkung aufgenommenen lesart *jah* in v. 55 aus dem verlesenen *Sab* der *editio princeps* durch feine emendation die unanstössige form *gab*, gewonnen hat."

Grund und zweck dieser bemerkung beruhen in den textgeschichtlichen thatsachen, mit welchen es, soweit sie hierfür in betracht kommen, folgende bewandnis hat.

Die erste ausgabe des Ludwigsliedes, text, lateinische übersetzung und lateinischen commentar auf 72 quartseiten befassend, lieferte Schilter zu Strasburg 1696. Den text nebst einer beigefügten summarischen lateinischen übersetzung hatte sich Schilter abgeschrieben aus einer abschrift, welche der lüneburgische rat von Eyben um das jahr 1689 als ein geschenk Mabillons aus Frankreich mitgebracht hatte. Mabillon aber hatte das lied aufgefunden in einer handschrift der abtei Elno oder St. Amand, wie er selbst berichtet Annal. ord. S. Benedicti 3, 229: „*Reperi olim in codice Elnonensi germanicum rythmum antiquum Ludovico regi Francorum victori Nortmannorum acclamatum.*“ Nun war zwar Mabillon, dem wir ja die begründung der wissenschaftlichen urkundenlehre und handschriftenkunde verdanken, vielleicht der beste handschriftenkenner seiner zeit, so dass man voraussetzen darf, er selbst werde unmittelbar aus der handschrift eine verhältnismässig genaue und fehlerfreie abschrift angefertigt haben: allein bei dem widerholten durchgange durch mehrere aufeinanderfolgende abschriften hatte sein text arge verderbnisse erfahren. Deshalb sandte Schilter 1692 eine abschrift des textes nebst einer von ihm angefertigten lateinischen übersetzung an Mabillon, mit dem ersuchen, ihm eine collation dieser abschrift mit der handschrift selbst, oder wenigstens mit der ursprünglichen Mabillonschen abschrift zu verschaffen. Im nächsten jahre erhielt er darauf den bescheid, in folge eines erdbebens sei das deckengewölbe der bibliothek in St. Amand eingestürzt und die bibliothek dermassen in unordnung geraten, dass der bibliothekar die betreffende handschrift noch nicht habe widerauffinden und also auch die collation nicht habe ausführen können. So blieb denn Schilter auf seine sehr mangelhafte abschrift beschränkt, deren fehler, soweit er sie erkannte, er zwar bei der herausgabe mit redlichstem bemühen zu verbessern suchte, was ihm jedoch nach dem damaligen stande germanistischer kenntnis nur in beschränktem masse gelingen konnte.

Durch 117 jahre begnügte man sich mit dem Schilterschen texte. Schilter selbst widerholte den text samt den lateinischen anmerkungen und dem lateinischen commentare 1727 in seiner zweiten ausgabe im zweiten bande seines Thesaurus. Sogar Mabillon gab nicht den text seiner eigenen ursprünglichen abschrift, sondern beschränkte sich darauf, 1706 im dritten bande seiner Annales ordinis S. Benedicti (s. 684—686, vgl. s. 229) den text und die lateinische übersetzung Schilters zu widerholen, wobei noch ein paar druckfehler unterliefen. Und noch an ver-

schiedenen orten erschienen widerabdrücke oder übersetzungen des Schilterschen textes, von denen in der Hallischen litteraturzeitung 1839 nr. 52 einige aufgezählt werden.

Die uns hier zunächst angehende stelle lautet im Schilterschen texte:

Gilobet si thiu Godes kraft,
Hludwig uuarth sighaft.
Sag allin Heiligon thanc.
Sin warth ther sigikamf.

Zu *sag* aber ist im commentare bemerkt: „*Sic enim legendum pro eo quod scriptum Sab.*"

Die erste durchgreifende textesverbesserung unternahm Docen, und veröffentlichte sie in einer zwei octavblätter befassenden, nicht in den buchhandel gekommenen und deshalb sehr seltenen einzelausgabe, München 1813. Diese ausgabe macht den wohlthuenden eindruck einer gereiften arbeit, bekundet durchweg den gründlichen kenner und besonnenen kritiker, und verdient, dass sie nicht in vergessenheit gerate, sondern in ehrendem andenken erhalten werde. Die Docenschen textverbesserungen waren nicht nur sehr zahlreich, sondern trafen auch das richtige meist so glücklich, dass sie später durch die wideraufgefundene handschrift bestätigt wurden. Abgesehen von der herstellung alter sprachformen und von blos orthographischem erfuhren solche bestätigung die folgenden nach der reihenfolge der langverse aufgezählten Docenschen verbesserungen, denen ich jedesmal die entsprechende fehlerhafte lesung des Schilterschen textes in klammern beifüge: 1 *her (herr)*, 3 *sar (sehr)*, 9 *geendot (geendist)*, *god (god iʒ)*, 11 *her (der)*, *sê (sie)*, 22 *her (herr)*, 29 *thie sin (thesin)*, 30 *Quadun al (Quad: Hin al)*, 33 *Joh — gebod (doh — genod)*, 38 *hinavarth (bina uuarth)*, *(h)er giwalt (giuuaht)*, 44 *lang — Northman (lango — Northmannon)*, 50 *vaht (raht)*, 54 *we (h)in (uuehin)*. Die uns zunächst angehenden verse lauten in Docens texte:

Gilobet si thiu godes kraft!
Hludvuig vuarth sighaft;
Sag (?) allin heiligon thanc,
Sin vuarth ther sigi-kampf.

Docen hat also die Schiltersche conjectur *sag* durch ein beigefügtes fragezeichen beanstandet, ohne jedoch etwas anderes an ihre stelle zu setzen.

Zwölf jahre nach Docen gab Lachmann eine recension des Ludwigsliedes auf s. 15—17 seiner Specimina linguae francicae, Berol. 1825. Die Docenschen verbesserungen nahm er grösstenteils auf, und fügte

dazu noch eine wertvolle nachlese neuer, eigener, vortreflicher verbesserungen, welche ebenfalls meist durch die später wider aufgefundene handschrift bestätigt wurden. Solche Lachmannsche verbesserungen sind: 3 *buoz (boß)*, 20 *leidher des ingald iz (leid her thes ingaldiz* mit der übersetzung: *permisit hanc tyrannidem)*, 34 *gefuhti (gefurti)*, 43 *wâr errahchôn (uuarer rahchon)*. Die uns zunächst beschäftigenden verse lauten im Lachmannschen texte:

gilobêt sî thiu godes kraft; Hludwîg warth sighaft,
Gab allin heiligôn thanc; sîn warth ther sigikampf.

Lachmann verwarf also die Schiltersche conjectur *sag*, und bildete, dem richtigen und fruchtbaren grundsatze seiner methodischen kritik mit gewohnter strenge nachkommend, eine eigene neue conjectur *gab*, die sich so genau als irgend möglich an dasjenige anschloss, was nach angabe der Schilterschen anmerkung die handschrift selbst darbieten sollte, an das sinnlose *Sab*.

Im jahre 1830 nahm H. Hoffmann von Fallersleben das Ludwigslied in den ersten theil seiner „Fundgruben" auf, und zwar gab er auf s. 6 und 8 den „urkundlichen text," d. h. den des Schilterschen druckes, auf den gegenüberstehenden seiten 7 und 9 einen „hergestellten text." In diesem „hergestellten texte" behielt er die verbesserungen Docens und Lachmanns gröstenteils bei, an einigen stellen jedoch kehrte er zum Schilterschen texte zurück: 1 *herro (herr)*, 11 *sie (sie)*, 20 *leid her thes, (her) ingaldiz (leid her thes ingaldiz)*. Neue verbesserungen oder vermutungen bietet dieser Hoffmannsche „hergestellte text" nicht dar, weder eigne noch fremde, so wie er überhaupt nichts enthält, was nicht aus einer der drei genannten quellen, Schilter, Docen, Lachmann, geschöpft wäre. Es sagt zwar Willems, Elnonensia (1837) s. 12: „*M. Hoffmann de Fallersleben, avant d'avoir retrouvé le texte original, avait restitué, ligne 29, the sin beidodun pour thesin beidodun, ligne 38, her giunalt, pour giunaht;* aber diese beiden verbesserungen finden sich, wie wir eben sahen, schon 1813 in der Docenschen ausgabe, und sind folglich nicht Hoffmanns, sondern Docens eigentum.

Die uns zunächst beschäftigenden verse lauten in Hoffmanns „hergestelltem texte":

Gelobet si thiu godes kraft! hluduuig uuarth ſighaft.
ſag allin heiligon thanc! ſin uuarth ther ſigikamf.

Hoffmann hat also die Lachmannsche conjectur *gab* verworfen und ist hier ebenfalls zu der Schilterschen conjectur *sag* zurückgekehrt.

Nun darf man aber nicht übersehen, vielmehr muss als ein für die textgeschichte und für die kritik des 56. verses bedeutsamer umstand hervorgehoben werden, dass auf s. 345 desselben bandes der Hoffmannschen Fundgruben sich folgende „berichtigungen" finden:

„7, 20. [d. i. v. 20] lies: *leidher! thef ingaldiz.*

9, 46. [d. i. v. 45] *gode lob fageta her fit thes her gereda* (obschon sich kein ähnlicher satz im liede findet, wo die zum verbum der einen reimzeile gehörige person in die folgende zeile hinüber gezogen wird).

9, 58. [d. i. v. 56] **iah** *allin heiligon thanc, fin uuarth ther figikamf.*
Jo dar abur hluduuig kuning uuas falig —"

Die erste dieser drei „berichtigungen" findet sich, wie wir gesehen haben, schon im Lachmannschen texte von 1825, ist also Lachmanns eigentum. Die zweite (v. 45. *sit*, statt des schon von Docen durch ein beigefügtes fragezeichen beanstandeten Schilterschen *siht*) würde nach einer mir in doppelter fassung vorliegenden schriftlichen notiz ebenfalls eine ältere vermutung Lachmanns sein; doch kann ich das jetzt nicht gedruckt nachweisen, und lasse deshalb die entscheidung dahingestellt. Es bliebe sonach nur die dritte „berichtigung," v. 56. *iah,* als unbestrittenes, von niemandem sonst in anspruch genommenes eigentum Hoffmanns übrig, welches auch Willems, Elnonensia (1837) s. 12 als solches aufführt („*et enfin M. Hoffmann de Fallersleben, avant d'avoir retrouvé le texte original, avait restitué .... et ligne 56, iah, pour sag.*"

So haben wir also durch eine chronologische überschau der textgeschichte des Ludwigsliedes die historische thatsache aufgefunden und festgestellt: in vers 56 des Ludwigsliedes ist **iah** eine aus dem jahre 1830 stammende **conjectur** Hoffmanns von Fallersleben, und zwar höchstwahrscheinlich die einzige, die er selbst zum Ludwigsliede gemacht hat.

Wegen ihres selbständigen wertes ist noch hervorzuheben die ausgabe W. Wackernagels von 1835 in der ersten (mir jetzt nicht zu gebote stehenden) auflage seines lesebuches, die sich widerum durch einige neue, theils von Jacob Grimm, theils von Wackernagel selbst herrührende verbesserungen auszeichnet, welche ebenfalls später durch die wider aufgefundene handschrift bestätigt wurden, wie v. 12 *manôn sundiôno (mannon sin diono* vgl. Grimm, gr. 4, 475.*)*, v. 18 *fol lôses (falloses).* In v. 56 nahm Wackernagel die Lachmannsche verbesserung auf:

gab allin heiligôn thanc.

Im jahre 1837 erwarb sich Hoffmann von Fallersleben das grosse verdienst, der verschollenen handschrift nachzuspüren und sie in

Valenciennes wider aufzufinden. Seine aus ihr entnommene neue abschrift des Ludwigsliedes übergab er seinem freunde Willems, der sie, nebst dem aus derselben handschrift geschöpften lateinischen und dem französischen liede auf die heilige Eulalia, dem unschätzbaren ältesten denkmale altfranzösischer poesie, mit hinzufügung seiner eigenen erklärenden beigabe, unter dem titel Elnonensia 1837 zu Gent herausgab (34 s. 4.). Nach angabe dieser neuen Hoffmannschen abschrift sollen nun die beiden verse 55. 56 in der handschrift selbst lauten:

Gilobot ſi thiu godeſ kraft. Hluduig uuarth ſigihaft.
Iah allen heiligon thanc. Sin uuarth ther ſigikamf.

Ob Hoffmann sich irgendwo öffentlich darüber ausgesprochen habe, wie er diesen wortlaut des 56. verses übersetzt und erklärt wissen wolle, ist mir unbekannt. Seinen freund Willems scheint er wenigstens vor der herausgabe der Elnonensia nicht darüber belehrt zu haben. Denn in den beiden von Willems hinzugefügten übersetzungen lauten die betreffenden verse folgendermassen:

in der vlaemischen:

Geloofd zy de godeskracht,
Lodewyk werd zeeghaftig.
Zeg allen heiligen dank;
Zyn werd de zegekamp.

in der französischen:

Dieu soit loué, Louis fut vainqueur.
Gloire à tous les saints, la victoire fut à lui!

Augenscheinlich hat Willems hier nicht nach dem neuen texte der Hoffmannschen abschrift, sondern nach dem alten des Schilterschen druckes übersetzt. Ob diesem mangel in der zweiten ausgabe der Elnonensia (1845) abgeholfen worden ist, vermag ich nicht zu sagen, weil dieselbe mir jetzt hierorts nicht zu gebote steht.

Unsere textgeschichtliche ermittelung hat also herausgestellt, dass in beziehung auf das erste wort des 56. verses im jahre 1837 vorhanden waren

zwei von einander abweichende angaben über die schreibung dieses wortes in der handschrift selbst, nämlich:

Sab, nach der Mabillon-Schilterschen abschrift von 1696,
Iah, nach der Hoffmannschen abschrift von 1837,

und drei conjecturen, nämlich:

sag, die conjectur Schilters von 1696,
gab, die conjectur Lachmanns von 1825,
jah, die conjectur Hoffmanns von 1830.

Sehen wir nun zu, wie die germanisten sich diesen angaben und conjecturen gegenüber verhalten haben.

Sab, die handschriftliche lesart nach Schilters angabe, ward von dem scharfsinnigsten und umsichtigsten kritiker, von Lachmann, gewürdigt und zur bildung seiner conjectur verwertet.

Sag, die conjectur Schilters von 1696, ward 1813 von Docen beanstandet, 1825 von Lachmann verworfen, dann 1830 von Hoffmann nochmals hervorgezogen, aber auch von ihm alsbald wider verworfen, und blieb seitdem verschollen.

Jah, die conjectur Hoffmanns von 1830, ward, so lange sie sich als blosse conjectur gab, d. h. zwischen 1830 und 1837, soviel mir bekannt, von keinem nambaften germanisten aufgenommen und vertheidigt.

Gab, die conjectur Lachmanns von 1825, ward von Wackernagel 1835 in sein lesebuch aufgenommen, ward von Jacob Grimm 1837 ganz unbedenklich, und so selbstverständlich als stünde sie in der handschrift selbst, im vierten bande seiner grammatik (s. 599) unter die belege des mit *geben* verbundenen accusatives eingereiht *(„geben ... gab allên heiligôn thank. Ludw. lied“)*, ward von Graff im althochdeutschen sprachschatze unter dem worte *danc* sogar noch 1840, ebenfalls so selbstverständlich als stünde sie in der handschrift selbst, als ein beleg aus dem Ludwigsliede angeführt (5, 167: *„gab thanc. Lu.“*). Also: die namhaftesten germanisten, die gewiegtesten kenner des Althochdeutschen, W. Wackernagel, Jac. Grimm, Graff, männer, von denen es absurd wäre zu sagen, sie hätten damals Hoffmanns conjectur *jah* nicht gekannt, — sie alle haben die Lachmannsche conjectur *gab* als unbedenklich und selbstverständlich aufgenommen, und sich in dieser anerkennung durch die Hoffmannsche conjectur *jah* so wenig irre machen lassen, dass sie dieser letzteren gar nicht einmal gedenken.

Als aber *jah* 1837 in der ersten ausgabe der Elnonensia erschien und sich dort in der neuen, unmittelbar aus der handschrift genommenen abschrift Hoffmanns als die wirkliche, echte lesart der handschrift selbst gab: von da ab freilich fand *jah* fast überall eingang und aufnahme, indem man sich ziemlich allgemein der autorität der handschrift unterwarf. Deshalb erscheint seit 1837 die Lachmannsche emendation *gab* nur noch vereinzelt, wie 1840 in der schon angeführten stelle des Graffschen sprachschatzes (5, 167), und 1862 in Schades altdeutschem lesebuche (s. 56).

Wie verhielt sich denn aber Lachmann selbst dieser Hoffmannschen entdeckung gegenüber? Da seine methodische kritik ja principiel die handschriftliche überlieferung zu ihrer festen grundlage nimt, und

sich dieser so nahe als möglich anschliesst, — beugte nicht auch er sich vor der autorität der handschrift? zog er nicht seine conjectur zurück und setzte statt deren die handschriftliche überlieferung in ihr recht ein?

Ich bin in der lage, hierüber bestimmte auskunft geben zu können.

In den vierziger jahren bin ich mit Lachmann in seiner studierstube, wo er mir in freundlichem gespräche seine treffliche belehrung gern und eingehend zu spenden pflegte, auch auf das Ludwigslied zu reden gekommen. Von dem was Willems zur ausgabe der Elnonensia beigesteuert hat, war er gar wenig erbaut. Aber auch gegen die zuverlässigkeit der Hoffmannschen abschrift erhob er ernste und gewichtige zweifel. „Wer handschriften richtig lesen will,“ so sagte er, „muss genau wissen, was dastehen kann und nicht dastehen kann.“ Und so bezweifelte er namentlich, dass Hoffmann den anfang des 56. verses richtig gelesen habe, und hielt dem *jah* der Hoffmannschen abschrift gegenüber seine eigene alte verbesserung *gab* aufrecht. Und jetzt, indem ich nachblättere in einem hefte, welches mein verstorbener freund Emil Sommer, einer der tüchtigsten schüler Lachmanns, in einer Lachmannschen vorlesung über die geschichte der älteren deutschen poesie im sommer 1841 nachgeschrieben hat, finde ich, dass Lachmann sich auch in der vorlesung in ähnlicher weise ausgesprochen hat. Die betreffende stelle lautet in Sommers hefte wörtlich: „Ein grosses verdienst von Hoffmann, dass er den codex wieder aufgefunden hat. Von ihm herausgegeben unter dem titel: Elnonensia etc. par Hoffmann et Willems. Doch ist Hoffmanns text noch nicht befriedigend; z. b. [Wackernagels leseb.] 110, 1 [= v. 56] **jah** *allen heiligon thanc* **sicher eine conjectur von Hoffmann, für gab**. Die construction sprachwidrig; *jehen* c. gen.“ Dass aber Lachmann diese seine ansicht in seinen letzten lebensjahren geändert hätte, davon ist mir nichts bekannt worden, auch kann ich es durchaus nicht für wahrscheinlich halten.

Es ist aber meines bedünkens auch gar nicht so schwierig, die gründe aufzufinden, welche solche bedenken, wie die von Lachmann gehegten, erwecken und rechtfertigen.

Erwägen wir zunächst den diplomatischen sachverhalt.

Das Ludwigslied reicht in der handschrift von der rückseite des 141. bis auf die vorderseite des 143. blattes, und zwar beginnt die letztgenannte vorderseite grade mit vers 56, und ihre drei ersten verse stellen sich im Hoffmannschen drucke folgendermassen dar:

143ª *Iah allen heiligon thanc. Sin uuarth ther ſigikamf.*
... uolar abur hluduig. kuning uu ... ſalig.
... garo ſo ſer hio uuaſ. So uuar ſo ſeſ thurft uuaſ.

Dazu bemerkt Hoffmann selbst s. 4: „*Le commencement des lignes 57 et 58 manque, comme ayant été arraché du manuscrit, et à la ligne 57ᵉ, derrière uu, est une tache qui a enlevé deux à trois lettres.*“ Es befinden sich also die ersten drei zeilen dieser seite in ziemlich schlechtem stande, und namentlich sind die gegen den rückenfalz hin liegenden zeilenanfänge übel zugerichtet. Die ersten wörter der 57. und 58. zeile sind durch zerreissen des pergamentes gänzlich verloren gegangen; und wenn zwei abschriften das erste wort der 56. zeile so abweichend widergeben, so lässt sich um so mehr vermuten, dass auch dies wort nicht unbeschädigt geblieben sein werde. Waren aber die buchstaben dieses wortes durch verblassen, durch abreibung oder sonst irgendwie beschädigt und undeutlich geworden, so ist doch ganz natürlich, dass der an sie herantretende leser dasjenige aus ihnen herauslas, von dem er schon seit jahren glaubte und sich überzeugt hielt, dass es dort stehen müsse. Wenn also vor 180 jahren der voraussetzungslos herantretende Mabillon ein ihm unverständliches *Sab* dort erblickte und unbefangen in seine abschrift übertrug, so ist doch gar nicht zu verwundern, dass Hoffmann, mit seiner conjectur *jah* im kopfe herantretend, mit der einzigen, die er selbst zum Ludwigsliede aufgestellt hatte, der zu liebe er die besserungsvorschläge seiner vorgänger verworfen hatte, die er also gleichsam wie ein eigenes und einziges kind liebte und bevorzugte, — dass Hoffmann seine eigene conjectur in den zügen der handschrift wider zu erkennen glaubte, und sie dem gemäss in seine abschrift aufnahm. Es ist das um so natürlicher, da ja die züge der handschrift selbst sich ganz leicht und bequem darein zu fügen schienen. Denn vergleichen wir die Mabillonsche lesung und die Hoffmannsche, so finden wir beiden gemeinsam den vocal *a*, der wol am wenigsten verkannt und verlesen werden konnte, so dass wir ihn als richtig annehmen dürfen. Als endconsonanten bietet Mabillon ein *b*, Hoffmann ein *h*. Es sehen aber grade *b* und *h*, wie das den Elnonensia beigegebene facsimile ausweist, einander in den zügen der handschrift so ähnlich, dass der geringste ausfall der schwärze im untersten theile des bügels ausreicht, um aus dem *b* ein *h* zu machen, so dass selbst bei einer nur unbedeutenden beschädigung des ersten wortes das *b* des schreibers gar leicht als ein *h* gelesen werden konnte. Die anfangsbuchstaben der verse endlich sind in der handschrift mit uncialen geschrieben. Uncialen dieser schriftgattung sind aber schon an sich nicht immer auf den ersten blick leicht und sicher zu lesen und zu unterscheiden, wie vielmehr wenn sie durch eine beschädigung undeutlich geworden sind. Daher darf es widerum nicht befremden, wenn Mabillon dieselbe unciale als *S*, Hoffmann dagegen als *I* las und abschrieb. — Soll nun aber der kritiker unter die-

sen beiden von einander abweichenden angaben eine entscheidende wahl treffen, so wird er, nach dem alten bewährten kritischen grundsatze, die an sich richtige, correcte und leicht verständliche, aber in diesem zusammenhange sehr befremdliche form *jah* zurückstehen lassen hinter der sinnlosen form *sab*, welche eben deshalb, weil sie sinnlos ist, nicht eine willkürliche und absichtliche änderung des abschreibers sein kann, sondern höchst wahrscheinlich nur eine durch einen lese- oder schreibfehler verursachte entstellung des richtigen und echten enthält, und wird aus ihr durch beseitigung dieses fehlers das echte und richtige herzustellen suchen. Mit je geringerer änderung der überlieferung ihm das gelingt, um desto glaubwürdiger wird einerseits die überlieferung erscheinen, und um desto zuversichtlicher darf er andrerseits annehmen, dass er selbst mit seiner besserung das richtige getroffen habe. Genau in diesem falle findet sich aber die Mabillon-Schiltersche überlieferung *sab*, und die besserung *gab* der Lachmannschen kritik.

Es bedarf wol kaum der erinnerung, dass diese darlegung nicht im entferntesten die absicht hat, die gewissenhaftigkeit Hoffmanns zu verdächtigen und sein verdienst herabzusetzen, sondern dass sie lediglich bezweckt, den hergang als einen sehr natürlichen und kaum vermeidlichen zu erklären, und zugleich zu zeigen, wie eine methodische und besonnene kritik, wie sie Lachmann geübt und gelehrt hat, in solchem falle verfährt, um unter anwendung bewährter grundsätze und kunstregeln das richtige mit möglichster wahrscheinlichkeit zu ermitteln.

Doch hiermit wäre die sache noch nicht endgiltig erledigt. Es muss noch die aus der sprache nachzuweisende begründung bestätigend und abschliessend hinzutreten.

Der Hoffmannsche text der Elnonensia *jah allen heiligon thanc* construiert das verbum *jehan* mit dem dativ der person und dem accusativ der sache. Einen accusativ des objectes neben *jehan* hat man bis jetzt, so viel mir bekannt, auf dem gesamten gebiete der althochdeutschen litteratur nur an drei stellen nachgewiesen, welche alle drei bei Graff (1, 582) verzeichnet stehen, und von denen die eine zugleich auch den dativ der person neben dem accusativ der sache darbietet. Die erste dieser stellen, auf s. 73 der von Jac. Grimm 1830 herausgegebenen hymnen (26, 1, 2) lautet: *thih truhtnan gehemes*, und ist eine übersetzung von: *te dominum confitemur*, oder der zweiten zeile aus dem sogenannten Ambrosianischen lobgesange *Te deum laudamus*. Das ist ja aber eine interlinearversion, d. h. eine solche übersetzung, deren eigentlicher zweck ist, jedes einzelne wort des lateinischen textes so treu als möglich einzeln widerzugeben. *Thih* ist also hier nur die übersetzung von *te*, *gehemes* nur die übersetzung von *confitemur*,

und ebenso ist auch die construction *thih gehemes* nur die beibehaltene lateinische *te confitemur;* grade so wie in str. 8 desselben hymnus

suanari [za] kelaupanne pist uuesan chumftiger
judex crederis esse venturus

wort für wort des lateinischen textes widergegeben wird mit einer construction und wortstellung, die niemals weder deutsch gewesen noch geworden ist. Das *thih gehemes* dieser stelle der hymnen (in welcher übrigens *thih* ein accusativ der person wäre), kann also als ein beweisendes zeugnis dafür, dass eine construction von *jehan* mit dem accusativ der deutschen sprache gemäss gewesen sei, nicht angezogen werden. — Die zweite stelle, bei Hattemer, Denkmahle des Mittelalters 1, 44: *ubiliu siniu kelitaniu .... cote gehan* ist eine übersetzung von: *mala sua praeterita .... deo confiteri.* Das ist ja aber wider eine interlinearversion, eine zeile aus der dem Kero zugeschriebenen interlinearversion der benedictinerregel. Sie ist also genau eben so wenig beweisend, wie die erstgenannte stelle aus den hymnen. — Endlich die dritte stelle, aus dem Notkerschen katechismus, lautet bei Müllenhoff und Scherer, denkmäler etc. s. 195 im texte B allerdings: *uuanda sî elliu sament ein gloubit unde ein gihit;* dagegen ebendas. s. 190 im texte A: *uuanda sî âlliu sament ein geloubet unde eines jichet.* — Es bleibt uns also für die construction von *jehan* mit dem accusativ aus der gesamten althochdeutschen litteratur nur ein einziges, verhältnismässig spätes, und noch dazu schwankendes zeugnis. Die noch späteren zeugnisse aber aus der mittelhochdeutschen litteratur sind so spärlich und so untergeordneten vorkommens, dass Wilhelm Müller im mittelhochdeutschen wörterbuche 1, 513 sich bewogen fand zu sagen: „Entscheidende belege für den accusativ der sache bei *jehan* finden sich, meines wissens, in der älteren sprache durchaus nicht, und selbst in der späteren gehören sie wol mehr den abschreibern an als dem urkundlichen texte.“ Jedenfalls ist die construction von *jehan* mit dem accusativ der sache selbst in mittelhochdeutscher sprache nicht „legitim,“ wie Lachmann das zu nennen pflegte, d. h. nicht so üblich und unanstössig, dass jeder schriftsteller sie unbedenklich gebraucht hätte, und dass man sie folglich auch jedem unbedenklich zumuten könnte; sondern im gegenteil bleibt sie sogar noch im mittelhochdeutschen vereinzelt und auffällig.

Doch gesetzt auch die construction *jah allen heiligon thanc* wäre zulässig; wäre dann damit dem verse geholfen? Wie stünde es dann um die bedeutung? Wie sollte man dann den vers verstehen und übersetzen?

Zwar vermag ich etymologie und grundbedeutung von *jehan* nicht anzugeben, weiss auch nicht, dass jemand sie bis jetzt befriedigend dargetan hätte; aber die hauptbedeutung des wortes, und diejenige, aus der die übrigen sich gar wol ableiten lassen, ist doch, so viel ich sehen kann, nicht „sagen" oder „sprechen," sondern „aussagen, bekennen," wie denn auch *jehan* weit überwiegend zur übersetzung von *fateri, confiteri* verwendet wird. Soll denn aber der sinn des verses sein: „König Ludwig sagte aus, bekannte, dass alle heiligen dank verdienen, oder dass er ihnen dank schulde?" Oder muss der sinn nicht vielmehr sein: „König Ludwig brachte allen heiligen dank dar; er **sprach** ihn aus" (durch dankgebet, lobpreisung, gelübde u. s. w.); aber nicht: er **sagte** ihn aus?

Beherzigen wir die wolbegründete Lachmannsche forderung: „wer eine handschrift richtig lesen will, muss genau wissen, was dastehen kann und nicht dastehen kann!" und fragen wir demgemäss: welche ausdrucksform des aus dem zusammenhange erkennbaren gedankens würde wol der damaligen deutschen sprache gerecht gewesen sein? Den richtigen weg zur beantwortung dieser frage zeigt uns ganz anschaulich ein beispiel. In der Vulgata heisst es bei erzählung der darstellung Christi im tempel (Luc. 2, 28) von Simeon: *et ipse accepit eum in ulnas suas et benedixit Deum*, (Luther: da nahm er ihn auf seine arme und lobte gott). Das lautet in der übersetzung Tatians (cap. VII. p. 9. ed. Schmeller): *her thó inpfieng inan in sinc arma, inti lobota got.* Dagegen im Heliand 475 fg.

thô sagda he waldande thank,
al-mahtigon gode, thes he ina mid is ôgun gisah,
gêng im thô tegegnes endi ina gerna antfêng,
ald mid is armun.

Wir lernen aus diesem beispiele, dass *lobôn* und *dankôn* im sinne des kirchlichen *benedicere* schon dem neunten jahrhunderte synonym waren, wie sie es uns noch heut sind, und dass sie für einander eintreten konnten. Dem entsprechend dürfen wir von vorn herein erwarten, für beide auch parallele ausdrucksformeln und constructionen zu finden; und diese voraussetzung wird denn auch durch die thatsachen bestätigt.

Die einfachste, der deutschen sprache gemässeste, und daher auch am häufigsten vorkommende ausdrucksweise ist die durch das einfache verbum *lobôn* und *dankôn*. So entsprechen sich: *that sie thes himiliskan fader lobôn.* Hel. 1404 und: *Sie thankônt es mit worte Kriste.* Otfr. 2, 10, 18. — Die aus den substantiven *lob* und *danc* und einem verbum zusammengesetzten formeln scheinen sich hauptsächlich in nachbildung lateinischer ausdrücke, wie *bene-dicere, laudem dare, gratias*

agere, gratiam reddere eingestellt zu haben. Ihr vorkommen ist ein ungleichmässiges, und zum theil nur ein spärliches oder vereinzeltes und vorübergehendes. Die herschende formel für „danken“ in der Vulgata ist „*gratias agere.*“ Das wird im texte der *Fragmenta theotisca* noch widergegeben durch einfaches *dankôn;* dagegen herscht im texte des Tatian schon durchgehend die formel *danc tuon.* So z. b. lauten die worte der Vulgata Math. 26, 27: *et accipiens calicem gratias egit,* in den Fragm. theot. (s. 11 der ausg. v. 1841) noch: *Enti nam chelih, danchôta;* dagegen bei Tatian (ed. Schmeller c. 156. p. 125) bereits: *Intfieng thô then kelih, thanc teta.* (Vgl. Luc. 18, 11. und Joh. 11, 41. *gratias ago = thanc tuon*, Tat. c. 118, u. c. 135; Matth. 15, 36. *gratias agens = thanc tuonti*, Tac. c. 89; Luc. 17, 16. *gratias agens = thanca tuonti*. Tat. c. 111; Joh. 6, 23. *gratias agente Domino = thanca tuonte truhtine,* Tat. c. 82 etc.). Dass aber diese formel *danc tuon* aus der lateinischen formel *gratias agere,* oder doch unter deren einflusse entstanden ist, dafür scheint auch zu sprechen die glosse: *gratiarum actio: dancho-tât* (Nyerup Symb. 207). Diesem *danc tuon* gegenüber finden wir ein *lob tuon* in der Notkerschen Psalmenübersetzung 15, 7: *Lob tuon ih cote*, als übersetzung des *Benedicam Dominum* der Vulgata. — Wie wir aber eben sahen, dass das *bene-dicere,* das aussprechen des lobes oder dankes, im Hêliand (475) durch *thank seggian* verdeutscht wurde, so finden wir auch wider diesem gegenüber ein *lob sagên* in unserm Ludwigsliede selbst v. 45: *gode lob sagêda.* — Dieselbe deutsche formel *thô sagdun sie lof gode* begegnet im Heliand 3584 als übersetzung des Vulgataverses (Luc. 18, 43) *et omnis plebs dedit laudem deo.* Enger an die formel *dedit laudem* des lateinischen originales schliesst sich aber die verdeutschung derselben stelle bei Tatian (ed. Schm. c. 115. p. 85): *inti al taz folc gab gote lob.* Und hiermit sind wir auf die dritte formel gekommen, auf *lob geban*, dem gegenüber auch ein *dank geban* zu erwarten wäre. Wenn nun die formel *danc geban* bis jetzt aus der übrigen althochdeutschen litteratur nicht nachgewiesen worden ist, so wäre es doch ein ganz unlogischer schluss, daraus die allgemeine behauptung zu folgern, sie sei in der deutschen sprache des 9. und 10. jahrhunderts überhaupt nicht vorhanden, oder wol gar unmöglich gewesen. Im gegenteil, wenn die lateinische formel *gratiam reddere* bereits in der alten lateinischen litteratur gangbar war, wenn sie im vulgärlatein Galliens so allüblich gewesen sein muss, dass daraus die französische redensart *rendre grâce(s)* hervorgieng, so ist doch fast undenkbar, dass sie, namentlich in der gegend, in welcher das französische gedicht auf Eulalia aufgezeichnet wurde, nicht auch hätte eingang in die deutsche sprache finden sollen. Allgemeine verbrei-

tung und dauernden bestand brauchte sie deshalb eben so wenig zu gewinnen als die dem lateinischen *gratias agere* entsprechende formel *danc tuon*, für welche doch reichliche belege aus Tatian zu entnehmen sind. Jedenfalls konnte der dichter des Ludwigsliedes, der ja doch die gelehrte bildung eines geistlichen besass, nach analogie der deutschen formel *lob geban* und der lateinischen *gratiam reddere* eine deutsche formel *danc geban* anwenden oder auch selbst zuerst bilden, ohne der deutschen sprache die geringste gewalt anzutun, und ohne zu besorgen, dass seine zuhörer den geringsten anstoss daran nehmen würden.

Der dichter des Ludwigsliedes konnte also den gedanken, welchen er aussprechen wollte, folgendermassen ausdrücken:

thancôda allen heiligon
oder *sagêda allen heiligon thanc*
oder *ded allen heiligon thanc*
oder *gab allen heiligon thanc.*

Für den auftact des verses taugten natürlich nur die beiden letztgenannten einsilbigen formen *ded* und *gab*. Möglich wäre sogar, dass der dichter den bedeutungsunterschied zwischen *gratiam reddere* und *gratias agere* gekannt, und deshalb absichtlich die formel *gab danc* gewählt und der für *gratias agere* anderweit belegbaren formel *deda danc* vorgezogen hätte. Er hätte dann andeuten wollen, könig Ludwig habe den heiligen den dank für ihre siegeshilfe nicht bloss in worten, sondern auch durch thaten, etwa durch erbauung und ausstattung der vor und während der schlacht ihnen gelobten kirchen u. dgl. abgestattet.

Da nun die formel *gab danc* nur den einzigen zufälligen und unwesentlichen mangel hat, dass ihr kein belegendes beispiel aus der übrigen althochdeutschen litteratur zur seite tritt, während sie doch an sich durchaus nicht sprachwidrig, sondern im gegenteile ganz correct gebildet ist und auch dem sinne vortrefflich entspricht, so ist klar, mit wie gutem rechte die vorzüglichsten kenner des althochdeutschen, Lachmann, Jacob Grimm, Wackernagel, Graff sie aufgenommen und anerkannt haben.

So sprechen also die gewichtigsten gründe für die wahrscheinlichkeit, dass in der handschrift selbst zu anfange des verses 56 nicht *jah*, sondern *gab* zu lesen sei. Über die vermutung freilich und über die wahrscheinlichkeit können wir mit unseren gegenwärtigen kritischen hilfsmitteln nicht hinaus. Gewisheit könnte uns hier nur eine zuverlässige neue collation geben. Wenn aber eine solche collation — denn möglich bleibt ja doch auch das unwahrscheinliche — dennoch bestätigte, dass wirklich *jah*, wie Hoffmann gelesen hat, in der handschrift selbst stehe

dann hätten wir doch wol ein vollkommen sicheres beispiel für die bisher bezweifelte construction von *jah* mit dem accusativ der sache, und müsten uns dem zeugnisse der handschrift unterwerfen, die für das gedicht einer originalaufzeichnung des verfassers gleich zu achten wäre? Der unbefangene und behutsame kritiker wird sich nicht zu einer so raschen schlussfolgerung verlocken lassen; er wird vielmehr urteilen: dann blieben alle die aufgezeigten bedenken, nicht blos hinsichtlich der construction, sondern auch hinsichtlich des sinnes, nach wie vor in kraft, und wir hätten dann eben nur eine anstössige und verdächtige stelle mehr zu registrieren zu den verschiedenen anderen mislichen und bedenklichen stellen, die das gedicht enthält, und auf welche Lachmann als ein scharfer, feiner und tiefeindringender kritiker und exeget auch nicht ermangelte, seine zuhörer aufmerksam zu machen. Denn das war ja eben auch eine haupttugend der feinfühligen und auf den grund dringenden Lachmannschen kritik und exegese, dass er an den schwierigkeiten nicht schweigend vorübergieng, sondern dass er grade im gegenteil die schwierigkeiten hervorhob, wo der zuhörer sie übersehen haben würde, dass er sie aufdeckte, wo der zuhörer sie nicht einmal erkannt haben würde, dass er sie erklärte und löste, so weit er es vermochte, dass er endlich da, wo er sie nicht zu heben im stande war, offen aussprach: „das weiss ich nicht." Abgesehen von unklar ausgedrückten versen, wie v. 13 *sume sâr verlorane wurdun sumerkorane* und v. 43 *wolder wâr errahchôn sîna widarsahchon*, oder von orthographischen und metrischen mängeln, wie v. 20 *was erbolgan Krist* (wo man Lachmanns urteile beistimmen wird, dass die Wackernagelsche ergänzung *imo* „wegen des verses und sinnes notwendig" sei), oder v. 38 *wili her* statt *wili er*, — welches alles Lachmann zu rügen nicht verabsäumte, — lesen wir z. b. v. 2. *Ih weiz her imos lônôt* mit der üblichen genitivischen construction, dagegen v. 40 genau dieselbe redensart *Ih gilônôn imoz* mit unüblicher und anstössiger accusativischer construction, und umgekehrt v. 21 die auffällige genitivische construction *Thoh erbarmêdes got* statt der üblichen accusativischen *erbarmêdez*. In den versen 44—47

Thô ni was iz buro lang, Fand her thia Northman.
Gode lob sagêda, Her sihit thes her gerêda.
Ther kuning reit kuono, Sang lioth frâno,
Joh alle saman sungun „Kyrrie leison."

würde das praesens historicum *sihit* sogar noch nach mittelhochdeutscher ausdrucksweise höchst auffällig sein, geschweige nach althochdeutscher, und gar noch mitten unter lauter präteritalformen, *was, fand, sagêda, reit, sang, sungun*. Durch dergleichen anstössigkeiten, die

unmöglich alle erst der Hoffmannschen abschrift zur last fallen können, wird unsere meinung von der genauigkeit und zuverlässigkeit des schreibers der handschrift selbst ziemlich herabgestimt. Wir haben deshalb vollen grund den verlust der originalhandschrift ernstlich zu bedauern, da sie uns durch eine so mangelhafte aufzeichnung, wie die in der handschrift von Valenciennes, doch nur unvollkommen ersetzt wird; und endlich ist die kritik vollberechtigt, einer so mangelhaften aufzeichnung gegenüber, entschiedener aufzutreten und einzugreifen.

Ziehen wir nun aus alle dem die summa, so erhalten wir folgendes endergebnis:

Der Hoffmannsche text des Ludwigsliedes, wie er in der ersten ausgabe der Elnonensia vorliegt, zeigt so bedenkliche und anstössige stellen, namentlich zu anfange des 56. verses, dass der zweifel aufsteigt und berechtigt erscheint, ob Hoffmann überall richtig gelesen und abgeschrieben habe.

Wenn die neueste ausgabe des Ludwigsliedes in den Denkmälern deutscher poesie und prosa von Müllenhoff und Scherer im wesentlichen den Hoffmannschen text widergibt und in dem beigefügten commentare die bedenken unerwähnt und unbesprochen lässt, so wird — und zwar um so mehr, weil dieses werk nach der kritischen wie nach der exegetischen seite hin so bedeutendes geleistet hat und mit recht ein so hohes ansehen geniesst — derjenige, der in diese studien nicht schon tiefer eingeweiht ist, gefahr laufen, zu der meinung zu gelangen oder in ihr bestärkt zu werden, dass mit dem Hoffmannschen texte die kritik des Ludwigsliedes erledigt sei.

Deshalb muss der litteraturhistoriker und der litterarhistorische kritiker — nicht um die herausgeber zu hofmeistern, denn eine gesunde und anständige kritik hat es mit den sachen, nicht mit den personen zu thun — sondern um der wissenschaft nach bestem vermögen zu dienen, diejenigen, welche davon gebrauch machen können und wollen, darauf aufmerksam machen,

Dass mit dem Hoffmannschen texte die kritik des Ludwigsliedes noch nicht erledigt ist,

Dass eine neue, ganz genaue und zuverlässige collation der handschrift wünschenswert, ja unerlässlich erscheint,

Dass die Lachmannsche ausgabe des Ludwigsliedes von 1825 noch keineswegs antiquiert ist, sondern schätzbare fingerzeige für die kritik enthält, welche noch jetzt ihre volle und fruchtbare bedeutung haben, und diese auch für die beurteilung und verwertung einer neuen collation der handschrift nicht minder behalten werden.

Durch diese ausführlichere darlegung und besprechung des sachverhaltes in beziehung auf die textkritik des Ludwigsliedes, und namentlich in beziehung auf den beanstandeten anfang des 56. verses, hoffe ich den geneigten leser in den stand gesetzt zu haben, dass er selbst auf grund einer genügenden kenntnis der thatsachen sich ein eigenes selbständiges urteil bilden kann. Dabei bot sich auch gelegenheit zu zeigen, wie eine so methodische, eindringende, feine und umsichtige kritik, wie Lachmann sie übte und lehrte, in solchem falle verfuhr. Zugleich meine ich hiermit die in Haupts zeitschrift für deutsches altertum 14, 556 fg. geäusserten bedenken ausreichend erledigt zu haben.

HALLE. J. ZACHER.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

Ein Lebensabriss Jacob Grimms.

Die mitteilung der nachstehenden eigenhändigen aufzeichnung **Jac. Grimms** verdanken wir der güte des herrn buchhändlers dr. S. Hirzel in Leipzig. Diese kurze, frische und charakteristische selbstüberschau eines langen, arbeits- und segensreichen lebens fügt zu den im ersten bande der „kleinen schriften Jacob Grimms" mitgeteilten lebensnachrichten eine willkommene ergänzung und wird den freunden und verehrern desselben um so schätzbarer sein, da zusammenhängende autobiographische aufzeichnungen aus seinen letzten lebensjahren nicht bekannt worden sind.

RED.

Jacob Grimm, geb. 4. Jan. 1785. Den ersten rohen Unterricht ertheilte ihm Präceptor Zinkhan zu Steinau an der Strasse (Abhandl. der Berliner Akad. der Wissensch. 1849 s. 165), hernach auf dem Casseler Lyceum (unter Richter) gebildet, studierte er seit 1802 die Rechte. 1805 folgte er einer Einladung seines Lehrers Savigny nach Paris, dem er dort bei litterarischen Arbeiten half; Savignys wohlthätigen Einfluss auf ihn hat er geschildert in der Zueignung der deutschen Grammatik und in einer Glückwünschungsschrift zu dessen Jubilaeum (das Wort des Besitzes. Berlin 1850). Nach Hessen 1806 zurückgekehrt wurde er 1806 Kriegssekretär und die ihm vom lästigen Amt sparsam gegönnte Musse machte ihm die ersten Schritte im Studium der Literatur und Dichtkunst schwer, wozu er sich bereits in Paris gewendet hatte. Als Hessen feindlich überzogen und ein Königreich Westfalen errichtet war, erhielt er auf Johannes Müllers Empfehlung die Aufsicht über die schon vom Kurfürst angelegte Bibliothek zu Wilhelmshöhe und wurde später daneben noch Staatsrathsauditor, bewahrte aber unter dem französischen Rock sein deutsches Herz und liess in den begonnenen Forschungen nicht nach. Bei des Kurfürsten Rückkehr folgte er 1814 dem hessischen Gesandten als Secretär ins Hauptquartier der Verbündeten, auch später nach Paris und zum Congress nach Wien, wo er bis Juni 1815 verweilte. Einen Monat darauf, im Auftrag der Preussischen Regierung nochmals nach Paris gesandt, um die aus verschiednen Gegenden dort zusammengeschleppten Handschriften zu ermitteln und zurückzufordern, hatte er daneben auch einige Geschäfte des Kurfürsten zu besorgen, nach deren Vollziehung, entschlossen diese öffentliche Laufbahn zu verlassen, er 1816

als zweiter Bibliothecar in Cassel angestellt wurde und nun in glücklicher, heilsamer Ruhe eine Reihe von Jahren seinen Arbeiten obliegen und deren Ertrag dem Publikum allmälich vorlegen konnte. Als nach Völkels, des ersten Bibliothekars Tod ihm nun Rommel vorgezogen wurde, ertrug er diese Ungerechtigkeit nicht, und nahm 1830 den Ruf nach Göttingen als Professor und Bibliothekar an, hielt sieben Jahre hindurch Vorlesungen über deutsche Sprache, Rechtsalterthümer und Geschichte der Literatur. Kaum aber war das Jubilaeum der Universität im Jahr 1837 feierlich begangen, so fand er sich unter den sieben Professoren, die gegen Aufhebung des Staatsgrundgesetzes Einsprache thaten, wurde im December seines Amtes entsetzt und mit Dahlmann und Gervinus Landes verwiesen (vgl. Jacob Grimm über seine Entlassung. Basel 1838.) Die nächsten Jahre lebte er, am altgewohnten Orte, zu Cassel in stiller Zurückgezogenheit und wurde im Jahr 1841 nach Berlin berufen, wo er als Mitglied der Akademie zugleich Vorlesungen an der Universität zu halten berechtigt ist. Zweimal zum Vorsitzenden der Germanistenversammlungen zu Frankfurt 1846, zu Lübeck 1847 gewählt, sass er 1848 in der Nationalversammlung zu Frankfurt und tagte 1849 mit zu Gotha. Was ihm in seinen äusseren Stellungen je Leids geschah ist ihm stets zum Heil ausgeschlagen. Als er Hessen mit tiefem Schmerz verlassen muste (und wie möchte er heute in das unglücklich gemachte Land wiederkehren?) gieng ihm statt der beschränkten Lage ein ehrenvolles, reicheres Leben zu Göttingen auf, nach dessen Sperrung er in Berlin noch freier und geförderter sich seiner angebornen, ungeschwächten Arbeitslust hinzugeben im Stande ist.

Er betrachtet als für sein Leben und seine Wirksamkeit entscheidend, dass die vom früh verstorbnen Vater selbst noch ausgegangne Vorausbestimmung zur Rechtswissenschaft ihn abgehalten hat, sich der classischen Philologie, wozu wol Trieb und Anlage in ihm gewesen wäre, enger anzuschliessen, an deren Platz nunmehr unvermerkt die Neigung festwurzeln konnte, vaterländischen Forschungen alle Kraft zu widmen. Durch die Gunst der Verhältnisse gelang die Losreissung vom zerstreuenden Geschäftsleben und die feste Anknüpfung des Verkehrs mit Büchern und dem Alterthum. Das deutsche Studium, fühlte er wol, muste ihm Hauptaufgabe werden und bleiben, nicht bloss nebenbei getrieben werden, denn es fordert den Mittelpunkt. Es kam darauf an, einen fast ganz brach liegenden, unabsehbaren Boden in raschen Angriff zu nehmen und die Früchte wuchsen nicht karg auf. Für seine deutsche Grammatik konnte er alle Vorgänger von Ikelsamer bis auf Heyse, Adelung mit eingeschlossen, ungelesen lassen und seine Mythologie gieng hervor im sichern Gefühl, dass Rössig und Gräter lauter leeres Stroh gedroschen und eine ganz verkehrte Weise befolgt hatten. Er hat nicht zu viel geschrieben, ausser vier Bänden der mehrmals umgearbeiteten, dennoch unvollendeten deutschen Grammatik, deutsche Rechtsalterthümer (1828), die grosser Erweiterung fähig und bedürftig wären, deutsche Mythologie (1835. 1844) und eine Geschichte der deutschen Sprache (1848). Versiegte Quellen wieder aufzuthun lag ihm sehr am Herzen, doch, so hoch er die Critik achtet und an Geistern, die für sie ausgerüstet scheinen, bewundert, ihm galt es mehr darum, in dem flutenden wasser zu baden, als die hineingefallenen Halme und Spreuer wegzuschaffen, die sich entweder von selbst ausstossen oder von tapfern Fegern fortgebracht werden. Beim Reinhart Fuchs (1835) lag ihm weit mehr an Entfaltung des wunderbaren Wesens der Thierfabel, dieser Reinhart und die mühsam zusammengebrachten, noch nicht genug erkannten Weisthümer (1840—42) sind ihm seine liebsten Bücher. Für sein bestes hält er (vielleicht mit Widerspruch mancher Leser) die Geschichte der Sprache, obgleich sie, zu schnell niedergeschrieben, an mehrern Stellen der Nachhülfe bedarf. In Haupts Zeitschrift und in den Abhandlungen der Berliner

Akademie findet sich vielerlei von ihm. Eine Vorrede zu Merkels lex salica behandelt die Malbergische Glosse ausführlich (1850). Gemeinschaftlich mit Wilhelm hat er die Kindermärchen und Sagen gesammelt, die sich zum Verdienst anrechnen das Feld eröffnet und eine Menge ähnlicher Sammlungen in Deutschland wie ausserhalb, hervorgerufen zu haben, durch welche es nun möglich geworden ist, die reiche Fülle solcher Überlieferungen zu erschauen und fruchtbar zu bearbeiten. In alter Gemeinschaft mit dem Bruder soll auch die umfassendste Arbeit ihres Lebens, wenn sie, wie sie nun begonnen hat, zur Vollendung gedeihen kann, das weitaussehende deutsche Wörterbuch erscheinen.

Roland von dr. **Hugo Meyer.** Osterprogramm der hauptschule zu Bremen. 1868. 22 s. 4.

In meist überzeugender weise sucht der verfasser statt der bisher versuchten historischen anlehnung der Rolandsage mythischen niederschlag in derselben nachzuweisen und fasst auf s. 13 das resultat seiner untersuchungen dahin zusammen, „dass der fränkischen Rolandssage ein mythus von einem gotte Hruodo oder Rodo zu grunde liegt, der ums jahr 800 etwa diese form hatte: Der sonnengott Hruodo, Berthas sohn, ausgezeichnet durch sein schwert und sein horn, wird vom altfeinde der götter, Gamalo, verraten, von seinem bluts- oder bundesbruder, Oller, dem schildgott, dessen schwester er liebt, wider dessen willen tötlich verwundet und endet so im kampf wider die unholde im dornental unter dem weltbaum. Die sonne bleibt nach seinem tode still stehen, die steine weinen um den verstorbenen, die geliebte folgt ihm in den tod.“

Er sagt dann weiter: „Es liegt mir hier nicht ob, diesen mythus auf die naturanschauungen zurückzuführen; nur so viel wird sicher sein, dass hierin dargestellt ist der kampf des lichtes und des dunkels während der sonnenwende oder vielleicht noch besser während der herbstlichen tag- und nachtgleiche.“

Im folgenden schliesst er dann daran noch weitere bestätigungen aus einzelnen sagen und gebräuchen, die ihn zu den Rolandssäulen und -bildern, von denen er ausgegangen, zurückführen und ihn in Roland, Irmin und Ziu nur verschiedene namen des einen sonnengottes erkennen lassen.

Wir können auch in diesem abschnitt den resultaten des verfassers im ganzen nur zustimmen, die auf dem grunde sehr richtigen verständnisses der mythensprache ruhen, wie sich in vielen einzelnen punkten auch aus der mythologie der verwanten völker nachweisen liesse.

Soviel über die arbeit im allgemeinen; hier noch einige einzelheiten. Wenn der verfasser glaubt, dass auch in dem namen des wilden jägers Herodes oder Rods, der doch wol in christlicher zeit aus Hrodo entstellt sei, derselbe sonnengott stecke, so kann ich dem nicht beistimmen nach dem, was ich in dieser zeitschrift I, 89 ff. als den grundcharakter des wilden jägers nachgewiesen zu haben glaube. Dagegen kann der blosse name, der doch nichts weiter besagen wird als der berühmte, ja sehr wol zwei ganz verschiedenen göttern zugestanden haben, wie z. b. Indra und Agni bei den Indern oft dieselben beinamen tragen; wie beide z. b. Vṛitrahan, Vṛitratöter und sahasvant, siegreich heissen. — Zu dem umdrehen des Rolands bemerke ich, dass dieselbe sage auch in Stendal geht (märk. sag. s. 5), wo man auch erzählt, der Roland sei verheiratet und der zu Buch (in der Altmark) stehende sei seine frau! (ib.). — In bezug auf die erklärung der form Tiodute bemerke ich, dass zu ihr,

was das bremer wörterbuch bietet, doch nicht ausreicht; es hat kein *dute*, sondern *dutte*, und zwar mit der bedeutung „ein pflock, zapfen." Dagegen bieten Schambach-Müller, niederdeutsches wörterb.: „*dut* (? sing. ungebr.), pl. *dutten*, subst. def. — Nur in der redensart in *dutten gân* in trümmer gehen, zu grunde gehen und in *dutten slân* in trümmer zerschlagen," woraus sich wol die bedeutung pfahl einigermassen rechtfertigen lässt, zumal wenn man den *truncus ligni* des Rudolf von Fulda (myth. 106) als bezeichnung der Irmensäule dazu hält.

Durch *Ziutar*, *Zeter* scheint mir die annahme, dass der weltbaum auch nach *Ziu* genannt sei, hinlänglich gesichert, zumal ja die ursprüngliche bedeutung nur „himmelsbaum" besagt. Mir scheint aber auch, dass zwei sagen aus Nordjütland weiteren beweis dafür liefern, die Sv. Grundtvig in seinen *gamle danske minder* 3, 137 nr. 96 – 97 mitteilt:

Træet paa Tis-Eng [1]

(Fra Thy)

[96]. A. Der skal være et sted, de kalder „Tis' Eng," og der staar et træ med tre grene, og det er saa forfærdelig stort, at det ser ud, som det var „skyfæst." Det er spaat om, at det skal tre danske konger binde deres heste ved, naar slaget er saa hardt, at der er ikkun tolraars drenge og kvindfolk til at kriges. Nogle siger, at det er kongerne af Danmark, Norge og Sverrig, der skal binde deres heste ved det træ.

[97]. B. Paa „Tids Enge" skal der staa et træ, som har været savet af mange gange, men som altid er grot op igjen, og om det har Sybille spaat, at der skal det engang gaa gruelig til: der skal staa et haardt slag. Danmark skal da være i krig, och fjenderne komme her ind i landet sønderfra og lægge det rent øde. Den sidste rest af den danske hær skal saa samles paa Tids-Enge og fjenden staa ligeoverfor den, og saa kommer den danske konge ridende paa sin hvide hest og staar af og binder den ved det træ, og da begynder slaget. Det skal gaa Danskerne imod, for de er saa faa, og de skal blive slaaede ihjel hver mand. Men saa kommer Holger Danske („Olgjer Dahnsk") og samler alle tolraars drenge og tresindstyveaars mænd, og med dem gaar han mod fjenden, og da skal Dansken vinde sejer. Men det er ogsaa det sidste slag der skal staa, for saa er det forbi med baade venner og fjender, og det er Dommedag, da al verden bliver ødelagt.

Der er andre, som siger, at det slag, hvor Holger Danske skal komme, det skal staa paa Kronens Mark norden for Thisted; og de siger ogsaa, at naar det slag skal begynde paa Tis-Enge, saa skal Lindormen i Kløv-Bakke bryde ud og gjøre det af baade med venner og fjender, saa ikke een bliver tilbage; men det kan ogsaa være det samme, for da er det Dommedag.

Ich denke Grundtvigs vermutung ist so wahrscheinlich, dass sie kaum des beweises bedarf; doch würden lagerbücher und urkunden älterer zeit vielleicht den vollen beweis liefern, dass *Tis Eng* nichts sei als *Tirs Eng* und somit von *Himinvângr* himmelsfeld nicht verschieden; der himmlische baum und das himmlische feld, auf dem er steht, sind also nur irdisch localisiert, doch so dass der baum noch himmel und erde verbindet, denn er reicht bis in die wolken *(skyfæst)*. Der könig auf weissem ross, der dasselbe an den baum bindet, möchte dagegen hier nicht *Tyr*, sondern *Oðin* sein, doch ist der zweite kämpfer Holger Danske (Olgjer Dahnsk) für

1) Man kan jo herved tænke paa det Tise, der er Annex til Vrendsted i Vendsyssel; men fra först af har man dog nok tænkt paa Gudens (Tirs) og ikke paa Stedets Navn.

uns von wichtigkeit, da in ihm der Olivier der Rolandssage, wie ihn Meyer aufgefasst hat, nicht mehr verkannt werden kann. Nach dänischer sage war er als geissel bei Karl dem Grossen und zog mit ihm in den krieg gegen die Saracenen, nachher zog er mit dem kaiser nach Indien, wo er eine frucht zu essen bekam, welche seinen körper unsterblich machte, so dass er, obgleich er nachher in Frankreich starb, sich doch an verschiedenen stellen noch sehen lässt. Auch sagt man, dass er, so oft die dänische kriegsmacht in kampf und gefahr ist, sich voran sehen lässt mit dem rothen schilde, um sie zu ehre und ruhm zu führen (Thiele, Danm. folkes. I² 18.). Grimm, myth. 913 sagte: „Die Dänen wandten alte mythen auf Olger, der gar nicht ihnen, sondern den Niederlanden gehört, und derselbe Ogier (Otger, vielleicht Otacher) soll im Ardennerwalde umgehen und einmal widerkommen." Jetzt werden wir wol nicht anstehen, im Olger = Olivier den Ollerus des Saxo mit Meyer zu erkennen, da er ja als Skjaldaráss durch seinen roten schild unverkennbar ist. (Vgl. Meyer s. 13). Nur das scheint mir einzuräumen, dass die romanische namensform wol auf die dänische eingewirkt habe und dass Ogier, der in den romanischen überlieferungen der Däne heisst, in der dänischen sage mit Olivier zusammengeflossen sei. Oder wäre es etwa umgekehrt und wären sowol Olivier als Ogier erst aus dem einen Oller hervorgegangen? Ich unterlasse übrigens auf die klar und auf der hand liegende naturauffassung weiter einzugehen.

Zum schluss will ich noch einen umstand beibringen, der die auffassung der rolandssäulen als der des „berühmten" erklären helfen und eine interessante parallele zum eddischen mythus vom weltbaume bieten möge. Im *Taittiriya-brâhmaṇa* wird unter den zur ausrüstung der opferstätte nötigen hölzern auch der *parṇa* aufgeführt, der, wie ich an einem andern orte ausgeführt habe (herabkunft des feuers s. 126 ff.), himlischen ursprungs sein soll. Da heisst es nun I. 1. 3. 10: „Im dritten himmel von hier war der *soma;* den brachte die *gâyatrî* her, ein blatt *(parṇa)* davon wurde abgerissen, das wurde der *parṇa*-(baum), das ist des *parṇa parṇa*-heit. Wer ein opferrequisit von *parṇa*holz hat, der wird des somatranks teilhaftig. Die götter unterredeten sich beim Brahman, das hörte der *parṇa*, *Suçravâs* (ruhmvoll) heisst er ja mit namen; wer ein opferrequisit von *parṇa*holz hat, erlangt heiligkeit."[1] Zu diesen worten gibt *Sâyana* folgende erläuterung: „Als die götter einst an einsamer stätte sich im schatten des *palâça*baumes niedergelassen und mit dem höchsten Brahman zwiesprache pflogen, hörte das alles der dabei stehende *palâça*baum, und weil er so treffliche dinge gehört, erhielt er den namen *Suçravâs*." Vgl. ib. I, 2, 1, 5—6, wo dieselbe erzählung widerkehrt und nur etwas bestimmter erzählt wird, dass die götter dort heilige reden geführt hätten *(devânâm brahmavâdam vadatâm yad upâçriṇoḥ)*. Die götter halten also unter dem schatten des himlischen *palâça* zwiesprache und führen heilige reden, wie die Asen unter der esche Yggdrasil rat und gericht halten. Der baum führt den beinamen *Suçravâs* (wörtlich = εὐκλεής), was sowol heisst: „der treffliches gehört hat" als auch „von dem treffliches gehört wird, ruhmvoll." — Ich lasse die frage dahin gestellt, ob diese genauen übereinstimmungen bereits gemeingut der urzeit oder nur gleiche weiterbildungen aus gleichen grundlagen seien; im einen wie im anderen falle sind sie von hohem interesse.

1) *tṛitiyasyâm ito divi soma âsît. taṃ gâyatry âharat. tasya parṇam acchidyata, tat parṇo'bhavat. tat parṇasya parṇatvam. yasya parṇamayaḥ sambhâro bhavati, somapîtham evâ' varunddhe. devâ vâi brahmann avadanta, tat parṇa upâçriṇot. suçravâ vai nâma. yat parṇamayaḥ sambhâro bhavati, brahmavarcasam evâ' varunddhe.*

Bemerkt mag nur noch werden, dass *çravas* von derselben wurzel *çru*, *klu* stamt, wie *κλέος* und *Hruodo*.

BERLIN. A. KUHN.

Altgriechische märchen in der Odyssee. Ein beitrag zur vergleichenden mythologie von dr. **Georg Gerland.** Magdeburg, Creutzische buchhandlung 1869. 52 s. 8. (10 sgr.)

Unsere gesamte märchenlitteratur zerfällt in zwei grosse theile: erstens in jüngere märchen, welche fast alle, wie Benfey nachgewiesen hat, aus Indien stammen und dorther einerseits von Arabern und den europäischen völkern entlehnt, andererseits mit dem Buddhismus, dessen litteratur sie zum grossen theil angehören, nach Tübet und der Mongolei gekommen sind. Ausser diesen gibt es aber noch eine sehr grosse anzahl älterer, ja uralter erzählungen, welche man als frühes ureigentum des indogermanischen stamvolkes betrachten muss. Diesen satz sucht vorgenante schrift zu beweisen und zwar zunächst an märchen, welche in Indien von den Vidyâdharen, halbgöttlichen wesen der späteren litteratur, aber von sehr hohem alter, in Griechenland von den Phäaken und Amazonen, in Deutschland von den Walküren und Lichtelben (Titania) erzählt werden; wie denn auch alle jene wesen, die Vidyâdharen, Phäaken, Walküren u. s. w. zu identificieren sind. An diese märchen haben sich und schon in ältester zeit andere angeschlossen: zunächst das von den blutsfreunden oder dem treuen diener, sodann aber der mythos von den toteninseln und der fahrt zu ihnen und endlich von den Schwarzelben, welche sich im späteren Deutschland als Hexen, in Indien als Yakshas und in Griechenland in einzelnen dämonischen wesen widerfinden, wie in Kirke, Medea u. s. w. Nachdem bei dieser gelegenheit noch über den strom und fels vor der unterwelt (leukadischer fels, dillestein der helle, *lapis manalis*) geredet und derselbe aus der geographischen beschaffenheit der ursitze des indogermanischen stamvolkes abgeleitet ist, werden jene Schwarzelben und verwante als plurale personifikation des abends, der nacht, die Lichtelben als eben solche des morgens gedeutet — beide mögen entstanden sein aus dem flockigen gewölk des abend- und morgenhimmels, welches dort immer dunkler, hier aber sich immer goldner und heller färbt. Der kern der behandelten mythen, das hinaufsteigen zum himmel, das herabsteigen zur unterwelt enthüllt sich als uralter sonnenmythos. Einen solchen hat man auch in der sage des Odysseus zu sehen, dessen gleichstellung mit Hermes dadurch fällt.

Ich habe mir von der verehrten redaction dieser zeitschrift den raum für eine selbstanzeige hauptsächlich deshalb erbeten, weil ich dem schriftchen, das in möglichster eile als festgruss geschrieben und gedruckt war, noch einige nachträge anfügen wollte. Zunächst eine kleinigkeit, welche indes nicht ganz ohne interesse ist. Hermes gibt dem Odysseus das kraut moly mit milchweisser blume und schwarzer wurzel und es ist bekannt, gegen welche gefahr es den Odysseus persönlich gegen die schon besiegte Kirke schützen soll. Seite 36 wird über die ähnliche wirksamkeit des deutschen allermannsharnisch u. s. w. geredet. Wie kommen diese harmlosen blumen zu einer solchen kraft? Auf diese frage lässt sich, wie es mir scheint, eine ganz erschöpfende antwort geben. Sie ist folgende. Die uranfängliche medicin nicht blos der Indogermanen, sondern der sämtlichen völker der welt, wenigstens der Afrikaner, Amerikaner, Malaien und Australier bestand zum theil darin, dass man gleiches mit gleichem vertrieb: „gelbholz wurde gegen leberkrankheiten, eine schlangenähnlich gewundene wurzel gegen schlangenbiss, pflanzensaft, der eingetrocknet die

gestalt von würmern annahm, gegen spulwürmer angewendet — jedenfalls die älteste art der homöopathie" (Waitz, anthropol. 3, 391 von brasilianischen völkern nach v. Martius). Man braucht weiter keine beispiele; hat sich doch im deutschen aberglauben vieles der art erhalten, wie man z. b. den saft von brennesselblättern gegen brandwunden anwendet u. s. w. So verlieh man auch den zwiebeln jener pflanzen, welche meist eine grobfaserige hülle (so allium Victorialis, gladiolus) und entweder runde oder länglich gezogene gestalt haben, wegen ihrer ähnlichkeit mit dem gefährdeten theil ihre gefahrabwendende heilkraft. Auch die milchweisse blüte ist vielleicht nicht ohne bedeutung. Spuren ältestes heilverfahrens haben sich übrigens auch sonst noch bei uns erhalten: wenn wir unsere kinder zu grosser beruhigung der leidenden an stellen wo sie sich gestossen oder sonst verletzt haben, unter einem kindischen verschen anblasen: so thun wir jetzt im scherz, was alle naturvölker noch heute im ernst thun, was unsere vorfahren vor jahrtausenden gleichfalls im ernste thaten und dass nur nicht in jenen sinnlosen verschen alte heidnische bannformeln stecken! Auch der aberglaube, man dürfe ein kind nicht anblasen, der z. b. in Hessen ganz verbreitet ist, beruht auf derselben anschauung. Zauber lösende kraft hat das anblasen auch im märchen von den sechs schwänen, Grimm 1, 247.

Doch wir sind abgeschweift und kommen zu unserem heftchen zurück, zu ernsteren dingen. Auch die sage, welche dem Nibelungenlied zu grunde liegt, ist in demselben behandelt und Brunhild als lichtelbin, Günther und Sigfrid als held und treuer diener gedeutet, welche die himlische zu erwerben ausziehen; der ganze mythus also erscheint als andere version der geschichte von Hettel Wate und Hilde. Allein in jener erzählung der Nibelungen ist vieles zusammengeflossen. Sigfrid ist ursprünglich eine personification des lichtes, des tages, der sonne; sein tod durch Hagen mag das absterben des sommers, der lichtzeit darstellen. Von dem sonnenhelden aber giengen noch andere mythen: er zog zum himmel hinan um eine göttin zu freien und stieg wie die abendsonne zur unterwelt in das reich der Nibelungen hinab. So erscheint auch Sigfrid als freier und gewinner der Walküre Brunhild und seine leuchtenden walsungaugen, wie sie ihn der göttin kenntlich machen, verraten auch uns seine ursprüngliche sonnennatur. Später gab man ihm den freund zur seite, der ihm half und noch später verschob man das ganze, indem jetzt der leuchtende sonnengott, ursprünglich der hauptheld, zum gezwungen dienenden helfer wird: sei es aus interesse am pathetischen, denn durch seine verschiebung erhält freilich erst der mythos jenen hohen tragischen reiz; oder sei es, und dies ist wahrscheinlicher, aus rein naturalistisch-mythologischen gründen, denn freilich ist im norden der leuchtende gott der sonne die längste zeit im dienste des kalten, unfreundlichen nebelreiches des winters. Alle diese elemente sind im Nibelungenlied vereint und so wie wir eben aufgezählt, scheint die reihenfolge jener verschmelzungen gewesen zu sein. (Vergl. Simrock, deutsche mythol. 73—75).

Dafür, dass die Walküren den Vidyâdharen gleich zu setzen sind, lässt sich noch anführen, dass, wie jene wunschmädchen heissen und schätze spenden, so in den gärten der Vidyâdharen der wunschbaum steht, der alle wünsche, die man ihm ausspricht, erfüllt (Somadeva, herausg. von Brockhaus, Tar. 22, 18; Brockhaus übers. 117). Dieser wunschbaum lebte auch in der deutschen mythologie: er ist erhalten (nicht entlehnt) in dem bäumchen, welches auf Aschenputtel gold und silber herabwirft, obwol sich hier eine andere mythologische anschauung eingemischt hat, nämlich die von dem segen spendenden einfluss abgeschiedener verwanten. Denn das weisse vögelchen, welches die gaben herabwirft, ist der geist der mutter, welche sich ihres verlassenen und gemishandelten kindes erbarmt. Er ist erhalten ferner in

der wünschelrute, welche meist, wie jener baum auf dem grabe, eine hasel ist; erhalten ferner in der hasel im volksliede, welche ein junges mädchen durch ihre klugen warnungen vor fehltritten behütet. Auch ist es begreiflich, warum die schatzhütenden schlangen und drachen auch „haselwurm" heissen. Weil sie sich gern unter haselnusstauden aufhalten, heisst es bei Frisch; natürlich, sie liegen auf den schätzen, welche die hasel spendet. Unbegreiflich aber ist es, warum die eigentümlichkeiten des indischen wunschbaumes gerade auf den haselstrauch übertragen sind, der sich weder durch hohen wuchs noch durch blütenpracht auszeichnet und dessen früchte man gewiss nicht so hoch hielt, dass durch sie jene übertragung gerechtfertigt ist. Die buchnüsse schätzte man mindestens ebenso hoch, ja höher, wie aus der beschränkung des gotischen *akran* auf die früchte der buche, die buch-eckern, hervorgeht. Dieser bezug der hasel zu gold und schätzen muss einen andern grund haben: er muss im namen liegen. Im sanskrit heisst der wunschbaum *kalpa*, d. i. bewirker, geber, oder *manorathadâyaka*, wunschgeber; ahd. *hasal* leitet Benfey gr. WL. 2, 154 von sanskr. *ças* springen ab und erklärt es „die kleine springende nuss." Hierbei ist aber nicht abzusehen, warum sich mit der hasel die uralte vorstellung des wunschbaumes vereinigt hat; und wenn jene etymologie richtig ist, so möchten wir sie eher so deuten, dass *hasal* die springrute bezeichnet, welche dem schatzgräber aus der hand springt, um schätze anzuzeigen. Allein auch diese erklärung schliesst sich zu sehr einem späteren, nicht ursprünglichen gebrauch an. Man stellt *hasal* gewönlich zu lat. *corylus*, *corulus*, griech. *κόρυλος* und *κάρυον*, welches letztere Benfey zu sanskr. *karaka* schale der kokosnuss stellt und es deshalb von *corylus hasal* trennt. Und mit recht: denn ahd. *s* verlangt auch *s* im sanskr. Hätten wir ein recht, anzunehmen, dass ahd. *s* sanskr. *r* vertreten könnte, wie nach Lottner in Kuhns zeitschr. 7, 190 *viridis* (welches wort gewiss mit Benfey und Bopp zu sanskr. *ḥarit* gestellt werden muss) und althochd. *wiso* zusammengehört, so ergäbe sich als wurzel zu *corulus* und *hasal* sanskr. *kṛî* bestreuen, begaben, anfüllen, was auf den wunschbaum trefflich passen würde. Allein das *s* widersteht dieser erklärung; auch scheint *corulus* im lat. keine beziehung mehr zum *kalpa* der Indier zu haben; und die deminutivform in allen drei sprachen ist zu beachten. Wir kommen also zu keiner bestimten entscheidung; doch scheint uns die geltung der hasel als wunschbaum aus den angeführten gründen wichtig genug, die bisher aufgestellten etymologien anzuzweifeln.[1]

Ob aber nicht noch eine andere spur der Vidyâdharen in unserem deutschen leben und zwar dem alltäglichsten weiterlebt? Es ist etwas ganz gewöhnliches in den indischen märchen, z. b. besonders bei Somadeva, dass Vidyâdharen und andere halbgöttliche wesen als menschen geboren werden, welche sich dann gleich von früher jugend an durch ausserordentliche begabung auszeichnen und schon früh den verdacht erwecken, dass sie eigentlich nicht dieser welt angehören. Auch in Deutschland herschte ein ähnlicher glaube meistens von schlechten geistern, welche ihre kinder mit menschenkindern vertauschen und sie als wechselbälge in die wiege legen. Wird aber der wechselbalg durch etwas als göttliches wesen erkannt, so muss er wider in seine heimat zurück. Mit den guten geistern war es früher wol eben so. Dafür sprechen eine menge märchen, in denen kinder ganz wie schwanjungfrauen oder Vidyâdharen plötzlich in vogelgestalt entrückt und nur durch äusserste mühe widererlangt werden; dafür auch das eintreten ähnlicher halbgöttlicher wesen in

1) Über die hasel vgl. Kuhn, die herabkunft des feuers und des göttertrankes. Berlin 1859 s. 227 fgg. Red.

menschliche verhältnisse (Melusine, Staufenbergers frau u. s. w.), welche verschwinden müssen, sobald man ihre wahre natur erkannt hat. Auch sie zeichnen sich durch besondere schönheit oder sonstige gaben aus. Nun sagen wir im täglichen leben scherzhaft: „er ist zu gut für diese welt;" allein unsere ahnen mögen das, was jetzt nur noch abergläubische kaffeeschwestern, wie z. b. die bewohnerinnen Ostraus bei Freitag Soll und haben cap. 1, ernsthaft nehmen, wirklich so aufgefasst haben, dass allzugut begabte frühreife kinder solche wechselbälge im guten sinne seien und daher stammt jene redensart, als deren ältestes vorkommen mir die stelle in Shakespeares Romeo und Julie, wo die amme von ihrem verstorbenen kinde spricht, bekannt ist. Gewis aber gibt es ältere belege. Weder christlich ist diese vorstellung, noch zur heidnischen moral gehörig, denn das heidentum fasst die welt als ganz glückseligen aufenthalt der lebenden auf und das christentum hält alle menschen für sünder. Sie kann sich also nur entwickelt haben aus einem solchen eingreifen überirdischer mächte, wie ihn das heidentum auch in Deutschland mannigfach annahm.

Doch wir sind immer noch nicht mit den Walküren und ihren verwanten fertig. Wie sich bei Ariost das amazonenmärchen erhalten hat, so finden wir bei ihm auch eine merkwürdige spur unserer deutschen Brunhildsage, und zwar scheint es, als ob wir hier eine einwirkung des Nibelungenliedes hätten, wie sie selten genug in romanischen landen sein dürfte. Ariost erzählt nämlich (32, 51 f.) von einer unendlich schönen königin, die im tiefsten norden auf der „verlorenen insel" oder, wie diese insel von einigen genannt wird, auf Island thront und weil sie sich nur mit dem ersten helden der welt vermählen will, an Karl den Grossen als den höchsten richter ritterlicher dinge einen reichen goldschild (also auch hier die beziehung auf den reichtum) schickt mit der bitte, diesen dem ersten ritter als ehrengabe und ihr diesen ersten ritter als gemahl zu bestimmen. Diese erzählung ist merkwürdig genug; wie es denn überhaupt eine ebenso schwierige als verdienstliche arbeit wäre, die quellen des Ariost nachzuweisen, eine arbeit, welche für die geschichte der märchen und mythen, ja für die entwickelung des romanischen volkslebens von gröster wichtigkeit sein würde.

In meiner abhandlung bin ich ausgegangen von der vergleichung der geschichte des Saktideva mit der des Odysseus, deren ähnlichkeit mir aufgefallen war, als ich vor einigen jahren den Somadeva behuf eines anderen zweckes durchlas. Professor Brockhaus hat seine übersetzung, welche den schluss seiner ausgabe bildet, auch als selbständiges buch erscheinen lassen (Leipzig, Brockhaus 1843), welches ich erst kennen lernte, als es mir die Brockhausische verlagshandlung mit dankenswerter gefälligkeit für meine arbeit zusante. Leider aber hab ich die einleitung jener übersetzung erst gelesen, als meine abhandlung gedruckt und ausgegeben war, und so trage ich hier nach, was ich sonst im texte erwähnt haben würde: seite XVII jener einleitung weist Brockhaus gleichfalls darauf hin, dass Saktideva sowol wie Odysseus in die gefahren der Charybdis geraten und beide auf ähnliche art gerettet werden.

Wie es nun wol in märchen geschieht, dass der held desselben nach mancherlei wunderbaren wegen und abenteuern schliesslich vor ein ehernes thor kommt, das hinter sich eine neue und erst recht wundervolle welt der wunder birgt, die er zwar ahnt, aber noch nicht erkennt: vor ein ähnliches ehernes thor sieht sich schliesslich auch der leser meiner abhandlung geführt, hinter welchem er von wunderbar übereinstimmenden malaiischen, polynesischen, amerikanischen und nach Jülgs neuesten entdeckungen mongolischen mythen und märchen hört, deren übereinstimmung unmöglich auf zufall oder entlehnung beruhen kann, ohne dass er erfährt, was es mit ihnen

und ihrer gleichheit für eine bewantnis habe. Zwar ist es in den märchen oft gefährlich, wenn ein solches thor zu früh oder gar von unbefugten händen eröffnet wird: allein wir wollen es dennoch zu öffnen wagen, wenn wir auch in den geheimnisvollen raum dahinter nicht eintreten. Ja denn: alle diese mythen halte ich für unentlehnt, für gemeinsames erbgut dieser so ganz verschiedenen völker, welche vielleicht in unvordenklichen zeiten nicht so geschieden waren, wie jetzt. Wie aber und woher diese gemeinsamkeit gleicher mythologeme zu erklären ist, das hoff ich später in einem besonderen buche ausführen zu können, für jetzt weise ich nur auf ähnliche übereinstimmungen hin, welche ich in meinem „Aussterben der naturvölker" (20 f. 77 f. 34 f. 40 f. 46. 42 u. s. w.) nicht ohne absicht zusammengestellt habe.

MAGDEBURG, 16. MAI 1869. GEORG GERLAND.

---

1. Kalmückische Märchen. Die märchen des Siddhi-kür oder erzählungen eines verzauberten todten. Ein beitrag zur sagenkunde auf buddhistischem gebiet. Aus dem kalmückischen übersetzt von **B. Jülg.** Leipzig. Brockhaus 1866. (24 sgr.)

2. Mongolische Märchen. Die neun nachtragerzählungen des Siddhi-kür und die geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Eine fortsetzung zu den kalmückischen märchen. Aus dem mongolischen übersetzt mit einleitung und anmerkungen von prof. dr. **B. Jülg.** Insbruck, Wagnersche universitäts-buchhandlung 1868. (1 thlr.)

Die vorstehenden märchensamlungen haben auch für den leserkreis einer zeitschrift für deutsche philologie nach mehr als einer seite hin grosses interesse. Zunächst sind sie für die geschichte des deutschen märchens nicht nur, sondern für die märchenforschung überhaupt so wichtig, dass für jeden, der auf diesem gebiete thätig sein will, beide gleich unentbehrlich genannt werden müssen, denn sie werfen ein helles licht in so schwer zugängliche räume, von denen doch für die geschichte des märchens selbst mancher aufschluss geholt werden muss. Fast jede erzählung beider samlungen gibt material zu wichtigen vergleichungen mit deutschen oder sonst abendländischen märchen an die hand, worauf Jülg in den anmerkungen zu den mongolischen märchen vielfach selbst hinweist; und Benfeys in seinem Pantschatantra ausgesprochene behauptung, dass unser deutscher märchenschatz grosse bereicherung aus indischen quellen durch mongolische vermittelung bekommen hat, bewährt sich durch diese vorliegenden übersetzungen, die zugänglicher und getreuer sind, als ihre verschiedenen vorgängerinnen, vollkommen. Andere erzählungen aber weisen, und das ist besonders merkwürdig, auf eine gemeinschaft des märchenstoffes hin, die, wenn sie auf entlehnung beruht, auf einer ausserordentlich frühen und lange vor Buddhas auftreten erfolgten beruhen muss; wie z. b. (mong. märch. s. 46) die vom könig mit den eselsohren, die ganz genau zu der erzählung vom könig Midas, wie sie Ovid gibt, stimmt und welche ein so wenig griechisches gepräge hat, trotz der einmischung des musengottes, dass man schwerlich glauben wird, sie sei aus dem abendland nach Indien herübergenommen. Noch merkwürdiger ist die vom klugen hasen (ebd. 44), denn ganz dieselbe stellung, welche die indische mythologie dem hasen gibt, und sein zusammenhang mit dem monde findet sich bei den Hottentotten wider in Blecks *Reineke the fox in South-africa.* Genauer auf diese bezüge einzugehen verbietet der raum; die wichtigkeit der übersetzungen Jülgs beweisen sie zur genüge.

Es ist gewiss nicht leicht, aus einer altaischen sprache getreu und doch geniessbar zu übersetzen: allein die vorliegenden märchen sind so schön, so frei und leicht deutsch erzählt, dass nur ein gewisser fremdartiger localton, der dem ganzen einen neuen reiz gibt, an ihren fernen ursprung erinnert. Einzelne theile der samlung sind geradezu musterstücke, wie man übersetzen muss — und kann. Jülg, der bekanntlich auch den grundtext beider märchensamlungen herausgegeben hat, ersteren mit kalmückisch-deutschem wörterbuch, letzteren mit kritischen noten, beide mit übersetzung, ist einer der ersten kenner mongolischer sprachen in Deutschland, deren studium, wie Ewalds abhandlung „über den nordischen sprachstamm" beweist, von ganz specieller wichtigkeit auch für die geschichte der indogermanischen sprachen ist, mag man sich nun für Ewald, oder wie bis jetzt wol die mehrheit der sprachforscher, gegen ihn erklären. — Hiermit verbinden wir die anzeige eines anderen werkchens desselben verfassers:

Jülg, B. Über wesen und aufgabe der sprachwissenschaft mit einem überblick über die hauptergebnisse derselben. Nebst einem anhange sprachwissenschaftlicher literatur. Insbruck, Wagner 1868. 63 ss. (12 sgr.)

Herr Jülg gibt in diesem vortrag einen überblick über das gesamtgebiet der linguistik. Nachdem er kurz die verschiedenen gesichtspunkte besprochen hat, nach denen man die sprachen betrachten kann und, will man ihnen nach allen seiten gerecht werden, betrachten muss, geht er näher ein auf die resultate, welche bisher die wissenschaft in beziehung auf die form der sprachen sowie auf „die sprachliche ethnographie (s. 7)" aufzuweisen hat. Auf jeder seite der abhandlung zeigt sich in knappster form eine wahrhaft staunenswerte fülle der reichsten gelehrsamkeit: auf dem ungeheuren gebiet der linguistik aller weltteile, überall ist der verfasser gleichmässig zu haus, überall weist er nach, was schon geschehen, was noch zu thun ist, überall sondert er aufs umsichtigste das sichere von dem noch nicht feststehenden oder als unrichtig erkannten, ohne auch dies letztere zu übergehen: so dass allen denen, welche sich auf dem lockenden aber schwierigen felde der linguistik orientieren wollen, seien es nun anfänger im sprachstudium oder seien es gereifte, aber auf ein anderes gebiet concentrierte fachmänner, das büchlein nicht genug empfohlen werden kann. Auch für den ethnologen ist es von wichtigkeit und man denke nicht, dass der linguist von fach leer ausgienge: denn wenn auch Herr Jülg zunächst nur die ergebnisse anderer zusammenstellt, so ist doch die wissenschaftliche ansicht, die er selbst vom wesen und zusammenhang der sprachen hat, scharf und bestimmt zwischen den zeilen zu lesen und das ganze empfängt dadurch wie bestimtheit und halt, so sicher fördernde kraft auch für die linguistik als solche. Sehr wertvoll für letztere ist ferner der reiche anhang sprachwissenschaftlicher litteratur, der um so dankenswerter ist, als er in bestimmter anordnung sich auf das gesamtgebiet der sprachwissenschaft bezieht. Der herr verfasser war für eine solche arbeit freilich ganz besonders legitimiert, da man ihm die umarbeitung und ergänzung der Vaterschen litteratur der grammatiken aller sprachen der erde verdankt. — Wenn es der raum verstattete, so möchten wir allerdings über manche punkte, wo wir anderer meinung sind, mit herrn Jülg rechten: so über die art, in der er mit Schleicher die Darwinsche lehre für anwendbar auf die sprache hält (s. 6), wobei doch nichts als eine rein äusserliche analogie und ähnlichkeit heraus komt; so über manches einzelne in bezug auf Polynesien, Melanesien und Australien, und insbesondere über die ausdehnung, welche er der agglutinierenden sprachform (s. 9. f.) gibt, unter welche

er nicht nur, ausser den altaischen, die malaiopolynesischen, sondern auch alle afrikanischen, alle amerikanischen sprachen unterordnet. — Da das büchlein sehr anregend und fesselnd geschrieben ist, so empfiehlt es sich noch einem weiteren leserkreis, bei welchem eine recht weite verbreitung desselben sehr wünschenswert wäre: jeder gebildete laie wird es ohne mühe und mit grossem genuss lesen, da es im edelsten sinne populär ist. Die naturwissenschaften stehen mit deshalb heute in so grosser und allgemeiner achtung, weil der moderne geist, um sich eine sichere, freie und selbständige weltanschauung zu bilden, sie bei diesem bestreben zu grunde legt: nicht minder aber sollte man sich zu diesem zwecke an die so nah verschwisterten wissenschaften, die ethnologie und die linguistik wenden, ja an diese — was bis jetzt noch keineswegs geschicht — vorzugsweise, da sie wie keine andere wissenschaft den menschen über den menschen und seine stellung in der welt aufzuklären im stande sind.

MAGDEBURG, JANUAR 1869. GEORG GERLAND.

Druckfehler.

s.	18	z. 15	statt	56 lies 60
-	144	- 28	-	paruti lies parut
-	153	- 19	-	98 lies 88
-	229	- 6	-	swœre lies swære
-	276	- 3	-	pvaefatio lies praefatio
-	355	- 34	-	poden lies þoden
-	355	- 45	-	Tegerschlag lies Degerschlacht
-	356	- 26	-	Bartsch lies Möbius
-	356	- 33	-	viererlei lies vielerlei
-	357	- 9	-	1867 lies 1868
	439	- 20	-	verkältnisse lies verhältnisse

I. SACHREGISTER.

II. WORTREGISTER.

A. Deutsche sprachen.

1. Gotisch.

2. Althochdeutsch.

9. Altnordisch.

B. Griechisch.

C. Italische sprachen.

1. Lateinisch.

2. Romanisch.

D. Arische sprachen.

1. Sanskrit.

2. Zend.

E. Lettisch-slavische sprachen.

1. Litauisch u. s. w.

2. Slavisch.

Russisch unbezeichnet.

F. Keltisch.

Halle, Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.